

Prof. Dr. Alfred Toth

Metaobjektivtion

Vorwort

Metaobjektivierung – so könnte man sagen, ist das fundamentale Thema der benseschen Semiotik. Diese Abbildung eines (vorgegebenen) Objektes auf ein (nicht-vorgegebenes) Zeichen ist die funktionale Fassung der von Peirce verwandten thetischen Setzung eines Zeichens. Das Wesentliche an beiden Begriffen ist, daß Objekt und Zeichen durch eine Kontexturgrenze getrennt sind und daß die Einführung eines Zeichens eines intentionalen Aktes bedarf. Damit widerspricht Bense – und zurecht, wie ich in zahlreichen Aufsätzen gezeigt hatte – der Pansemiotik von Peirce, die bekanntlich davon ausgeht, daß wir alles, was wir wahrnehmen, nur als Zeichen wahrnehmen können. Denn während die Metaobjektivierung ein willentlicher Akt ist, ist die Wahrnehmung ein unwillkürlicher Prozeß. Daher folgt aus dem benseschen Axiom der Metaobjektivierung, daß zwischen Objekten, ihrer Wahrnehmung und der Zeichensetzung zu unterscheiden ist.

Für die Semiotik bedeutet dies, daß sie nicht länger ein „Universum“ im Sinne der mathematischen Modelltheorie, sondern durch ein sehr komplexes System von Isomorphismen mit der Welt der Objekte verbunden ist. Ich habe daraus bekanntlich den Schluß gezogen, daß es nicht genügt, eine Semiotik im Sinne einer allgemeinen Zeichenlehre zu definieren, sondern daß ihr eine Ontik im Sinne einer allgemeinen Objektlehre an die Seite zu stellen ist. Bemerkenswerterweise finden sich in Benses Schriften selbst deutliche Ansätze zu einem solchen Gedanken – etwa in Benses Unterscheidung zwischen einem „semiotischen“ und einem „ontischen Raum“ und in seiner Einführung einer kategorialen „Nullheit“ in Ergänzung zu den drei Fundamentalkategorien von Peirce. Leider ist es bei diesen Hinweisen geblieben, und nach 1975 kehrte Bense zur Vorstellung einer modelltheoretischen Semiotik zurück, für welche die Gesetze der Extensivität, der Monotonie und der Abgeschlossenheit gelten.

Im vorliegenden Buch werden einige zentrale Studien zusammengefaßt, die im Anschluß an Benses ursprüngliche Konzeption in seinem Band „Semiotische Prozesse und Systeme“ (1975) entstanden sind.

Tucson, AZ/Basel, 31.7.2018

Prof. Dr. Alfred Toth

Kenogrammatik, Präsemiotik und Semiotik

Aber in der Ferne dort hinten
erkenne ich mich ganz als mich
am scharfen Schnitt eines Messers

Max Bense (1985, S. 24)

1. "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9).

2. Nun ist aber klar, dass die Keno-Ebene tiefer liegt als die semiotische Ebene (Kronthaler 1986, Kaehr 2004). Daraus folgt also, dass ein Objekt zuerst zum Kenogramm und erst dann zum Zeichen erklärt werden sollte, denn die die Keno-Ebene kennzeichnende Proöomial-Relation geht ja den logisch-mathematischen Relationen, auf denen auch das Peircesche Zeichen definiert ist, voraus. Nun gilt aber: "Die semiotische Denkweise ist keine strukturelle" (Bense 1975, S. 22), d.h. Kenogrammatik und Semiotik können nicht direkt miteinander vereinigt werden (Toth 2003), da die generative Primzeichenfolge der Semiotik ja der durch vollständige Induktion eingeführten Folge der Peano-Zahlen entspricht (Toth 2008d, 2008e). Daraus folgt also wiederum, dass zwischen Keno- und Zeichen-Ebene eine Zwischenebene angenommen werden muss, auf der Kenogramme in Zeichen transformiert werden.

3. "Die Einführung des Zeichens als ein allgemeines **Invariantenschema** greift sehr viel weiter über die Basistheorie hinaus. Voraussetzung ist die Überlegung, dass ein Objekt, das in eine Semiose eingeführt und bezeichnet oder bedeutet wird, durch einen solchen präsentierenden, repräsentierenden und interpretierenden Prozess nicht verändert wird; d.h. ein Zeichen fixiert Unveränderlichkeiten, Invarianzen dessen, worauf es sich bezieht" (Bense 1975, S. 40).

3.1. "Kennzeichnen wir die Semiose der selektiven Setzung eines beliebigen Etwas (OO) als Mittel einer dreistelligen Zeichenrelation, dann ist dabei zu beachten, dass dieser thetische Zeichenprozess drei Modifikationen von M, das Qualizeichen, das Sinzeichen oder das Legizeichen, hervorbringen kann" (Bense 1975, S. 41)

3.1.1. "Die thetische Semiose (OO) \Rightarrow Qualizeichen hält die materiale Konsistenz bzw. den materialen **Zusammenhang** des eingeführten beliebigen Etwas im Qualizeichen fest;

3.1.2. Die thetische Semiose (OO) \Rightarrow Sinzeichen, die also das Mittel als differenzierendes bzw. identifizierendes intendiert, muss von (OO) in M die Merkmale unveränderlich festhalten, die es selbst differenzieren bzw. **identifizieren**;

3.1.3. Was schliesslich die thetische Semiose (OO) \Rightarrow Legizeichen anbetrifft, die das Mittel als gesetzmässig, konventionell verwendbares einführt, so muss dieses die abgrenzbare, eindeutige Bestimmtheit der materialen **Existenz** des beliebig selektierten Etwas OO und nur dieses als invariantes Merkmal übernehmen, um Legizeichen zu sein. Wir können also die trichotomischen Korrelate des Mittels M eines Zeichens jeweils durch eine determinierende Invariante (relativ und material fundierenden Etwas OO) kennzeichnen:

(OO) \Rightarrow Qual: Invarianz des materialen **Zusammenhangs**;

(OO) \Rightarrow Sin: Invarianz der materialen **Identifizierbarkeit**;

(OO) \Rightarrow Leg: Invarianz der materialen **Existenz**" (Bense 1975, S. 41).

3.2. "Entsprechend kann nun auch die nächste Semiose, in die ein als Mittel eingeführtes Zeichen eintritt, die Semiose des Bezugs des Mittels auf ein bestimmtes Objekt im Sinne des Schemas $M \Rightarrow O$, auf trichotomisch ausdifferenzierbare Invarianzen des Mittels im bezeichneten Objekt zurückgeführt werden. Dabei stösst man wieder auf eine Invarianz des **Zusammenhangs** der Übereinstimmungsmerkmale zwischen Mittel und Objekt, wenn das Objekt iconisch; auf eine Invarianz der Möglichkeit der

Identifizierbarkeit des Objektes durch das Mittel im Sinne nexaler Festlegung, wenn es indexikalisch und auf eine Invarianz der blossen thetischen **Existenz** des Mittels im Objekt, wenn dieses symbolisch bezeichnet wird.

3.3. In der letzten hier im Rahmen der triadischen Zeichenrelation in Betracht zu ziehenden Semiose des Bezugs eines bezeichneten Objektes auf seinen Interpretanten im Sinne des Schemas ($O \Rightarrow I$) handelt es sich um Invarianzen des bezeichneten Objektes in semiotischen Konnexen bzw. Kontexten, die offen, abgeschlossen oder vollständig sein können, kurz, um die Invarianz der 'Bezeichnung' in der 'Bedeutung', da sich gemäss der Basistheorie eine 'Bedeutung' stets auf eine 'Bezeichnung' bezieht. Halten wir also die trichotomische Variation des Interpretanten fest, ist leicht einzusehen, dass der rhematische Interpretant des bezeichneten Objektes als offener Konnex (ohne Wahrheitswert) nur auf die Invarianz der phänomenalen Konsistenz bzw. auf die Invarianz des intentionalen **Zusammenhangs** dieses Objektes bezogen werden kann. Der dicentische Interpretant des bezeichneten Objektes hingegen, der als abgeschlossener Konnex oder Kontext der Behauptung und damit eines Wahrheitswertes fähig ist, gehört zum semiotischen Schema einer **Identifikation**, deren Invarianz darin besteht, dass sie das Objekt durch einen Sachverhalt festlegt, der das bezeichnete Objekt in einem abgeschlossenen Kontext beurteilbar macht. Der argumentische Interpretant des bezeichneten Objektes hingegen, der sich auf eine vollständige Menge dicentischer Konnexe des bezeichneten Objekts stützt, reduziert letztere auf reine **Existenz**-Behauptungen und hält diese als durchgängige Invarianzen fest" (Bense 1975, S. 42 f.).

3.4. Die Semiotik ist also durch die drei Invarianzen des Mittelbezugs (M), der Bezeichnungs- ($M \Rightarrow O$) und der Bedeutungsfunktion ($O \Rightarrow I$) gekennzeichnet, womit natürlich auch das semiotische Objekt und der semiotische Interpretant invariant sind. Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug zeigen in ihren Trichotomien **Invarianz der Konsistenz** (Erstheit), **Invarianz der Identifikation** (Zweitheit) und **Invarianz der Existenz** (Drittheit).

4. Mittels dieses semiotischen Invarianschemas werden präsentierte Objekte auf "disponible" Mittel abgebildet. Bense (1975, S. 45 f.) gibt folgende Beispiele für diesen Übergang. Die hochgestellte "0" zeigt an, dass die Objekte und Mittel die Relationszahl 0 haben, da sie in diesem Übergangszustand noch nicht in eine triadische Relation eingebunden sind (Bense 1975, S. 65):

00 ⇒ M0:	drei disponible Mittel
00 ⇒ M ₁ 0:	qualitatives Substrat: Hitze
00 ⇒ M ₂ 0:	singuläres Substrat: Rauchfahne
00 ⇒ M ₃ 0:	nominelles Substrat: Name

5. In einer zweiten Übergangsstufe werden die disponiblen Mittel auf relationale Mittel abgebildet. Hierzu wird also das semiotische Invarianschema "vererbt":

M0 ⇒ M:	drei relationale Mittel
M ₁ 0 ⇒ (1.1):	Hitze
M ₂ 0 ⇒ (1.2):	Rauchfahne
M ₃ 0 ⇒ (1.3):	"Feuer"

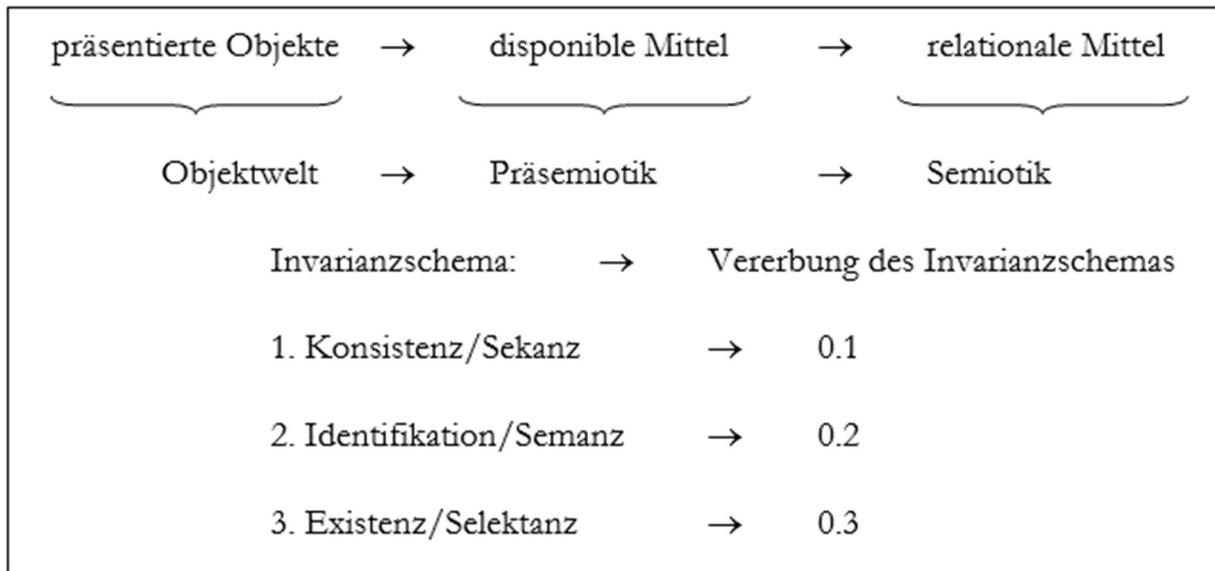
5.1. Mit den drei trichotomischen Subzeichen der Erstheit sind wir natürlich bereits innerhalb der Semiotik. Wie lassen sich aber die drei disponiblen Mittel M_i0 selbst charakterisieren? Matthias Götz hatte hierfür die Annahme einer präsemiotischen Ebene der "Nullheit" und ihre Unterteilung in

- 0.1 = Sekanz
- 0.2 = Semanz
- 0.3 = Selektanz

vorgeschlagen (1982, S. 28): "Sekanz als einer diaphragmatischen Bedingung, die allererst als solche bezeichnet werden muss, um semiotische Vermittlung zu ermöglichen – Ungeschiedenes ist nicht repräsentabel -, der Semanz als der Bedingung, Form als Form beschreibbar sein zu lassen, und endlich der Selektanz als Bedingung nachträglicher Nutzung, wenn diese als selektiver

Vorgang aufgefasst ist, oder allgemeiner: als Umgang mit dem Objekt” (1982, S. 4).

5.2. Wenn wir die bisherigen Erkenntnisse zusammenfassen, erhalten wir also das folgende Schema:



5.3. Durch Kombination der semiotischen Invarianten Konsistenz, Identifikation und Existenz bzw. der präsemiotischen Eigenschaften der Sekanz, Semanz und Selektanz erhalten wir eine präsemiotische Matrix

	0.1	0.2	0.3
0.1	(0.1 0.1)	(0.1 0.2)	(0.1 0.3)
0.2	(0.2 0.1)	(0.2 0.2)	(0.2 0.3)
0.3	(0.3 0.1)	(0.3 0.2)	(0.3 0.3)

als Basis für die semiotische Matrix

	.1	.2	.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

so dass also $(0.1 \ 0.1) \rightarrow (1.1)$, $(0.1 \ 0.2) \rightarrow (1.2)$, $(0.1 \ 0.3) \rightarrow (1.3)$ durch kategoriale Reduktion und $(0.2 \ 0.1) \rightarrow (2.1)$, $(0.2 \ 0.2) \rightarrow (2.2)$, $(0.2 \ 0.3) \rightarrow (2.3)$; $(0.3 \ 0.1) \rightarrow (3.1)$, $(0.3 \ 0.2) \rightarrow (3.2)$ und $(0.3 \ 0.3) \rightarrow (3.3)$ durch kategoriale Reduktion und Vererbung gebildet werden. Mit anderen Worten: Die Dreiheit oder präsemiotische Triade des Invarianzschemas "Konsistenz-Identifikation-Existenz" wird für jede der drei Invarianzen iteriert, wobei deren Merkmale gleich weitervererbt werden, so dass also aus drei präsemiotischen Triaden drei präsemiotische Trichotomien entstehen, deren kategoriale Struktur das gleiche Invarianzschema haben:

Sekanz-Konsistenz: $0.1 \rightarrow 1.1 \rightarrow 2.1 \rightarrow 3.1$
 Semanz-Identifikation: $0.2 \rightarrow 1.2 \rightarrow 2.2 \rightarrow 3.2$
 Selektanz-Existenz: $0.3 \rightarrow 1.3 \rightarrow 2.3 \rightarrow 3.3$

6. Damit bekommen wir ein tetradisch-tetratomisches präsemiotisches Zeichenmodell

$PZR = (.0., .1., .2., .3.)$,

das den 0-relationalen Bereich als Verortung einer triadischen Zeichenrelation $ZR = (.1., .2., .3.)$ und damit als Qualität enthält (vgl. Toth 2003, S. 22). Im präsemiotischen Zeichenmodell PZR gibt es also noch keine kontexturale Trennung von Zeichen und Objekt, denn die Tetratomie:

$(0.0, 0.1, 0.2, 0.3)$

enthält ja das Objekt in Form des präsemiotischen Subzeichens (0.0), zusammen mit den bereits erwähnten (prä-)semiotischen Invarianten.

6.1. PZR = (.0., .1., .2., .3.) ist somit eine durch präsemiotische Kategorien belegte Kenogrammstruktur. Allgemein gilt: Werden Kenogrammstrukturen strukturlogisch durch $n_{\log} \in \{\circ, \square, \blacksquare, \blacklozenge, \dots\}$ (Günther 1976-80, Bd. 3, S. 112), mathematisch durch $n_{\text{math}} \in \mathbf{N} \cup \{0\}$ (Kronthaler 1986, S. 14 ff.) und semiotisch durch $n_{\text{sem}} \in \{0, 1, 2, 3\} \subset \mathbf{N} \cup \{0\}$ (Toth 2003, S. 21 ff.) belegt, und das heißt einfach durch ein beliebiges $n \in \mathbf{N} \cup \{0\}$, wobei zwei Einschränkungen zu machen sind:

1. $|n_{\log}| = |n_{\text{math}}| = |n_{\text{sem}}|$
2. Es gelten die Schadach-Abbildungen (Schadach 1967, S. 2 ff.):
 - 2.1. Für Proto-Strukturen: $\mu_1 \sim_P \mu_2 \Leftrightarrow \text{card}(A/\text{Kern } \mu_1) = \text{card}(A/\text{Kern } \mu_2)$, wobei $\text{card}(A/\text{Kern } \mu)$ die Kardinalität der Quotientenmenge $A/\text{Kern } \mu$ von A relativ zum Kern von μ ist;
 - 2.2. Für Deutero-Strukturen: $\mu_1 \sim_D \mu_2 \Leftrightarrow A/\text{Kern } \mu_1 \cong A/\text{Kern } \mu_2$, wobei der Isomorphismus zwischen $A/\text{Kern } \mu_1$ und $A/\text{Kern } \mu_2$ definiert ist durch: $A/\text{Kern } \mu_1 \cong A/\text{Kern } \mu_2 \Leftrightarrow$ Es gibt eine Bijektion $\varphi: A/\text{Kern } \mu_1 \rightarrow A/\text{Kern } \mu_2$, so daß $\text{card } \varphi([a_i]_{\text{Kern } \mu_1}) = \text{card } [a_i]_{\text{Kern } \mu_2}$ für alle $a_i \in A$. $[a_i]_{\text{Kern } \mu}$ ist die Äquivalenzklasse von a_i relativ zum Kern von μ ; $[a_i]_{\text{Kern } \mu} = \{a \in A \mid (a_i, a) \in \text{Kern } \mu\}$;
 - 2.3. Für Trito-Strukturen: $\text{KZRT} := \mu_1 \sim_T \mu_2 \Leftrightarrow A/\text{Kern } \mu_1 = A/\text{Kern } \mu_2$. Das bedeutet: $[a_i]_{\text{Kern } \mu_1} = [a_i]_{\text{Kern } \mu_2}$ für alle $a_i \in A$,

dann erkennt man, dass auf der kenogrammatistischen Ebene Logik, Mathematik und Semiotik im Sinne von polykontexturaler Logik, qualitativer Mathematik und Präsemiotik noch nicht geschieden sind. Mit anderen Worten: Wenn man annimmt, dass die Kenogramm-Ebene fundamentaler ist als die Ebene der monokontexturalen Logik, der quantitativen Mathematik und der Semiotik,

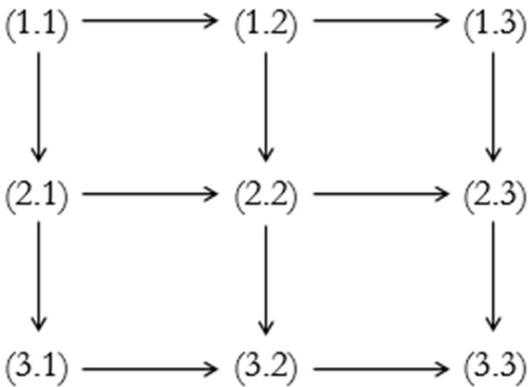
dann werden letztere aus der Kenogramm-Ebene durch Monokontexturalisierung bzw. durch **Inversion der Schadach-Abbildungen** gewonnen.

6.1.1. Zunächst wird also die inverse Schadach-Abbildung **Trito-Struktur** → **Deutero-Struktur** vorgenommen, d.h. die Positionsrelevanz bei maximaler Wiederholbarkeit eines Kenozeichens geht verloren.

6.1.2. Bei der inversen Schadach-Abbildung **Deutero-Struktur** → **Proto-Struktur** geht zusätzlich die maximale Wiederholbarkeit des Symbols verloren.

6.1.3. Bei der inversen Schadach-Abbildung **Proto-Struktur** → **Peano-Struktur** entstehen aus Kenozeichen logische und mathematische Wertzahlen und Wertzeichen (vgl. Buczyńska-Garewicz 1970). Die zur Etablierung von Wert nötige Eineindeutigkeit von Zahlen und Zeichen wird also erst durch völlige Aufhebung der Wiederholbarkeit von Kenogrammen garantiert. Damit verlieren Zahlen und Zeichen allerdings auch den ontologischen „Spielraum“, der es erlaubt, sowohl Subjekt als auch Objekt in einem einheitlichen logischen, mathematischen und semiotischen Modell zu behandeln, d.h. mit dem Übergang von der Proto- zur Peano-Struktur werden Zahlen und Zeichen monokontextural.

6.1.4. Nun ist es aber so, dass die Peircesche Zeichenrelation $ZR = (.1., .2., .3.)$ zu flächigen Zahlen und zu mehreren Nachfolgern und Vorgängern führt, also zu qualitativ-quantitativen Eigenschaften, die sie mit den Proto- und Deutero-Zahlen teilen (vgl. Toth 2008d, 2008e):

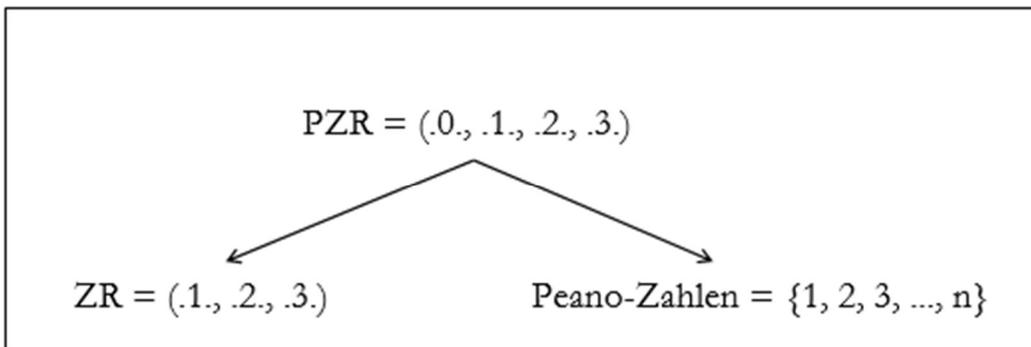


Die „Peirce-Zahlen“ (1.1), (1.2), (2.1) und (2.2) haben also je 3 Nachfolger, (3.1) und (3.2) haben je 1 Nachfolger, (1.1) hat keinen Vorgänger und (3.3) keinen Nachfolger. Weitere Gemeinsamkeiten der Semiotik mit transklassischen kybernetischen Systemen wurden bereits von Maser (1973, S. 29 ff.) festgestellt. Wenn also die Zeichenrelation ZR gewisse polykontexturale Eigenschaften bewahrt, so muss dies auch für Kontexturgrenzen wie diejenige zwischen Zeichen und Objekt gelten: „Die semiotische Matrix (der Zeichenkreis) fixiert die Phasen des Abstraktionsflusses zwischen Wirklichkeit und Bewusstsein als Phasen von Semiosen mit den stabilen Momenten der Abstraktion als Zeichen, d.h. als modifizierte Zustände der Wirklichkeit im Sinne modifizierter Zustände des Bewusstseins. (Peirce, das möchte ich hier einschieben, sprach vom ‘zweiseitigen Bewusstsein’ zwischen ‘Ego’ und ‘Non-Ego’ (CP. 8.330 ff.))” (Bense 1975, S. 92), vgl. auch Bense (1976, S. 39). Mit anderen Worten: Das Peircesche Zeichen ist im Zwischenbereich zwischen Bewusstsein und Welt, Zeichen und Objekt angesiedelt und umfasst damit in sich die zwei ontologischen und erkenntnistheoretischen Hauptkontexturen: „Selbst jenen Schnitt zwischen dem ‘Präsentamen’ und dem ‚Repräsentamen‘ nimmt das Zeichen als relativen in die **Zeichensetzung** hinein” (Bense 1979, S. 19). Das Peircesche Zeichen ist damit im Hegelschen Raum des Werdens zwischen Sein und Nichts angesiedelt, wo wir also ein Geflecht von monokontexturalen und polykontexturalen Strukturen finden.

6.1.5. Aus dieser Einsicht folgt, dass bei einer Abbildung der polykontexturalen präsemiotischen Relation $PZR = (.0., .1., .2., .3.)$ auf die Peano-Zahlen nicht die Peircesche Zeichenrelation $ZR = (.1., .2., .3.)$ mit ihren flächigen Zahlen und der

Mehrdeutigkeit der Vorgänger-Nachfolger-Relation der Peirce-Zahlen herauskommen würde, sondern schlicht und einfach ein kurzer Abschnitt der Peano-Zahlen, die also wie jene ganz ohne Bedeutung und Sinn, d.h. semiotisch gesprochen ohne Bezeichnungs- ($M \Rightarrow O$) und Bedeutungs- ($O \Rightarrow I$) und damit auch ohne Gebrauchsrelation ($I \Rightarrow M$) wäre, mit anderen Worten: eine simple kurze Folge natürlicher Zahlen, die niemals eine „dreifach gestufte Relation über Relationen“ (Bense), d.h. eine triadische Relation bestehend aus einer monadischen, einer dyadischen und einer triadischen Relation darstellte.

6.1.6. Daraus wiederum folgt, dass Keno-Zahlen einerseits auf Peirce-Zahlen abgebildet werden müssen und andererseits auf Peano-Zahlen abgebildet werden. Natürlich könnte man Peirce-Zahlen (ebenso wie Proto-, Deutero- und Trito-Zahlen) auf Peano-Zahlen durch Monokontextualisierung bzw. einer den inversen Schadach-Abbildungen ähnliche Transformation (Aufhebung der Faserung) abbilden:



Bei der Abbildung von PZR \rightarrow ZR muss daher die polykontexturale Eigenschaft der Wiederholbarkeit von Kenogrammen im Gegensatz zur Abbildung PZR \rightarrow Peano-Zahlen erhalten bleiben. Damit entsteht aber in ZR zugleich ein neues Stellenwertsystem, insofern die Position eines Primzeichens in einer Peirce-Zahl nun relevant wird, denn $(1.2) \neq (2.1)$, $(1.3) \neq (3.1)$, $(2.3) \neq (3.2)$. Die Unterscheidung von triadischen und trichotomischen Stellenwerten bewirkt nun in ZR, dass (1.2) , (2.1) , (1.3) , (3.1) , (2.3) , (3.2) im Gegensatz zu den Peano-Zahlen 12, 21, 13, 31, 23, 32 in einer Vorgänger-Nachfolger-Relation innerhalb eines zweidimensionalen Zeichen-Zahlen-Schemas stehen.

7. Damit sind wir aber noch nicht beim Peirce-Benseschen System der 10 Zeichenklassen gelangt, denn aus den 9 Peirce-Zahlen oder Subzeichen (1.1, 1.2, 1.3, 2.1, 2.2, 2.3, 3.1, 3.2, 3.3) lassen sich nun nach der durch die Abbildung $PZR \rightarrow ZR$ weggefallenen präsemiotischen Kategorie der Nullheit (.0.) zunächst $9 \times 9 = 81$ triadische Zeichenklassen bilden:

1.1 1.1 1.1	1.2 1.1 1.1	1.3 1.1 1.1
1.1 1.1 1.2	1.2 1.1 1.2	1.3 1.1 1.2
1.1 1.1 1.3	1.2 1.1 1.3	1.3 1.1 1.3
1.1 1.2 1.1	1.2 1.2 1.1	1.3 1.2 1.1
1.1 1.2 1.2	1.2 1.2 1.2	1.3 1.2 1.2
1.1 1.2 1.3	1.2 1.2 1.3	1.3 1.2 1.3
1.1 1.3 1.1	1.2 1.3 1.1	1.3 1.3 1.1
1.1 1.3 1.2	1.2 1.3 1.2	1.3 1.3 1.2
1.1 1.3 1.3	1.2 1.3 1.3	1.3 1.3 1.3
2.1 1.1 1.1	2.2 1.1 1.1	2.3 1.1 1.1
2.1 1.1 1.2	2.2 1.1 1.2	2.3 1.1 1.2
2.1 1.1 1.3	2.2 1.1 1.3	2.3 1.1 1.3
2.1 1.2 1.1	2.2 1.2 1.1	2.3 1.2 1.1
2.1 1.2 1.2	2.2 1.2 1.2	2.3 1.2 1.2
3.1 1.2 1.3	2.2 1.2 1.3	2.3 1.2 1.3

2.1 1.3 1.1	2.2 1.3 1.1	2.3 1.3 1.1
2.1 1.3 1.2	2.2 1.3 1.2	2.3 1.3 1.2
2.1 1.3 1.3	2.2 1.3 1.3	2.3 1.3 1.3
3.1 1.1 1.1	3.2 1.1 1.1	3.3 1.1 1.1
3.1 1.1 1.2	3.2 1.1 1.2	3.3 1.1 1.2
3.1 1.1 1.3	3.2 1.1 1.3	3.3 1.1 1.3
3.1 1.2 1.1	3.2 1.2 1.1	3.3 1.2 1.1
3.1 1.2 1.2	3.2 1.2 1.2	3.3 1.2 1.2
3.1 1.2 1.3	3.2 1.2 1.3	3.3 1.2 1.3
3.1 1.3 1.1	3.2 1.3 1.1	3.3 1.3 1.1
3.1 1.3 1.2	3.2 1.3 1.2	3.3 1.3 1.2
3.1 1.3 1.3	3.2 1.3 1.3	3.3 1.3 1.3

7.1. Diese Zeichenklassen weisen im Gegensatz zu den Peirce-Benseschen Zeichenklassen keine Triadizitätsbeschränkung auf, die sich aus Peirce's "pragmatischer Maxime" ergibt (vgl. Buczynska-Garewicz 1976), d.h. sie werden nicht durch eine Restriktion eingeschränkt, die besagt, ein Zeichen habe aus je einer Erstheit, einer Zweitheit und einer Drittheit zu bestehen. Diese 81 Zeichenklassen lassen demnach freie Wiederholbarkeit jedes triadischen Zeichenbezugs zu und ähneln demnach den Deutero-Zahlen.

7.2. Wendet man Triadizitätsbeschränkung an, so reduzieren sich die 81 Zeichenklassen auf 27. Die in ihnen enthaltenen Peirce-Zahlen können also nur

noch minimal wiederholt werden, weshalb diese 27 Zeichenklassen den Proto-Zahlen ähneln:

3.1 2.1 1.1	3.2 2.1 1.1	3.3 2.1 1.1
3.1 2.1 1.2	3.2 2.1 1.2	3.3 2.1 1.2
3.1 2.1 1.3	3.2 2.1 1.3	3.3 2.1 1.3
3.1 2.2 1.1	3.2 2.2 1.1	3.3 2.2 1.1
3.1 2.2 1.2	3.2 2.2 1.2	3.3 2.2 1.2
3.1 2.2 1.3	3.2 2.2 1.3	3.3 2.2 1.3
3.1 2.3 1.1	3.2 2.3 1.1	3.3 2.3 1.1
3.1 2.3 1.2	3.2 2.3 1.2	3.3 2.3 1.2
3.1 2.3 1.3	3.2 2.3 1.3	3.3 2.3 1.3

7.3. Nun muss ein Zeichen, ebenfalls nach Peirce's pragmatischer Maxime, vom einem Interpretanten (.3.) her eingeführt werden, der ein Objekt (.2.) durch ein Mittel (.1.) bezeichnet. Dementsprechend werden die Benseschen Zeichenklassen nach dem Schema (3.a 2.b 1.c) geordnet. Dieses "degenerative" Zeichenmodell (Bense 1971, S. 37) ist jedoch nur ein Spezialfall unter vielen möglichen Anordnungen der Primzeichen. So weist der generative Graph die Richtung ($M \rightarrow O \rightarrow I$), der thetische Graph ($I \rightarrow M \rightarrow O$), der kommunikative Graph ($O \rightarrow M \rightarrow I$) und der kreative Graph die Vereinigung der Richtungen ($I \rightarrow M \rightarrow O$) und ($M \rightarrow I \rightarrow O$) auf (Bense 1971, S. 40, 102; Bense 1976, S. 107). undefiniert bleibt also nur die Richtung $*O \rightarrow I \rightarrow M$.

Behält man aber die "degenerative" (oder retrosemiosische) Anordnung ($I \rightarrow O \rightarrow M$) bei, folgt hieraus die semiotische Inklusionsbeschränkung, wonach in einem Zeichen der Struktur (3.a 2.b 1.c) der Wert der Stelle c höchstens gleich

gross wie der Wert der Stelle b, und der Wert der Stelle b höchstens gleich gross wie der Wert der Stelle a sein darf. Unter Anwendung dieser Inklusionsbeschränkung – die ebenso wie die Triadizitätsbeschränkung weiter unten formal exakt gegeben wird – erhält man statt der 27 nur noch 10 Zeichenklassen:

3.1 2.1 1.1	3.1 2.3 1.3
3.1 2.1 1.2	3.2 2.2 1.2
3.1 2.1 1.3	3.2 2.2 1.3
3.1 2.2 1.2	3.2 2.3 1.3
3.1 2.2 1.3	3.3 2.3 1.3

7.4. Während also die ohne Triadizitäts- und Inklusionsbeschränkung gebildeten 81 Zeichenklassen strukturelle Ähnlichkeiten mit den Deutero-Zahlen und die mit Triadizitäts-, aber ohne Inklusionsbeschränkung gebildeten 27 Zeichenklassen strukturelle Ähnlichkeiten mit den Proto-Zahlen aufweisen, sind die unter Wirkung beider Restriktionen gebildeten 10 Zeichenklassen strukturell zwischen Proto- und Peano-Zahlen angesiedelt, also wiederum im Niemandsland des Hegelschen Werdens zwischen Sein und Nichts. Es genügt daher nicht, Proto-Zahlen durch Monokontextualisierung auf Peano-Zahlen abzubilden, sondern dazwischen fungieren Abbildungsregeln, die sich aus den Prinzipien der Triadizitäts- und der Inklusionsbeschränkung ergeben:

7.4.1. Prinzip der Triadizitätsbeschränkung: Bei Zeichenklassen sind die triadischen Glieder der Folge mit den konstanten triadischen Primzeichen $3 > 2 > 1$ in dieser Reihenfolge zu besetzen (für die trichotomischen Glieder gilt das Prinzip der Inklusionsbeschränkung), dieses Prinzip transformiert also eine präsemiotische Struktur der Form (a.b c.d e.f) mit $a, b, c, d, e, f \in \{1, 2, 3\}$ in eine (prä-)semiotische Struktur der Form (3.a 2.b 1.c) mit $a, b, c \in \{.1, .2, .3\}$.

7.4.2. **Prinzip der Inklusionsbeschränkung:** Zeichenklassen der Form (3.a 2.b 1.c) mit $a, b, c \in \{.1, .2, .3\}$ müssen nach dem semiotischen $a \leq b \leq c$ gebildet sein. Damit werden also etwa Zeichenklassen der Form *3.2 2.1 1.3, *3.3 2.2 1.1 oder *3.3 2.1 1.1 ausgeschlossen, weil der trichotomische Stellenwert eines Subzeichen der Position (n+1) nicht kleiner als derjenige des Subzeichens der Position n sein darf.

7.4.3. Nach Kronthaler (1992) sind die beiden grundlegenden semiotischen Limitationsaxiome das Prinzip der Objekttranszendenz und das Prinzip der Zeichenkonstanz (vgl. auch Toth 2003, S. 23 ff.). Wie wir gesehen haben, entsteht das Prinzip der Objekttranszendenz erst beim Übergang von PZR = (.0., .1., .2., .3.) \rightarrow ZR = (.1., .2., .3.), also bereits im Stadium der Präsemiotik. Wie es nun scheint, garantieren die Prinzipien der Triadizitäts- und der Inklusionsbeschränkung gerade das Prinzip der Zeichenkonstanz, weil erst nach Anwendung beider Restriktionen Peirce-Zahlen nicht mehr wiederholbar sind. Das Prinzip der Zeichenkonstanz entsteht somit erst beim Übergang von den 27 Zeichenklassen zu den 10 Zeichenklassen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Über "tiefste" semiotische Fundierungen. In: Semiosis 33, 1984, S. 5-9

Bense, Max, Kosmos atheos. Baden-Baden 1985

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

- Buczyńska-Garewicz, Hanna, Wartość i fakt. Warszawa 1970
- Buczyńska-Garewicz, Hanna, Der Interpretant, die Autoreproduktion des Symbols und die pragmatische Maxime. In: Semiosis 2, 1976, S. 10-17
- Götz, Matthias, Schein Design. Die Form und ihre Planung in semiotischer Sicht. Diss. Stuttgart 1982
- Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3. Bde. Hamburg 1980
- Kaehr, Rudolf/Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993
- Kaehr, Rudolf, Skizze eines Gewebes rechnender Räume in denkender Leere. 2004. www.vordenker.de
- Kronthaler, Engelbert, Grundlegung der Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986
- Kronthaler, Engelbert, Zahl – Zeichen – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302
- Maser, Siegfried, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. 2. Aufl. Stuttgart 1973
- Schadach, Dieter J., A classification of mappings between finite sets and some applications. BCL Report No. 2.2, February 1, 1967, Biological Computer Laboratory, Department of Electrical Engineering, University of Illinois
- Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003
- Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. Klagenfurt 2007
- Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007
- Toth, Alfred, Protozahlen und Primzeichen. 2008a (= Kap. 9)
- Toth, Alfred, Semiotische Thetik, Hypotypose und Modelltheorie. 2008b (= Kap. 11)
- Toth, Alfred, Proto-, Deutero- und Tritto-Zeichen. 2008c (= Kap. 13)
- Toth, Alfred, Zu einer semiotischen Zahlentheorie I. 2008d (= Kap. 19)
- Toth, Alfred, Zu einer semiotischen Zahlentheorie II. 2008e (= Kap. 20)

Grundriss einer "objektiven Semiotik"

1. Wie ich bereits in Toth (2008b, S. 47 ff.) dargestellt hatte, gibt es mehrere sehr gute Gründe für die Nicht-Arbitrarität von Zeichen. Diese sollen hier ausführlich angegeben werden.

Sowohl Erstheit, Zweitheit als auch Drittheit von Zeichen treten als Triaden selber trichotomisch auf, und zwar im Sinne von kartesischen Produkten aus diesen Triaden:

Trichotomie der Erstheit: (1.1), (1.2), (1.3)

Trichotomie der Zweitheit: (2.1), (2.2), (2.3)

Trichotomie der Drittheit: (3.1), (3.2), (3.3)

Bei der Einführung eines Zeichens setzt also ein Jemand ein Mittel (.1.) als Substitut für ein Objekt (.2.), das dann im Bewusstsein dieses Zeichensetzers in einem Bedeutungskonnex (.3.) fungiert. Hier ergibt sich also ein

Erster Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die kategoriale Reihenfolge bei der Semiose, d.h. der Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 8) ist nicht willkürlich, sondern hat die folgende semiosisgenerative Ordnung: (.1.) > (.2.) > (.3.).

Unter Berücksichtigung der obigen Trichotomien folgt hieraus aber bereits ein

Zweiter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Schon in der ersten Phase der Semiotik, nämlich der thetischen Setzung eines Mittels für ein Objekt, muss der Zeichensetzer sich entscheiden, aus welcher trichotomischen Erstheit er dieses Mittel wählt, d.h. (1.1), (1.2) oder (1.3).

Dasselbe gilt aber natürlich für alle Trichotomien aller Triaden des Zeichens: Es gibt grundsätzlich immer drei Möglichkeiten ((1.1, 1.2, 1.3), (2.1, 2.2, 2.3), (3.1, 3.2, 3.3)) aus denen je ein Subzeichen zur Bildung einer triadisch-trichotomischen Zeichenrelation ausgewählt werden muss:

Dritter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Sowohl im Mittel-, Objekt als auch im Interpretantenbezug muss sich der Zeichensetzer bei der Semiose für je ein trichotomisches Subzeichen zur Bildung einer triadisch-trichotomischen Zeichenrelation entscheiden. Die angebliche Willkürlichkeit von Zeichen ist hier also zunächst doppelt eingeschränkt: Erstens muss je ein monadisches, ein dyadisches und ein triadisches Subzeichen seligiert werden, und zweitens ist diese Wahl auf ein Repertoire von je drei verfügbaren Subzeichen pro Trichotomie beschränkt. Ferner kommt eine weitere Beschränkung dazu: Bei der Semiose müssen sich die ausgewählten trichotomischen Subzeichen auf die semiosische Inklusionsordnung ((1.a), (2.b), (3.c)) mit $a \geq b \geq c$ beschränken, wodurch also Pseudo-Zeichenklassen wie *(1.1, 2.2, 3.3) ausgeschlossen und damit die Wahlfreiheit weiter eingeschränkt wird.

Sobald also eine reguläre Zeichenklasse, d.h. eine Zeichenklasse, welche die oben dargestellten Restriktionen befolgt, gebildet ist, ist es möglich, ein Objekt dergestalt in ein Meta-Objekt zu transformieren, dass das es substituierende Zeichen im Sinne einer triadisch-trichotomischen Zeichenklasse dieses Objekt unter möglichst geringem Qualitätsverlust repräsentiert:

Vierter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Wenn ein Objekt durch ein Zeichen substituiert wird, muss verlangt werden, dass die Zeichenklasse, zu welcher das das Objekt repräsentierende Zeichen gehört, die qualitativen Eigenschaften des Objekts bestmöglich erhält.

Wenn also jemand das aktuelle Wetter an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit durch ein Zeichen repräsentieren möchte, so wird er beispielsweise nicht ein Zeichen wählen, welches die Farbe des Himmels, also eine nicht-repräsentative Qualität, substituiert, sondern einen Wetterhahn aufs Dachs montieren, dessen durch den Wind je verschieden gesteuerte Stellung ein bestmögliches mechanisches Abbild einer augenblicklichen Wetterlage abgibt. Da das erste, rein qualitative Zeichen der Zeichenklasse (3.1 2.1 1.1) angehört, während das zweite Zeichen, der Wetterhahn, der Zeichenklasse (3.2 2.2 1.2) zugehört (Walther 1979, S. 82 f.), folgt also die Zuordnung eines

Zeichens zu einer Zeichenklasse aus dem oben erwähnten Prinzip der maximalen Qualitätserhaltung eines Objekts durch ein Zeichen in der Semiose. Daraus folgt nun ein

Fünfter Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die Zuordnung von Zeichen zu Objekten ist insofern nicht willkürlich, als der theoretisch unendlichen Menge von Qualitäten der Welt nur 10 Zeichenklassen gegenüberstehen, welche diese Objekte der Welt im Einklang mit dem semiotischen Prinzip der maximalen Qualitätserhaltung von Objekten in Zeichen repräsentieren müssen.

2. Die genannten fünf Gründe für die Nichtarbitrarität von Zeichen könnten nun aber dadurch als sekundär abgetan werden, dass jemand erklärte, immerhin seien Zeichen und ihre Objekte ja zueinander transzendent, und weil zwischen ihnen keine "Brücke hin- und herüberführe" (Hausdorff 1976, S. 27), sei die Entscheidung, welches Zeichen welches Objekt substituieren, primär eben doch arbiträr. Dem widerspricht aber die Möglichkeit, eine Präsemiotik im Sinne einer zwischen ontologischen und semiotischen Räumen (Bense 1975, S. 45, 65 f., Toth 2008a, b) vermittelnden Wissenschaft einzuführen, welche einerseits zwischen Relational- und Kategorialzahlen unterscheidet (Bense 1975, S. 65) und welche andererseits auf dieser Unterscheidung die präsemiotische Trichotomie von "Sekanz, Semanz und Selektanz" (Goetz 1982, S. 28) einführt.

Sehr einfach gesagt, besagt die Unterscheidung von Relational- und Kategorialzahlen, dass ein bei der Zeichensetzung vorgegebenes Objekt zwar noch keine Relationalzahl r , aber bereits die Kategorialzahl $k = 0$ trägt. Daraus folgt, dass in Zeichen bei monadischen Relationen $r = 1$, bei dyadischen Relationen $r = 2$ und bei triadischen Relationen $r = 3$, dass also $r > 0$ und dass daher die zur Kennzeichnung einer Zeichenrelation verwendeten Indizes k und r nur im Falle der triadisch-trichotomischen Semiotik identisch sind. So können also im Anschluss an Bense (1975, S. 65) die drei Trichotomien des Zeichens wie folgt notiert werden:

$ZR_{k=r=1}$, $ZR_{k=1, r=2}$, $ZR_{k=1, r=2}$,
 $ZR_{k=2, r=1}$, $ZR_{k=r=2}$, $ZR_{k=2, r=3}$,
 $ZR_{k=3, r=1}$, $ZR_{k=3, r=2}$, $ZR_{k=r=3}$.

Wie man leicht erkennt, kann man mit Hilfe des Benseschen "Tricks" der Zuschreibung einer Kategorialzahl zu einem Objekt dieses Objekt gerade durch diese Kategorialzahl in eine präsemiotische tetradische Relation einführen:

$PZR = (0., .1., .2., .3.)$

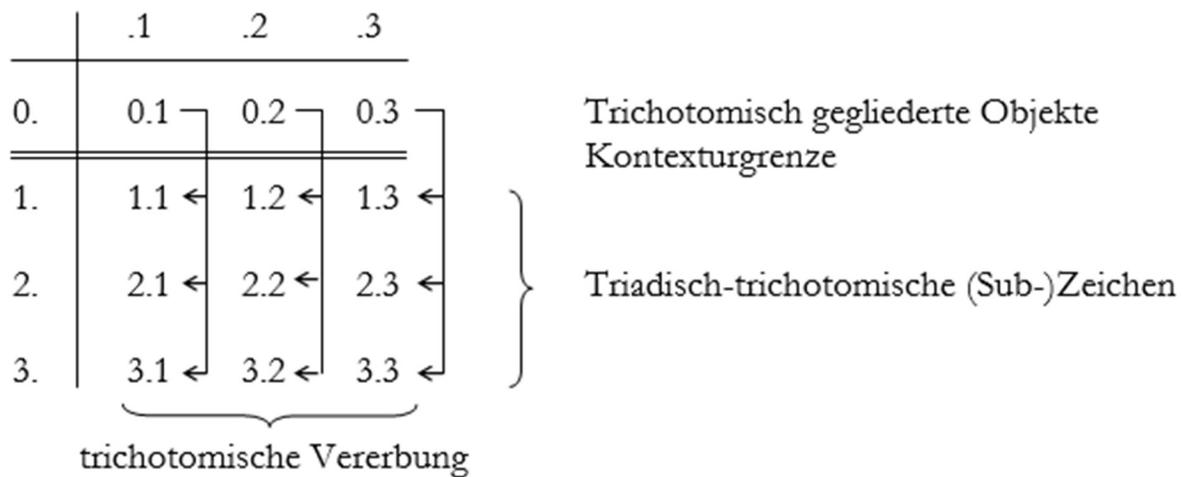
Durch diese Kategorialisierung eines Objekts wird also dieses Objekt zwar nicht zum Zeichen, aber als 0-stellige Relation Teil der tetradischen präsemiotischen Relation, welche das bisher fehlende Verbindungsglied zwischen den Objekten der ontologischen Räume und den Zeichen der semiotischen Räume darstellt, wie Bense im Anschluss an seinen Lehrer Oskar Becker formulierte. Damit ist also kurz gesagt der angeblich transzendente Abgrund zwischen Zeichen und Objekten überbrückbar und im Sinne des Novalis zu einem "sympathischen Abgrund" geworden.

Wenn aber Zeichen und Objekte nicht länger ewig transzendent zueinander sind, folgt automatisch, dass von einer Arbitrarität der Zeichen nicht die Rede sein kann. Bevor wir in einer späteren Arbeit aufzeigen werden, dass der weitaus grösste Teil der Semiotiken vor der Saussureschen linguistischen Semiotik (1916) nicht-arbiträre Zeichentheorien waren und dass die Semiotik hier insofern das Schicksal der Logik teilt, als die nicht-arbiträre Semiotik ebenso wie die qualitativ-quantitative Logik Platons dem Aristotelischen Reduktionismus der Elimination aller Qualitäten bis auf die eine Qualität der Quantität, wie sich Hegel ausgedrückt hatte, zum Opfer fiel, wollen wir noch eine weitere, und zwar die grundlegendste Restriktion der angeblichen Arbitrarität der Zeichen formulieren:

Sechster Grund für die Nichtarbitrarität von Zeichen: Die Einführung der präsemiotischen Trichotomie von Sekanz (0.1), Semanz (0.2) und Selektanz (0.3) besagt, dass die trichotomische Struktur der monadischen, der

dyadischen und der triadischen Zeichenrelation aus der präsemiotischen Phase zwischen Objekten und ihrer Einbindung in Semiosen in die semiotische Phase der repräsentierenden Substitution von Objekten durch Zeichen vererbt sind.

Das bedeutet also, dass bereits kategoriale Objekte ($O_{k=0}$) präsemiotisch "imprägniert" sind, je nachdem, ob sie später durch ein erstheitliches, ein zweitheitliches oder ein drittheitliches Mittel repräsentiert werden. Diese präsemiotische Trichotomie ist also der tiefste Grund dafür, weshalb nach der Entfernung der künstlich eingeführten transzendenten Distanz zwischen Zeichen und Objekten keine Arbitrarität mehr möglich ist:



Nur weil den in eine Semiose einzuführenden vorgegebenen Objekten bereits eine dreifache präsemiotische Kategorisierung eignet, die später auf die semiotischen trichotomischen Triaden weitervererbt wird, ist es unmöglich, etwa in dem weiter oben gegebenen Beispiel das aktuelle Wetter im Einklang mit dem Prinzip der maximalen qualitativen Erhaltung von Objekten durch Zeichen mittels der Zeichenklasse der reinen Qualität und statt dessen mittels der Zeichenklasse des vollständigen Objektes zu repräsentieren. Falls nämlich diese kategoriale Aufsplitterung der Objekte erst semiotisch, d.h. post-objektiv wäre, gäbe es keine Möglichkeit, die angebliche Transzendenz zwischen Objekten und Zeichen kategoriell zu überbrücken, und die trichotomische Zugehörigkeit jeder monadischen, dyadischen und triadischen Zeichenrelation wäre erst post semiosem, also nach der thetischen Einführung von Zeichen eingeführt und damit natürlich arbiträr. Eine solche Arbitrarität würde aber

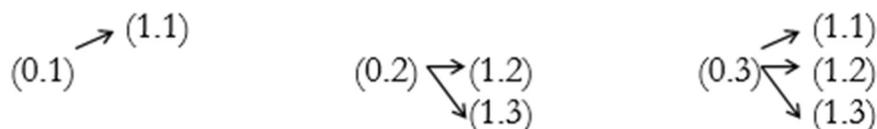
den 5 Gründen für die Nichtarbitrarität von Zeichen widersprechen, die unabhängig von der präsemiotischen Ebene und erst auf semiotischer Ebene fungieren. Würde man also die trichotomische Aufsplitterung erst für die semiotischen Triaden und damit nach der Einführung eines Zeichens für ein Objekt ansetzen, dann könnte man nicht erklären, warum neben (3.2 2.2 1.2) nicht auch (3.1 2.1 1.1) oder eine beliebige der 10 möglichen Zeichenklassen das aktuelle Wetter repräsentieren kann und generell warum es überhaupt nur 10 Zeichenklassen gibt, warum es überhaupt verschiedene Zeichen gibt (d.h. warum Zeichen verschiedenen Zeichenklassen angehören), etc. Kurz: Die 5 rein semiotischen Gründe wären nicht erklärbar. Mit dem 6. präsemiotischen Grund für die Nicht-Arbitrarität von Zeichen werden sie jedoch in den Rahmen einer konsistenten präsemiotisch-semiotischen Theorie der Semiose eines Zeichens zwischen dem Objekt, das es substituiert und der Zeichenklasse, in der es repräsentierend fungiert, eingebaut, welche mit der natürlichen Vorstellung der Genese eines Zeichens in Einklang steht.

3. Wenn wir uns die 15 präsemiotischen Zeichenklassen anschauen:

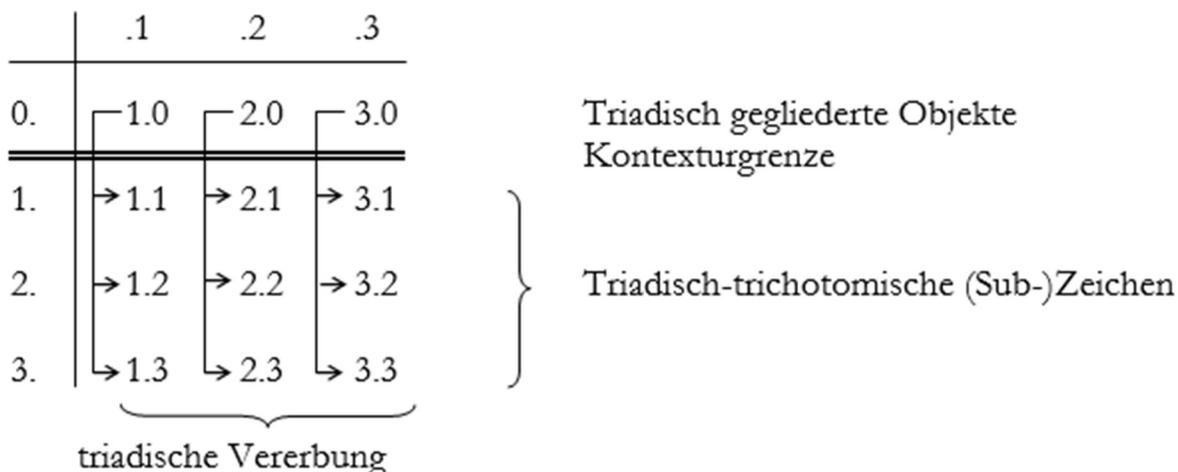
1	(3.1 2.1 1.1	0.1) × (1.0	1.1 1.2 1.3)
2	(3.1 2.1 1.1	0.2) × (2.0	1.1 1.2 1.3)
3	(3.1 2.1 1.1	0.3) × (3.0	1.1 1.2 1.3)
4	(3.1 2.1 1.2	0.2) × (2.0	2.1 1.2 1.3)
5	(3.1 2.1 1.2	0.3) × (3.0	2.1 1.2 1.3)
6	(3.1 2.1 1.3	0.3) × (3.0	3.1 1.2 1.3)
7	(3.1 2.2 1.2	0.2) × (2.0	2.1 2.2 1.3)

8	(3.1 2.2 1.2	0.3) × (3.0	2.1 2.2 1.3)
9	(3.1 2.2 1.3	0.3) × (3.0	3.1 2.2 1.3)
10	(3.1 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 1.3)
11	(3.2 2.2 1.2	0.2) × (2.0	2.1 2.2 2.3)
12	(3.2 2.2 1.2	0.3) × (3.0	2.1 2.2 2.3)
13	(3.2 2.2 1.3	0.3) × (3.0	3.1 2.2 2.3)
14	(3.2 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 2.3)
15	(3.3 2.3 1.3	0.3) × (3.0	3.1 3.2 3.3),

dann sehen wir nicht nur, dass sie eine Faserung der 10 semiotischen Zeichenklassen darstellen (Toth 2008a, S. 202 ff.), sondern auch, dass innerhalb von SS15 mehrfach auftretende Zeichenklassen aus SS10 durch deren Lokalisierung desambiguiert werden, wobei folgende Regel gilt:



Man sieht hier erneut, dass auch der kontexturale Übergang von der kategorialen Nullheit zur kategorial-relationalen Erstheit nicht willkürlich ist. Innerhalb der Realitätsthematiken treten nun die dualisierten realitätstheoretischen Gegenstücke der präsemiotischen Trichotomien Sekanz, Semanz und Selektanz auf: (1.0), (2.0), (3.0). Die realitätstheoretische Matrix für präsemiotische Zeichenklassen sieht also wie folgt aus:



Man kann nun unschwer in den dualisierten realitätsthematischen Gegenständen zur Sekanz, Semanz und Selektanz vor-semiotische trichotomische Schemata wie "Form, Eigenschaft, Essenz", "Form, Gestalt, Funktion" oder sogar die paracelsische Trias von Leib, Seele und Geist sehen (Böhme 1988). Diese trichotomischen Klassifikationen inhärieren den Objekten, denn sie müssen der Zeichensetzung primordial sein, da man sonst die 5 von der Präsemiotik unabhängigen semiotischen Gründe für die Nicht-Arbitrarität der Zeichen nicht erklären kann, und es ist in der Tat nicht schwer, etwa Form, Gestalt und Funktion an einem beliebigen vorgegebenen Objekt zu entdecken. Schwerer ist es allerdings mit der Triade "Leib, Seele, Geist", denn sie setzt in der bekannten neuplatonischen Weise die Präsenz eines Schöpfers in der unbelebten Natur voraus, eine Annahme, welche für eine formale Wissenschaft mindestens unnötig ist. Besser scheint mir jedenfalls der von Heidegger eingeführte Begriff der "Jemeinigkeit" im Sinne der sowohl vom "Sein" wie vom "Seienden" unterschiedenen "Existenz" eines (belebten oder unbelebten) Objekts zu sein: "Dasein ist Seiendes, das sich in seinem Sein verstehend zu diesem Sein verhält. Damit ist der formale Begriff von Existenz angezeigt. Dasein existiert. Dasein ist ferner Seiendes, das je ich selbst bin. Zum existierenden Dasein gehört die Jemeinigkeit als Bedingung der Möglichkeit von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit. Dasein existiert in je einem dieser Modi, bzw. in der modalen Indifferenz ihrer" (Heidegger 1986, § 12, S. 53).

Davon abgesehen, dass Heidegger hier ebenfalls mit "präsemiotischen" Triaden operiert, trifft die Umschreibung unserer präsemiotischen Trichotomie von Sekanz, Semanz und Selektanz als "Bedingung der Möglichkeit" hervorragend, denn es geht hier auf präsemiotischer Ebene um den Satz vom Grunde, also um die präsemiotische Ermöglichung der semiotischen Möglichkeit im Sinne von repräsentationaler Erstheit, denn bei der Semiose kommt ja das erstheitliche Mittel zuerst. Jedenfalls aber ermöglicht erst unsere hier und vor allem in Toth (2008b) skizzierte Theorie der Präsemiotik eine Annahme der Nicht-Arbitrarität von Zeichen ohne Rekurrenz auf einen wiederum transzendenten Schöpfergott. Eine solche Möglichkeit hatte schon Hartmut Böhme geahnt, wenn er zu Paracelsus nicht-arbiträrer Zeichentheorie oder Signaturenlehre bemerkt: "Die Naturforschung folgt einem grammatologischen

Modell. Die Dinge haben eine sprachlose Bedeutung, die sich im Sich-Zeigen des Namens zur Entzifferung anbieten; das sich-zeigende Zeichen ist 'ein Zuwerfen' (Paracelsus, Werke, ed. Peuckert, Bd. II, S. 450) der Bedeutung zum 'Lesen' durch den Menschen 'im Licht der Natur'" (Böhme 1988, S. 13). Noch deutlicher heisst es etwas später: "Das, worin Menschensprache und Dingsignaturen am engsten zusammenhängen, ist das tertium datur einer Zeichenlehre, welche die metaphysische Kluft zwischen Dingen und Menschen durch das Spiel der wesentlichen Ähnlichkeiten überbrückt". Es handelt sich also sowohl bei Paracelsus als auch bei der Präsemiotik um Zeichentheorien, welche eine Logik voraussetzen, in welcher der Drittsatz suspendiert ist, also eine polykontexturale Logik vom Güntherschen Typ. Foucault sprach von der "Zerschlagung der Zusammengehörigkeit von Sprache und Welt in den konventionalistischen Zeichentheorien, die im 17. und 18. Jahrhundert das Wissen als System nosographischer Repräsentation bestimmten" (Böhme 1988, S. 14 f.). Allerdings braucht man im Rahmen unserer Präsemiotik hierfür nicht eine "adamitische Sprache" im Sinne Walter Benjamins anzunehmen (Benjamin 1977), für die indirekt wieder ein Schöpfergott stipuliert werden muss, welcher dem "ersten Menschen" die "korrekten" Bezeichnungen der Dinge mitgeteilt hat, so dass wir also keineswegs von einer "Sprache" ausgehen müssen, "in der jedes Wort ein Ikon des Dinges ist" (Böhme 1988, S. 16), denn selbstverständlich gelten alle 10 und also nicht nur die iconischen semiotischen Zeichenklassen auch im System der Präsemiotik, sie sind dort nur gleichzeitig ambiguiert, indem sie mehrfach auftreten, und desambiguiert, indem sie in als Lokalisationen fungierende trichotomisch geteilte kategoriale Objektrelationen eingebettet sind.

Literatur

- Benjamin, Walter, Gesammelte Schriften. Hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. II/1. Frankfurt am Main 1977
- Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967
- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
- Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988. Kapitel "Denn nichts ist ohne Zeichen" als Digitalisat:

www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html

Goetz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Hausdorff, Felix, Zwischen Chaos und Kosmos. 2. Aufl. hrsg. von Max Bense. Baden-Baden 1976

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 17. Aufl. Tübingen 1986

Paracelsus, Theophrastus, Werke. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. 5 Bde. Darmstadt 1968

Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die physei- und thesei-Unterscheidung in der Präsemiotik

1. Das im Grunde bereits lange vor der Scholastik bekannte Universalienproblem betrifft nicht nur die Zahl und einige weitere abstrakte Begriffe, sondern auch das Zeichen, weshalb es uns besonders im Rahmen der mathematischen Semiotik interessiert. Wie bei der Zahl, geht es also auch beim Zeichen um die für die Semiotik seit Platon zentrale Frage, ob es "natürliche" Zeichen gebe und worin sie sich von "künstlichen" Zeichen unterscheiden. Es geht ferner um die Frage, ob nicht alle Zeichen natürlich seien und desweiteren um die Frage nach der Gültigkeit des von Saussure erst 1916 formulierten Arbitraritätsgesetzes. Für diesen Beitrag setze ich die Kenntnis meines zweibändigen Werkes "Semiotics and Pre-Semiotics" (Toth 2008b) sowie meines Buches "Der sympathische Abgrund" (Toth 2008c) voraus. Zum historischen Hintergrund zitiere ich den folgenden Passus aus Hartmut Böhmes Buch "Natur und Subjekt", das zum Verständnis der Vorläufertheorien der Präsemiotik unentbehrlich ist:

"Hätte Paracelsus die sprachtheoretische Kontroverse des platonischen Dialogs 'Kratylos' gekannt, er wäre zum vehementen Anwalt der physei-Auffassung des sprachlichen Zeichens geworden (im Zeichen ist das Wesen der Dinge gegenwärtig). Sie kommt dem sprachtheologischen Konzept einer adamitischen Ursprache, in welcher die Zeichen Nachahmung der Dinge sind, am nächsten. Im mittelalterlichen Universalienstreit hätte Paracelsus die Position innegehabt, nach der die Zeichen in den Dingen verankert sind (*universalia sunt in re*). Nach Paracelsus wird diese Auffassung am nachdrücklichsten von Jakob Böhme (*De signatura rerum*, 1622) vertreten. Dann versickert diese Tradition und wird zur Unterströmung sowohl einer rationalistischen Konzeption der Natur wie einer konventionalistischen Theorie der Sprache. Doch auch als Unterströmung behält die Natursprachenlehre einige Mächtigkeit; bis zu Benjamin und Adorno verliert sie sich nie ganz. Jedoch wird der Zusammenhang mit Naturforschung, worin vor allem sie bei Paracelsus ihren Platz hatte, zunehmend aufgegeben. Die Natursprachenlehre entfaltet Wirksamkeit am ehesten in der Physiognomik und in

ästhetischen Konzepten der poetischen Sprache. In diesem Prozess ist der Königsberger Johann Georg Hamann (1730-1788), der noch vor Herder auf die eklatante Vernachlässigung der Sprache in der Kantschen Erkenntnistheorie hinwies, eine wichtige Verbindungsfigur. Hamann löst die Theorie-Kontroverse über den physei- oder thesei-Charakter des Zeichens historisch auf, insofern er am Anfang der Geschichte eine ursprüngliche, im Wesen der Dinge gründende und von Gott in diese gravierte Natursprache sieht, die sich in ihrer metaphysischen Dingität jedoch durch die historisch zunehmende Arbitrarität des Zeichengebrauchs unter den Menschen verloren habe" (Böhme 1988, S. 11).

2. Die Präsemiotik geht davon aus, dass Objekten aus ontologischen Räumen eine Kategorialzahl $k = 0$ zugewiesen werden kann, solange sie noch nicht durch einen Zeichensetzer in Meta-Objekte umgewandelt wurden (Bense 1967, S. 8; 1975, S. 65). Als solche "disponible" (Bense 1975, S. 45) Objekte sind sie natürlich noch nicht in eine zeichenhafte Relation eingebunden. Sobald sich aber der Zeichensetzer eines Mittels bedient, um ein Objekt zu repräsentieren, muss dieses Meta-Objekt in einer dreifachen Relation stehen, und zwar als Zeichenträger in einer 1-stelligen Relation, als Stellvertreter des Objekts in einer 2-stelligen Relation und im Bewusstsein des Zeichensetzers in einer 3-stelligen Relation, so dass diese triadische Relation eine verschachtelte Relation ist, in der die dyadische Relation die monadische, und die triadische Relation sowohl die monadische als auch die dyadische Relation enthält (Bense 1979, S. 67).

Dementsprechend besteht also ein präsemiotisches Zeichen zum Zeitpunkt seines Übergangs in ein semiotisches Zeichen aus dem Objekt mit der Kategorialzahl $k = 0$, dem Mittelbezug mit der Relationalzahl $r = 1$, dem Objektbezug mit der Relationalzahl $r = 2$ und dem Interpretantenbezug mit der Relationalzahl $r = 3$. Es ist ferner wichtig, darauf hinzuweisen, dass im Falle der drei semiotischen Kategorien Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug die Relationalzahlen mit den Kategorialzahlen übereinstimmen, d.h. $k(M) = r(M) = 1$; $k(O) = r(O) = 2$; $k(I) = r(I) = 3$. Wenn wir die Tatsache, dass ein vorgegebenes Objekt im Sinne eines disponiblen Objekts mit Kategorialzahl $k = 0$

innrhalb einer Präzeichen-Relation stehen kann, mit Q abkürzen, so kann man die abstrakte präsemiotische Relation (PZR) wie folgt notieren:

$$\text{PZR} = (Q_{k=0}, M_{k=r=1}, O_{k=r=2}, I_{k=r=3})$$

Da das disponible kategoriale Objekt bzw. die Qualität der "Nullheit" also nicht relational fungieren kann, kann sie auch keine triadischen Präzeichen-Werte annehmen. Mit anderen Worten: Aufgrund von PZR ergibt sich ein abstraktes Präzeichen-Schema, in dem die semiotischen Werte für M, O und I jeweils sowohl triadisch als auch trichotomisch fungieren, in dem aber nur trichotomische präsemiotische Werte für Q aufscheinen können. In der folgenden Definition wird dies durch das Fehlen des "relationalen" Punktes links von der Nullheit ausgedrückt:

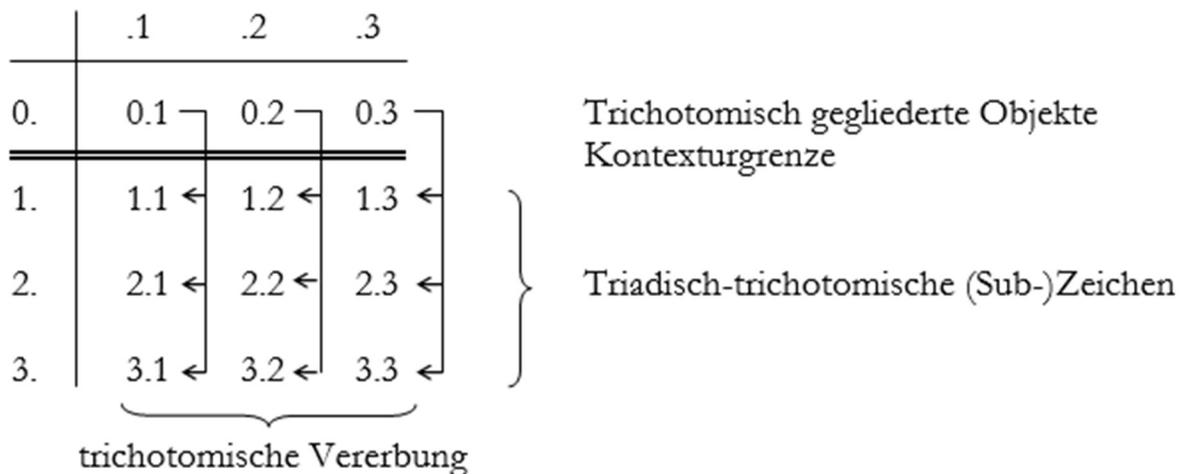
$$\text{PZR} = (0., .1., .2., .3.)$$

Auf der Basis von $\text{PZR} = (0., .1., .2., .3.)$ ergibt sich dann durch kartesische Multiplikation die folgende präsemiotische Matrix:

	.1	.2	.3
0.	0.1	0.2	0.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3,

aus der man leicht ersehen kann, dass also die Grenze zwischen dem vorsemiotischen Objekt, hier repräsentiert durch die Nullheit und ihre trichotomische Ausgliederung (0.1, 0.2, 0.3) und dem Zeichen, hier durch die kleine semiotische Matrix als Teilmatrix der präsemiotischen Matrix repräsentiert, zwischen der trichotomischen Nullheit und dem Block bestehend aus trichotomischer Erst-, Zweit- und Drittheit besteht. Ebenfalls

sieht man, dass die für die semiotische Matrix typische trichotomische Ausgliederung der drei Triaden sich bereits in der präsemiotischen Stufe der trichotomisch ausgegliederten Nullheit findet, welche bei der Semiose oder Zeichengenesse von der Stufe der disponiblen Objekte auf die drei Stufen des Zeichens "vererbt wird". Wir können diese beiden Erkenntnisse, Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt und Vererbung der präsemiotischen objektalen Gliederung auf die Zeichentrichotomien, im folgenden Bild darstellen:



3. In dem obigen präsemiotischen Schema sind also die Objekte den Zeichen nicht mehr transzendent, sondern durch trichotomische Vererbung der kategorialen Ausgliederungen miteinander verbunden, d.h. sie sind in einem sehr speziellen Sinne motiviert. Daraus folgt natürlich nicht, dass die Dinge selbst schon Zeichen sind, denn der oben durch die doppelte Linie markierte Kontexturübergang zwischen Objekt und Zeichen muss und kann nur durch einen Zeichensetzer und das heisst durch thetische Einführung eines Zeichens bewerkstelligt werden. Die Arbitrarität ist damit aber insofern eingeschränkt, als bereits die vorthetischen Objekte jene trichotomische Gliederung aufweisen, die dann später durch Semiose in die semiotischen Trichotomien vererbt wird. Vom Standpunkt der physei-thesei-Unterscheidung nimmt die Präsemiotik damit eine Art von Mittelstellung ein: Zwar sind die Dinge nicht selbst Zeichen, aber das "Wesen" der Dinge ist im Sinne von Platons Kratylos tatsächlich in den Zeichen vorhanden, sofern man unter "Wesen" die präsemiotische trichotomische Ausgliederung versteht, die von den Objekten

auf die Zeichen vererbt wird. Ich möchte an dieser Stelle noch ausdrücklich betonen, dass der umgekehrte Vorgang, also eine trichotomische Vererbung von der Semiotik auf die Objekte, natürlich erkenntnistheoretisch unmöglich ist, denn dies würde eine primordiale Erklärung eines Objektes zum Zeichen voraussetzen, woraus dann eine überflüssige posteriore Übertragung der trichotomischen Zeichenmerkmale auf eben dieses Objekt folgen würde. Obwohl nun die Präsemiotik trotz Anerkennung der thetischen Setzung von Zeichen und also der thesei-Theorie insofern vorrationalistischen Zeichentheorien folgt, als sie gleichzeitig eine (freilich sehr spezielle) Form der physei-Theorie darstellt, indem "wesentliche" Merkmale der trichotomischen Ausgliederung der Zeichen sich bereits an den Objekten finden, was zu einer starken Einschränkung der Arbitrarität und der Aufhebung des Theorems der Objekttranszendenz führt, muss sie nicht auf die allen übrigen physei-Theorien gemeinsame Annahme eines Schöpfergottes abstellen, denn an seine Stelle tritt ja der Zeichensetzer, der erst den Übergang von der präsemiotischen Trichotomie zu den semiotischen Trichotomien bewerkstelligt. Auf der anderen Seite erlaubt es die Präsemiotik aber, das Problem der "natürlichen" Zeichen widerspruchsfrei zu lösen, denn gerade weil die Objekte dieser Welt bereits trichotomisch imprägniert sind, können sie von passenden Zeichenempfängern durch Interpretation von Prä-Zeichen zu Zeichen "erklärt" werden.

So ist etwa eine Reliquie im Stadium der Präsemiotik noch ein qualitativer Teil eines Heiligen, weshalb sie durch die präsemiotische Zeichenklasse (3.1 2.1 1.1 0.1) repräsentiert ist. (3.1 2.1 1.1 0.1) ist also etwa ein Fetzen Stoff von einem Gewand, solange er sich noch am Kleid selbst befindet, was durch die trichotomische Qualität (0.1) verbürgt wird. Erst durch die physische Loslösung wird aus diesem Teil der Kleidung die Reliquie, und dieser Übergang ist ja nun die Zeichen-"Setzung", d.h. die Erhebung der reinen Qualität in den Status des Verehrungswürdigen durch einen Zeichen-"Setzer", weshalb der Übergang (3.1 1.2 1.1 0.1) → (3.1 2.1 1.1) durch die Absorption der Sekanz-Qualität im Qualizeichen, also durch (0.1) → (1.1) stattfindet. Die Sekanz-Qualität ist nach dem Übergang zur semiotischen Stufe allerdings noch als Spur im Qualizeichen vorhanden. Eine Reliquie ist also in dem Sinne ein

“natürliches” Zeichen, als dieses tatsächlich ein universale in re ist. Eher der üblichen Vorstellung eines “natürlichen” Zeichens entspricht beispielsweise eine Eisblume. Die ergebnislosen Diskussionen darüber, ob Eisblumen und verwandte “natürliche” Erscheinungen wirklich Zeichen oder nur “Anzeichen” seien, kann im Rahmen der Präsemiotik dadurch gelöst werden, als die singuläre Qualität des Frostes im Sinne der Semanz eines präsemiotischen Zeichens durch die trichotomische Qualität (0.2) verbürgt ist, denn anders als bei der Reliquie, die auf präsemiotischer Ebene ja zunächst nur ein Teil der Kleidung und damit vor der Zeicheninterpretation bezeichnungs- und bedeutungsfrei ist, verweist die Eisblume ja auf den Frost im Sinne einer vorsemiotischen Bezeichnungsfunktion und ist damit per definitionem zweitheitlich. Es kann sich damit auf der Ebene der qualitativen Trichotomie nur um die Semanz-Relation (0.2), also um ein zweitheitliches disponibles Objekt handeln, das als kategoriales Objekt Teil der präsemiotischen Relation (3.1 2.1 1.2 0.2) ist, wobei wiederum die Zweitheit auf den Mittelbezug vererbt wird. Man sieht an diesem Beispiel auch, dass zwar generell die präsemiotischen Trichotomien auf die triadischen Trichotomien vererbt werden, dass dies aber nicht notwendig für die individuellen präsemiotischen Trichotomien gilt. D.h., dass etwa die präsemiotische Sekanzrelation sowohl auf den qualitativen (1.1), den singulären (1.2) wie auf den konventionellen (1.3) Mittelbezug vererbt werden kann. Die präzisen Mechanismen dieser trichotomischen Vererbung werden wir weiter unten darstellen. Die Eisblume ist nun anders als die Reliquie kein Teil ihres Objekts, d.h. es wäre sinnlos zu sagen, sie ein Teil des Frostes, den sie bezeichnet. Ferner hat eine Eisblume keinen Zeichensender, ausser man personifiziere die physikalischen Kräfte, welche sie entstehen lassen, in einem Wettergott o.ä. Daraus folgt, dass die Eisblume erst beim präsemiotisch-semiotischen Übergang (3.1 2.1 1.2 0.2) → (3.1 2.1 1.2), also nach der Absorption der Semanz-Relation durch den singulären Mittelbezug im Interpretantenkonnex (3.1) einen Interpreten bekommt, der die aktuelle, d.h. semiotisch iconische (2.1) Bezeichnungsrelation der “Abbildung” des Frostes durch die Eisblume herstellt. Auch hier gilt jedoch, dass die präsemiotische Semanz-Relation, also die kausale Genese der Entstehung einer Eisblume durch Frost (0.2) als Spur im singulären Mittel (1.2) erhalten bleibt, d.h. wie bei der Reliquie haben wir hier qualitative Erhaltung

durch präsemiotisch-semiotische Absorption vor uns, und dies ist ja gerade die Konsequenz aus der Einführung der 15 präsemiotischen Zeichenklassen, dass sie im Gegensatz zu den 10 semiotischen Zeichenklassen eine wenigstens partielle qualitative Erhaltung ihrer repräsentierten Objekte verbürgen, was man von Zeichenklassen, die ja im Gegensatz zu Zahlen nicht nur Quantitatives, sondern auch Sinn und Bedeutung repräsentieren, billigerweise erwarten kann.

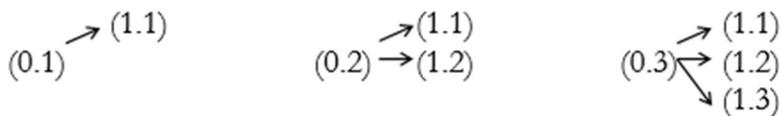
4. Die 15 präsemiotischen Zeichenklassen enthalten nun die 10 semiotischen Zeichenklassen als triadische Teilrelationen der vollständigen tetradischen Vollrelationen:

- 1 (3.1 2.1 1.1 0.1) × (1.0 1.1 1.2 1.3)
- 2 (3.1 2.1 1.1 0.2) × (2.0 1.1 1.2 1.3)
- 3 (3.1 2.1 1.1 0.3) × (3.0 1.1 1.2 1.3)
- 4 (3.1 2.1 1.2 0.2) × (2.0 2.1 1.2 1.3)
- 5 (3.1 2.1 1.2 0.3) × (3.0 2.1 1.2 1.3)
- 6 (3.1 2.1 1.3 0.3) × (3.0 3.1 1.2 1.3)
- 7 (3.1 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 1.3)
- 8 (3.1 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 1.3)
- 9 (3.1 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 1.3)
- 10 (3.1 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 1.3)
- 11 (3.2 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 2.3)
- 12 (3.2 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 2.3)
- 13 (3.2 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 2.3)
- 14 (3.2 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 2.3)
- 15 (3.3 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 3.3)

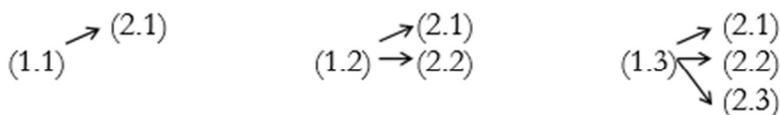
Obwohl also die Präsemiotik eine eigentümliche Stellung zwischen den Zeichentheorien physei und thesei einnimmt, ersieht man aus der obigen Tabelle ferner, dass hier nicht nur kein Platz für einen Schöpfergott als signator archeus bzw. signator signorum ist, sondern dass auch die für die alten physei-Semiotiken notwendige Annahme einer iconischen Abbildung zwischen

“Dingen” und “Zeichen” wegfällt: nur 6 der 15 präsemiotischen Zeichenklassen haben iconische Objektbezüge. Der Zusammenhang zwischen den Zeichen und ihren Objekten wird also nicht durch Iconismus gewährleistet, sondern dadurch, dass die Objekte als kategoriale Qualitäten in den Präzeichen-Relationen sind. Anders ausgedrückt: Die Präsenz eines vorthetischen Objektes als kategoriale Spur wird beim semiosischen Übergang von einer präsemiotischen zu einer semiotischen Zeichenklasse durch Absorption der betreffenden präsemiotischen Trichotomie durch die semiotische Trichotomie des Mittelbezugs bewerkstelligt.

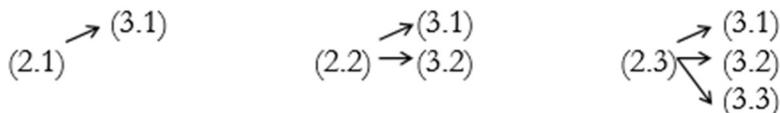
Damit ist es jedoch nicht getan. Die Absorption einer kategorialen Nullheit ((0.1), (0.2), (0.3)) durch eine Trichotomie des Mittelbezugs ((1.1), (1.2), (1.3)) beeinflusst wegen der Vererbung der präsemiotischen Trichotomien auf alle semiotische Trichotomien nicht nur den Mittel-, sondern auch den Objekt- und den Interpretantenbezug. Einfach gesagt, können sich Sekanz, Semanz und Selektanz wie folgt mit Mittelbezügen verbinden:



Darauf folgend, können sich Mittelbezüge wie folgt mit Objektbezügen verbinden:

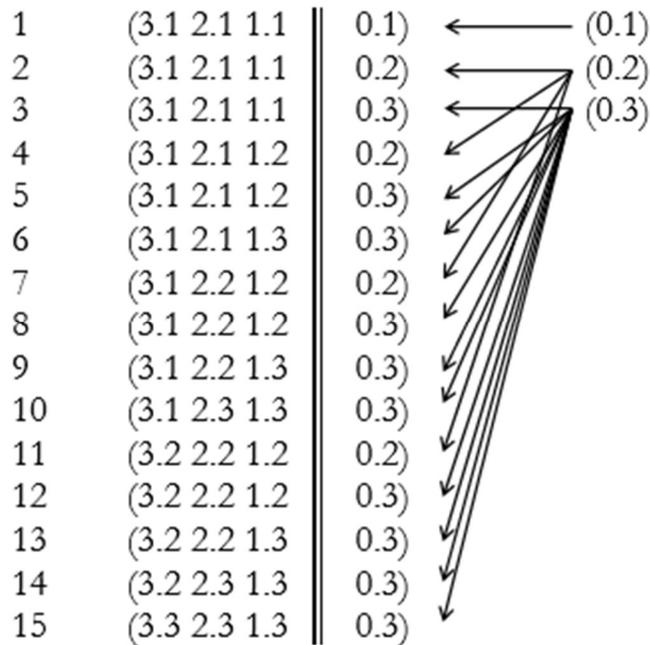


Und schliesslich können sich Objektbezüge wie folgt mit Interpretantenbezügen verbinden:



Wie man sieht, ist es gerade diese “Wahlfreiheit” verbunden mit einem “Wahlzwang”, die bereits den präsemiotischen Trichotomien inhärieren und die auf die semiotischen Trichotomien vererbt werden und damit die Saussuresche Arbitrarität massiv relativieren. In der folgenden Tabelle stellen

wir die 15 präsemiotischen Zeichenklassen so dar, dass die Kontexturübergänge zwischen den kategorialen Objekten und den triadischen Teilrelationen der tetradischen präsemiotischen Relationen sichtbar werden. Ferner weisen wir nochmals auf die präzise geregelten und im Sinne Korzybskis "multiordinalen" Verbindungen der kategorialen Qualitäten mit den semiotischen Zeichenrelationen hin:



Die 15 durch Doppelstrich markierten Kontexturübergänge sind also genau die Positionen, wo die thetische Setzung eines Zeichens vollzogen wird, welche bei natürlichen Zeichen besser als thetische "Interpretationen" bezeichnet werden sollten, denn solche sind sie deshalb, weil etwa die oben besprochene Eisblume erst durch den menschlichen Interpreten zur Repräsentationsinstanz des Frostes wird, der innerhalb der präsemiotischen Relation erst eine Präsentationsinstanz qua Semanz ist. In dem allgemeinen präsemiotischen Zeichenschema

(3.a 2.b 1.c || 0.d)

markiert || also gleichzeitig die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt und trennt zwischen dem semiotischen postthetischen Teil (3.a 2.b 1.c) und

dem präsemiotischen prätchetischen Teil (0.d) und damit den thesei-Aspekt des Zeichens von dem physei-Aspekt seines eingebetteten Präzeichens. Abschliessend können wir diese Kontexturübergänge, d.h. die präsemiotisch-semiotischen Positionen, wo die physei- und die thesei-Aspekte zusammenkommen, durch die in Toth (2008a, S. 159 ff.) eingeführten dynamischen semiotischen Morphismen präzisieren:

1	(3.1 2.1 1.1	||	0.1)	≡	[[β°, id1], [α°, id1],	||	[γ°, id1]]
2	(3.1 2.1 1.1	||	0.2)	≡	[[β°, id1], [α°, id1],	||	[γ°, α]]
3	(3.1 2.1 1.1	||	0.3)	≡	[[β°, id1], [α°, id1],	||	[γ°, βα]]
4	(3.1 2.1 1.2	||	0.2)	≡	[[β°, id1], [α°, α],	||	[γ°, id2]]
5	(3.1 2.1 1.2	||	0.3)	≡	[[β°, id1], [α°, α],	||	[γ°, β]]
6	(3.1 2.1 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, id1], [α°, βα],	||	[γ°, id3]]
7	(3.1 2.2 1.2	||	0.2)	≡	[[β°, α], [α°, id2],	||	[γ°, id2]]
8	(3.1 2.2 1.2	||	0.3)	≡	[[β°, α], [α°, id2],	||	[γ°, β]]
9	(3.1 2.2 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, α], [α°, β],	||	[γ°, id3]]
10	(3.1 2.3 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, βα], [α°, id3],	||	[γ°, id3]]
11	(3.2 2.2 1.2	||	0.2)	≡	[[β°, id2], [α°, id2],	||	[γ°, id2]]
12	(3.2 2.2 1.2	||	0.3)	≡	[[β°, id2], [α°, id2],	||	[γ°, β]]
13	(3.2 2.2 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, id2], [α°, β],	||	[γ°, id3]]
14	(3.2 2.3 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, β], [α°, id3],	||	[γ°, id3]]
15	(3.3 2.3 1.3	||	0.3)	≡	[[β°, id3], [α°, id3],	||	[γ°, id3]]

Auf der rechten Seite der Gleichungen haben wir also vor || die morphismische Struktur des semiotischen Teils

[3.2, [a.b], [2.1, [b.c]]

und nach || die morphismische Struktur des semiotisch-präsemiotischen Teils der tetradischen präsemiotischen Zeichenrelation:

[1.0, [c.d]].

Man beachte also, dass zwar der erste semiotische Teil nicht nach rechts mit dem zweiten präsemiotischen Teil, wohl aber der zweite präsemiotische Teil

nach links mit dem ersten semiotischen Teil kategoriethoretisch verkettet ist. Im vollständigen System der 15 präsemiotischen Zeichenklassen gibt es also gerade jene Formen morphismischer Kontexturübergänge, welche nach dem ||-Zeichen auf der rechten Seite der obigen Gleichungen zu finden sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988. Kapitel "Denn nichts ist ohne Zeichen"; als Digitalisat:

[www.culture.hu-](http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html)

[berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html](http://www.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/texte/natsub/zeichen.html)

Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

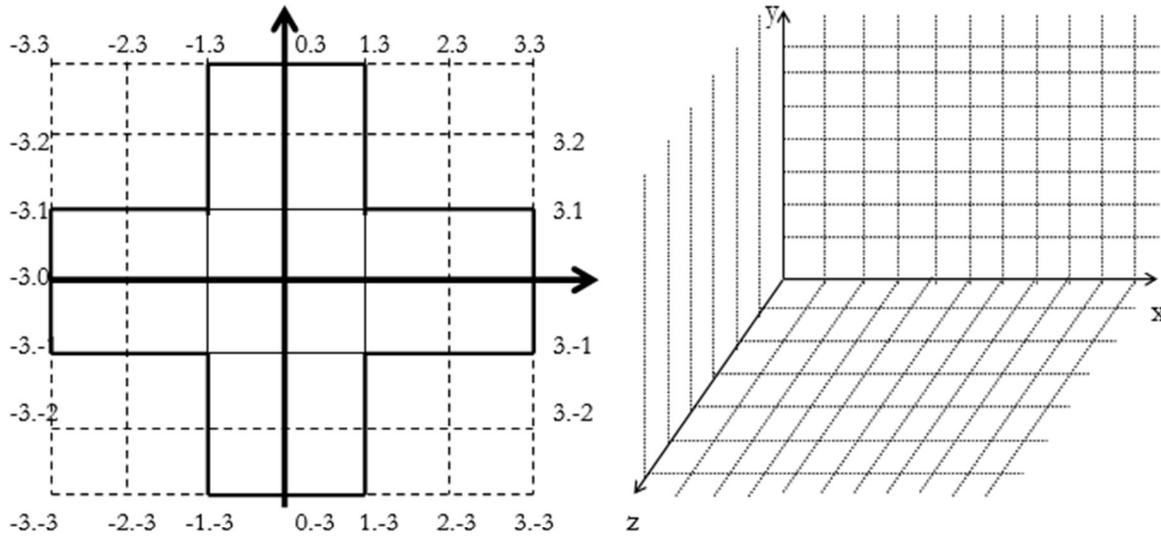
Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008c)

Repräsentation und Präsentation in der polykontexturalen Semiotik

1. In Toth (2008c) wurde die monokontexturale Dichotomie von Negativität und Positivität in der polykontexturalen Semiotik untersucht. Wie zu erwarten war, können beide Glieder dieser Dichotomie in der polykontexturalen Semiotik zwar unterschieden werden, sie sind jedoch gleichzeitig aufgehoben und über den ganzen semiotischen Raum verteilt oder "disseminiert". In der vorliegenden Arbeit interessiert daher die mit der genannten eng zusammenhängende Dichotomie von Repräsentation und Präsentation (vgl. Toth 2003, S. 11 ff.) in ihrem Verhältnis zur Dichotomie von Negativität und Positivität.

2. Auf Bense (1975, S. 65 f.) geht die Unterscheidung von ontologischem und semiotischem Raum zurück. Der ontologische Raum umfasst die gegebenen Objekte, der semiotische Raum die nicht-gegebenen, sondern thetisch eingeführten künstlichen sowie die interpretierten natürlichen Zeichen. Zur Darstellung des ontologischen Raumes genügt also ein reduzierter physikalischer Raum mit drei Raumdimensionen, da die Weltobjekte keines Bewusstseins benötigen, um da zu sein. Hingegen bedarf die Darstellung des semiotischen Raumes nicht primär eines physikalischen Raumes, sondern eines topologischen Raumes aus mindestens zwei Koordinatenachsen, um das Zeichen als Funktion zwischen Welt und Bewusstsein darzustellen (vgl. Toth 2008b, Bd. 2, S. 127 ff., S. 179 ff.), denn Zeichen kann es nur dort geben, wo es ein thetisches oder interpretierendes Bewusstsein gibt. Dementsprechend müsste ein kombinierter ontologisch-semiotischer Raum idealerweise sowohl den physikalischen Raum mit den drei räumlichen sowie möglicherweise mit einer zeitlichen Dimension als auch den semiotischen Raum mit der Objekt- und der Bewusstseinsdimension repräsentieren, denn die Objektachse des semiotischen Raumes klassifiziert die Objekte, die zu Zeichen thetisch eingeführt oder interpretiert werden, ja nicht als sich selbst präsentierende Objekte, sondern als durch einen Interpretanten repräsentierte. In dem durch Toth (2008c, d) stipulierten präsemiotischen Raum sind die Verhältnisse noch wesentlich komplizierter. Denn zum einen enthält die polykontexturale Zeichenrelation das Objekt, das thetisch eingeführt oder interpretiert worden ist, aber lediglich als kategoriales Objekt. Andererseits genügt dies jedoch, um die

polykontexturale Grenze zwischen Zeichen und Objekt in einer polykontexturalen Zeichenrelation aufzuheben. Beim präsemiotischen Raum (im folgenden Graphen links fett ausgezogen) handelt es sich daher um einen eigentlichen transitorischen Raum zwischen dem ontologischen und dem semiotischen Raum:



Semiotischer und präsemiotischer Zeichenraum

Physikalisch-ontologischer Objektraum

Zeichen-Genese (Semiose), vgl. Toth (2008b, S. 196 ff.)

Zeichen-Zerfall (Retrosemiose), vgl. Toth (2008a, S. 9 ff.)

3. Wenn wir uns nun die drei unterschiedenen Räume hinsichtlich der Dichotomie von Präsentation und Repräsentation anschauen, haben wir:

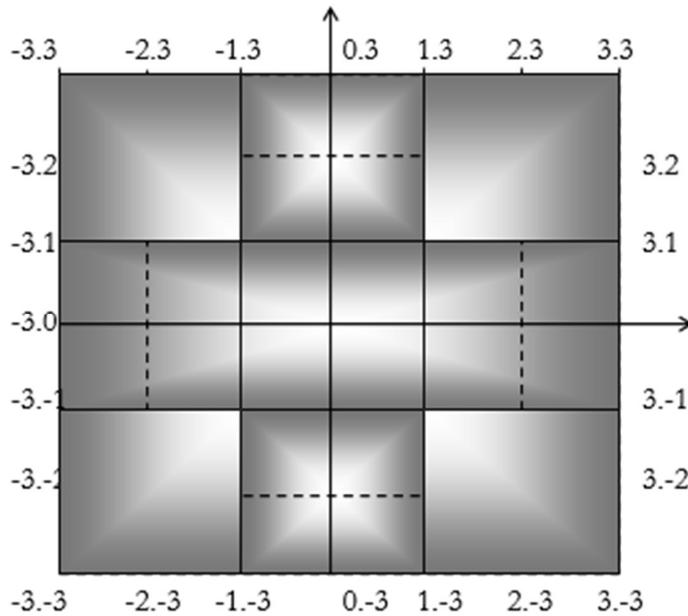
ontologischer Raum:	gegebene Objekte sind präsentiert
↓↑	
präsemiotischer Raum:	Zeichen-Objekte bzw. Objekt-Zeichen sind repräsentierte präsentierte Meta-Objekte (vgl. Bense 1967, S. 9) bzw. präsentierte repräsentierte Meta-Objekte
↓↑	
semiotischer Raum:	thetisch eingeführte (künstliche) bzw. interpretierte (natürliche) Zeichen sind repräsentierte Meta-Objekte

wobei also ↓ die semiosische und ↑ die retrosemiosische Tendenz andeutet.

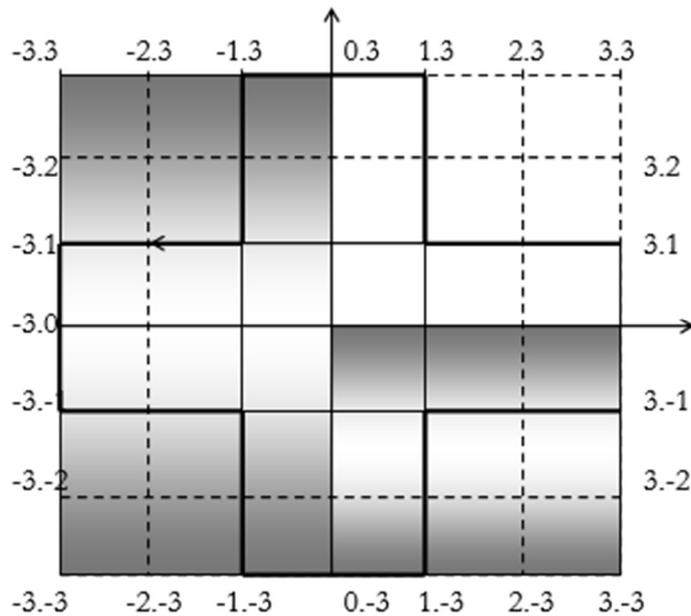
Damit bekommen wir jedoch ebenfalls

ontologischer Raum	⇔	präsemiotischer Raum	⇔	semiotischer Raum
Präsentation	⇔	Repräsentation der Präsentation/ Präsentation der Repräsentation	⇔	Repräsentation

Der präsemiotische Raum enthält also sowohl Zeichen-Objekte, welche die Präsentation der ontologischen Objekte repräsentieren als auch Objekt-Zeichen, welche die Repräsentation der ontologischen Objekte präsentieren. Der ihn umgebende semiotische Raum enthält ausschliesslich repräsentierte Meta-Objekte, d.h. reine Zeichen:



Wenn nun aber in den monokontexturalen Wissenschaften, und zwar einfach deshalb, weil es dort aufgrund der zweiwertigen aristotelischen Logik nichts anderes als Position und Negation, Präsentation und Repräsentation, Objekt und Zeichen, Leben und Tod, usw. geben kann, gemäss der gliedweisen Übereinstimmung zwischen diesen Dichotomien eine Entsprechung zwischen Position und Objekt einerseits sowie zwischen Negation und Zeichen andererseits stipuliert wird, dann kann man aufgrund von Toth (2008c) schön zeigen, dass bereits beim präsemiotischen Raum als Übergangsraum zwischen ontologischem und semiotischem Raum sowie als Strukturbereich der semiotischen Kontexturen die Verteilung negativer und positiver Thematisierungen sowie die Bereiche von Präsentation und Repräsentation nicht übereinstimmen, denn man vergleiche die obige Graphik mit der untenstehenden, welche die Verteilung von Negativität und Positivität bei semiotischen Thematisierungen zeigt:



Der Grund für diese Nicht-Übereinstimmung der verschiedenen schraffierten Bereiche beider Graphen ist einfach der, dass der präsemiotische Raum, wie bereits früher verschiedentlich hervorgehoben wurde, selbst polykontextural ist. In polykontexturalen Systemen sind aber die monokontexturalen Dichotomien aufgehoben, indem sie über die polykontexturalen Systeme disseminiert sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Monokontexturale und polykontexturale Semiotik. In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hrsg.), Myths, Rites, Simulacra. Proceedings of the 10th International Symposium of the Austrian Association for Semiotics, University of Applied Arts Vienna, December 2000. Vol. I: Theory and Foundations. Wien 2001, S. 117-134

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Vorarbeiten zu einer objektiven Semiotik. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Negativität und Postivität in der polykontexturalen Semiotik. Ms. (2008c)

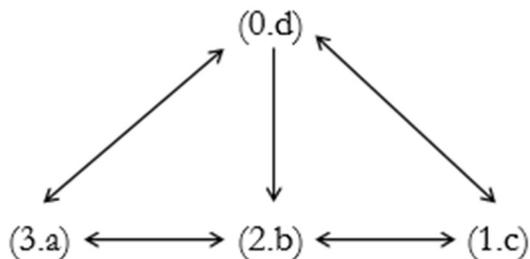
Toth, Alfred, Die präsemiotischen Strukturbereiche. Ms. (2008d)

Die präsemiotische Zeichenrelation als sprachliches Zeichenmodell

1. Die in Toth (2008) eingeführte präsemiotische Zeichenrelation

$$\text{PZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

kann man relationstheoretisch wie folgt schematisch darstellen:



Mit einer Ausnahme sind also sämtliche 5 möglichen Relationen bilateral; einzig die Relation $*(2.b) \rightarrow (0.d)$ kann es semiotisch nicht geben, denn ein Zeichen kann nach Benses Invarianzprinzip ein Objekt nicht verändern (Bense 1975, S. 40 ff.). Nachfolgend schauen wir uns die 5 Relationen im einzelnen an.

1.1. Die unilaterale Relation $(0.d) \rightarrow (2.b) \equiv [\delta, (d.b)]$

Das kategoriale Objekt $(0.d)$ ist das vorgegebene Objekt zuzüglich dessen präsemiotische trichotomische Kennzeichnung als Sekanz (0.1) , Semanz (0.2) oder Selektanz (0.3) . Im Rahmen der Semiosis wird das kategoriale Objekt in einen Objektbezug $(2.b)$ des Zeichens im Sinne eines Meta-Objekts (Bense 1967, S. 9) transformiert. Diese Relation ist also nicht arbiträr, weil die trichotomische Gliederung den vorgegebenen Objekten inhäriert.

1.2. Die bilaterale Relation $(3.a) \leftrightarrow (2.b) \equiv [\beta^\circ, (a.b)]$

Der Objektbezug tritt einerseits im Rahmen der Bedeutungsfunktion in Relation mit dem Interpretanten, andererseits tritt der Interpretant mit dem Objektbezug im Rahmen der Replikationsfunktion in Relation. Diese Relationen sind nicht-arbiträr, wenn es sich um natürliche Zeichen (Anzeichen) handelt, wenn also ein Objekt selbst als Zeichen dient, da vorausgesetzt werden kann, dass Objekte von allen Menschen in etwa derselben Weise wahrgenommen, um überhaupt identifiziert zu werden. Die Relationen sind jedoch dann arbiträr, wenn der Zeichenträger, d.h. das Mittel der Zeichenrelation, nicht mit dem zu

substituierenden Objekt identisch bzw. kein Teil davon ist. Beispielsweise ist ja der Objektbezug eines verknoteten Taschentuches nur für den Zeichengeber bekannt.

1.3. Die bilaterale Relation $(2.b) \leftrightarrow (1.c) \equiv [\alpha^\circ, (b.c)]$

Diese Teilrelation der vollständigen Zeichenrelation entspricht dem Saussureschen Zeichen als Relation zwischen einem Objektbezug und einem Mittel bzw. umgekehrt. In der Theoretischen Semiotik wird auch von der Bezeichnungsfunktion $(1.c) \rightarrow (2.b)$ und der Involutionsfunktion $(2.b) \rightarrow (1.c)$ gesprochen. Beide Relationen sind arbiträr, wie etwa die Verschiedenheit der Lexeme für dieselben Objekte zwischen verschiedenen Sprachfamilien, manchmal sogar innerhalb von Sprachfamilien zeigt.

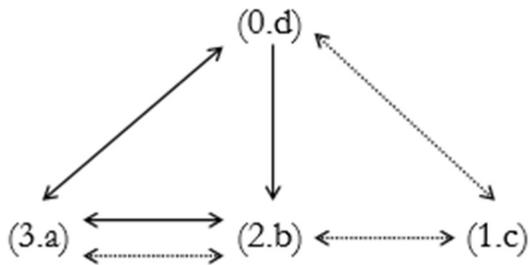
1.4. Die bilaterale Relation $(3.a) \leftrightarrow (0.d) \equiv [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)]$

Diese Relationen betreffen die Wahrnehmung des vorgegebenen Objektes als kategoriales durch den Interpretanten, d.h. das Bewusstsein jemandes, der das Objekt als Zeichen interpretiert. Da angenommen werden darf, dass prinzipiell alle Menschen Objekte in etwa derselben Weise wahrnehmen, ist diese Relation nicht-arbiträr.

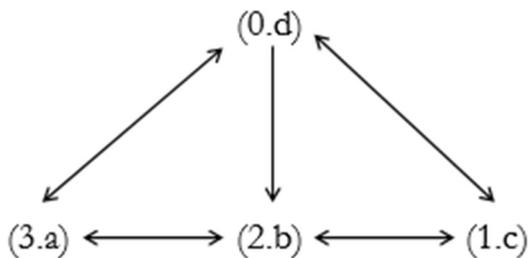
1.5. Die bilaterale Relation $(0.d) \leftrightarrow (1.c) \equiv [\gamma, (d.c)]$

Diese beiden Relationen betreffen das Verhältnis des kategorialen Objektes zum Mittel, d.h. Zeichenträger. Da der Zeichengeber völlig frei ist, mit welchem Zeichenträger er ein Objekt repräsentiert – und das gilt sogar für seine Entscheidung, entweder das Objekt bzw. ein Teil von ihm selbst im Falle von natürlichen Zeichen oder einen objektfremden Zeichenträger im Falle von künstlichen Zeichen zu wählen –, sind diese Relationen arbiträr.

Wir können deshalb unser obiges präsemiotisches Modell des sprachlichen Zeichens bezüglich der Verteilungen von Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität auch wie folgt darstellen (ausgezogene Pfeile bezeichnen nicht-arbiträre, gepunktete Pfeile bezeichnen arbiträre Relationen):



2. Wie man anhand unserer beiden Varianten des präsemiotischen Zeichenmodells bemerkt haben wird, gibt es hier also 5 elementare sprachliche Relationen, wovon 4 sogar bilateral sind. Dass hiermit die übliche grobe Einteilung der semiotischen Linguistik seit Charles Morris, bestehend aus Syntaktik oder Syntax, Semantik und Pragmatik, wie sie etwa auch in Toth (1993, 1997a, 1997b) vorausgesetzt wurde, hinfällig ist, versteht sich von selbst.



Wir schauen uns wieder die einzelnen Relationen, diesmal innerhalb einer Theorie der sprachlichen Zeichen, an:

2.1. (0.d) → (2.b):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der aussersprachlichen Realität zu der durch die sprachlichen Zeichen kodierten denotativen oder Bezeichnungs-Semantik.

2.2. (0.d) ↔ (1.c):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der aussersprachlichen Realität zu den sprachlichen Mitteln, d.h. Zeichenträgern.

2.3. (0.d) ↔ (3.a):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen der aussersprachlichen Realität zu ihrer Wahrnehmung.

2.4. (2.b) ↔ (3.a):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen zwischen denotativer und designativer Semantik, d.h. zwischen Bezeichnungs- und Bedeutungs- oder Sinn-Semantik.

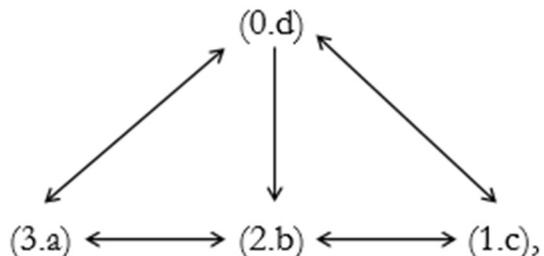
2.5. (1.c) ↔ (2.b):

Das durch diese Relation fundamentalkategorial gekennzeichnete Gebiet umfasst die Beziehungen zwischen den Zeichenträgern und den Objektbezügen der Zeichen. Es handelt sich also im Sinne der traditionellen Grammatik um die Zuordnung von Lauten zu "Bedeutungen".

Wie man sieht, entspricht also gerade ein einziges durch die fünf Relationen gekennzeichnetes Gebiet einem traditionellen linguistischen Teilgebiet (2.5.). Die den Relationen (2.1.) bis (2.3.) entsprechenden Gebiete gehören zwar wegen des Einbezugs aussersprachlicher Objekte an sich zur Pragmatik, werden aber innerhalb der Linguistik kaum oder marginal behandelt. Das der Relation (2.4.) entsprechende Gebiet verweist auf die ausserhalb der französischen Semiologie nicht sehr weit gediehenen systematischen Untersuchungen zum Verhältnis denotativer und konnotativer Bedeutungen. Zusammenfassend darf man also sagen, dass die linguistische Interpretation des allgemeinen präsemiotischen Zeichenmodells die grammatischen Teilgebiete der Semantik und der Pragmatik nicht verwirft, aber aufgliedert und in eigene Teilgebiete verweist. Somit kommt in einer auf der Präsemiotik basierenden Grammatiktheorie einzig der Syntax kein spezielles Gebiet zu. Im Anschluss an die Argumentationen bei Toth (1997a, S. 119 ff.) kann man aber festhalten, dass in einer semiotischen Linguistik die eine Syntax zugunsten von mehreren "Taktiken" aufgegeben wird, die damit die möglichen Kombinationen von Lauten und Silben innerhalb eines Wortes ebenso festlegen wie die Kombinationen von Wörtern in einem Satz, von Sätzen in einem Text oder, in

Übereinstimmung mit der Stratifikationsgrammatik, sogar von Sememen oder Elementarbedeutungen zu syntagmatischen oder thematischen Bedeutungskomplexionen.

3. Unsere obigen Differenzierungen der möglichen Teilrelationen innerhalb des präsemiotischen Zeichenmodells hinsichtlich von Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität betrafen, das muss hier ausdrücklich betont werden, ausschliesslich dieses Zeichenmodell als sprachliches, d.h. linguistisches Zeichenmodell, denn vom rein semiotischen Standpunkt aus gesehen ist keine der fünf Teilrelationen vollständig arbiträr, wenn man darunter eine zeichentheoretische Willkürlichkeit versteht. Wenn wir also unser Zeichenmodell in seiner ersten Variante nochmals anschauen:



dann ist es klar, dass die ihm zugrunde liegende fundamentalkategoriale Ordnung genau wie beim triadischen Peirceschen Zeichenmodell eine retrosemiosisch-degenerative ist:

$$(3.a) \rightarrow (2.b) \rightarrow (1.c) \rightarrow (0.d) \text{ mit } a, b, c, d \in \{.1, .2, .3\}$$

und dass die möglichen trichotomischen Stellenwerte (also die Werte für a, ..., d) durch das allgemeine semiotische Ordnungsprinzip für Zeichenklassen

$$(a \leq b \leq c \leq d)$$

eingeschränkt werden. Zeichenrelationen wie *(3.3 2.2 1.1 0.1), *(3.1 2.2 1.3 0.2), *(3.2 2.1 1.2 0.3), usw. sind also keine Zeichenklassen. Aus diesem Ordnungsprinzip folgt also, dass wir die 5 möglichen Partialrelationen berechnen können und dass sie also deshalb semiotisch nicht-arbiträr sind, obwohl einige von ihnen linguistisch arbiträr sind. Wir bekommen die folgenden möglichen Partialrelationen:

- 3.1. (0.d) \rightarrow (2.b):(0.1, 2.1); (0.2, 2.1), (0.2, 2.2); (0.3, 2.1), (0.3, 2.2), (0.3, 2.3)
- 3.2. (0.d) \leftrightarrow (1.c):(0.1, 1.1); (0.2, 1.1), (0.2, 1.2); (0.3, 1.1), (0.3, 1.2), (0.3, 1.3)
- 3.3. (0.d) \leftrightarrow (3.a):(0.1, 3.1); (0.2, 3.1), (0.2, 3.2); (0.3, 3.1), (0.3, 3.2), (0.3, 3.3)
- 3.4. (2.b) \leftrightarrow (3.a):(2.1, 3.1); (2.2, 3.1), (2.2, 3.2); (2.3, 3.1), (2.3, 3.2), (2.3, 3.3)
- 3.5. (1.c) \leftrightarrow (2.b):(1.1, 2.1); (1.2, 2.1), (1.2, 2.2); (1.3, 2.1), (1.3, 2.2), (1.3, 2.3)

In kategoriethoretischer Notation:

- 3.1'. $[\delta, (d.b)]:$ $[\delta, id1]; [\delta, \alpha^\circ], [\delta, id2]; [\delta, \alpha^\circ\beta^\circ], [\delta, \beta^\circ], [\delta, id3]$
- 3.2'. $[\gamma, (d.c)]:$ $[\gamma, id1]; [\gamma, \alpha^\circ], [\gamma, id2]; [\gamma, \alpha^\circ\beta^\circ], [\gamma, \beta^\circ], [\gamma, id3]$
- 3.3'. $[\delta\gamma, (d.a)]:$ $[\delta\gamma, id1]; [\delta\gamma, \alpha^\circ], [\delta\gamma, id2]; [\delta\gamma, \alpha^\circ\beta^\circ], [\delta\gamma, \beta^\circ], [\delta\gamma, id3]$
- 3.4'. $[\beta, (b.a)]:$ $[\beta, id1]; [\beta, \alpha^\circ], [\beta, id2]; [\beta, \alpha^\circ\beta^\circ], [\beta, \beta^\circ], [\beta, id3]$
- 3.5'. $[\alpha, (c.b)]:$ $[\alpha, id1]; [\alpha, \alpha^\circ], [\alpha, id2]; [\alpha, \alpha^\circ\beta^\circ], [\alpha, \beta^\circ], [\alpha, id3]$

Wie man leicht erkennt, liegt den Teilrelationen (3.1.') bis (3.5.') also eine gemeinsame abstrakte kategoriethoretische Struktur

$[-, id1]; [-, \alpha^\circ], [-, id2]; [-, \alpha^\circ\beta^\circ], [-, \beta^\circ], [-, id3],$

wobei die den 5 Relationen zugeordneten grammatischen Teilgebiete je eindeutig durch einen initialen Morphismus charakterisiert werden, nämlich

3.1. (0.d) \rightarrow (2.b) durch δ

3.2. (0.d) \leftrightarrow (1.c) durch γ

3.3. (0.d) \leftrightarrow (3.a) durch $\delta\gamma$

3.4. (2.b) \leftrightarrow (3.a) durch β

3.5. (1.c) \leftrightarrow (2.b) durch α

Die nicht-arbiträren Relationen des als sprachliches interpretierten präsemiotischen Zeichens sind also auf semiotischer Ebene nicht mehr sichtbar. Auf semiotischer Ebene ist die Arbitrarität des präsemiotischen Zeichens durch den Rahmen der 6 möglichen natürlichen Transformationen

pro Partialrelation und innerhalb der Transformationen durch je einen konstanten zweiten Morphismus für alle 6 natürlichen Transformationen sowie durch einen pro Partialrelation konstanten ersten Morphismus eingeschränkt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Semiotik und Theoretische Linguistik. Tübingen 1993

Toth, Alfred, Entwurf einer Semiotisch-Relationalen Grammatik. Tübingen 1997 (1997a)

Toth, Alfred, Auf dem Weg zur ersten semiotischen Grammatik. In: Bayer, Udo/Hansen, Juliane (Hrsg.), Signum um Signum. Festschrift Elisabeth Walther. Baden-Baden 1997, S. 298-310 (1997b)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Polykontexturale Zeichenfunktionen

1. In Toth (2008b) wurden die 96 möglichen abstrakten polykontexturalen Zeichenfunktionen eingeführt. Diese können auf alle 15 polykontexturalen Zeichenklassen angewandt werden, so dass sich ein Total von 1440 Zeichenfunktionen ergibt. Im Hinblick auf deren Anwendung ist es jedoch notwendig, sie inhaltlich zu motivieren. Anfänge einer Theorie der monokontexturalen Zeichenfunktionen finden sich verstreut im Werk von Bense, Walther und ihren Schülern. Allerdings ist eine allgemeine Theorie der monokontexturalen Zeichenfunktionen nie ausgearbeitet worden. Da diese ein Teil einer allgemeinen Theorie der polykontexturalen Zeichenfunktionen ist, sollen an dieser Stelle die Grundlagen für letztere gelegt werden.

2. Die Theorie der Zeichenfunktionen basiert im monokontexturalen Fall auf der triadisch-trichotomischen Zeichenrelation

ZR = (3.a 2.b 1.c)

und im polykontexturalen Fall auf der tetradisch-trichotomischen Zeichenrelation

PZR = (3.a 2.b 1.c 0.d)

und ihren partielle Zeichenfunktionen. Gemäss Definition der Peirceschen Zeichenrelation setzt ja eine Drittheit sowohl Erst- als auch Zweitheit und eine Zweitheit Erstheit voraus, weshalb Bense von der Zeichenrelation als einer verschachtelten Relation bzw. einer "Relation von Relationen" sprach (1979, S. 53). Danach repräsentiert also eine Erstheit sich selbst, eine Zweitheit repräsentiert eine Erstheit und sich selbst, und eine Drittheit repräsentiert eine Erstheit, eine Zweitheit und sich selbst. Nach der funktionalen Konzeption des Zeichens repräsentiert jedoch eine Erstheit keine Zeichenfunktion, aber eine Zweitheit repräsentiert die dyadisch-semiosische (generative) Relation zwischen Erst- und Zweitheit, und eine Drittheit repräsentiert sowohl die letztere Relation als auch die dyadisch-semiosische (generative) Relation zwischen Zweit- und Drittheit (vgl. auch Toth 1993, S. 28 f.). Dazu kommen natürlich die – meistens unberücksichtigt gebliebenen – konversen Relationen. Die triadische Zeichenrelation selbst wird also also als Relation über einer

Kategorie (M) und zwei dyadischen Relationen ($(M \Rightarrow O)$, $(O \Rightarrow I)$) aufgefasst. Ferner wurde die dyadisch-retrosemiotische (degenerative) Relation $(I \Rightarrow M)$, bei der also eine Kategorie (O) durch Anwendung des Transitivitätsgesetzes auf $(I \Rightarrow O)$, $(O \Rightarrow M)$ "übersprungen" wurde, als Gebrauchsfunktion definiert (Walther 1979, S. 113 ff.).

Nicht in diese Fundamente einer Theorie der Zeichenfunktionen eingegangen ist leider Benses Unterscheidung zwischen "disponiblen" und "relationalen" Kategorien im Zusammenhang mit seiner Unterscheidung von "ontologischem" und "semiotischem Raum" (Bense 1975, S. 45 ff., S. 65 f.), welche also das Zeichen in die Nähe des vorgegebenen Objektes bringt und damit die Genesis des Zeichens in die Zeichendefinition hineinträgt. Die Idee einer zusätzlichen Kategorie der "Nullheit" wurde allerdings von Stiebung (1981, 1984) aufgegriffen und im Rahmen einer Theorie der "Semiosis von der Natur zur Kunst" nutzbar gemacht. Erst in Toth (2008a) wurde mit dieser theoretischen Erweiterung Ernst gemacht und die triadisch-trichotomische Zeichenrelation ZR in die tetradisch-trichotomische Zeichenrelation PZR eingebettet. Da sich in PZR sehr viel mehr Zeichenfunktionen unterscheiden lassen, sollen diese im Anschluss an Toth (2008b) im folgenden analysiert und interpretiert werden.

3.1. Dyadische polykontexturale Funktionen

3.1.1. $(0.d) \Rightarrow (1.c) \equiv [\gamma, (d.c)]$

Die Zeichenfunktion von der Nullheit zur Erstheit kann als Semiotisierung bezeichnet werden, da hier ein vorgegebenes Objekt als kategoriales Objekt in ein als Mittel fungierendes "Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9) transformiert wird.

3.1.2. $(1.c) \Rightarrow (0.d) \equiv [\gamma^\circ, (c.d)]$

Da diese Funktion die Konverse von 3.1.1. ist, nennen wir sie Desemiotisierung.

3.1.3. $(1.c) \Rightarrow (2.b) \equiv [\alpha, (c.b)]$

Die Zeichenfunktion von der Erstheit zur Zweitheit heisst Bezeichnungsfunktion (Walther 1979, S. 113 ff.).

3.1.4. $(2.b) \Rightarrow (1.c) \equiv [\alpha^\circ, (b.c)]$

Die zur Funktion 3.1.3. konverse Funktion heisst nach Klein 1984, S. 44) Involution.

3.1.5. $(2.b) \Rightarrow (3.a) \equiv [\beta, (b.a)]$

Die Zeichenfunktion von der Zweitheit zur Drittheit heisst Bedeutungsfunktion (Walther 1979, S. 113 ff.).

3.1.6. $(3.a) \Rightarrow (2.b) \equiv [\beta^\circ, (a.b)]$

Die zur Funktion 3.1.5. konverse Funktion heisst nach Klein (1984, S. 44) im Anschluss an Peirce Replikation.

3.1.7. $(0.d) \Rightarrow (2.b) \equiv [\delta, (d.b)]$

Die Zeichenfunktion von der Nullheit zur Zweitheit besagt, dass ein kategoriales Objekt in einen Objektbezug transformiert wird. Wir wollen hier von Relativierung sprechen.

3.1.8. $(2.b) \Rightarrow (0.d) \equiv [\delta^\circ, (b.d)]$

Bei der zu 3.1.7. konversen Funktion wird ein Objektbezug in ein kategoriales Objekt transformiert. Wir sprechen von Kategorialisierung.

3.1.9. $(0.d) \Rightarrow (3.a) \equiv [\delta\gamma, (d.a)]$

Die Zeichenfunktion von der Nullheit zur Drittheit bedeutet die Interpretation eines vorgegebenen Objekts, weshalb wir sie Interpretation nennen wollen.

3.1.10. $(3.a) \Rightarrow (0.d) \equiv [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)]$

Die zu 3.1.9. konverse Funktion transformiert eine Drittheit in ein kategoriales Objekt, hebt also die Interpretation als Zeichen zu Gunsten eines vorgegebenen Objektes auf, was wir mit Faktualisierung bezeichnen.

3.1.11. $(3.a) \Rightarrow (1.c) \equiv [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]$

Die Zeichenfunktion von der Drittheit zur Erstheit heisst nach Walther (1979, S. 113 ff.) Gebrauchsfunktion.

3.1.12. $(1.c) \Rightarrow (3.a) \equiv [\beta\alpha, (c.a)]$

Für zu 3.1.11. konverse Funktion existiert bisher kein Name. Wir wollen die Umkehrfunktion der Gebrauchsfunktion als Bedarfsfunktion bezeichnen.

3.2. Triadische polykontexturale Funktionen

Wegen der Einführung des Peirceschen Zeichens als Relation über Relationen sind triadische Zeichenfunktion aus einer Kategorie und einer dyadischen Relation zusammengesetzt.

3.2.1. $((0.d) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)]]$

Die Zeichenfunktion von der Semiotisierung auf einen Objektbezug wollen wir Objektivierung nennen.

3.2.2. $(2.b) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (1.c)) \equiv [\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)]]$

Hier wird ein Objektbezug auf eine Semiotisierung abgebildet. Da diese (und viele weitere) Zeichenfunktionen inhaltlich mehrdeutig sind, wollen wir sie beschreiben, ihnen aber keinen Namen geben.

3.2.3. $(2.b) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (0.d)) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)]]$

Wir wollen die zur Funktion 3.2.1. konverse Zeichenfunktion Deobjektivierung nennen.

3.2.4. $((0.d) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$

Hier wird die Relativierungsfunktion auf einen Mittelbezug abgebildet.

3.2.5. $(1.c) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)]]$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Relativierung abgebildet.

3.2.6. $(1.c) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (0.d)) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)]]$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Kategorialisierung abgebildet.

3.2.7. $((1.c) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)]]$

Hier wird die Desemiotisierung auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.2.8. (2.b) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (0.d)) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Desemiotisierung abgebildet.

$$3.2.9. (2.b) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\gamma^\circ, (d.c)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Semiotisierung abgebildet.

$$3.2.10. ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)]]$$

Hier wird die Bezeichnungsfunktion auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.2.11. (0.d) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Bezeichnungsfunktion abgebildet.

$$3.2.12. (0.d) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Involution abgebildet.

$$3.2.13. ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)]]$$

Hier wird die Involution auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.2.14. (0.d) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Involution abgebildet.

$$3.2.15. (0.d) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Bezeichnungsfunktion abgebildet.

$$3.2.16. ((2.b) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)]]$$

Hier wird die Kategorialisierung auf einen Mittelbezug abgebildet.

$$3.2.17. (1.c) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (0.d)) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)]]$$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Kategorialisierung abgebildet.

$$3.2.18. (1.c) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)]]$$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Relativierung abgebildet.

$$3.2.19. ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)]]$$

Hier wird die Bezeichnungsfunktion auf einen Interpretanten abgebildet. Dies ist also die funktionale Definition des Zeichens in semiosisch-generativer Richtung, weshalb wir hier im Anschluss an Bense (1967, S. 9) von Metaobjektivierung sprechen wollen.

$$3.2.20. (3.a) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Bezeichnungsfunktion abgebildet. Man könnte hier von Konnexbildung sprechen.

$$3.2.21. (3.a) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Involution abgebildet. Dies ist also die funktionale Definition des Zeichens in retrosemiosisch-degenerativer Richtung, weshalb man hier von Demetaobjektivierung sprechen könnte (vgl. 3.2.19.).

$$3.2.22. ((1.c) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)]]$$

Hier wird die Bedarfsfunktion auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.2.23. (2.b) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (3.a)) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Bedarfsfunktion abgebildet.

$$3.2.24. (2.b) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Gebrauchsfunktion abgebildet. Da ja $((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Leftarrow (((3.a) \Rightarrow (2.b)) ((2.b) \Rightarrow (1.c)))$, kann man in dieser Zeichenfunktion eine Art von "Rückversicherung des Objektbezugs beim Gebrauch eines Mittels durch einen Interpretanten" sehen.

$$3.2.25. ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)]]$$

Hier wird die Involution auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.2.26. (3.a) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Involution abgebildet.

$$3.2.27. (3.a) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Bezeichnungsfunktion abgebildet. Dies ist eine funktionale Variante der Konnexbildung (vgl. 3.2.20.).

$$3.2.28. ((2.b) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]]$$

Hier wird die Bedeutungsfunktion auf ein Mittel abgebildet. Da eine Bedeutungsfunktion gemäss unserer Einleitung eines Bezeichnungsfunktion und damit ein Mittel bereits voraussetzen, liegt hier wieder (vgl. 3.2.24.) eine Form von "Rückversicherung" vor.

$$3.2.29. (1.c) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (3.a)) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)]]$$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Bedeutungsfunktion abgebildet. Vgl. 3.2.28.

$$3.2.30. (1.c) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)]]$$

Hier wird ein Mittelbezug auf die Replikation abgebildet.

$$3.2.31. ((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird die Gebrauchsfunktion auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.2.32. (2.b) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (1.c)) \equiv [[\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Gebrauchsfunktion abgebildet.

$$3.2.33. (2.b) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (3.a)) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Bedarfsfunktion abgebildet.

$$3.2.34. ((3.a) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird die Replikation auf ein Mittel abgebildet. Der Gebrauch erzeugt hier also die Mittel, einen Satz, zu dem man Stiebings "Objekt-Arithmetik" (Stiebing 1981) vergleiche.

$$3.2.35. (1.c) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (2.b)) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Replikation abgebildet.

$$3.2.36. (1.c) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (3.a)) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Bedeutungsfunktion abgebildet.

3.3. Tetradische polykontexturale Funktionen

Gemäss unserer Einleitung setzen sich tetradische Zeichenfunktionen aus zwei dyadischen Funktionen und einer Kategorie zusammen (!).

$$3.3.1. (((0.d) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\gamma, (d.c)], [id1, idc], [\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)]]$$

Hier werden die Semiotisierung und die Bezeichnungsfunktion auf einen Interpretanten abgebildet. Da dies die funktionale Definition von PZR ist, können wir hier also von Polykontexturalisierung sprechen.

$$3.3.2. ((3.a) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\delta\gamma, (a.d)], [\gamma, (d.c)], [id1, idc], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Semiotisierung und die Bezeichnungsfunktion abgebildet.

$$3.3.3. (((0.d) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (3.a))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [id3, ida]]$$

Hier wird die Relativierung und die Bedarfsfunktion auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.3.4. ((3.a) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\delta\gamma, (a.d)], [\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Relativierung und die Bedarfsfunktion abgebildet.

$$3.3.5. (((0.d) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [id2, idb]]$$

Hier werden die Semiotisierung und die Replikation auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.6. (2.b) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Semiotisierung und die Replikation abgebildet.

$$3.3.7. (((0.d) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma^\circ\delta^\circ, (d.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)], [id2, idb]]$$

Hier werden die Interpretation und die Bezeichnungsfunktion auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.8. (2.b) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Interpretation und die Bezeichnungsfunktion abgebildet.

$$3.3.9. (((0.d) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\delta, (d.b)], [\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Relativierung und die Gebrauchsfunktion auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.10. (1.c) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)], [\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Relativierung und die Gebrauchsfunktion abgebildet.

$$3.3.11. (((0.d) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\delta\gamma, (d.c)], [\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Interpretation und die Involution auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.12. (1.c) \Rightarrow (((0.d) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Interpretation und die Involution abgebildet.

$$3.3.13. (((1.c) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (3.a))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)], [\beta, (b.a)], [\text{id}_3, \text{id}_a]]$$

Hier werden die Desemiotisierung und die Bedeutungsfunktion auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.3.14. (3.a) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)], [\beta, (b.a)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Desemiotisierung und die Bedeutungsfunktion abgebildet.

$$3.3.15. (((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (3.a))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\text{id}_3, \text{id}_a]]$$

Hier werden die Bezeichnungsfunktion und die Interpretation auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.3.16. (3.a) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\delta\gamma, (d.a)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Bezeichnungsfunktion und die Interpretation abgebildet.

$$3.3.17. (((1.c) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma^\circ, (c.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\text{id}_2, \text{id}_b]]$$

Hier werden die Desemiotisierung und die Replikation auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.18. (2.b) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\beta^\circ, (a.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Desemiotisierung und die Replikation abgebildet.

$$3.3.19. (((1.c) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\delta\gamma, (a.d)], [\delta, (d.b)], [id2, idb]]$$

Hier werden die Bedarfsfunktion und die Relativierung auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.20. (2.b) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\delta\gamma, (a.d)], [\delta, (d.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Bedarfsfunktion und die Relativierung abgebildet.

$$3.3.21. (((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)], [\delta\gamma, (a.d)], [id0, idd]]$$

Hier werden die Bezeichnungsfunktion und die Faktualisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.3.22. (0.d) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)], [\delta\gamma, (a.d)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Bezeichnungsfunktion und die Faktualisierung abgebildet.

$$3.3.23. (((1.c) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [id0, idd]]$$

Hier werden die Bedarfsfunktion und die Kategorialisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.3.24. (0.d) \Rightarrow (((1.c) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\gamma, (d.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\delta^\circ, (b.d)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Bedarfsfunktion und die Kategorialisierung abgebildet.

$$3.3.25. (((2.b) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (3.a))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\gamma^\circ, (d.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [id3, ida]]$$

Hier wird die Kategorialisierung und die Bedarfsfunktion auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.3.26. (3.a) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)], [\beta\alpha, (c.a)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Kategorialisierung und die Bedarfsfunktion abgebildet.

$$3.3.27. (((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (3.a))) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [id3, ida]]$$

Hier werden die Involution und die Interpretation auf einen Interpretanten abgebildet.

$$3.3.28. (3.a) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (3.a) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta\gamma, (d.a)]]$$

Hier wird ein Interpretant auf die Involution und die Interpretation abgebildet.

$$3.3.29. (((2.b) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\delta^\circ, (b.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Kategorialisierung und die Gebrauchsfunktion auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.30. (1.c) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\delta\gamma, (d.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Kategorialisierung und die Gebrauchsfunktion abgebildet.

$$3.3.31. (((2.b) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta, (b.a)], [\delta\gamma, (a.d)], [\gamma, (d.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Bedeutungsfunktion und die Semiotisierung auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.32. (1.c) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\alpha, (c.b)], [\beta, (b.a)], [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)], [\gamma, (d.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Bedeutungsfunktion und die Semiotisierung abgebildet.

$$3.3.33. (((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((3.a) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)], [id0, idd]]$$

Hier werden die Involution und die Faktualisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.3.34. (0.d) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (3.a) \Rightarrow (0.d))) \equiv [[\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\beta\alpha, (c.a)], [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Involution und die Faktualisierung abgebildet.

$$3.3.35. (((2.b) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [id0, idd]]$$

Hier werden die Bedeutungsfunktion und die Desemiotisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.3.36. (0.d) \Rightarrow (((2.b) \Rightarrow (3.a)) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\delta, (d.b)], [\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\gamma^\circ, (c.d)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Bedeutungsfunktion und die Desemiotisierung abgebildet.

$$3.3.37. (((3.a) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)], [\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)], [id2, idb]]$$

Hier werden die Faktualisierung und die Bezeichnungsfunktion auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.38. (2.b) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\beta, (b.a)], [\gamma^\circ\delta^\circ, (a.d)], [\gamma, (d.c)], [\alpha, (c.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Faktualisierung und die Bezeichnungsfunktion abgebildet.

$$3.3.39. (((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (2.b))) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)], [id2, idb]]$$

Hier wird die Gebrauchsfunktion und die Relativierung auf einen Objektbezug abgebildet.

$$3.3.40. (2.b) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (2.b) \equiv [[\beta, (b.a)], [\alpha^\circ\beta^\circ, (a.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [\delta, (d.b)]]$$

Hier wird ein Objektbezug auf die Gebrauchsfunktion und die Relativierung abgebildet.

$$3.3.41. (((3.a) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\gamma^\circ \delta^\circ, (a.d)], [\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Faktualisierung und die Involution auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.42. (1.c) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\gamma^\circ \delta^\circ, (a.d)], [\delta, (d.b)], [\alpha^\circ, (b.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Faktualisierung und die Involution abgebildet.

$$3.3.43. (((3.a) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((0.d) \Rightarrow (1.c))) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)], [id1, idc]]$$

Hier werden die Replikation und die Semiotisierung auf ein Mittel abgebildet.

$$3.3.44. (1.c) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (0.d)) \Rightarrow (1.c) \equiv [[\beta\alpha, (c.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [\gamma, (d.c)]]$$

Hier wird ein Mittel auf die Replikation und die Semiotisierung abgebildet.

$$3.3.45. (((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow ((2.b) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\alpha^\circ \beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)], [id0, idd]]$$

Hier werden die Gebrauchsfunktion und die Kategorialisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet.

$$3.3.46. (0.d) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\delta\gamma, (d.a)], [\alpha^\circ \beta^\circ, (a.c)], [\alpha, (c.b)], [\delta^\circ, (b.d)]]$$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Gebrauchsfunktion und die Kategorialisierung abgebildet.

3.3.47. $((((3.a) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow ((1.c) \Rightarrow (0.d))) \Rightarrow (0.d)) \equiv [[\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)], [id_0, idd]]$

Hier werden die Replikation und die Desemiotisierung auf ein kategoriales Objekt abgebildet. Es liegt also wegen 3.3.1. Monokontexturalisierung vor.

3.3.48. $(0.d) \Rightarrow (((3.a) \Rightarrow (2.b)) \Rightarrow (1.c)) \Rightarrow (0.d) \equiv [[\delta\gamma, (d.a)], [\beta^\circ, (a.b)], [\alpha^\circ, (b.c)], [\gamma^\circ, (c.d)]]$

Hier wird ein kategoriales Objekt auf die Replikation und die Desemiotisierung abgebildet.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Klein, Josef, Vom Adel des Gesetzes – zu einer Semiotik der Norm. In: Semiosis 33, 1984, S. 34-69

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Stiebing, Hans Michael, "Objekte" zwischen Natur und Kunst. In: Oehler, Klaus (Hrsg.), Zeichen und Realität. Bd. II. Tübingen 1984, S. 671-674

Toth, Alfred, Semiotik und Theoretische Linguistik. Tübingen 1993

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Polykontexturale Zeichenfunktionen I. Ms. (2008b)

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Der Zerfall der Zeichen in ihre Objekte

1. Nachdem wir in Toth (2008a, S. 166 ff.) und Toth (2008c, S. 196 ff.) die Genese von Zeichen aus Objekten via Präzeichen und in Toth (2008c, S. 202 ff.) die Faserung des Systems SS10 der 10 semiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken in das System SS35 der 15 präsemiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken dargestellt hatten, bringen wir hier im Anschluss an Arin (1981, S. 353 ff.) den umgekehrten Fall, nämlich die semiotisch-präsemiotischen Katastrophen. Aus naheliegenden Gründen sind Genese und Zerfall von Zeichen nicht symmetrisch, wie ja etwa auch Generation und Degeneration von Zeichen nicht symmetrisch sind (vgl. Bense 1981, S. 124 ff.).

2. Wenn wir die triadische semiotische Menge

$$Z = \{.1., .2., .3.\}$$

auf sich selbst abbilden, dann bekommen wir aus $Z \times Z = \{.1., .2., .3.\} \times \{.1., .2., .3.\}$

die folgende triadisch-trichotomische Matrix

	.1	.2	.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

für das übliche triadisch-trichotomische Zeichenmodell

$$ZR_{3,3} = (3.a \ 2.b \ 1.c),$$

welches zusammen mit der trichotomischen Inklusionsordnung

$$a \leq b \leq c$$

die Basis der triadisch-trichotomischen Semiotik darstellt, aus der wir das System SS10 der semiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken konstruieren können:

- 1 (3.1 2.1 1.1) × (1.1 1.2 1.3)
- 2 (3.1 2.1 1.2) × (2.1 1.2 1.3)
- 3 (3.1 2.1 1.3) × (3.1 1.2 1.3)
- 4 (3.1 2.2 1.2) × (2.1 2.2 1.3)
- 5 (3.1 2.2 1.3) × (3.1 2.2 1.3)
- 6 (3.1 2.3 1.3) × (3.1 3.2 1.3)
- 7 (3.2 2.2 1.2) × (2.1 2.2 2.3)
- 8 (3.2 2.2 1.3) × (3.1 2.2 2.3)
- 9 (3.2 2.3 1.3) × (3.1 3.2 2.3)
- 10 (3.3 2.3 1.3) × (3.1 3.2 3.3)

3. Allerdings ist die soeben skizzierte Basistheorie nicht ausreichend, um den Prozess der Semiose zu beschreiben, denn jedes Zeichen ist eine Funktion zwischen einem Objekt aus dem ontologischen Raum und einem Bewusstsein aus einem epistemologischen Raum: "Die Einführung des Zeichens als ein allgemeines Invariantenschema greift sehr viel weiter über die Basistheorie hinaus. Voraussetzung ist die Überlegung, dass ein Objekt, das in eine Semiose eingeführt und bezeichnet oder bedeutet wird, durch einen solchen präsentierenden, repräsentierenden und interpretierenden Prozess nicht verändert wird; d.h. ein Zeichen fixiert Unveränderlichkeiten, Invarianzen dessen, worauf es sich bezieht" (Bense 1975, S. 40).

Nach Bense (1975, S. 41) entsteht in der ersten Phase, nämlich bei der Erklärung eines Objekts (00) zum Präzeichen das folgende präsemiotische trichotomische Invariantenschema:

- (00) ⇒ Qual: Invarianz des materialen **Zusammenhangs**;
- (00) ⇒ Sin: Invarianz der materialen **Identifizierbarkeit**;
- (00) ⇒ Leg: Invarianz der materialen **Existenz**

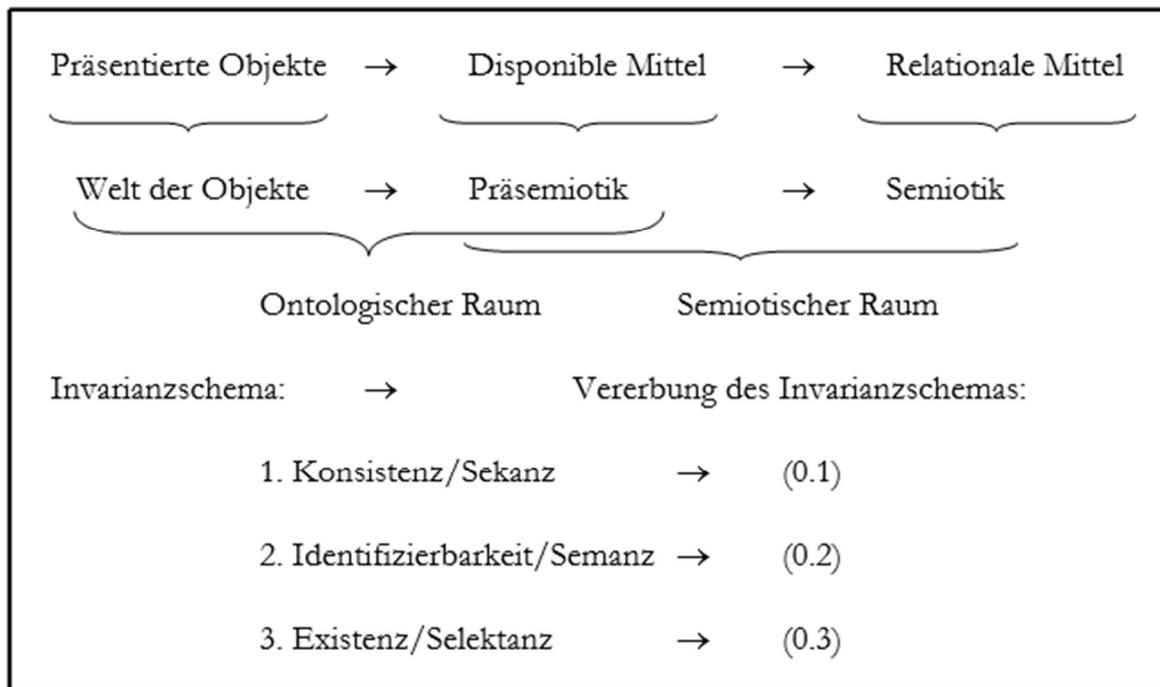
In einer zweiten Phase, nämlich beim Übergang vom Präzeichen zum Zeichen, wird dieses Invariantenschema vererbt:

M₀ ⇒ M:	drei relationale Mittel
M ₁₀ ⇒ (1.1):	Hitze
M ₂₀ ⇒ (1.2):	Rauchfahne
M ₃₀ ⇒ (1.3):	Name ("Feuer")

Die qualitative Erstheit des Mittelbezugs lässt sich daher auf die präsemiotische Erstheit des Zusammenhangs eines Objekts mit einem Präzeichen, die singuläre Zweitheit des Mittelbezugs auf die präsemiotische Zweitheit der Identifizierbarkeit eines Präzeichens mit seinem Objekt und die konventionelle Drittheit des Mittelbezugs auf die präsemiotische Drittheit der Existenz eines durch ein Zeichen bezeichneten Objektes zurückführen. Nach Götz (1982, S. 28) kann das präsemiotische trichotomische Invariantenschema auch durch "Sekanz, Semanz, Selektanz" charakterisiert werden. Die erstheitliche Sekanz bringt also zum Ausdruck, dass zwischen einem Objekt und seinem Zeichen ein Unterschied im Sinne von Spencer Brown (1969) besteht, oder anders formuliert, erst durch diesen Unterschied kann von einem Zeichen gesprochen werden, was vor allem in jenen Fällen wichtig ist, wo ein Objekt selber zum Zeichen gemacht wird. Die zweitheitliche Semanz erzeugt eine "Vor-Bedeutung" des Zeichens durch dessen Identifizierbarkeit mit seinem Objekt. Die drittheitliche Selektanz schliesslich garantiert die Existenz eines Präzeichens unabhängig von seinem Objekt. Wenn man sich überlegt, dass die Einführung von Zeichen unter anderem der Befreiung eines Objektes von seinen lokalen und temporalen Fixierungen durch seinen Ersatz durch ein Meta-Objekt im Sinne von Bense (1967, S. 8) dient, also etwa ein Wegweiser, der auf eine Stadt zeigt, die von ihm räumlich getrennt ist oder ein Name, der eine sowohl zeitlich wie örtlich abwesende Person benennt, dann wird klar, dass bereits in der präsemiotischen Invarianz-Trichotomie ein Verhältnis von Generation und Degeneration herrscht, wie wir es zwischen den trichotomischen Subzeichen der semiotischen Matrix antreffen:

(0.1) > (0.2) > (0.3)

Oder anders ausgedrückt: Nicht nur das präsemiotische trichotomische Invariantenschema wird auf die semiotischen Trichotomien vererbt, sondern auch die semiosischen Zeichenprozesse zwischen den statischen Präzeichen. Unsere bisherigen Ergebnisse können wir damit in dem folgenden Diagramm zusammenfassen.



wobei für die präsemiotisch-semiotische trichotomische Vererbung gilt:

Sekanz-Konsistenz: (0.1) → (1.1) → (2.1) → (3.1)

Semanz-Identifizierbarkeit: (0.2) → (1.2) → (2.2) → (3.2)

Selektanz-Existenz: (0.3) → (1.3) → (2.3) → (3.3)

4. Wie wir gesehen haben, kann also der Abgrund zwischen Zeichen und Objekt überbrückt werden, nämlich nach Bense durch einen ersten Übergang zwischen Objekten und disponiblen Mitteln und einen zweiten Übergang zwischen disponiblen und relationalen Mitteln. Nachdem Bense aber den ontischen Raum aller verfügbaren Etwase durch die Relationalzahl $r = 0$ charakterisiert hatte, braucht ein Zeichen zur Kennzeichnung seines Stellenwertes in einer Semiose noch eine Kategorialzahl k . Da eine Relationalzahl aber

die Werte 0, 1, 2, 3, eine Kategorialzahl jedoch nur die Werte 1, 2, 3 annehmen kann (Bense 1975, S. 65), trifft der Idealfall $r = k$ nur die Semiotik, nicht aber für die Präsemiotik zu. Da wegen des präsemiotischen trichotomischen Invariantenschemas die relationale Nullheit selber trichotomisch auftritt, erhalten wir für die Präsemiotik das folgende tetradisch-trichotomische Zeichenmodell

$$ZR_{4,3} = (0., .1., .2., .3.),$$

wobei der Punkt nach, aber nicht vor der Null deutlich macht, dass die Nullheit nur als triadischer, nicht jedoch als trichotomischer Wert auftreten kann, dies wiederum in Übereinstimmung mit dem präsemiotischen Invariantenschema, wo ja zwar (0.1), (0.2), (0.3) vorkommen, nicht aber (0.0)¹. Wir erhalten damit folgende tetradisch-trichotomische präsemiotische Matrix, also eine nicht-symmetrische Matrix mit 4 Triaden, aber nur je 3 Trichotomien:

	.1	.2	.3
0.	0.1	0.2	0.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

1 Nachdem die kategoriale Nullheit ja im ontologischen Raum der verfügbaren Objekte angesiedelt ist, erhebt sich die Frage, was die triadisch-trichotomische Nullheit (0.0) überhaupt bedeuten würde. Erstens handelt es sich hier um eine Relation, was aber Benses Einführung der Relationalzahlen mit der Bedingung $r > 0$ widerspricht. Zweitens müsste man (0.0) als iterierte Nullheit im Sinne von "Objekt eines Objekts" interpretieren, was offensichtlich mindestens in einer monokontexturalen Ontologie unmöglich ist, da hier dem Objekt ein subjektiver Einfluss zugeschrieben würde, nämlich entweder im Sinne eines diese Iteration kreierenden Subjekts oder als eigener Subjektanteil des Objekts im Sinne von Günthers "subjektivem Objekt" (Günther 1976, S. 336 ff.). Allerdings würde die polykontexturale Idee eines subjektiven Objekts mit der zwischen Paracelsus und den Romantikern und später in modifizierter Form noch von Benjamin und Adorno propagierten nicht-arbiträren Semiotik zusammenstimmen, nach welcher der Natur eine eigene "Sprache" zugestanden wird (vgl. Toth 2008d, S. 11 ff.).

d.h. also mit der folgenden tetradischen Inklusionsordnung

$$a \geq b \geq c \geq d,$$

auf deren Basis wir das System SS15 der präsemiotischen Zeichenklassen und Realitätsthematiken konstruieren können:

- 16 (3.1 2.1 1.1 0.1) × (1.0 1.1 1.2 1.3)
- 17 (3.1 2.1 1.1 0.2) × (2.0 1.1 1.2 1.3)
- 18 (3.1 2.1 1.1 0.3) × (3.0 1.1 1.2 1.3)
- 19 (3.1 2.1 1.2 0.2) × (2.0 2.1 1.2 1.3)
- 20 (3.1 2.1 1.2 0.3) × (3.0 2.1 1.2 1.3)
- 21 (3.1 2.1 1.3 0.3) × (3.0 3.1 1.2 1.3)
- 22 (3.1 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 1.3)
- 23 (3.1 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 1.3)
- 24 (3.1 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 1.3)
- 25 (3.1 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 1.3)
- 26 (3.2 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 2.3)
- 27 (3.2 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 2.3)
- 28 (3.2 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 2.3)
- 29 (3.2 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 2.3)
- 30 (3.3 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 3.3)

5. Das Verhältnis von SS15 zu SS10 lässt sich damit durch die folgenden semiotisch-präsemiotischen Faserungen beschreiben:

1	(3.1 2.1 1.1 0.1) × (1.0 1.1 1.2 1.3)	← (3.1 2.1 1.1)
2	(3.1 2.1 1.1 0.2) × (2.0 1.1 1.2 1.3)	
3	(3.1 2.1 1.1 0.3) × (3.0 1.1 1.2 1.3)	
4	(3.1 2.1 1.2 0.2) × (2.0 2.1 1.2 1.3)	← (3.1 2.1 1.2)
5	(3.1 2.1 1.2 0.3) × (3.0 2.1 1.2 1.3)	
6	(3.1 2.1 1.3 0.3) × (3.0 3.1 1.2 1.3)	← (3.1 2.1 1.3)
7	(3.1 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 1.3)	← (3.1 2.2 1.2)
8	(3.1 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 1.3)	
9	(3.1 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 1.3)	← (3.1 2.2 1.3)
10	(3.1 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 1.3)	← (3.1 2.3 1.3)
11	(3.2 2.2 1.2 0.2) × (2.0 2.1 2.2 2.3)	← (3.2 2.2 1.2)
12	(3.2 2.2 1.2 0.3) × (3.0 2.1 2.2 2.3)	
13	(3.2 2.2 1.3 0.3) × (3.0 3.1 2.2 2.3)	← (3.2 2.2 1.3)
14	(3.2 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 2.3)	← (3.2 2.3 1.3)
15	(3.3 2.3 1.3 0.3) × (3.0 3.1 3.2 3.3)	← (3.3 2.3 1.3),

die damit auch das erste Zeichenzerfallsstadium kennzeichnen, denn Zeichen zerfallen ja wegen des doppelten Übergangs zwischen Objekten und Zeichen zunächst in ihre Präzeichen. Das bedeutet aber, dass diese erste Phase der semiotischen Katastrophe, die wir die **semiotisch-präsemiotische Katastrophe** nennen wollen, durch ein (paradox anmutendes) **Anwachsen ihres relationalen Strukturreichtums** gekennzeichnet ist. Wie man anhand der obigen Tabelle sieht, kann dabei ein zerfallendes Zeichen sogar mehrdeutig werden, wobei zwischen einfacher und doppelter Mehrdeutigkeit zu unterscheiden ist:

1. Eindeutige Katastrophe

Beispiel: $[(3.1\ 2.1\ 1.3\ 0.3) \times (3.0\ 3.1\ 1.2\ 1.3)] \Leftarrow [(3.1\ 2.1\ 1.3) \times (3.1\ 1.2\ 1.3)]$

2. Mehrdeutige Katastrophe

2.1. Einfach mehrdeutig

Beispiel:
$$\left. \begin{array}{l} [(3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.2) \times (2.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3)] \\ [(3.1\ 2.1\ 1.2\ 0.3) \times (3.0\ 2.1\ 1.2\ 1.3)] \end{array} \right\} \Leftarrow [(3.1\ 2.1\ 1.2) \times (2.1\ 1.2\ 1.3)]$$

2.2. Doppelt mehrdeutig

Beispiel:
$$\left. \begin{array}{l} [(3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.1) \times (1.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3)] \\ [(3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.2) \times (2.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3)] \\ [(3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.3) \times (3.0\ 1.1\ 1.2\ 1.3)] \end{array} \right\} \Leftarrow [(3.1\ 2.1\ 1.1) \times (1.1\ 1.2\ 1.3)]$$

Kurz gesagt ist der beim semiotisch-präsemiotischen Zeichenzerfall entstehende Strukturzuwachs also durch die Re-Lokalisierung von Zeichen gekennzeichnet, die ja bei der Semiose mit ihrer Befreiung von raumzeitlichen Bindungen verloren gegangen war:

$(0.1) \times (1.0)$

$(0.2) \times (2.0)$

$(0.3) \times (3.0)$

In einer zweiten Phase, welche wir die **präsemiotisch-relationale Katastrophe** nennen, zerfallen die tetradischen Präzeichen in ihre triadischen, dyadischen und monadischen Teilrelationen:

Beispiel: $(3.1\ 2.1\ 1.1\ 0.1)$

3.1. Triadische Katastrophen

$(3.1\ 2.1\ 1.1), (3.1\ 1.1\ 0.1), (3.1\ 2.1\ 0.1), (2.1\ 1.1\ 0.1)$

3.2. Dyadische Katastrophen

(3.1 2.1), (3.1 1.1), (2.1 1.1)

(3.1 1.1), (3.1 0.1), (1.1 0.1)

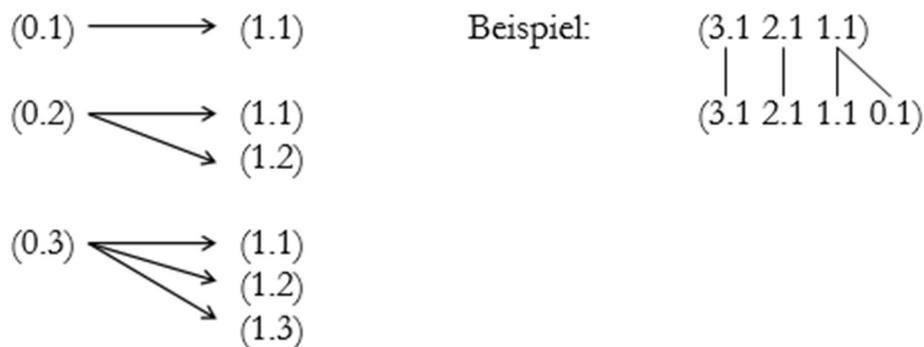
(3.1 2.1), (3.1 0.1), (2.1 0.1)

(2.1 1.1), (2.1 0.1), (1.1 0.1)

3.3. Monadische Katastrophen

(3.1), (2.1), (1.1), (0.1)

Wie man sieht, ist es also auf der zweiten Katastrophen-Stufe sogar möglich, dass ein auf der ersten Stufe in ein Präzeichen zerfallenes Zeichen zu einem Zeichen zerfällt, indem der durch Auflösung einer tetradischen Relation zuvor gewonnene Strukturreichtum wieder verloren geht. Dabei verschwindet also die Lokalisierung des Zeichens wieder, wobei folgende Fälle von Absorption denkbar sind:



Dieses durch Absorption entstandene Zeichen muss nicht einmal notwendig mit dem ursprünglichen Zeichen identisch sein, denn man sich vorstellen, dass auf dieser Katastrophen-Stufe die in Toth (2008b, S. 19 ff.) vorgestellten Normalform-Operatoren so wirken, dass sie etwa ein Präzeichen nicht einfach durch Entfernung der Fibration in sein zugehöriges Zeichen, sondern in ein Zeichen einer anderen Zeichenklasse transformieren. Es ist aber auch möglich, dass alle Normalform-Operatoren zur gleichen Zeichenklassen führen.

3.1.1. Beispiel für Normalform-Operatoren in Katastrophen

$$N(3.1\ 2.1\ 1.1) = (3.1\ 2.1\ 1.1)$$

$$N(3.1\ 1.1\ 0.1) = (3.1\ 2.1\ 1.1)$$

$$N(3.1\ 2.1\ 0.1) = (3.1\ 2.1\ 1.1)$$

$$N(2.1\ 1.1\ 0.1) = (3.1\ 2.1\ 1.1)$$

Auch von dieser zweiten Katastrophen-Stufe aus ist es unmöglich, mit Arin (1981, S. 353 ff.) einen Zerfall der monadischen Teilrelationen des ursprünglichen Präzeichens in Primzeichen, d.h. in Kategorien anzunehmen, denn (0.1), (0.2) und (0.3) enthalten ja die Nullheit mit $k = 0 \neq r$, und da $r > 0$ ist (Bense 1975, S. 65), müsste gesonderter Zerfall der monadischen Teilrelationen hinsichtlich Relations- und Kategorialzahlen angenommen werden, und es würde also im Minimum eine monadische Relation mit $r = 1$ übrig bleiben, was unmöglich ist, da in diesem Fall (0.1), also die präsemiotische Sekanz-Relation, übrig bleiben würde, die damit also weder reine Relation noch reine Kategorie wäre, was ein Widerspruch ist.

Wir werden daher bei unserer ursprünglich Annahme bleiben, dass Zeichen über Präzeichen in Objekte zerfallen, und zwar entweder in jene Objekte, aus denen sie bei der Semiose als Meta-Objekte durch thetische Einführung entstanden waren, oder in andere Objekte. Diese Annahme der semiotischen Katastrophe erweist sich auch deshalb als natürlich, weil sie die Umkehrung der semiotischen Genese ist, so dass also bei Katastrophen Zeichen aus dem semiotischen Raum in den ontologischen Raum zurückfallen, und weil die Primzeichen als Kategorien sich ja nicht in Luft auflösen können: Zeichen sind Evidenzen, und diese können nur in den Objekten verschwinden.

Nun hatten wir in Toth (2008c, S. 196 ff.) gezeigt, dass die ursprüngliche Zeichenklasse

$$(3.1\ 2.1\ 1.2) \times (2.1\ 1.2\ 1.3)$$

ist. Hier handelt es sich um die fundamentalste Bezeichnungsrelation

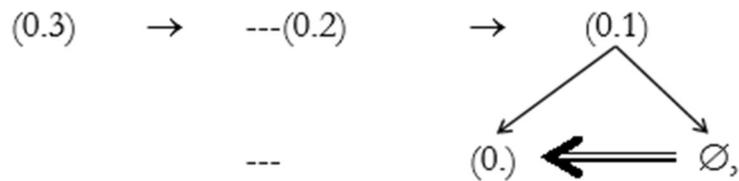
$$(2.1\ 1.2) \times (2.1\ 1.2),$$

welche durch ein Bewusstsein im Sinne eines rhematischen Interpretanten (3.1) zum Zeichen für ein Objekt erklärt wird, wobei aus der obigen Dyade hervorgeht, dass Erstheit und Zweitheit vertauscht werden, also Mittel und Objekt für einander eintreten können, was exakt der Relation von Objekt und Meta-Objekt entspricht, indem das Mittel das Objekt substituiert und raumzeitlich unabhängig macht.

Bevor aber das Verhältnis von Objekt und Meta-Objekt oder Objekt und Zeichen realiter vertauscht werden kann, muss der das Zeichen als triadische Relation stiftende drittheitliche Interpretant verschwinden, so dass wir haben

$$(3.1 \ 2.1 \ 1.2) \times (2.1 \ 1.2 \ 1.3) \rightarrow (2.1 \ 1.2) \times (2.1 \ 1.2)$$

Mit anderen Worten: Die an die semiotischen Trichotomien vererbte präsemiotische Selektanz fällt als erste aus dem präsemiotischen trichotomischen Invariantenschema der semiotischen Katastrophe zum Opfer. Als nächstes muss dann die Semanz fallen, denn die Annahme einer präsemiotischen "Vor-Bedeutung" wird sinnlos angesichts eines fehlenden Bewusstseins, für das sie eine Vor-Bedeutung ist. Von der ursprünglichen präsemiotischen Trichotomie ist damit nur noch die Sekanz geblieben, welche dadurch definiert ist, dass ein Unterschied zwischen einem Objekt und einem Zeichen für dieses Objekt gemacht worden ist. Da das Zeichen aber bereits mit dem Wegfallen von Selektanz aufgehört hat, ein Zeichen für jemanden zu sein und mit dem Wegfallen von Semanz aufgehört hat, ein Zeichen von etwas zu sein, wird auch der Unterschied zwischen Zeichen und Objekt sinnlos, da es kein Zeichen mehr gibt. Was also am Ende einer semiotischen Katastrophe bleibt, ist in Übereinstimmung mit unseren obigen Annahmen das Objekt. Sobald ein Zeichen die präsemiotische Stufe einer semiotischen Katastrophe erreicht hat, tritt es aus seinem semiotischen Raum zurück in den ontologischen Raum, aus dem es ehemals bei der Zeichengenesse anlässlich einer thetischen Einführung selektiert worden war, die Differenz zwischen dem semiotischen und dem ontologischen Raum hört zu existieren auf, und für das betreffende Zeichen verschwindet der semiotische Raum sogar ganz. Die präsemiotische Brücke zwischen Zeichen und Objekt ist abgebrochen. Wir können diese dritte Phase, welche wir die **präsemiotisch-objektale Katastrophe** nennen, wie folgt schematisieren:



wobei der nach links weisende Doppelpfeil auf das Verschwinden der Evidenz abhebt, d.h. auf die durch Verschwinden der kategorialen Erstheit der Sekanz weggefallene Unterscheidung zwischen Zeichen und Objekt, so dass also am Ende einer vollständigen semiotischen Katastrophe also nur noch das Objekt bleibt.

Literatur

Arin, Ertekin, Objekt- und Raumzeichen in der Architektur. Diss. Ing. Stuttgart 1981

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Götz, Matthias, Schein Design. Die Form und ihre Planung in semiotischer Sicht. Diss. Stuttgart 1982

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 1. Hamburg 1976

Spencer Brown, George, Laws of Form. London 1969

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Entwurf einer allgemeinen Zeichengrammatik. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. Bd. 2. Klagenfurt 2008 (2008c)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008d)

Semiotische Identität und die Metaphysik des Todes

1. In Günthers Aufsatz "Ideen zu einer Metaphysik des Todes" lesen wir: "Identität bedeutet logisch das Zusammenfallen zweier Werte. Dementsprechend haben wir im dreiwertigen System auch drei Identitätsrelationen:

1 \equiv 2: erste (klassische) Identität

2 \equiv 3: zweite Identität

1 \equiv 3: dritte Identität,

und es wäre erst noch zu untersuchen, ob der Fortfall der ersten Identität im Tode wirklich die ichhafte Identität des Individuums endgültig auflöst (...). Uns scheint die Frage völlig offen zu sein. Und hier zeigt sich der Mangel einer Metaphysik des Todes" (1980, S. 11 f.).

2. Wir führen hier den Begriff der semiotischen Identität ein. In einer triadischen Zeichenrelation

ZR = (3.a 2.b 1.c)

haben wir demnach die folgenden drei semiotischen Identitäten:

(3.a) \equiv (2.b)

(2.b) \equiv (1.c)

(3.a) \equiv (1.c)

Wenn wir uns daran erinnern, dass der semiotische Interpretant logisch betrachtet ein subjektives Subjekt (sS), der semiotische Objektbezug ein objektives Objekt (oO) und der semiotische Mittelbezug ein objektives Subjekt (oS) ist, dann erhalten wir also folgende semiotisch-logische Korrespondenzen:

((3.a) \equiv (2.b)) \equiv (sS \equiv oO)

((2.b) \equiv (1.c)) \equiv (oO \equiv oS)

((3.a) \equiv (1.c)) \equiv (sS \equiv oS)

Aus dem Vergleich dieser Korrespondenzen mit der obigen Güntherschen Identitätstabelle folgt dann

$((3.a) \equiv (2.b)) \equiv (sS \equiv oO) \equiv (1 \equiv 2)$ erste (klassische) Identität

$((2.b) \equiv (1.c)) \equiv (oO \equiv oS) \equiv (2 \equiv 3)$ zweite Identität

$((3.a) \equiv (1.c)) \equiv (sS \equiv oS) \equiv (1 \equiv 3)$ dritte Identität

Wir haben dann also im einzelnen:

1. $((3.a) \equiv (2.b)) \equiv (sS \equiv oO) \equiv (1 \equiv 2)$ erste (klassische) Identität). Der Wegfall der ersten, klassischen, logischen Identität im Tode bedeutet also die Auflösung der Individualität und logisch gesehen den Kollaps von subjektivem Subjekt und objektivem Objekt, also die *conincidentia oppositorum*.

2. $((2.b) \equiv (1.c)) \equiv (oO \equiv oS) \equiv (2 \equiv 3)$ zweite Identität). Logisch gesehen fallen mit dem Wegfall der 2. Identität objektives Objekt und objektives Subjekt zusammen. Daraus ergibt sich, dass nur das Subjekt, also der Geist und nicht die Materie (Substanz), überlebt. Diese logisch-semiotische Korrespondenz ist die wissenschaftstheoretische Grundlage des Gespensterglaubens. Ihr entspricht auch der Platonische Seelenglaube im Phaidon und etwa auch die Konzeption des Aufstehensleibes als eines "geistigen Leibes" bei Gregor von Nyssa (vgl. Bedau 1991, S. 14 f.).

3. $((3.a) \equiv (1.c)) \equiv (sS \equiv oS) \equiv (1 \equiv 3)$ dritte Identität). Logisch fällt hier das subjektive Subjekt mit dem objektiven Subjekt zusammen, und damit fällt alle Subjekthaftigkeit fort. Hier überlebt also nur die Materie bzw. Substanz und nicht der Geist. Beispiele dieses ganz unspirituellen "Überlebens" finden wir also nur in Photographien, Bildern, Statuen und ähnlichen Monumenten der Totenkultur, die ja übrigens für kurze Zeit zu einer eigenen Disziplin innerhalb der Semiotik geführt hatte (vgl. Enninger/Schwens 1989). Auf den Punkt hat diese dritte logisch-semiotische Identität Bedau gebracht: "Die Photographie hat die Welt vielfach und 'phantomisiert'. Jeder hat seine eigene Unsterblichkeit in der 'Photogruff' erhalten. Jeder ist als 'lebender Leichnam' im Photoalbum bestattet" (1991, S. 17).

Wie bereits in Toth (2008) und früher ausgeführt, ist aber die logische Triade

$(sS) - (oS) - (oO)$

unvollständig, denn kombinatorisch fehlt ihr als subjektive Objekt (sO), das der semiotischen Kategorie der nullheitlichen Qualität (Q) korrespondiert. Damit haben wir logisch gesehen natürlich ein vierwertiges und semiotisch ein tetradisches System mit 6 Identitäten vor uns:

$(1 \equiv 2)$, $(2 \equiv 3)$, $(3 \equiv 4)$, $(1 \equiv 3)$, $(1 \equiv 4)$, $(2 \equiv 4)$,

von denen wir die erste, zweite und vierte bereits behandelt haben.

4. $((3.a) \equiv (0.d)) \equiv (sS \equiv sO) \equiv ((3 \equiv 4)$ vierte Identität). Wenn das subjektive Subjekt und das subjektive Objekt zusammenfallen, verbleiben noch das objektive Objekt und das objektive Subjekt, semiotischen gesehen also O und M . Deren Identität bedeutet die Aufhebung der Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt. Damit können also etwa Menschen aus der oben erwähnten "Photogruff" zum Leben auferstehen.

5. $((1.c) \equiv (0.d)) \equiv (oS \equiv sO) \equiv ((1 \equiv 4)$ fünfte Identität). Beim Zusammenfall von objektivem Subjekt und subjektivem Objekt werden semiotisch gesehen Zeichenträger und vorgegebenes (vorthetisches) Objekt identisch. Damit fällt also der Unterschied zwischen Objekt und Meta-Objekt im Sinne Benses (1967, S. 9) weg. Diesen Fall thematisiert der folgende erstaunlich frühe Text Benses: "Kafka könnte auf die vollständige Realität der Dinge verzichten. Die Essenz seiner Welt könnte den Verlust der realen Welt und ihrer Figuren, Geschehnisse und Dinge verschmerzen. Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80). Allerdings schliesst 5. auch den umgekehrten Fall ein, wo nämlich die Objekte in ihrer rein ontologischen Gegenständlichkeit den Verlust der Essenz und der Bedeutungen überleben. Als Beispiel hierfür könnte möglicherweise Kafkas "Odradek" stehen (vgl. Bense 1952, S. 63 ff.).

6. $((2.b) \equiv (0.d)) \equiv (oO \equiv sO) \equiv ((2 \equiv 4)$ sechste Identität). Beim Zusammenfall von objektivem Objekt und subjektivem Objekt überleben die beiden logischen Subjekte, nämlich das subjektive und das objektive Subjekt oder semiotisch gesprochen der Interpretant und das Mittel. Dieser logisch-semiotische Fall dürfte die wissenschaftstheoretische Grundstruktur des Zombie-Glaubens sein, den Bedau in treffender Weise wie folgt charakterisiert hatte: "Nur die Seelen,

die noch vom Körperlichen durchzogen sind, schleichen bei den Gräbern umher, gehen als Wiedergänger um" (1991, S. 14). Wegen der Präsenz des objektiven Objekts steht also der Zombie, logisch gesehen, zwischen dem Individuum und der Statue. Man kann also hieraus auch ersehen, auf welche logische Weise das Pygmalion-Motiv (Ovid, Metamorphosen X 250-252) entstanden ist, das im Grunde die Wurzel der Polykontextualität darstellt.

Literatur

Bedau, Andreas, "Das ist nicht tot, was ewig liegt ...". In: Spuren in Kunst und Gesellschaft Nr. 38, 1991, S. 13-17

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Enninger, Werner/Schwens, Christa, Friedhöfe als kulturelle Texte. In: Zeitschrift für Semiotik 11/2-3, 1989, S. 135-181

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. 3. Hamburg 1980

Toth, Alfred, Notizen zu Benses logischer Zeichendefinition. Ms. (2008)

Notiz zu natürlichen Zeichen

1. In früheren Arbeiten, besonders in Toth (2008a), wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass nur künstliche Zeichen im Rahmen einer Semiose “gesetzt” bzw. “thetisch eingeführt” werden. Bei sog. natürlich Zeichen tritt an die Stelle der thetischen Setzung die Interpretation. Allerdings wurde in Toth (2008b) auch ausführlich dargestellt, dass es streng genommen keine wirklich “arbiträren” Zeichen gibt, da die präsemiotische Trichotomie von Sekanz, Semanz und Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28) bzw. eine trichotomische “Disponibilität” auf kategorialer Ebene als präsemiotische Vorstufe der semiotisch-relationalen Ebene (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) bereits mit der Perzeption von Objekten, praktisch etwa durch deren Form, Funktion und Gestalt, vor-semiotisch mit-verstanden wird, bevor und damit es zur Setzung des Zeichens im Sinne der Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 9) kommt.

2. Falls diese Annahme, die übrigens durch neuere kognitionswissenschaftliche Untersuchungen erhärtet wird (vgl. Edeline 1998), korrekt ist, folgt daraus, dass die Grenze zwischen künstlichen und natürlichen Zeichen nicht in der Willkürlichkeit der Zeichengebung liegen kann, sondern dass im Gegenteil auch die thetische Setzung eine mehr oder minder starke Interpretation zur Semiose voraussetzt, nämlich eine Interpretation, welche die präsemiotische Trichotomie der disponiblen Mittel auf die semiotische Trichotomie der relationalen Mittel abbildet. Das folgende Beispiel stammt aus Bense (1975, S. 45):

$O^\circ \Rightarrow M^\circ$: **drei disponible Mittel**

$O^\circ \Rightarrow M_1^\circ$: qualitatives Substrat: Hitze

$O^\circ \Rightarrow M_2^\circ$: singuläres Substrat: Rauchfahne

$O^\circ \Rightarrow M_3^\circ$: nominelles Substrat: Name

Dies ist also die 1. (präsemiotische) Phase der Erklärung eines Objekts (O°) zum Zeichen im Sinne eines disponiblen Mittels, das in der drauffolgenden 2. (semiotischen) Phase zum relationalen Mittel transformiert wird, das als monadische Teilrelation der vollständigen triadischen Zeichenrelation

fungieren wird. Anders ausgedrückt: Bei der Wahrnehmung eines Objektes wird bereits auf präsemiotischer Stufe dreifach differenziert – im Hinblick auf M_1° , M_2° und M_3° bzw. (0.1), (0.2), (0.d), die dann auf semiotischer Stufe zu (1.1), (1.2) (1.3) selektiert werden. Oder nochmals anders ausgedrückt: Die Wahrnehmung eines Objektes im Hinblick auf Form, Funktion und Gestalt bzw. (0.1), (0.2), (0.3) stellt bereits eine Interpretation dar.

3. Wir kommen damit zum Schluss, dass es sensu stricto keine Unterscheidung zwischen thetischer Setzung und Interpretation gibt und dass daher die Differenzierung zwischen künstlichen und natürlichen Zeichen auf andere Weise erfolgen muss, nämlich offenbar in den verschiedenen Arten der Interpretationen selber. Hierzu betrachten wir kurz die semiotische Stellung von Symptomen und Signalen sowie weiteren natürlichen Zeichen. Bühler (1934) unterscheidet in seinem Organonmodell bekanntlich Symbole, Signale und Symptome. Dabei ist ein Zeichen ein Symbol "kraft seiner Zuordnung zu Gegenständen und Sachverhalten", ein Symptom "kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, dessen Innerlichkeit es ausdrückt", und ein Signal "kraft seines Appells an den Hörer, dessen äusseres oder inneres Verhalten es steuert wie andere Verkehrszeichen". Da ein vollständiges Zeichen jedoch ein Kommunikationsschema ist (vgl. Bense/Walther 1973, S. 54), sind sowohl Symbole, Signale als auch Symptome Zeichen und unterscheiden sich also in ihrem Objektbezug voneinander. Offenbar kann man daher mit Bühler den Objektbezug des Peirceschen Symbols (2.3) dem "Symbol", den Objektbezug des Peirceschen Index (2.2) mit dem "Signal" und den Objektbezug des Peirceschen Icons (2.1) mit dem "Symptom" identifizieren. Dann kann man aber auch sagen, die Beziehung eines Symptoms zu seinem Objekt sei kausal, die Beziehung eines Signals zu seinem Objekt sei assoziativ, und die Beziehung eines Symbols zu seinem Objekt sei normiert.

4. Nun stellt semiotisch gesprochen die Interpretation die Herstellung eines Konnexes über der Bezeichnungsfunktion des Zeichens dar:

$$((M) \Rightarrow (M \Rightarrow O)) \Rightarrow (M \Rightarrow O \Rightarrow I).$$

Wir unterscheiden also mindestens drei Formen von Interpretationen natürlicher Zeichen:

$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.1)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.))$ (Symptom)

$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.2)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.))$ (Signal)

$((1.) \Rightarrow ((1. \Rightarrow 2.3)) \Rightarrow (1. \Rightarrow 2. \Rightarrow 3.))$ (Symbol)

Damit erhalten wir also die folgenden möglichen Zeichenklassen für Symptome:

(3.1 2.1 1.1)

(3.1 2.1 1.2)

(3.1 2.1 1.3),

von den übrigen sehen wir hier ab, denn sie fallen nicht unter natürliche Zeichen (oder höchstens bei mystisch-mythologischer Interpretation).

Wenn wir nun die präsemiotische Trichotomie hinzunehmen, erhalten wir tetradische Zeichen, die sich dadurch auszeichnen, dass die bezeichneten Objekte in die Zeichenklassen eingebettet sind, und zwar Übereinstimmung, dass natürliche Zeichen im Gegensatz zu künstlichen ja nicht nur ein "reales" Substrat im Mittelbezug besitzen, sondern selber Teil der "Realität" sind:

(3.1 2.1 1.1 0.1)

(3.1 2.1 1.1 0.2) (3.1 2.1 1.2 0.2)

(3.1 2.1 1.1 0.3) (3.1 2.1 1.2 0.3) (3.1 2.1 1.3 0.3).

Wie man also erkennt, ergeben sich jetzt drei Gruppen differenzierter Interpretantenbezüge für natürliche Zeichen wie Symptome und "Anzeichen" – worunter etwa Eisblumen, das Verdunkeln des Himmels im Hinblick auf ein nahendes Gewitter und andere bei Buysens (1943, S. 5-32) besprochene Beispiele usw. zu verstehen sind. Es wird eine Aufgabe der Zukunft sein, z.B. für eine zu erneuernde medizinische Semiotik (vgl. etwa Michaelis/Krauss 1940), eine neue Typologie der natürlichen Zeichen auf der Basis einer objektiven, d.h. nicht-arbiträren Semiotik (vgl. Toth 2008c) aufzubauen

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Edeline, Francis, Die Rhetorik des Umrisses. In: Zeitschrift für Semiotik 20/3-4, 1998, S. 269-283

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Michaelis, Adolf Alfred, Semiotik oder Die Lehre von den Krankheitszeichen. Aken 1907, 2. Aufl. zus. mit Herbert Krauss, 1940

Toth, Alfred, Semiotics- and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Vorarbeiten zu einer objektiven Semiotik. Klagenfurt 2008

Die thetische Setzung des Gegenstands natürlicher Zeichen

1. Nach Gättschenberger (1977, S. 34) wird – im Einklang mit der Theoretischen Semiotik – ein Gegenstand poniert, wenn ein künstliches Zeichen geschaffen wird. Klarer ausgedrückt, sollte das vielleicht heissen, dass, wenn ein Objekt O zum Zeichen O' erklärt wird, dieses O' in der Form eines Mittels thetisch gesetzt wird. Damit soll also ausgedrückt werden, dass man u.U. auch ein anderes Objekt in das Meta-Obzeichen hätte transformieren können (Bense 1967, S. 9). Wie ist es aber bei den in Toth (2009a, b) behandelten natürlichen Zeichen? Bei Eisblumen, Hautflecken oder dem Alarm-Pfiff eines Murmeltieres liegen doch ebenfalls gesetzte – jedoch noch nicht interpretierte Zeichen vor. Nach Gättschenberger (1977, S. 34) gilt in diesen Fällen: Ein natürliches Zeichen erleben = einen Gegenstand natürlich ponieren“. Mir scheint, es sollte hier in Korrelation mit der obigen Definition der thetischen Setzung richtiger lauten: Ein natürliches Zeichen interpretieren, heisst, seinen Gegenstand thetisch setzen. Wie man erkennt, bedeutet das also, dass bei künstlichen Zeichen diese selbst gesetzt werden, während die Objekte vorgegeben sind, und ferner, dass bei natürlichen Zeichen diese zu interpretierenden vorgegebenen Zeichen durch den Interpretationsakt ihren Gegenstand thetisch einführen.

2. Wenn man sich erinnert, bestimmten wir in Toth (2009a, b) die allgemeine Form der Zeichenklassen des natürlichen Zeichens als

$$ZR+ = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d), \text{ mit } a, b, c, d \in \{.1, .2, .3\}$$

und die allgemeine Form der Zeichenklassen der künstlichen Zeichenklasse als:

$$ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c), \text{ mit } a, b, c \in \{.1, .2, .3\}.$$

Thetische Setzung eines künstliches Zeichens bedeutet daher:

$$O^\circ \rightarrow ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c), \text{ mit } a, b, c \in \{.1, .2, .3\}$$

Wie in Toth (2009b) gezeigt, haben wir hier in zwei subsequenten Abbildungen

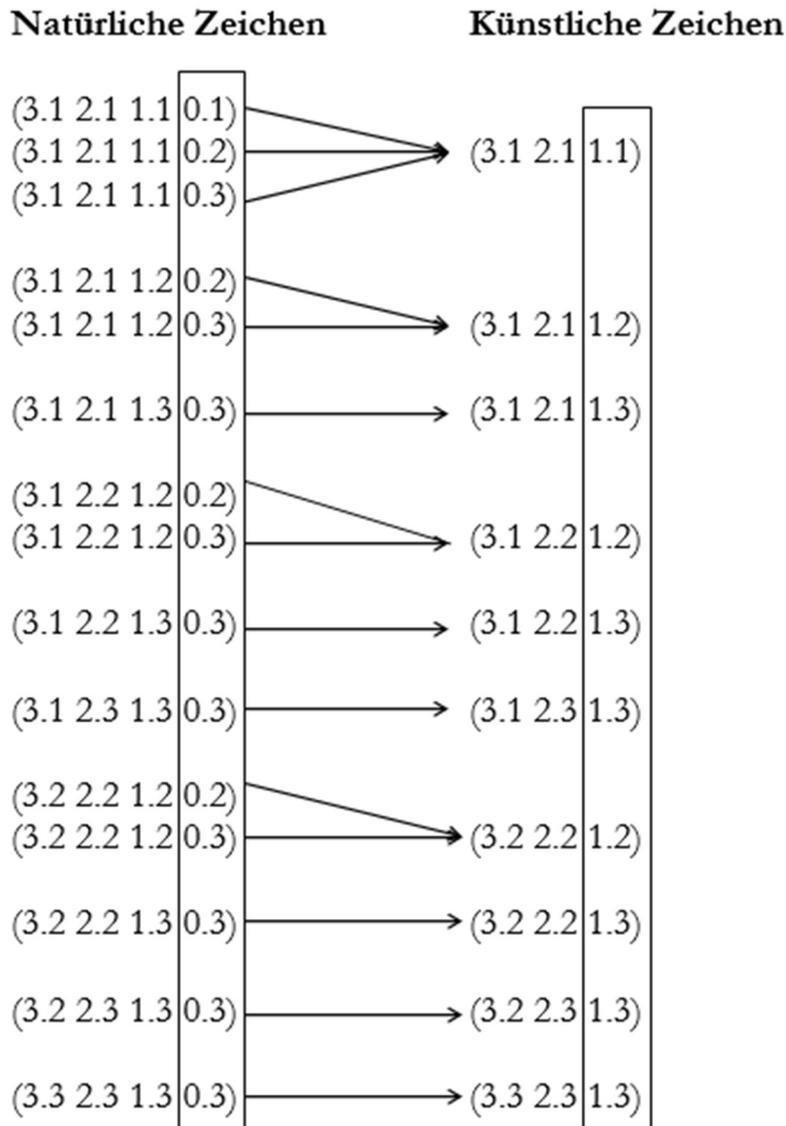
$$O^\circ \rightarrow M^\circ / M^\circ \rightarrow M^r,$$

sodass also O° qua M' in ZR vorhanden ist.

Thetische Setzung des Objekts eines natürlichen Zeichens bedeutet dann aber:

$$\text{ZR}^+ = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d), \text{ mit } a, b, c, d \in \{.1, .2, .3\} \rightarrow 0^\circ,$$

wobei hier 0° , da es ja erst NACH der Semiose von ZR "poniert" wird, erst noch in ZR^+ einzubetten ist, d.h. wir haben



Bei den natürlichen Zeichen links haben wir also die durch den Interpretationsakt thetisch gesetzten Objekte als kategoriale Objekte eingebettet in die Zeichenrelationen. Bei den künstlichen Zeichen rechts haben wir dagegen die aus kategorialen Objekten 0° via M° zu M^r transformierten Meta-Objekte also Mittel in den Zeichenrelationen.

Wenn wir also in Toth (2009b) mit dem Theorem schlossen:

Thetische Setzung eines Zeichens ist nichts anderes als die Entfernung der topologischen Faserung der natürlichen Zeichenklassen.

Dann können wir ergänzen:

Thetische Setzung eines Objektes ist nicht anderes als die topologische Faserung der künstlichen Zeichenklassen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Gätschenberger, Richard, Zeichen, die Fundamente des Wissens. 2. Aufl. Stuttgart 1977

Toth, Alfred, Die Sprache der Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Thetische Setzung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Die Interaktionstypen beider thetischer Setzungen

1. Nach der Theoretischen Semiotik wird ein künstliches Zeichen thetisch eingeführt. In Übereinstimmung mit Bense (1975, S. 45 f.) bedeutet das, dass zwischen dem Objekt und dem Zeichen die folgenden zwei Stufen von Abbildungen anzunehmen sind:

$$O^{\circ} \rightarrow M^{\circ}$$

$$M^{\circ} \rightarrow M^r$$

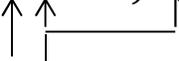
d.h. also die Abbildung des kategorialen Objekts auf ein disponibles Mittel und die Abbildung eines disponiblen Mittels auf ein relationales Mittel. Das Ergebnis ist die künstliche Zeichenrelation, die durch eine kontexturale Grenze von ihrem Objekt getrennt ist:

$$ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c) \parallel \quad (O^{\circ})$$

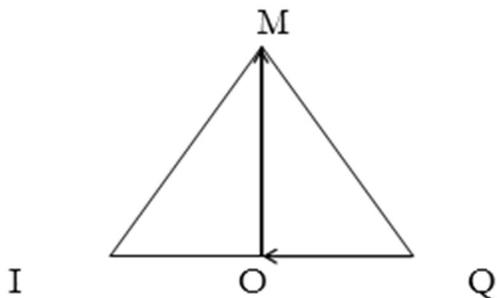
2. Nach Gättschenberger (1977, S. 34) wird bei der Interpretation natürlicher Zeichen der Gegenstand dieser natürlichen Zeichen thetisch gesetzt. Das bedeutet, dass hier die natürliche Zeichenrelation durch keine kontexturale Grenze von ihrem Objekt getrennt ist:

$$ZR+ = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d) \parallel\!\!\parallel \quad (O^{\circ})$$

3. Die Interaktion der beiden thetischen Setzungen ist also wie folgt

$$ZR+ = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d) \quad (O^{\circ})$$


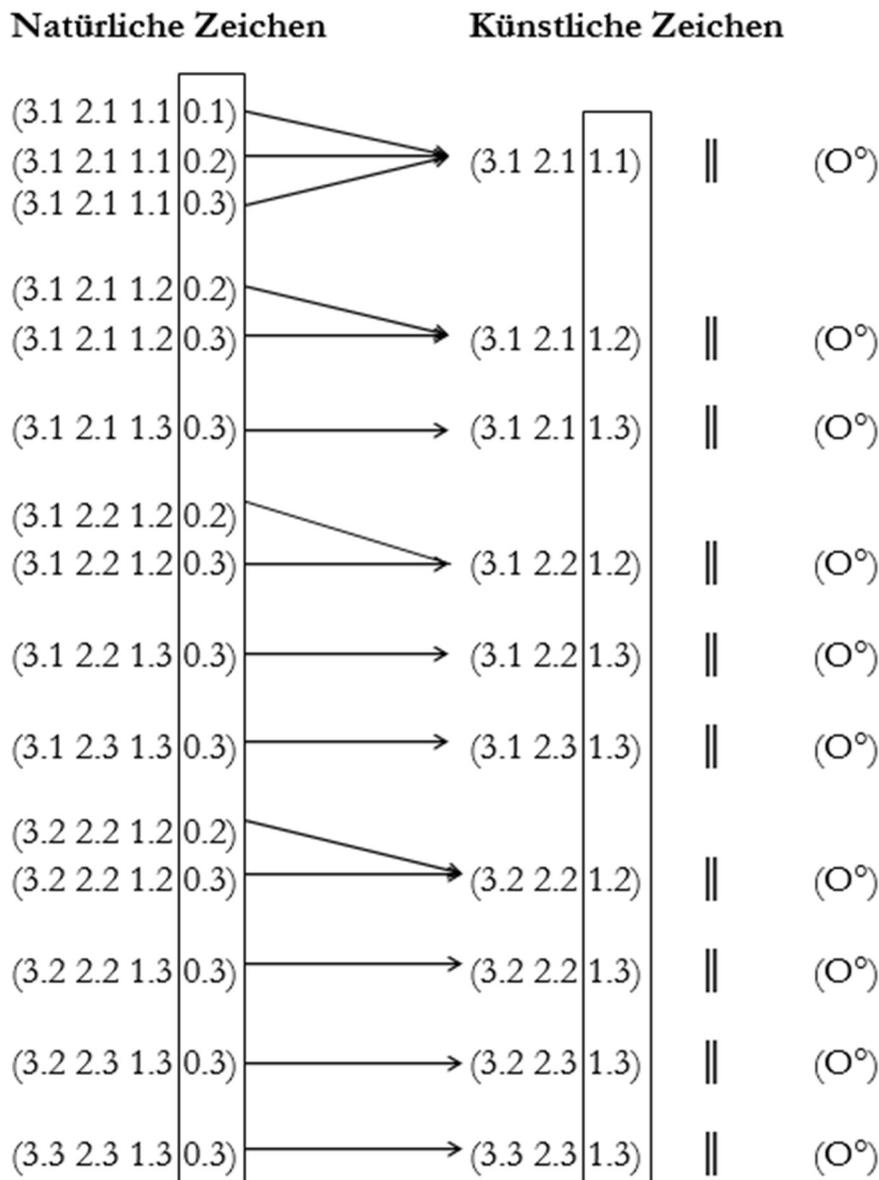
bzw. in einem in Toth (2008) eingeführten tetradischen Zeichenmodell



4. Daraus folgen die beiden bereits in Toth (2009a, b) genannten semiotischen Theoreme:

1. Semiotisches Theorem (thetische Setzung des Zeichens): Thetische Setzung des Zeichens ist nichts anderes als die Entfernung der topologischen Faserung der natürlichen Zeichenklassen.

2. Semiotisches Theorem (thetische Setzung eines Objekts): Thetische Setzung eines Objektes ist nicht anderes als die topologische Faserung der künstlichen Zeichenklassen.



Bei den natürlichen Zeichen links haben wir also die durch den Interpretationsakt thetisch gesetzten Objekte als kategoriale Objekte eingebettet in die Zeichenrelationen. Bei den künstlichen Zeichen rechts haben wir dagegen die aus kategorialen Objekten O° via M° zu M^r transformierten Meta-Objekte, also Mittel, in den Zeichenrelationen.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Gätschenberger, Richard, Zeichen, die Fundamente des Wissens. Stuttgart 1977

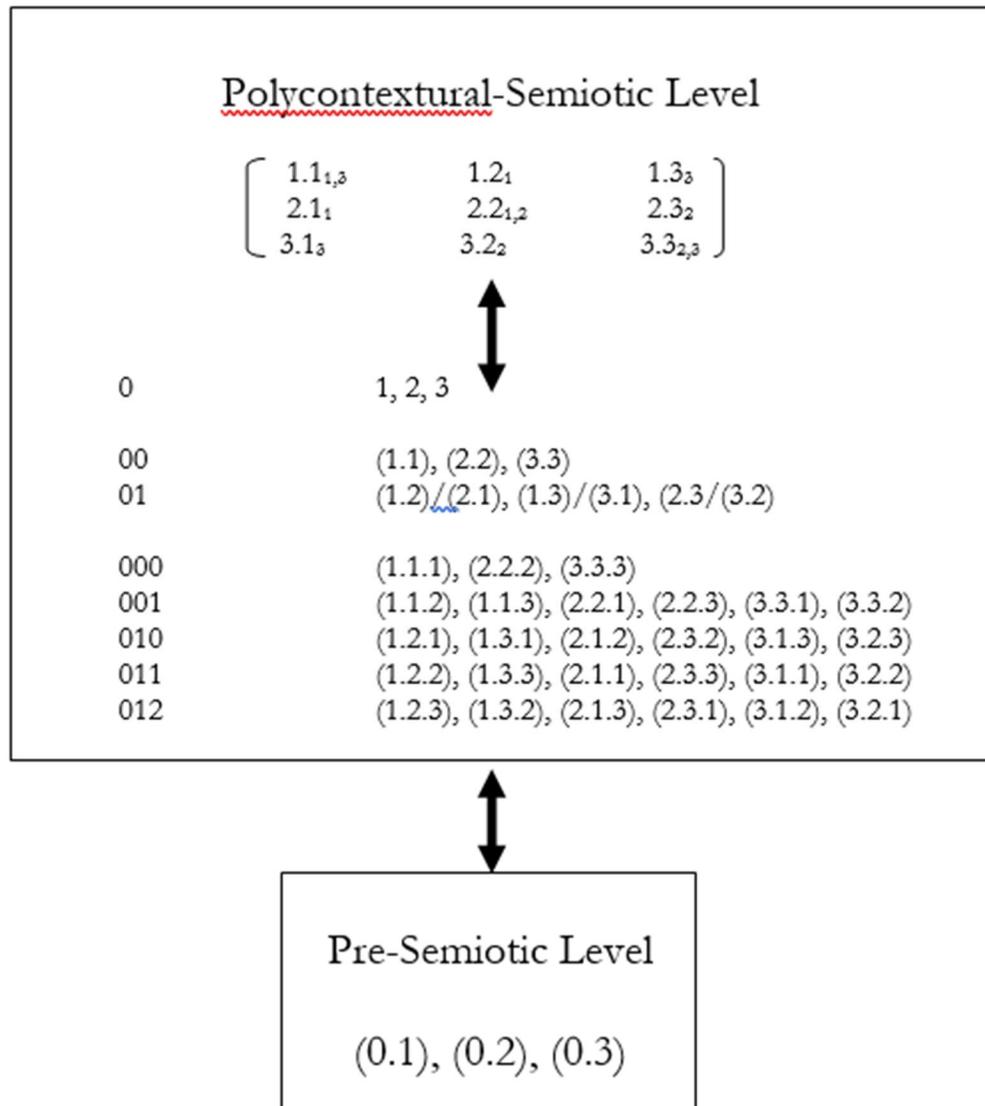
Toth, Alfred, Vorarbeiten zu einer objektiven Semiotik. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Thetische Setzung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

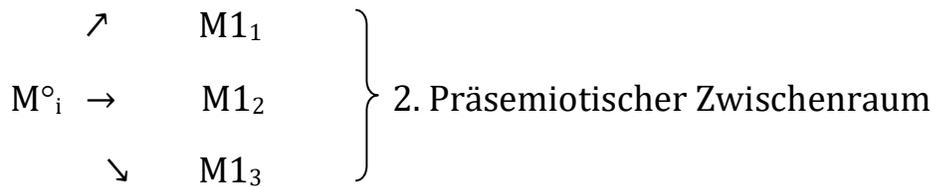
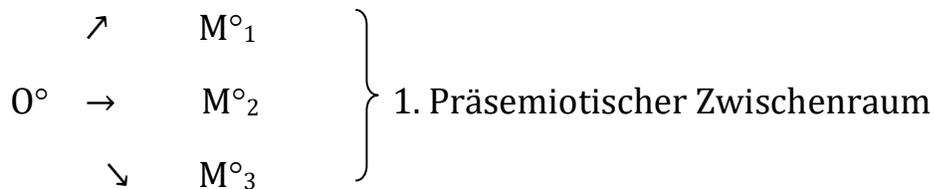
Toth, Alfred, Die thetische Setzung des Gegenstands natürlicher Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Das Werden aus dem Nichts

1. Wo Sein und Nichts sich berühren, dort liege das Werden – so kann man einen bekannten Hegelsatz paraphrasieren. Nun wurde die Meontik von Günther (1976-80) als der Strukturbereich des Nichts bestimmt. Die Semiotik bildet nach Bense (1975, S. 45 f. u. 65 f.) einen semiotischen Raum und die Welt der Objekte einen ontischen Raum. Allerdings weist Bense auch daraufhin, dass zwischen ontischem und semiotischem Raum ein Raum disponibler Objekte als präsemiotischer Vermittlungsraum anzunehmen ist. In Toth (2009) hatte ich versucht, diese erkenntnistheoretischen Räume abgekürzt wie folgt zu skizzieren:



Danach enthält also die "Welt" als ontologischer Raum zunächst alle Objekte. Diese können durch Semiose, d.h. durch ihre Verwandlung in Meta-Objekte (Bense 1967, S. 9), zu Zeichen erklärt werden. Allerdings ist die Sache nicht so einfach. Nach Bense (1975, S, 45 f., 65 f.) gibt es nämlich einen ersten Zwischenraum, in dem die "disponiblen Objekte" auf "disponible" Mittel abgebildet werden:



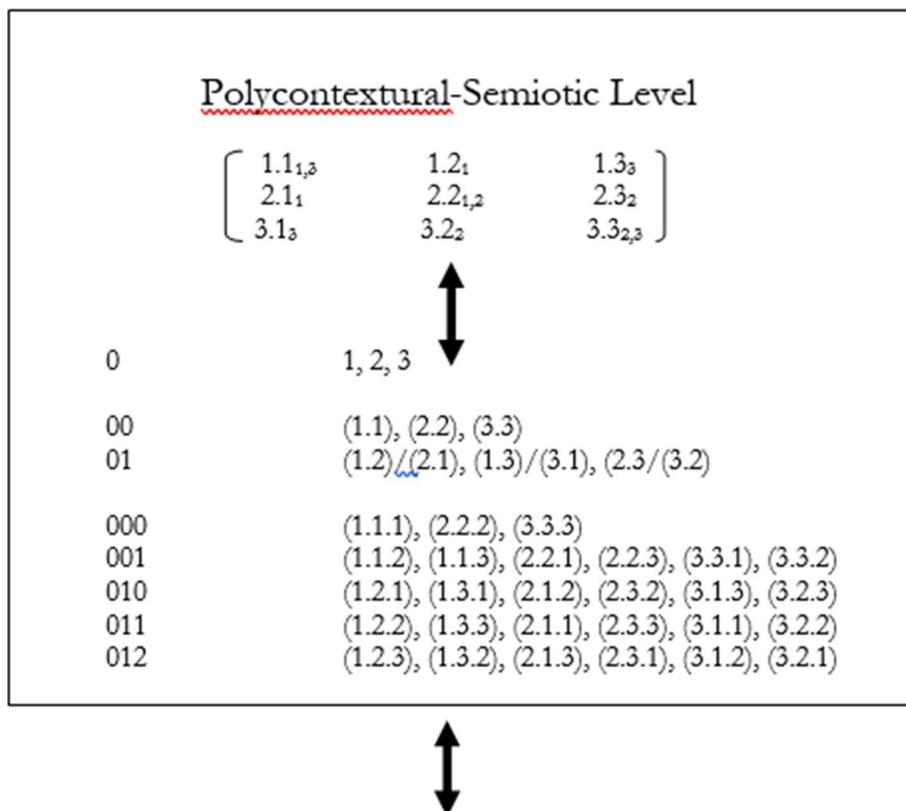
Nun ist aber zum ersten Zwischenraum zu sagen, dass diese Disponibilität bereits den Objekten anheften muss, und zwar hatte Bense zwischen

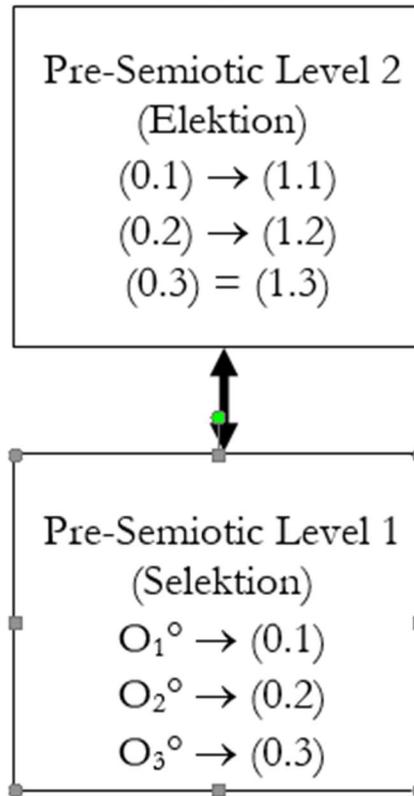
- dem elementar-materialen,
- dem intentional-phänomenalen und
- dem formal-intelligibeln

"Weltaspekt unserer geistigen Aktivität" (Bense 1986, S. 95) unterschieden. Daraus folgt, dass das Zeichen nicht-arbiträr ist (Toth 2008). Bei der Abbildung der $O^{\circ} \rightarrow M^{\circ}_i$ handelt es sich also um präsemiotische **Selektion**, wobei dieser Begriff wohl mit dem Selektionsbegriff aus der neusten Arbeit Rudolf Kaehrs (vgl. Kaehr 2009) und weniger mit dem Selektionsbegriff Beneses übereinstimmt. Im zweiten Zwischenraum werden dann die disponiblen Mittel auf die relationalen Mittel abgebildet, wobei also nach Kaehr nach der Selektion eine **Elektion** eintritt. (Man kann diese beiden durch Selektion und Elektion gekennzeichneten intermediären Räume mit gewissen Stufen im akademischen

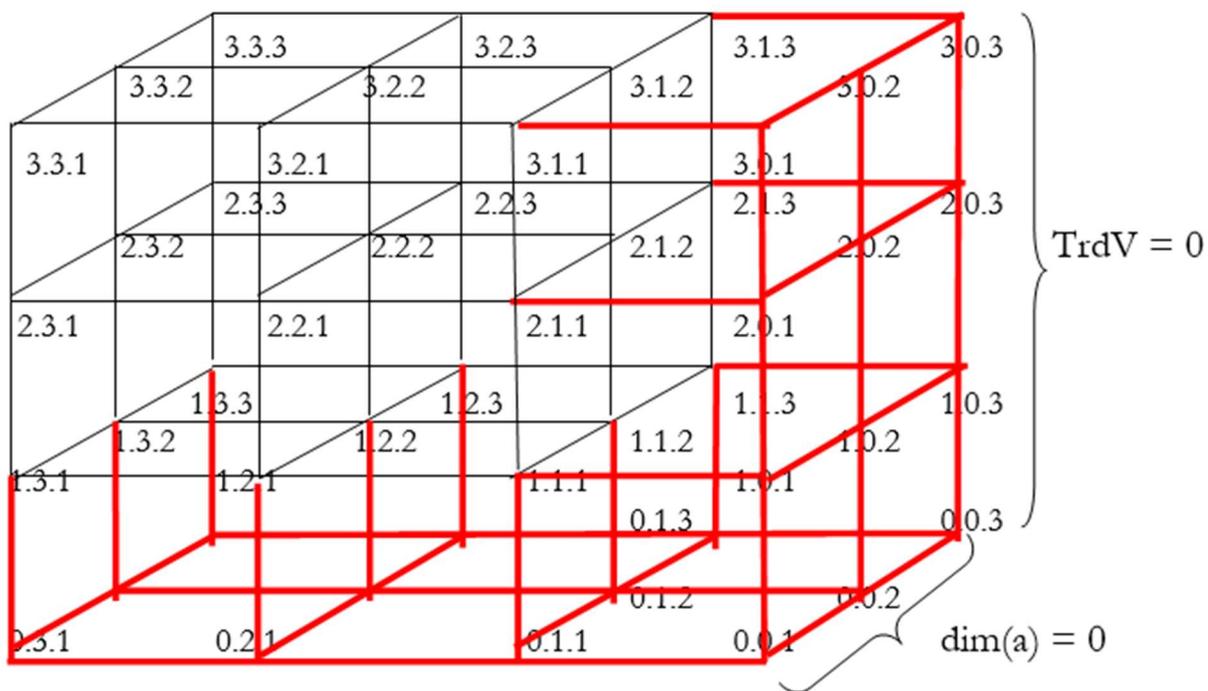
Berufungsverfahren vergleichen, wo ja zunächst aus der Menge der Objekte, d.h. der Kandidaten (denen selbst ja die Selektionsfähigkeit eignen muss) eine provisorische Lste erstellt wird, aus dem dann ein Kandidat durch Election gewonnen wird.) Auch dann, wenn man z.B. einen Flughafen mittels Piktogrammen beschriften will, wird man zunächst mehrere Repertoires auf interkulturelle Verständlichkeit abchecken, d.h. der eigentlichen Election eine Selektion voraufgehen lassen.

Darauf folgt also, dass unser obiges Modell den neuen Ergebnissen angepasst werden muss:





2. Zur Darstellung semiotischer Ebenen und Räume, von denen hier durchgehend die Rede ist, ist das 2-dimensionale Peirce-Bensesche Zeichenmodell nicht mehr genügend. Ich hatte daher schon in früheren Publikationen auf Stiebings Zeichenkubus (Stiebing 1978) zurückgegriffen und in Toth (2009) ein vollständiges Modell semiotischer Nullheit entworfen. Darunter sei also der semiotisch-topologische Gesamtbereich dimensionaler, triadischer und trichotomischer Nullheit verstanden, wobei dieser topologische Raum nach dem oben Gesagten die beiden präsemiotischen Stufen der Selektion und der Election enthält. Das in Toth (2009) vorgestellte Modell sei hier nochmals reproduziert:



Man erkennt, dass dieses Modell wohl die dimensionale Nullheit als auch die triadische Nullheit enthält, nicht jedoch die trichotomische Nullheit. Zur modelltheoretischen Fixierung von $\text{TrchV} = 0$ müsste man also auf der linken Seite des Kubus nochmals denselben rechten roten Teil spiegelverkehrt anbauen. Warum ist das hier nicht geschehen? Das müsste eigentlich völlig klar sein allen denen, die begriffen haben, was semiotische Nullheit ist. Semiotische Nullheit (0) ist der Inbegriff der kategorialen Nullheit mit Relationalzahl $r > 0$, also die Menge aller Zeichenrelationen

$$0 := \{x \mid x \in (a.b)_r^k \text{ mit } r > 0 \text{ und } k = 0\}.$$

Aufgrund von dieser Definition kann man nun auch sagen, dass semiotische Nullheit die Menge aller Zeichenrelationen sind, welche die 3-adischen 3-dimensionalen semiotischen Strukturen

1. (0.a.b)
2. (a.0.b)
3. (a.b.0)

erfüllen. Damit können wir nun in erstaunlich einfacher Art das Werden aus dem Nichts mathematisch definieren: Es sind genau die rot-schwarzen Grenzpunkte im obigen erweiterten Stiebing-Kubus, allgemein also

$$\begin{array}{l}
 \text{Dimensionszahl} = 0: \\
 (0.a.b) \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} a. b \\
 \\
 \text{Triadischer Wert} = 0: \\
 (0.a.b) \rightarrow a. \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} b
 \end{array}
 \left. \vphantom{\begin{array}{l} \text{Dimensionszahl} = 0: \\ (0.a.b) \rightarrow \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} a. b \\ \\ \text{Triadischer Wert} = 0: \\ (0.a.b) \rightarrow a. \left\{ \begin{array}{l} 1. \\ 2. \\ 3. \end{array} \right\} b} \right\} a, b \in \{1, 2, 3\} \text{ und } a \leq b$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Klagenfurt 2008

Kaehr, Rudolf, Polycontextural and diamond dynamics. <http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Polychange/Polychange.pdf> (2009)

Stiebing, Hans Michael, Zusammenfassungs- und Klassifikationsschemata von Wissenschaften und Theorien auf semiotischer und fundamentalkategorialer Basis. Diss. Stuttgart 1978

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, The complete semiotic space of Zeroness. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Das Bühlersche und das Peircesche Zeichenmodell

1. “Der Bezug, in dem das Zeichen als Mittel fungiert, wird ‘Mittelbezug’ genannt (Walther 1979, S. 58). “Ein als Mittel eingeführtes Zeichen bezieht sich auf ein Objekt, hat einen Objektbezug, d.h. es repräsentiert, bezeichnet bzw. steht für ein Objekt, das durch das Mittel bezeichnet bzw. benannt wird” (Walther 1979, S. 62). “Jedes Zeichen als triadische Relation ist nur dann ein vollständiges Zeichen, wenn ein Mittel ein Objekt für jemanden bezeichnet oder – anders ausgedrückt – wenn jemand ein Mittel zur Bezeichnung eines Objektes verwendet” (Walther 1979, S. 73). Allen drei Definitionen ist gemeinsam, dass der Zeichenbegriff undefiniert bereits verwendet wird. Bereits im Mittelbezug wird das Zeichen vorausgesetzt, ohne definiert zu werden. Es ist also **nicht** so, dass das Zeichen wie folgt definiert wird:

1.1. Ein Mittel ist ein ein von einem Interpreten selektiertes reales Objekt.

1.2. Die Relation zwischen dem ursprünglichen und dem selektierten Objekt heisst Mittelbezug.

1.3. Ein Objektbezug entsteht zwischen diesem Mittel und einem (gleichen oder anderen) Objekt, wenn der Interpret eine Substitutionsfunktion zwischen dem Mittel-Objekt und dem zu repräsentierenden Objekt festsetzt.

1.4. Demzufolge kann ein Objekt sowohl ein Teil des Repertoires sein, aus dem das Mittel selektiert wurde, als auch das Objekt, auf das das Mittel im Objektbezugbezug referiert.

1.5. Der Interpretantenbezug ist die Vereinbarung des Interpreten, dass ein Mittel ein Objekt substituiert, d.h. es repräsentiert.

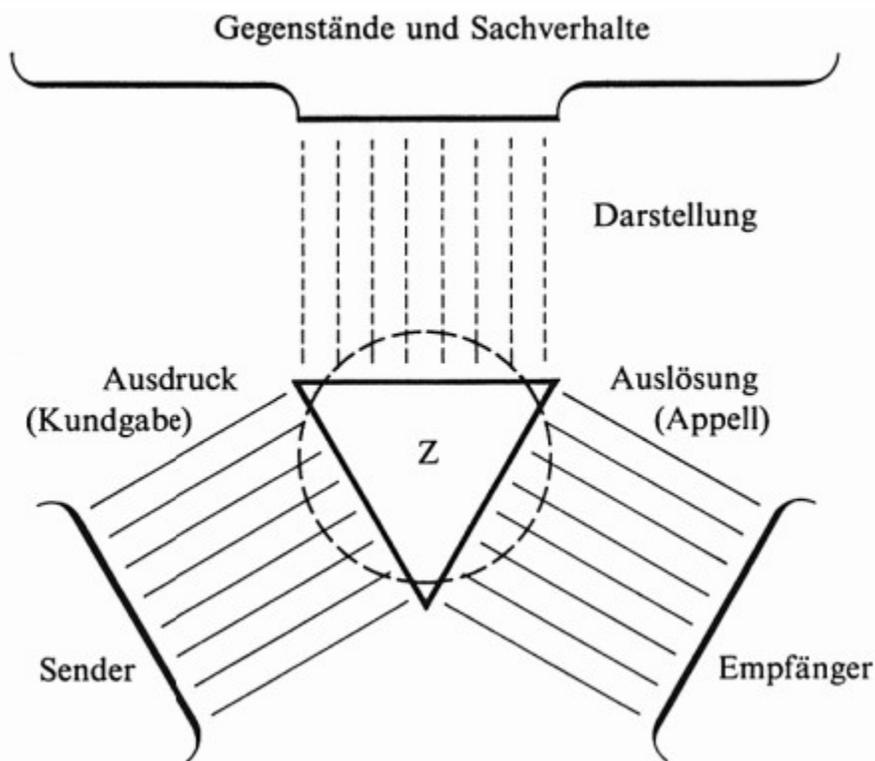
Diese 5 “semiotischen Basisaxiome” sind nicht nur nicht-zirkulär, sondern sie berücksichtigen explizit die Semiose, d.h. Zeichengese, insofern die Interpretation oder Setzung eines Zeichens als nicht-materielle Relation über Relationen die materiellen Korrelate, welche für die Semiose nötig sind, berücksichtigt. Da der Übergang von der materialen zur relationalen Welt oder, wie sich Bense (1975, S. 45 f., 65 ff.) ausdrückte, vom “ontologischen” zum “semiotischen Raum”, im Rahmen der Präsemiotik abspielt, handelt es sich bei den obigen Axiomen genauer um die präsemiotisch-semiotischen Basisaxiome.

Als Zusatzlemma zum Aufbau der Semiotik benötigt man dann nur noch:

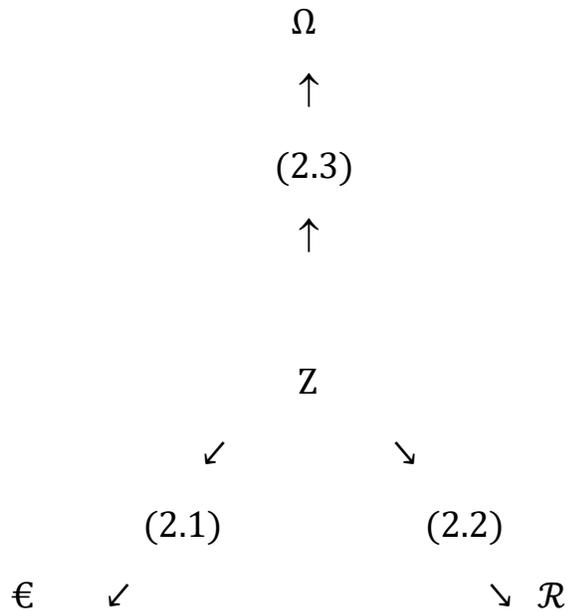
1.6. Der Interpret ist entweder ein Zeichen-Interpret oder ein Zeichen-Setzer. Im ersten Fall handelt es sich um natürliche, im zweiten Fall um künstliche Zeichen.

Ein Zeichen ist danach eine triadische Relation, genannt, Interpretantenbezug, welche eine dyadische Relation, genannt Objektbezug, und eine monadische Relation, genannt Mittelbezug enthält. Da eine Relation eine Teilmenge eines kartesischen Produktes ist, kann man auch sagen, das Zeichen sei eine Teilmenge von Teilmengen von kartesischen Produkten.

2. Nach Bühler ist ein Zeichen eine der drei Relationen eines akustischen Zeichens Z zu Gegenständen und Sachverhalten, einem Empfänger oder einem Sender:



Bezeichnen wir Gegenstände und Sachverhalte mit Ω , Sender mit \mathcal{E} und Empfänger mit \mathcal{R} dann können wir das Organonmodell wie folgt skizzieren (vgl. Toth 2009):



Wir haben dann

$$2.1. Z \rightarrow_{(2.1)} \mathcal{E}$$

$$2.2. Z \rightarrow_{(2.2)} \mathcal{R}$$

$$2.3. Z \rightarrow_{(2.3)} \Omega$$

Dann ist 2.1. die Teilklasse der iconischen Zeichen in ihrer Relation zu einem Sender, 2.2. die Teilklasse der indexikalischen Zeichen in ihrer Relation zu einem Empfänger, und 2.3. die Teilklasse der symbolischen Zeichen in ihrer Relation zu Gegenständen und Sachverhalten, d.h.

$$2.1.' \mathcal{F}_{(2.1)}: \{(3.1 \ 2.1 \ 1.1), (3.1 \ 2.1 \ 1.2), (3.1 \ 2.1 \ 1.3)\} \rightarrow \mathcal{E}$$

$$2.2.' \mathcal{F}_{(2.2)}: \{(3.1 \ 2.2 \ 1.2), (3.1 \ 2.2 \ 1.3), (3.2 \ 2.2 \ 1.2), (3.2 \ 2.2 \ 1.3)\} \rightarrow \mathcal{R}$$

$$2.3.' \mathcal{F}_{(2.3)}: \{(3.1 \ 2.3 \ 1.3), (3.2 \ 2.3 \ 1.3), (3.3 \ 2.3 \ 1.3)\} \rightarrow \Omega$$

Hier werden also fertige (triadische) Zeichenrelationen des semiotischen Raumes auf reale Kategorien des ontologischen Raumes abgebildet. Das ist also eine Klassifikation der realen Welt mit Hilfe der 10 Zeichenklassen, unterteilt nach ihrem drei Teilklassen aufgrund der drei Objektbezüge – aber keine Definition des Zeichens. Das Zeichen selbst liegt bei Bühler also im “Z”, das er im Rahmen seiner Sprachtheorie als akustisches Zeichen definiert. Es bleibt

allerdings undefiniert. Gesagt wird im Rahmen des Bühlerschen Organonmodells lediglich, dass sich die Menge der Zeichen in drei "Feldern" (von denen Bühler allerdings nur zwei unterscheidet, cf. Toth 2009) auf die drei realen Kategorien des Sender, des Empfängers und der Gegenstände/Sachverhalte beziehen kann. Diese Aufgabe kann natürlich auch durch ein dyadisches Zeichen wie dasjenige Saussure (das einzige, das Bühler zu kennen scheint) erfüllt werden. Damit fehlen in Bühlers Sprachtheorie – die doch den Anspruch der "Tieferlegung der Fundamente" (1982, S. 20) und der damit verbundenen Betrachtung "der Sprachtheorie als eines Teiles der Wissenschaftslehre", ja sogar wegen der "Zeichennatur der Sprache" (1982, S. 33) als eines Teils der "Sematologie (1982, S. 34 f.), erhebt, jegliche Grundlagen der Zeichenbildung oder Semiose, wie wir sie oben in 5 Axiomen plus 1 Lemma dargestellt haben. Da diese Axiome fehlen, geht auch der Bezug des Zeichens zum Objekt, das zum Zeichen erklärt wird, d.h. der von Bense (1967, S. 9) so bezeichnete Übergang vom Status des Objektes zum Status des Metaobjekts, verloren. Die ontologischen Korrelate des relationalen Zeichens fehlen, wobei das Zeichen selbst nicht definiert wird. Noch schlimmer: Aufgrund der Tatsache, dass Bühler ausschliesslich, was die "sematologische" Seite seiner Untersuchungen betrifft, auf Saussure referiert, ist nicht einmal klar, ob die relationale Konzeption, die er mit Hilfe seiner "Linienscharen" (1982, S 28) für die Beziehungen des akustischen Zeichens zu den drei ausserlinguistischen Korrelaten festsetzt, auch für die Definition des Zeichens selbst gilt; das Saussuresche Zeichen selbst kann ja nur mühsam in ein relationales Gebilde umhalluziniert werden.

Falls also, wie anzunehmen ist, Z das Saussuresche Zeichen ist (Bühlers Verwendung von "Lautbild", was wohl die Übersetzung von Saussures "image acoustique" ist, deutet darauf hin), ergeben sich aus seinem Organonmodell lediglich die obigen Bestimmungen 2.1, 2.2 und 2.3, nicht aber 2.1', 2.2' und 2.3'. Daraus folgt, dass die Linienscharen sich im Gegensatz zur postulierten Tieferlegung der Fundamente der Sprachtheorie nicht auf die "Sematologie", sondern auf die Linguistik beziehen – im Rahmen der von Bühler referierten junggrammatisch-indogermanistischen Errungenschaften, gemäss welchen die Sprachtheorie bei den Deiktika, d.h. semiotisch bei den Indizes anfängt, was sogar hinsichtlich der Saussureschen Semiotik und ihrer Behandlung der Ono-

matopoetika einen Rückschritt darstellt (bei Bühler fehlt ein "Bildfeld", das aus seiner Zeifeldtheorie eine Dreifeldtheorie hätte entstehen lassen; vgl. Toth 2008) und wegen der Unkenntnis der seit Anton Marty und Havers bekannten syntaktischen und morphologischen Iconismen sogar defizitär ist. Im Grunde genommen kommt aber Bühlers Organonmodell einer zirkulären Definition der Korrelate des Zeichens nahe, wie sie am Anfang nach Walther referiert wurde. Auf diese Weise erhält man aber, wie bereits gezeigt, eine Zeichenklassifikation und keine Zeichendefinition und damit eine phänomenologische Pseudosemiotik und keine echte Zeichentheorie.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934, Neudruck Stuttgart 1982

Havers, Wilhelm, Handbuch der erklärenden Syntax. Heidelberg 1931

Marty, Anton, Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie. Halle a.d. Saale 1908

Toth, Alfred, Bühlers Zweifelderlehre und das Organonmodell. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1975

Die Axiome des Werkzeugs und die Axiome des Zeichens

1. Das Zeichen repräsentiert sein Objekt. So ungefähr lautet eines der basalen Axiome der Semiotik. Wenn ein Zeichen sein Objekt repräsentiert, ersetzt es es, d.h. es steht für das Objekt. Das Zeichen ist damit, wie Bense (1967, S. 9) schön gesagt hatte, im Verhältnis zu seinem Objekt ein Meta-Objekt. Stimmt das aber auch? Ein Zeichen, das sein Objekt iconisch abbildet, repräsentiert es durch eine gewisse Auswahl von Qualitäten dieses Objekts; diese müssen funktional sein; genau darauf basiert Bühlers "Prinzip der abstraktiven Relevanz" (1982, S. 44 ff.). Ein Zeichen, das sein Objekt symbolisch ersetzt, hat mit diesem keine Merkmale gemein, sowohl es, d.h. das Zeichen, als auch die Zuordnung, d.h. das Saussuresche "Band" zwischen Zeichen und Objekt sind also arbiträr, und weil sie arbiträr sind, müssen sie behuf einer kommunikativen Funktion konventionell festgesetzt werden, erst dann ist garantiert, dass das Zeichen sein Objekt wirklich repräsentiert, indem es es substituiert. Wie ist es aber beim indexikalischen Zeichen? Der Index zeigt, verweist auf ein Objekt, aber ersetzt es doch nicht, und damit repräsentiert es vom Zeichen bestenfalls seine geographische Lage, aber nicht das Objekt selbst, wie man etwa anhand eines Wegweisers überlegen kann. Ausserdem könnte man schwerlich behaupten, der Wegweiser sei ein Metaobjekt der Stadt, auf die er verweist.

2. Allen drei Arten von Objektbezügen – dem iconischen, indexikalischen und symbolischen – gemeinsam ist also nur die Verweisfunktion des Zeichens. Denn auch das Bild verweist auf die abgebildete Person, auch das Wort verweist einen Begriff, ein Subjekt oder ein Prädikat, das es lautlich oder schriftlich ersetzt. Ist also alles Zeichen, was verweist? Fast scheint es so, wenn man sich auf die Etymologie von "Zeichen", "Zeug", griech. δείκνυμι "zeigen", altind. diśāti "zeigt, weist", lat. dicere "sagen", got. ga-teihan "anzeigen", dt. zeihen "anschuldigen", zeigen, verlässt, wo also die deiktische Funktion als semiotische Primärfunktion betrachtet wird. Dagegen gehört engl. sign, franz. signe usw. zu lat. secare "abschneiden", dt. Säge, dessen Stamm ausserhalb des Italischen nur noch Altirischen nachgewiesen ist, wo also als Primärfunktion des Abschneiden eines Objektes zum Zwecke der Einführung eines Mittels oder "Repräsentemens" für Etwas, d.h. also wiederum die Substitutionsfunktion, im Zentrum steht.

3. Die Idee, wohl angeregt durch die Etymologie, einen Zusammenhang zwischen Zeichen und Zeug, genauer: Werkzeug, aufzuweisen, geht wohl zurück auf Heidegger (1986, S. 78 ff.): “Das ‘Verweisen’ als Zeigen gründet vielmehr in der Seinsstruktur von Zeug, in der Dienlichkeit zu. Diese macht ein Seiendes nicht schon zum Zeichen. Auch das Zeug ‘Hammer’ ist durch eine Dienlichkeit konstituiert, dadurch wird aber der Hammer nicht zum Zeichen. Die ‘Verweisung’ Zeigen ist die ontische Konkretion des Wozu einer Dienlichkeit und bestimmt ein Zeug zu diesem. Die Verweisung ‘Dienlichkeit zu’ ist dagegen eine ontologisch-kategoriale Bestimmtheit des Zeugs *als* Zeug. Dass das Wozu der Dienlichkeit im Zeigen seine Konkretion erhält, ist der Zeugverfassung als solcher zufällig. Im rohen wird schon an diesem Beispiel des Zeichens der Unterschied zwischen Verweisung als Dienlichkeit und Verweisung als Zeigen sichtbar. Beide fallen so wenig zusammen, dass sie in ihrer Einheit die Konkretion einer bestimmten Zeugart erst ermöglichen. So gewiss nun aber das Zeigen vom Verweisen als Zeugverfassung grundsätzlich verschieden ist, so unbestreitbar hat doch wieder das Zeichen einen eigentümlichen und sogar ausgezeichneten Bezug zur Seinsart des je umweltlich zuhandenen Zeugganzes und seiner Weltmässigkeit. Zeigzeug hat im besorgenden Umgang eine *vorzügliche* Verwendung”.

Später haben Böttner (1980) sowie Bense (1981, S. 33 ff.) semiotische und prä-semiotische Bestimmungen der “Werkzeugrelation” versucht:

WkR (Mittel, “Gegenstand”, Gebrauch) (Bense 1981, S. 33)

und die WkR als präsemiotisch bestimmt.

Nun ist aber ein Werkzeug kein Objekt, das irgendwas substiiert noch auf etwas verweist und eben darum primär kein Zeichen. Allerdings unterscheidet sich ein Werkzeug vom blossen Objekt dadurch, dass für andere Objekte zurechtgemacht und also “de-naturiert” oder besser “de-realisiert” ist, und zwar indem es mit dem Objekt, für das es Verwendung finden soll, gewisse Übereinstimmungsmerkmale verliehen bekommt, was Arin und Walther als “Anpassungsiconismen” bezeichnet hatten. Anpassungsiconismen beschreiben also etwa semiotisch die materiale Relationen zwischen Schlüssel und Schloss, Hammer und Nagel, usw.. Ein Schlüssel ist danach ein reales Objekt

(zweiteitliche WkR), ein Stück Metall, das zu einem bestimmten Gebrauch (dritteitliche WkR) als Mittel bestimmt wird, ein "geformter Mittler" (ersteitliche WkR), wie Bühler (1982, S.xxi) sagte. Die gemeinsame Etymologie von "zeigen" und "Zeug" rührt also wohl daher, dass es sich hier um aufeinander verweisende Paare handelt (Schlüssel/Schloss, Hammer/Nagel, Säge/Holz, Anzünder/Glimmstengel, Kleiderbügel/Kleid, Türe/Rahmen), die aber trotzdem nicht zu den Dichotomien von Urbild/Abbild, Subjekt/Objekt, Zeichen/Objekt usw. gehört, also deswegen trotz ihres semiotischen Namens nicht primär iconisch, sondern indexikalisch sind.

4. Die Axiome der Semiose sind:

4.1. Ein Mittel ist ein ein von einem Interpreten selektiertes reales Objekt.

4.2. Die Relation zwischen dem ursprünglichen und dem selektierten Objekt heisst Mittelbezug.

4.3. Ein Objektbezug entsteht zwischen diesem Mittel und einem (gleichen oder anderen) Objekt, wenn der Interpret eine Substitutionsfunktion zwischen dem Mittel-Objekt und dem zu repräsentierenden Objekt festsetzt.

4.4. Demzufolge kann ein Objekt sowohl ein Teil des Repertoires sein, aus dem das Mittel selektiert wurde, als auch das Objekt, auf das das Mittel im Objektbezugbezug referiert.

4.5. Der Interpretantenbezug ist die Vereinbarung des Interpreten, dass ein Mittel ein Objekt substituiert, d.h. es repräsentiert.

Diese Axiome gelten gleicherweise für iconische wie für symbolische Zeichen.

Für indexikalische Zeichen muss wie folgt abgeändert werden:

4.3.' Substitutionsfunktion → Verweisfunktion

4.4.' Es gilt nur die zweite Hälfte der Alternative.

Ersetzt man also 4.3 durch 4.3' und 4.4 durch 4.4', erhält man ein semiotisches Axiomenschema, das auch für Indizes gilt.

5. Die Axiome der Werkzeugrelation sind:

5.1. Ein Mittel ist ein ein von einem Interpreten selektiertes reales Objekt.

5.2. Die Relation zwischen dem ursprünglichen und dem selektierten Objekt heisst Mittelbezug.

5.3. Ein Gegenstandsbezug entsteht zwischen diesem Mittel und einem (gleichen oder anderen) Objekt, wenn der Interpret eine Gebrauchsfunktion zwischen dem Mittel-Objekt und dem zu verweisenden Objekt festsetzt.

5.4. Demzufolge kann ein Objekt sowohl ein Teil des Repertoires sein, aus dem das Mittel selektiert wurde, als auch das Objekt, auf das das Mittel im Objektbezugbezug referiert.

5.5. Der Interpretantenbezug ist die Vereinbarung des Interpreten, dass ein Mittel auf ein Objekt verweist, aber es weder substituiert noch repräsentiert.

Die 5 Axiome der WkR weichen nur in den unterstrichenen Passagen von den 5 Axiomen der Zeichenrelation ab. Ersetzt man also in den allgemeinen semiotischen Axiomen "Repräsentation" bzw. "Substitution" durch "Verweis" oder "Referenz" und lässt man neben thetischer Setzung und Interpretation den Gebrauch eines Objektes als Einführung einer Semiose zu, dann können das Werkzeug und das Zeichen durch die gleichen Axiome erfasst werden. Der Heideggersche Einwand, dass die "Dienlichkeit" bzw. "Zuhandenheit" im einen Fall zu einem Werkzeug, im andern Fall zu einem Zeichen führt, fällt weg, da wir ja nicht von "Dienlichkeit", sondern von "Verweis", also einer a priori semiotischen Funktion ausgehen. Der Unterschied zwischen Werkzeug und Zeichen besteht dann mit der Zulassung des Gebrauchs als zeichenstiftender Handlung nur noch darin, wie Bühler sagt: "Nur sind es nicht die materiellen Dinge, die auf den sprachlichen Mittler reagieren, sondern es sind die lebenden Wesen, mit denen wir verkehren" (1982, S. xxi).

Literatur

Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934, Neudruck Stuttgart 1982

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

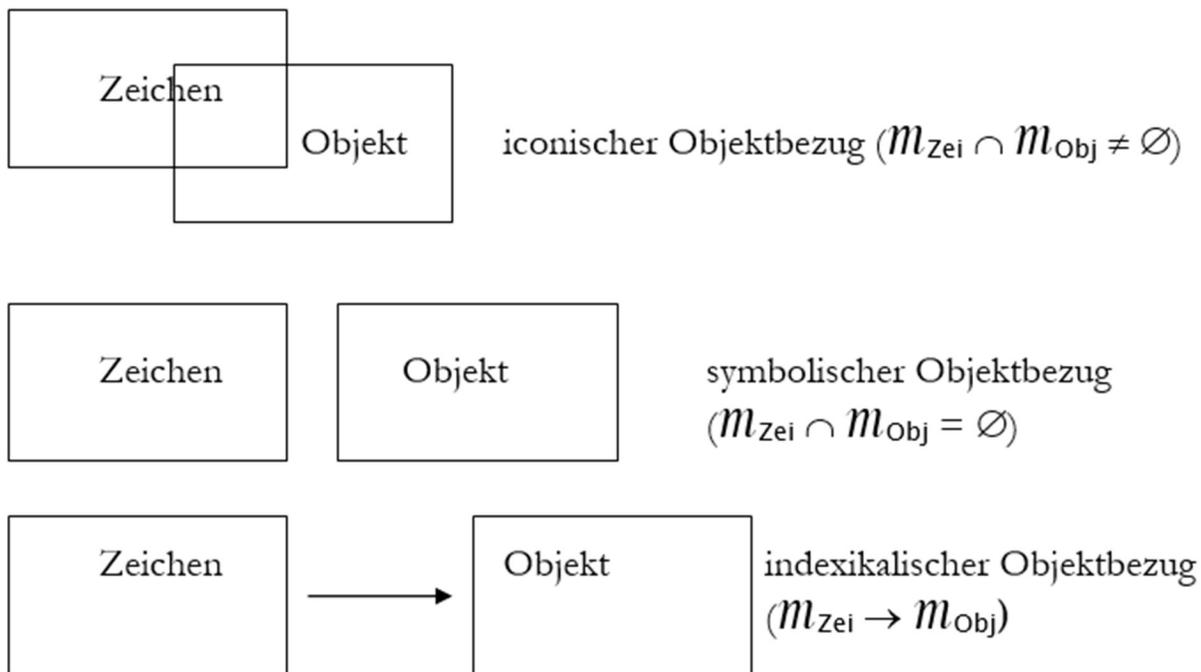
Böttner, Marguerite, Notes sémiotiques et parasémiotiques sur l'outil. In:
Semiosis 17/18, 1980, S. 67-73

Heidegger, Sein und Zeit. Nachdruck der 16. Aufl. Tübingen 1986

Marke, Zeig, Licht: die drei etymologischen Hauptfunktionen des Zeichens

1. Benses Axiom besagt: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt" (1967, S. 9). Wenn wir die Zuordnungstypen im semiotischen Objektbezug betrachten, stellen wir fest, dass im Falle eines iconischen Objektbezugs das Zeichen sein Objekt repräsentiert oder substituiert, indem es es abbildet. Im Falle eines indexikalischen Objektbezugs wird aber das Objekt durch das Zeichen weder substituiert noch repräsentiert, sondern das Zeichen verweist auf das Objekt. (Niemand würde behaupten, ein Wegweiser substituiere die – geographisch entfernte – Stadt, noch repräsentiere er sie – als ein Pfosten oder Schild.) Im Falle eines symbolisches Objektbezugs repräsentiert und substituiert das Zeichen sein Objekt, indem es ein Anderes, das also keine Merkmale mit dem Objekt gemein hat, an seine Stelle setzt.

Die Kästchen der folgenden Venn-Diagramme stehen für Merkmalsmengen \mathcal{M} :



2. Wie man sieht, unterscheidet sich also die indexikalische Zeichenfunktion in bemerkenswerter Weise sowohl von der iconischen als auch von der symbolischen Zeichenfunktion. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass in vielen

älteren Semiotiken die Indizes als spezielle Zeichen behandelt wurden. Speziell ist aber zu bemerken, dass die auf der präsemiotischen Trichotomie von Qualität – Quantität – Relation beruhenden semiotischen Trichotomien im Falle des Objektbezugs im Grunde sinnlos sind. Während es sinnvoll ist zu sagen, ein Sinzeichen sei eine “aktuale” Instanz eines Qualizeichens und ein Legizeichen eine “konventionelle” Realisation des Sinzeichens, während es ebenfalls sinnvoll ist zu sagen, ein Dicient sei der Abschluss eines Rhemas, und ein Argument die Vervollständigung eines Dicents, so dass also sowohl im Mittel- wie im Interpretantenbezug die Subzeichen mit ansteigendem relationalen Wert einer grösseren Präzision zustreben, ist dies im Objektbezug keineswegs der Fall. Ein Index ist ja nicht die raumzeitliche Fixierung eines Icons, sondern hat mit einem Icon rein gar nichts zu tun. Ebenfalls ist ein Symbol nicht die konventionalisierte Version eines Index, sondern höchstens eine Befreiung der bei einem Icon zwischen Zeichen und Objekt vorhandenen Merkmale im Sinne der arbiträren Zuordnung eines Zeichens zu seinem Objekt. Mit anderen Worten: Die semiosis-generative Relation, welche die Trichotomien des Mittel- und Objektbezugs auszeichnet, findet sich beim Objektbezug nicht:

(1.1) > (1.2) > (1.3)

(3.1) > (3.2) > (3.3)

(2.1) ? (2.2) ? (2.3) (2.1 > 2.3)

(2.1) > (2.3) bedeutet mengentheoretisch die Leerung des Merkmalsmengen-Durchschnitts. Dass ein Index auf einen Ort oder sonstwo hinweist, bedeutet aber nicht, dass es zwischen ihm und dem Ort gemeinsame Merkmale gibt. Demzufolge ist es falsch, die Beziehung zwischen einem Index und seinem Objekt mit Hilfe eines Venndiagramms darzustellen. Was man einzig tun kann, ist, die hinweisende Funktion des Index mittels einer simplen Abbildung des Index auf sein Objekt auszudrücken, womit aber nicht viel gewonnen ist.

Deshalb gehören also streng genommen nicht nur die indexikalischen Zeichen nicht zu den übrigen (iconischen und symbolischen) Zeichen, sondern der ganze Objektbezug gehört nicht zu den übrigen Zeichenrelationen (dem Mittel-

und Interpretantenbezug). Da allerdings eine semiosisch-generative Relation besteht zwischen (2.1) und (2.3), müsste man im Grunde die semiotische Matrix wie folgt neu darstellen:

(1.1) > (1.2) > (1.3)

(2.1) > (2.3)

(3.1) > (3.2) > (3.3)

Wenn man der Klassifikation der Subzeichen von Peirce folgt, müsste also dort, wo einst der Index stand, ein aktuales, d.h. raumzeitlich fixiertes Icon (Bild) stehen. Das wäre dann also etwa ein Piktogramm. Obwohl ein Piktogramm eine Art von "indexikalischem Icon" ist, ist es weder ein Icon, noch ein Index, denn das Piktogramm hat im Gegensatz zu genuinen Indizes wie Wegweisern oder Wetterhähnen sehr wohl eine repräsentative und substitutive Funktion.

3. Nach der Peirceschen Semiotik kann also ein Zeichen zwei Hauptfunktionen haben: die repräsentativ-substitutive Funktion einerseits (Icon, Symbol) und die deiktische Funktion (Index) andererseits. Da deiktische Funktionen nicht repräsentativ sind und repräsentative Funktionen nicht deiktisch, ergibt sich, dass die Peirce Zeichenkonzeption nicht-universell ist. Wir müssen also nach einer Zeichenfunktion suchen, die sowohl den repräsentativen wie den deiktischen Zeichen gemein ist. Dazu schauen wir uns die Etymologien der Wörter für Zeichen in einigen europäischen Sprachen an.

3.1. Engl. sign, franz. signe und ihre Verwandten stammen aus lat. signum. Dieses geht zurück auf eine indogerm. Wurzel *sek- "schneiden":

Indogermanisch: Wz. *sek- "schneiden"

Mitteliranisch: tescaid

Altkirchenslawisch: sěšti "hauen"

Lateinisch: signum, zu secare "schneiden" < *sec-nom

Althochdeutsch: sēgansa "Sense"

sēga "Säge", weiter Segel, Segge, Sichel, schinden

Walde vermutet als Bedeutungsmotiv “eingeschnittene Marke” und “geschnittenes Bild” (1910, S. 710; zitiert nach der 2. statt der massgebenden 3. Aufl., da diese nicht zur Verfügung stand). Man könnte zwar argumentieren, dass eine Marke aus einem Objekt ein Zeichen macht, indem es diesem “symphysisch anhaftet” (Bühler 1982, S. 159 f.). Damit hätten wir also ein Zeichen-Objekt bzw. ein Objekt-Zeichen (vgl. Toth 2008). Andererseits ist aber der Schnitt als Marke sogar in-physisch und verändert das Objekt eben durch diese Schnittmarke, d.h. verfremdend, zu einem Zeichen. Falls man also nicht soweit gehen möchte, lat. *signum* als “Schnitt” modern im Sinne des Unterschiedes, d.h. den durch das Zeichen vorgenommenen Schnitt zwischen ihm und dem Objekt, das dadurch transzendent wird, zu übersetzen, müsste man also sagen, dass die lat. *signum* und den Seinen zugrunde liegenden Haupt-Zeichenfunktion die Verfremdung ist: ein Objekt wird dadurch zu einem Metaobjekt, indem es (durch Marken) verfremdet wird. Das ist allerdings auch wieder hochmodern, da hier der Brechtsche Begriff, der später Eingang in die allgemeine Literaturtheorie (vgl. z.B. Link 1979) gefunden hatte, vorweggenommen ist.

3.2. Dt. “Zeichen”, das als Etymon in dieser Bedeutung isoliert ist, hat dennoch seine Verwandten bis zurück in die indogermanische Frühzeit. Die konstante Bedeutung dieser Sippe ist diejenige von “zeigen, hinweisen” und Bedeutungsentwicklungen. Es handelt sich hier also klarerweise um die deiktische Funktion des Zeichens, d.h. um die speziellen Zeichen der Indizes.

Indogermanisch:	Wz. *deik’-, *dik’-
Hethitisch:	tekuššai- “zeigen”
Ailtindisch:	diśáti “zeigt, weist”
Altgriechisch:	δείκνυμι “zeigen”
Lateinisch:	dīcere “sagen” dicare “verkünden, weihen”
Altirisch:	dodecha “er sage”
Gotisch:	ga-teihan “anzeigen, verkündigen”

Althochdeutsch: zīhan “zeihen, anschuldigen”
 zeigōn “zeigen”

3.3. Eine Überraschung bildet aber eine dritte Gruppe von Etyma mit der Bedeutung “Zeichen”. Und zwar handelt es sich hier lediglich um die Entwicklungen der bereits in 3.2. behandelten indogerm. Wurzel *deik’-, aber um den Velar verkürzt, nämlich *dei(ə)-. Daraus geht hervor, dass die Bedeutung des Zeigens ursprünglich aus der Bedeutung des Scheinens oder Erscheinens entstanden ist.

Indogermanisch: *dei(ə)- “scheinen, erscheinen”, *dei-w-
 “Erscheinung”, dina, divasa- “Tag”

Vridhhi-Bildung *dēiw-no- “Zeichen, Vorzeichen”

Altindisch: dī’deti “strahlt, leuchtet”

Altgriechisch: déato “schien”, déelos, dēlos “sichtbar”

Lateinisch: dīvinus “Wahrsager”, dies “Tag”

Faliskisch: foies (= lat. hodie) “heute”

Altkirchenslawisch: divinu “wunderbar”

Armenisch: tiv “Tag”

Altirisch: dīe “Tag”

Germanisch: *taina- “Zeichen, Erscheinung”

Gotisch: taikn “Zeichen”

Altsächsisch: tēkan “Zeichen”

Althochdeutsch: zeihhan “Zeichen”

“zeigen” ist also aus “sich zeigen” entstanden. Wie die Bedeutungen der Sanskrit-Belege “strahlen” und “leuchten” bezeugen, war das Motiv für diese Haupt-Zeichenfunktion also wohl das Erscheinen von Sonne und Mond. Dieses Erscheinen = Sich Zeigen liegt auch dem lat. monstrum “eine naturwidrige Erscheinung als Wahrzeichen der Götter” (Walde 1910, S. 494) zugrunde.

Waldes Bemerkung, es handle sich hier um "naturwidrige" Erscheinungen, weist wie schon bei signum (3.1.) auf die Verfremdung als Hauptzeichenfunktion hin. Im Unterschied zu signum, wo die Verfremdung sich rein auf den Mittelbezug des Zeichens (die Marke als Qualität) bezieht, bezieht sie sich hier allerdings auf den Interpretantenbezug, nämlich eben das Sich Zeigen bzw. die als von einem göttlichen Interpreten stipulierte Erscheinung. So gesehen ist es also nur folgerichtig, dass weitere Beleg der Wurzel *dei(ə)- mit lat. deus, griech. theós < thewos usw. "Gott" zusammenhängen. Man spürte, dass ein Zeichen sich nicht einfach von selbst zeigt, sondern von jemandem gezeigt wird (vgl. verwandt Zeus hyei, deus pluit " 'es' regnet" usw.).

Dass das Zeichen aus der Bedeutung "scheinen, erscheinen", also ursprünglich dem Wort für "Licht" entstanden ist, bestätigen auch die uralischen Belege, die hiermit angeführt seien:

Uralisch:	jelä "Licht; scheinen"
Lappisch:	jâlâkâs "klares Wetter"
Jurakisch (Nenets):	jéðe (Ch.), jére (B) "Tag"
Samojedisch (Nganasan):	jake "Licht, Sonne, Tag"
Ungarisch:	jel "Zeichen"
Ostjakisch:	jägel "Ornament"
Finnisch:	jälki "Fussspur"

Zusammenfassend ergeben sich also die drei Hauptzeichenfunktionen der Marke, des Zeigens und des Lichtes (der Erscheinung), welche also alle drei **nicht** auf eine repräsentativ-substitutive Kernfunktion des Zeichens abheben, die ja, wie oben gezeigt wurde, nur für iconische und symbolische, nicht aber für indexikalische Zeichen Gültigkeit hat. Als gemeinsame Grundfunktion aller behandelten Zeichentypen lässt sich die "Verfremdung" herauspräparieren; die Verfremdung durch den Schnitt in ein Objekt als Marke, die Verfremdung als deutenden Hinweis auf jemanden oder etwas (was immer noch in vielen Zivilisationen im persönlichen Fall als unanständig oder sogar magisch aufgefasst wird), und schliesslich die Verfremdung des dunklen Himmels durch die

Erscheinung von Sonne, Mond und Sterne. Dabei ist interessant festzustellen, dass der erste Fall, die Marke, auf den Mittelbezug, der zweite Fall, das Zeigen, auf den Objektbezug, und der dritte Fall, das Sich Zeigen oder Erscheinen, auf den Interpretantenbezug des Zeichens abhebt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Walde, Alois, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. 2. Aufl. Heidelberg 1910

Link, Jürgen, Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. München 1979

Vom Nutzen und Nachteil der Zeichen

1. Wozu nützen Zeichen? Nach Bense (1967, S. 9) sind Zeichen Meta-Objekte, die Antwort auf die Frage ergibt sich daher aus den Objektbezügen der Zeichen. Im Falle eines Icons bildet ein Zeichen das Objekt ab, d.h. es substituiert es. Im Falle eines Symbols substituiert das Zeichen ein Objekt ebenfalls, allerdings nicht aufgrund gemeinsamer Merkmale mit seinem Objekt, sondern rein konventionell oder arbiträr, wie Saussure betonte. Allerdings lässt sich die Funktion der Substitution für den Index nicht anwenden, denn man wird schwerlich behaupten können, ein in die Richtung einer Stadt weisender Wegweiser würde die Stadt ersetzen. Was also macht der Index? Er ersetzt nicht ein Objekt, sondern eine sprachliche Aussage über ein Objekt – etwa die Antwort auf die Frage, wo die betreffende Stadt liege. Dennoch wird man aber den Index nicht als meta-semiotisches, d.h. sprachliches Zeichen bezeichnen dürfen, denn er bedarf ja der Sprache nicht, um wirksam zu sein. Allerdings folgt aus dem Vergleich von Icon, Index und Symbol, dass wir eine neue, und zwar allen drei Objektbezügen gemeinsame, Funktion von Zeichen benötigen. Und zwar möchte ich hier den Begriff der **“Vermittlung”** vorschlagen: Ein Icon **vermittelt** z.B. eine lebende Person in einem Bild oder eine Statue, ein Index **vermittelt** Orientierungen, z.B. den Weg in eine Stadt, und ein Symbol **vermittelt** abstrakte Begriffe, indem es konventionell festgesetzte Begriffe für sie einsetzt.

2. Zwischen was vermittelt ein Zeichen? Der Begriff der Vermittlung setzt mindestens zwei Dinge voraus, zwischen denen vermittelt wird. Bense hatte wiederholt darauf hingewiesen, dass das Zeichen zwischen “Welt” und “Bewusstsein” vermittele. Das Zeichen ist dabei das Dritte. In meinem Buch “Grundlegung einer mathematischen Semiotik” (Klagenfurt 2006, 2. Aufl. 2008) hatte ich einige Zitate hierzu aus der Stuttgarter Schule zusammengestellt:

Für die Semiotik Peircescher Prägung ist “eine absolut vollständige Diversität von ‘Welten’ und ‘Weltstücken’, von ‘Sein’ und ‘Seiendem’ [...] einem Bewußtsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar” (Bense 1979, S. 59). Dennoch wird das Bewußtsein verstanden als “ein die Subjekt-Objekt-Relation erzeugender zweistelliger Seinsfunktorkomplex” (Bense 1976, S. 27), denn Peirce hält “den Unterschied zwischen dem Erkenntnisobjekt und –subjekt fest, indem er

beide Pole durch ihr Repräsentiert-Sein verbindet“ (Walther 1989, S. 76). Genauer gesagt, gibt “der Repräsentationszusammenhang der Zeichenklasse auch das erkenntnistheoretische Subjekt, der Realisationszusammenhang der Objektthematik auch das erkenntnistheoretische Objekt” an (Gfesser 1990, S. 133): “Wir setzen damit einen eigentlichen (d.h. nicht-transzendentalen) Erkenntnisbegriff voraus, dessen wesentlicher Prozeß darin besteht, faktisch zwischen (erkennbarer) ‘Welt’ und (erkennendem) ‘Bewußtsein’ zwar zu unterscheiden, aber dennoch eine reale triadische Relation, die ‘Erkenntnisrelation’, herzustellen” (Bense 1976, S. 91).

Aus den genannten Textstellen folgt, dass das Zeichen zwei Transzendenzen besitzt: Die Transzendenz des Objektes und die Transzendenz des Interpretanten, die man mit Günther vielleicht besser als “Introszendenz” bezeichnete. Jedenfalls sind vom Zeichen als Vermittlungsfunktion zwischen Welt und Bewusstsein her beide unerreichbar, und zwar deshalb, weil sie vom Zeichen durch Kontexturgrenzen geschieden sind. Wie steht es aber um den Mittelbezug? Da wenigstens das realisierte, konkrete Zeichen mit dem Mittel seines Mittelbezugs in der Welt der Objekte verankert ist, ist die Beziehung zwischen dem Zeichen und seinem Träger immanent. Von hier ergibt sich also die Sonderstellung der Zeichen zwischen Immanenz und Transzendenz (sowie Introszendenz). Zeichen werden also benötigt, um etwas Abwesendes abzubilden, auf etwas Fernes hinzuweisen, um Begriffe, die sich sowohl des Bildes als auch des Hinweises entziehen, mit Namen zu versehen. Ohne Zeichen gäbe es nicht nur keine Kommunikation, sondern Kommunikation ohne Zeichen, d.h. allein mit Objekten ist unmöglich.

3. Und damit kommen wir zum Nachteil der Zeichen. Zeichen sind begrenzt durch das ihnen ewig transzendente Objekt und das ihnen ebenfalls ewig introszendente Bewusstsein. Niemals gelingt es, mit einem Zauberspruch das Photo der Geliebten in die Geliebte selbst zu verwandeln bzw. umgekehrt. Niemals wird sich durch ein Simalabim an der Stelle des Wegweisers die verwiesene Stadt einfinden bzw. umgekehrt, und niemals wird der Begriff “Liebe” fühlbar durch Aussprechen des Wortes “Liebe” bzw. umgekehrt. Niemals können aber auch durch Zeichen keine Rückschlüsse auf den Interpretanten gewonnen

werden, da Zeichen von allen benutzt werden können (bzw. sollen) und daher überindividuell sind.

Streng genommen ist all dies auch völlig unnötig, denn die Zeichen wurden ja dazu geschaffen, um Objekte, wenigstens im oben abgesteckten begrenzten Rahmen, zu ersetzen und das Sich-Beklagen über die metaphysischen Limitationen des Zeichens ist also ein Hysteron-Proteron. Will man daher die Objekte, greift man auf diese zurück und lässt die Zeichen Zeichen sein. Wer so argumentiert, vergisst allerdings eines: Zeichen sind aus einer gewissen Not geschaffen, das Abwende anwesend, das Ferne nah und das Nichtfassbare fassbar zu machen. Als solche erfüllen sie eminent praktische (Icon und Index) als auch eminent theoretische Funktionen (Symbol). Der Mensch, der eine Sprache lernt, lernt mit den Zeichen bzw. ihren Objektbezügen unter Umständen auch von Objekten, die er nie real wahrgenommen hat und daher wahrnehmen können möchte. Und wenn die Objekte schlichtweg nicht da sind, haben wir zwar noch die Zeichen, aber diese sind durch ihren Weder-Fisch-noch-Vogel-Status als Vermittlungsfunktion eben kein wirklicher Ersatz für das anwesende, konkrete und greifbare Objekt. Man entsinne sich des liebeskranken Soldaten auf seiner Pritsche in der Kaserne, das Photo oder die Haarlocke der fernen Geliebten küssend. Oder man erkläre sich die Tausenden von Touristen, die als "Spurenjäger" die Wohnhäuser berühmter verstorbener Personen besuchen, als würde noch der "Geist" dieser Berühmten darin hausen. In Doris Dörries Film "Kirschblüten – Hanami" (2008) geht das soweit, dass der Mann der Frau, die stirbt, bevor sie ihren Wunsch, den Fudschijama zu sehen, angetan mit den Kleidern seiner Frau unter den seinen und ihren Photos im Gepäck nach Japan reist und dabei völlig überzeugt ist, er hole die ersehnte Reise für die Verstorbene nach.

4. In all diesen Beispielen zeigt sich die dem Menschen offenbar immanente oder sogar innative Sehnsucht, die Transzendenz aufzuheben und über eine Brücke ein jeweiliges Jenseits zu betreten. Gotthard Günther sagte in seinem "Selbstbildnis im Spiegel Amerikas" (Hamburg 1975) sehr richtig, dass die Abgründe, die das irdische Diesseits vom himmlischen Jenseits trennen nicht grösser und nicht kleiner sind als der Abgrund, den ein Ich von einem Du trennt. Er zeigte ferner in seinen übrigen Schriften eindrucklich, wie man einen

Zählprozess im Diesseits beginnen und im Jenseits weiterführen kann. Ferner wies er nach, dass es nicht nur ein, sondern unendlich viele Jenseitse gibt. Diese können dadurch ermittelt werden, dass man Grenzen findet, die Kontexturengrenzen sind und nicht nur Grenzen, die zwei Teile des Diesseits voneinander trennen. Mit Hilfe der von Günther im Anschluss an Natorps platonische Zahlkonzeption zuerst so bezeichneten "Mathematik der Qualitäten" ist es also möglich, die Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits zu überwinden.

Und damit kommen wir wieder auf das Zeichen zurück: Zeichen evozieren Sehnsüchte nach ihren Objekten, und diese Sehnsüchte können nur dadurch überwunden werden, dass die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekt abgebrochen werden. Gibt es also eine "Semiotik der Qualitäten"? Oder ist Semiotik nicht schon per se eine Wissenschaft der Qualität? Doch bevor wir auf diese Fragen kommen, eine wichtigere Frage zunächst: Die von Peirce eingeführte Semiotik ist auf die mathematisch-logische Relationentheorie gegründet. Wenn aber danach die Semiotik ein Teil der Mathematik ist, müsste es dann nicht ebenfalls möglich sein, dass die Grenzen zwischen Zeichen und Objekt aufgehoben werden können? Nun aber zurück zur Frage: Was für Gebilde sind eigentlich Zeichenklassen und Realitätsthematiken? Die triviale Antwort lautet: Da es keine quantitativen Gebilde sind, müssen es qualitative sein. Daraus aber folgt ein Paradox: Wenn die Semiotik also eine Theorie qualitativer Zeichen ist, sind dann nicht schon die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekten aufgehoben? Schliesslich vermittelt das Zeichen ja zwischen Welt und Bewusstsein, und obwohl sie diese nie erreicht, steht ja in einem semiotischen Erkenntnischema nach einem obigen Zitat die Zeichenklasse für den Subjektpol und die Realitätsthematik für den Objektpol der Erkenntnisrelation.

Nun ist es eine Tatsache, dass ein Photo ein Photo und nicht das darauf abgebildete Objekt ist, und entsprechend vermittelt das Photo als Zeichen zwischen mir und der abgebildeten Person. Wenn ich also via Photo zur Person gelangen will, muss ich die Kontexturgrenzen zwischen dem Photo und der Person aufheben. Was passiert aber dann mit dem ohnehin qualitativen Zeichen? Offenbar etwas anderes als mit der ursprünglich quantitativen Zahl,

welche durch Öffnung der Kontexturgrenzen qualitativ bzw. quanti-qualitativ/quali-quantitativ wird.

5. Ich denke, dass genau hier ein immens wichtiger Punkt erreicht ist. In meinen bisherigen Arbeiten wird nämlich der Übergang von der monokontexturalen zur polykontexturalen Zeichenrelation durch Kontexturierung der die Zeichenrelation konstituierenden Subzeichen erreicht:

$(3.a\ 2.b\ 1.c) \rightarrow (3.a_{i,j,k}\ 2.b_{l,m,n}\ 1.c_{o,p,q})$ mit $i, \dots, q \in \{\emptyset, 1, 2, 3\}$ und $K = 4$

R. Kaehr hat in seinem Aufsatz "Polycontextuality of Signs" die Existenz polykontexturaler Zeichen in Frage gestellt. In teilweiser Übereinstimmung mit der Ansicht Kaehrs möchte ich hier wie folgt argumentieren: Polykontexturale Systeme müssen disseminiert sein, und zwar über der kenomischen Matrix. Nun gibt es natürlich keine "Keno-Zeichen", wie sie Kronthaler sich einmal ausgedacht hatte, denn das Zeichen als Relation basiert auf der Peanoschen Nachfolgerrelation und diese ist in der Kenogrammatik aufgehoben. Ausserdem könnte ein "leeres" Zeichen weder etwas abbilden, noch auf etwas hinweisen, noch etwas ersetzen, denn ein Kenogramm ist ja nur ein Platzhalter. Trotzdem ist die Idee, die Kontexturengrenzen, die das Zeichen in seinem semiotischen Raum von den Objekten in deren ontologischem Raum trennen, keineswegs absurd.

Ich hatte schon in meinen zwei Bänden "Semiotics and Pre-Semiotics" und in dem Prodromus "Der sympathische Abgrund" (alle Klagenfurt 2008) vorgeschlagen, das Problem dadurch zu lösen, dass das Objekt des Zeichens als kategoriales (und 0-relationales) Objekt in die triadische Zeichenrelation eingebettet wird, welche dadurch zu einer tetradischen Zeichenrelation wird:

$(3.a\ 2.b\ 1.c) \parallel (0.d) \rightarrow (3.a\ 2.b\ 1.c \parallel 0.d)$

Das Zeichen " \parallel " bezeichnet die Kontexturengrenze zwischen der Zeichenrelation und dem kategorialen Objekt, und das Zeichen " \parallel " damit deren Aufhebung.

Da das Zeichen selbst eine qualitative Grösse ist, genügt im Prinzip die Inkorporation des kategorialen Objektes, um es zu einer mehr-kontexturalen Grösse zu machen, d.h. einer Grösse, die Platz für die Kontextur des Zeichens und des Objektes hat.

Man kann nun einen Schritt weitergehen und sich fragen, was die folgende Transformation bedeute:

$$(3.a \ 2.b \ 1.c \ \parallel \ 0.d) \rightarrow (3.a_{i,j,k} \ 2.b_{l,m,n} \ 1.c_{o,p,q} \ \parallel \ 0.d_{r,s,t}) \text{ mit } i, \dots, t \in \{\emptyset, 1, 2, 3\} \text{ und } K = 4$$

Davon abgesehen, dass hiermit das logische Identitätsgesetz aufgehoben wird, garantiert diese Schreibung im Grunde nur, dass die linke Seite der Transformationsbeziehung sozusagen ein statischer Ausschnitt aus dem dynamischen Vermittlungssystem polykontexturaler Zeichenklassen ist.

6. Damit kommen wir zu der weiteren entscheidenden Frage, was es eigentlich für ein Zeichen bedeutet, wenn das Identitätsgesetz aufgehoben ist. Nach Bense ist das Zeichen an sich eigenreal, d.h. es bezieht sich nur auf sich selbst und nicht auf eine nicht-zeichenhafte Realität. Wie er in seinem letzten Buch "Die Eigenrealität des Zeichens" (Baden-Baden 1992) gezeigt hatte, können konkrete Zeichen nur deshalb ein thematisch Anderes, d.h. ein Objekt bezeichnen, weil sie zunächst als abstrakte Zeichen selbst-identisch sind. Dies wird ausgedrückt in Benses berühmter Formel von der "Eigenrealität der Zeichen" in Form der dualinversen Identität von Zeichenrelation und Realitätsthematik der Zeichenklasse

$$(3.1 \ 2.2 \ 1.3) \times (3.1 \ 2.2 \ 1.3) \text{ bzw.}$$

$$\times(3.1 \ 2.2 \ 1.3) = (3.1 \ 2.2 \ 1.3)$$

Weiter hat Bense gezeigt, dass der semiotische Fundamentalsatz von Peirce, dass kein Zeichen alleine auftreten kann und dass daher Zeichen immer in Konnexen gebunden sind, an diese Eigenschaft der Eigenrealität gebunden ist, indem diese erst die Autoreproduktivität des Zeichens ermöglicht. Nun hat aber Kaehr gezeigt, dass bereits für $K = 3$ gilt

$(3.1_3 2.2_{1,2} 1.3_3) \times (3.1_3 2.2_{2,1} 1.3_3)$ bzw.

$\times (3.1_3 2.2_{1,2} 1.3_3) \neq (3.1_3 2.2_{2,1} 1.3_3)$

D.h. es gibt schon in einer 3-kontexturalen Semiotik keine Eigenrealität und damit keine Zeichenkonneze mehr, denn die 3-kontexturale Zeichenklasse $(3.1_3 2.2_{1,2} 1.3_3)$ hängt im Gegensatz zur 1-kontexturalen Zeichen nicht mehr in mindestens 1 Subzeichen mit jeder der 10 Peirceschen Zeichenklassen und Realitätsthematiken zusammen, wie dies innerhalb des von Elisabeth Walther formalisierten determinantensymmetrischen Dualsystems gefordert wird (Semiosis 27, 1982). Damit fällt aber im Grunde der Begriff des Zeichens dahin.

7. Ist aber darum ein Ausdruck wie

$(3.1_3 2.2_{1,2} 1.3_3)$

a priori sinnlos? Ich denke, nein, denn alles hängt ab von der Interpretation des Begriffes "(semiotische) Kontextur". Z.B. ist es ja möglich, die Zeit kontexturell zu gliedern, wie dies bereits Günther in einem New Yorker Vortrag in den 60er Jahren aufgezeigt hatte. Kaehr hatte in einer rezenten Publikation auf die Verteilung deiktischer Pronomina bzw. epistemischer Relationen (subjektives/objektives Subjekt und Objekt) hingewiesen. Gerade der wie in der traditionellen Logik so auch in der klassischen Semiotik fehlende Zeitbegriff könnte durch Kontexturierung der Zeichenklassen in die Semiotik eingeführt werden. Ausserdem könnte man mit Kaehrs Vorschlag Sprachen auf die semiotischen Basistheorie zurückführen, deren Verbalkonstruktionen nicht nur wie üblich Subjekte, sondern zugleich Objekte kodieren (vgl. ungarisch szeretek "ich liebe/ich liebe etw." vs. szeretem "ich liebe ihn/sie" vs. szeretlek "ich liebe Dich"). Im Mordwinischen etwa kann die ganze Palette von "ich", "du", "er/sie", "wir", "ihr", "sie" mit und ohne direktes Objekt (= logisches objektives Objekt) paradigmatisch durchgespielt werden, vgl. auch die noch komplizierteren Verhältnisse im Grönländischen. Auf ein besonders interessantes Anwendungsgebiet semiotischer Kontexturen weise ich nur am Rande hin: Die 10 Peirceschen Realitätsthematiken präsentieren jeweils zwei Typen thematisierter und thematisierenden Realitäten, die folgende Form haben:

$$1. \times(3.1 \ 2.1 \ 1.3) = (3.1 \ 1.2 \ 1.3) \rightarrow (X \leftarrow (AB))$$

$$2. \times(3.1 \ 2.3 \ 1.3) = (3.1 \ 3.2 \ 1.3) \rightarrow ((AB) \rightarrow (X))$$

Nur in der Differenzmenge der $27-10 = 17$ "irregulären" Zeichenklassen treten von mir so genannte Sandwich-Thematisierungen der folgenden Form auf:

$$3. \times(3.1 \ 2.2 \ 1.1) = (1.1 \ 2.2 \ 1.3) \rightarrow (A \rightarrow X \leftarrow B),$$

wobei in allen Fällen A und B zur gleichen Trichotomie gehören (und daher als thematisierend angesehen werden).

In allen diesen sowie noch mehr verzwickten Fällen (die alle von tetradischen Zeichenklassen an auftreten) könnten mit Hilfe semiotischer Kontexturen thematische Prioritätenhierarchien definiert werden. Dies wäre deswegen von Interesse, weil wir bei Permutationen z.B. folgende Strukturen vorfinden:

$$(3.1 \ 2.1 \ 1.3) \times \boxtimes (3.1 \ \underline{1.2} \ 1.3) = (X \leftarrow (AB))$$

$$(2.1 \ 3.1 \ 1.3) \times \boxtimes (3.1 \ \underline{1.3} \ 1.2) = (X \leftarrow (BA))$$

$$(3.1 \ 1.3 \ 2.1) \times \boxtimes (\underline{1.2} \ 3.1 \ \underline{1.3}) = (A \rightarrow X \leftarrow B)$$

$$(2.1 \ 1.3 \ 3.1) \times \boxtimes (\underline{1.3} \ 3.1 \ \underline{1.2}) = (B \rightarrow X \leftarrow A)$$

$$(1.3 \ 3.1 \ 2.1) \times \boxtimes (\underline{1.2} \ \underline{1.3} \ 3.1) = ((AB) \rightarrow X)$$

$$(1.3 \ 2.1 \ 3.1) \times \boxtimes (\underline{1.3} \ \underline{1.2} \ 3.1) = ((BA) \rightarrow X).$$

8. Eine ganz kurze Zusammenfassung könnte wie folgt lauten: Die Auffassung der Stuttgarter Schule, das Peircesche Zeichen sei a priori polykontextural, ist nicht ganz von der Hand zu weisen. So thematisieren die 10 Zeichenklassen 10 Realitäten, was sowohl der monokontexturalen Ontologie wie Logik widerspricht. Ausserdem ist der Zeichenbegriff ebenfalls a priori qualitativ, und die quantitative (numerische) Fassung der Zeichenrelationen, wenigstens in dem Rahmen, als sie Peirce gegeben hatte, benutzt lediglich einige Elemente der Sprache der Mathematik und nicht mehr. Trotzdem ist es richtig, dass auch beim System der 10 Realitäten die logische Identität gewahrt bleibt. Ausserdem folgt die Definition der Zeichenrelation als Relation über Relationen der Peanoschen Induktion und ist natürlich auch von hier aus monokontextural.

Kontexturiert man aber diese Zeichenrelationen, eröffnen sich einem ungeahnte Anwendungsmöglichkeiten, von denen die Semiotik bisher nur träumen konnte. Es ist R. Kaehrs Verdienst, darauf hingewiesen zu haben. Der Zeichenbegriff selbst entspringt wohl dem dem Menschen an- und eingeborenen Bedürfnis, sich auszudrücken und mitzuteilen, indem es abwesende, ferne und abstrakte Objekte auf der Basis von Abbildung, Hinweis und Konvention verfügbar macht. Von hier aus kann sich in der Form eines Hysteron-Proterons das Bedürfnis des Menschen an die hinter den Zeichen steckenden Objekte zu kommen in der magischen Form bemerkbar gemacht haben, die Zeichen selbst in die von ihnen bezeichneten Objekten zu transformieren und also eine polykontexturale Operation durch Aufhebung der Kontexturengrenze zwischen Zeichen und Objekt vorzunehmen. Deshalb ist es trotz der von Kaehr wohl zu Recht geäußerten Bedenken sinnvoll, Zeichenklassen zu kontexturieren, zumal es von der Interpretation der semiotischen Kontexturen abhängt, welche Anwendungen für die Semiotik daraus resultieren.

Kategorisation als Initiation der Semiose

1. In Bense (1979, S. 54) findet sich folgende oft übersehene Äusserung: “Es scheint mir jedoch sicher zu sein, dass aus diesen und ähnlichen Grundtriaden die folgende als definierende, sagen wir: als im eigentlichen Sinne fundierende ‘Semiose’-Triade (aller Zeichenprozesse) abstrahierbar ist”:

Fundierung ↔ Repräsentation

↘ ↙

Kategorisation

Da die Fundierung erstheitlich, die Repräsentation drittheitlich und daher die Kategorisation zweitheitlich fungieren, entspricht dieses Schema dem später von Bense behandelten und auf Peirce zurückgehende Kreationsschema, das modalsemiotisch dem folgenden Schema entspricht:

Möglichkeit ↔ Notwendigkeit

↘ ↙

Wirklichkeit

Der Unterschied zu den üblichen semiotischen Kreationsschemata, mit deren Hilfe ObjektBEZÜGE kreiert werden (vgl. Bense 1979, S. 78 ff.), liegt allerdings eben im Umstand, dass Fundierung, Repräsentation und Kategorisation eine “fundierende Semiose-Triade (aller Zeichenprozesse)” darstellt und daher auf tieferer Stufe als derjenigen der erst in einer vollständigen triadischen Zeichenrelation aufscheinenden Objektbezüge anzusiedeln ist.

2. Wir gehen sicherlich nicht falsch, wenn wir als die semiotische Ebene, auf der die “Semiose-Triade” anzusiedeln ist, die Nullheit bestimmen, die von Bense (1975, S. 65 f.) als “der ontische Raum aller verfügbaren Etwase 0° , über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt ist”, ansetzen. Der ontische Raum ist daher der vor-thetische Raum der kategorialen Objekte, die noch keine Relation eingegangen sind, weil sie eben noch nicht zum Metaobjekt (Bense 1967, S. 9) erklärt und noch nicht in eine Semiose eingeführt wurden. Das bedeutet, dass Objekte, die in eine Semiose eingeführt werden sollen, zunächst hinsichtlich ihrer Eignung für die Semiose selektiert werden,

oder anders ausgedrückt: dass der Elektion, um als Zeichen zu fungieren, eine Selektion vorangeht, bei der offenbar die Objekte als kategoriale wahrgenommen werden, d.h. durch die Sinne im Wahrnehmungsprozess kategorisiert werden. Diese in Toth (2008) als präsemiotische bezeichnete Ebene ist also die, in der kategoriale Objekte selektiert wurden, um als “disponible Mittel” zu fungieren, wie Bense (1975, S. 45) sich ausdrückte und welchen Prozess er wie folgt schematisierte:

$O^\circ \rightarrow M^\circ$: drei disponible Mittel

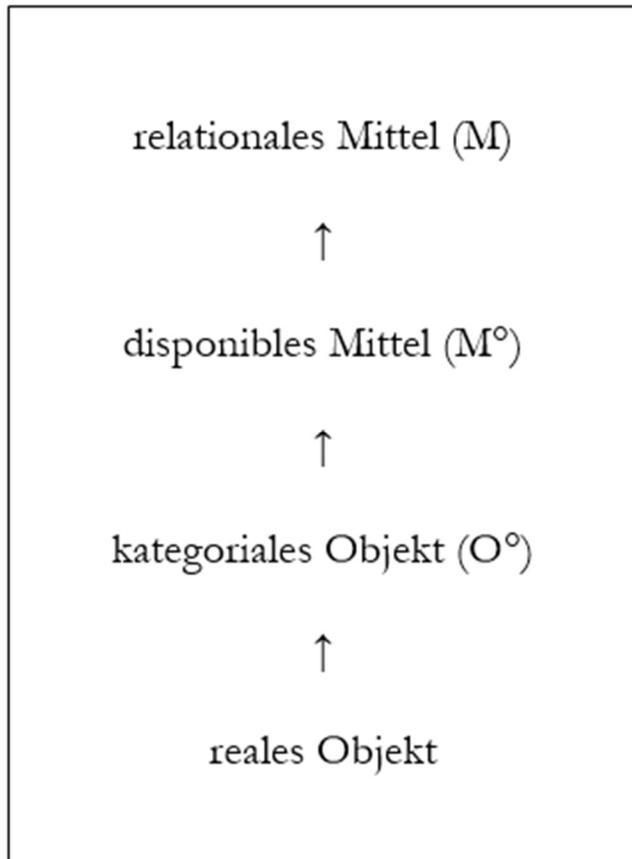
$O^\circ \rightarrow M^\circ_1$: qualitatives Substrat: Hitze

$O^\circ \rightarrow M^\circ_s$: singuläres Substrat: Rauchfahne

$O^\circ \rightarrow M^\circ_3$: nominelles Substrat: Name

Wie man sieht, existieren also noch vor den eigentlichen Mittelbezügen (die als solche natürlich erst in vollständigen Zeichenrelationen erscheinen können) disponible kategoriale Mittel, welche durch eine präsemiotische Trichotomie in 1, 2, 3 eingeteilt sind. Götz (1982, S. 4, 28) schlug hier die Termini “Sekanz”, “Semanz”, “Selektanz” vor, wobei die Sekanz sich auf die pure Qualität bezieht, die einen “Unterschied” oder “Schnitt” macht, also in Benses Beispiel auf die Hitze als Qualität. Die Semanz setzt Singularität als Abstraktion voraus und kann daher vor-semantisch im Sinne der Rauchfahne aufgefasst werden. Die Selektanz schliesslich ist sozusagen die prä-linguistische präsemiotische Basis für die Namengebung der Erscheinung “Feuer”.

Jedenfalls sieht man aus Benses Beispiel, dass wir zwischen den blossen (“apriorischen”) Objekten und den semiotischen Objektbezügen die folgenden Stufen ansetzen müssen:



Vom relationalen Mittel an beginnt sozusagen die Semiose und damit die triadische Zeichenrelation. Die Kategorisierung realer Objekte ist damit die semiotische Antwort auf die Debatte um Kants apriorische Objekte: Nicht nur ist es so, dass nur das “gegeben ist, was repräsentierbar ist” (Bense 1981, S. 11) und dass wir also Objekte, stark vereinfacht ausgedrückt, nur durch die Filter ihrer Zeichen, und das heisst eben ALS Zeichen wahrnehmen können, sondern die Semiose setzt eine Präsemiose voraus, die eben die realen Objekte bei ihrer Perzeption schon im Hinblick auf Sekanz, Semanz und Selektanz “imprägniert” und daher nicht mehr als apriorische Objekte erscheinen lassen. Wie in Toth (2008) argumentiert wurde, entspricht der Götzschen präsemiotischen Trichotomie die wohl auf Wiesenfarth zurückgehende Trichotomie von Form, Gestalt und Funktion (vgl. Benses “Werkzeugrelation”, 1981, S. 33). Dies bedeutet also: Vom semiotischen Standpunkt aus gibt es keine apriorischen Objekte, denn Objekte erscheinen bei ihrer Perzeption als durch unsere Sinnesorgane bereits hinsichtlich ihrer Form, Gestalt und/oder Funktion gegliedert. Diese präsemiotische Eigenschaften inhärieren damit den Objekten nur scheinbar,

sind also nicht mit den Eidola Demokrits bzw. Epikurs vergleichbar, insofern sie das Bewusstsein ihrer Interpreten voraussetzen. Allerdings wird damit, wie in Toth (2008b) gezeigt wurde, die Arbitrarität der Zeichen kraft ihrer präsemiotischen Ebenen erschüttert, die Kluft zwischen (realem) Objekt und Zeichen de-transzendentalisiert und insofern im Sinne des Novalis zu einem in dieser Hinsicht "sympathischen Abgrund".

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

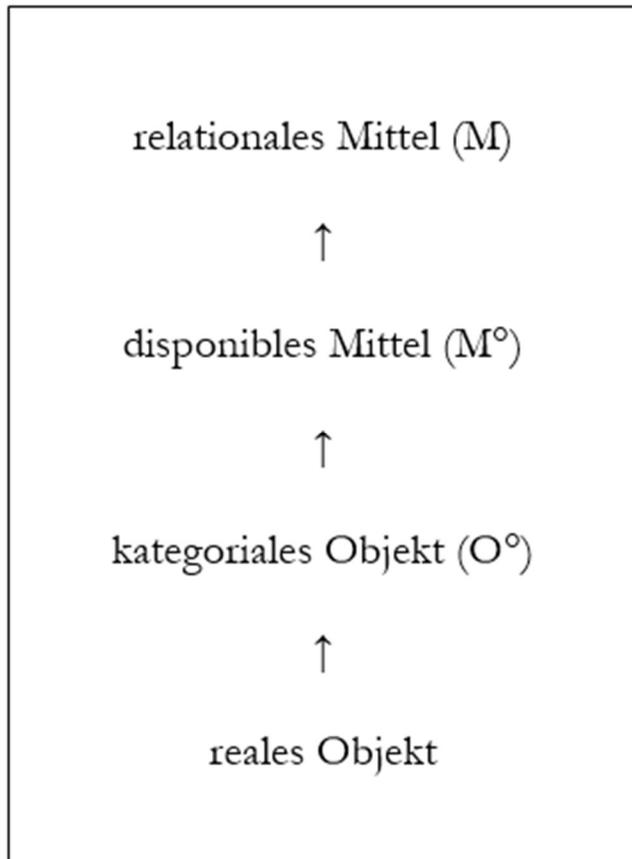
Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Kategorisation und Medialisierung

1. In Toth (2009) sind wir zum Schluss gekommen, dass der Prozess der Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt (Bense 1967, S. 9) nicht 1-, sondern 3-stufig abläuft, d.h. mindestens die folgenden Phasen umfasst:



Dabei wird also ein reales Objekt zuerst kategorisiert, d.h. bei der Wahrnehmung durch die von Götz (1982, S. 4, 28) festgestellte präsemiotische Trichotomie

Sekanz > Semanz > Selektanz

eingeteilt. Es ist ja nicht so, dass sich jedes Objekt für jedes Zeichen eignet, sondern es muss der Wiesenfarthschen "Werkzeugrelation"

Form > Gestalt > Funktion

genügen. Aber auch ein kategoriales Objekt (O°) wird noch nicht direkt auf ein relationales Mittel abgebildet, sondern zunächst werden die disponiblen Mittel

bestimmt, aus denen anschliessend das relationale Mittel ausgewählt wird. Bereits früher wurde der erste Prozess als "Selektion", der zweite als "Elektion" bezeichnet. Der hier einzuführende Begriff der "Medialisierung" umfasst somit beide Formen von präsemiotischer Auswahl.

2. Die Stufe der Elektion betrifft also die präsemiotische Abbildung

$$0^\circ \rightarrow M^\circ$$

Man muss sich bewusst sein, dass auf dieser präsemiotischen Stufe zwar eine Trichotomie vorhanden ist, dass es sich hier aber um 0-relationale Kategorien handelt (Bense 1975, S. 65 f.), so dass natürlich die relationalen Inklusionen für semiotische Dyaden und Triaden

$$(a.b) \leq (c.d) \leq (e.f)$$

auf dieser Ebene nicht gelten. Damit können also sämtliche präsemiotischen Subzeichen miteinander kombiniert werden:

$$(0.1) \rightarrow \{(0.1, 1.1^\circ), (0.1, 1.2^\circ), (0.1, 1.3^\circ)\}$$

$$(0.2) \rightarrow \{(0.2, 1.1^\circ), (0.2, 1.2^\circ), (0.2, 1.3^\circ)\}$$

$$(0.3) \rightarrow \{(0.3, 1.1^\circ), (0.3, 1.2^\circ), (0.3, 1.3^\circ)\}$$

3. Die Stufe der Selektion betrifft die präsemiotische Abbildung

$$M^\circ \rightarrow M,$$

d.h. die Abbildung "disponibler" auf relationale Mittel und damit die Einleitung der Semiose (vgl. Bense 1975, S. 45 f.). Wie in der Phase der Elektion, so gilt auch bei der Selektion, d.h. sämtliche M° auf alle M abgebildet werden können:

$$(1.1^\circ) \rightarrow \{(1.1^\circ, 1.1), (1.1^\circ, 1.2), (1.1^\circ, 1.3)\}$$

$$(1.2^\circ) \rightarrow \{(1.2^\circ, 1.1), (1.2^\circ, 1.2), (1.2^\circ, 1.3)\}$$

$$(1.3^\circ) \rightarrow \{(1.3^\circ, 1.1), (1.3^\circ, 1.2), (1.3^\circ, 1.3)\}$$

4. Die hier anschliessende Semiose besteht also darin, dass aus dem Mittelrepertoire durch Selektion ein Objektbezug sowie wiederum durch Selektion ein Interpretantenbezug gewonnen werden:

Ersttheit > Zweitheit > Drittheit (Bense 1979, S. 36)

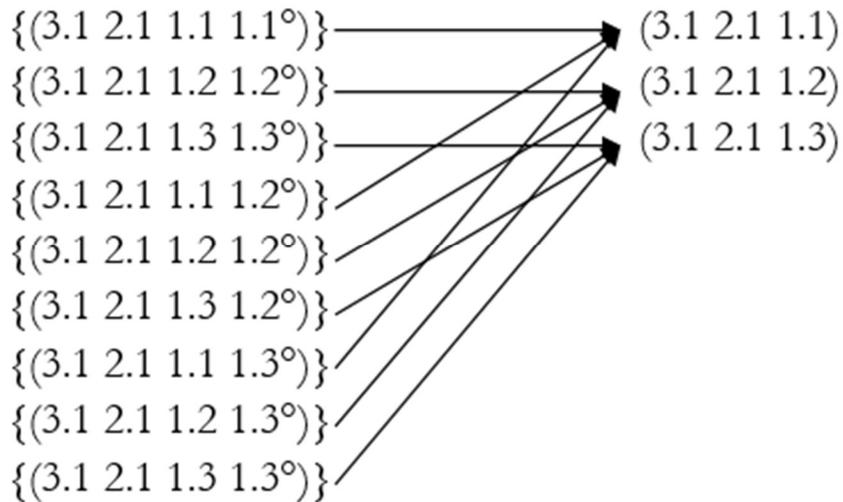
Mit dieser zeicheninternen selektiven Semiose nicht zu verwechseln ist also die zeichenexterne Semiose, bei der ein Interpret ein Objekt kategorisiert, aus diesem ein disponibles Mittel selektiert und ein relationales Mittel elektiert. Die an die 3. präsemiotische Stufe anschliessende semiotische Zeichengenese läuft also wie folgt ab:

1. Semiotische Stufe

(1.1°, 1.1)	→	{(	3.1 2.1	1.1 1.1°)}
(1.1°, 1.2)	→	{(	3.1 2.1	1.2 1.2°)}
(1.1°, 1.3)	→	{(	3.1 2.1	1.3 1.3°)}
(1.2°, 1.1)	→	{(	3.1 2.1	1.1 1.2°)}
(1.2°, 1.2)	→	{(	3.1 2.1	1.2 1.2°)}
(1.2°, 1.3)	→	{(	3.1 2.1	1.3 1.2°)}
(1.3°, 1.1)	→	{(	3.1 2.1	1.1 1.3°)}
(1.3°, 1.2)	→	{(	3.1 2.1	1.2 1.3°)}
(1.3°, 1.3)	→	{(	3.1 2.1	1.3 1.3°)}

Auf dieser 1. semiotischen Stufe ist also das ursprüngliche kategoriale Objekt O° immer noch in der Form des aus ihm selektierten disponiblen Mittels M° enthalten. Obwohl wir also hier bereits auf semiotischer Ebene sind, d.h. die Zeichen über eine Bezeichnungs- und eine Bedeutungsfunktion verfügen, ist die kontexturale Grenze zwischen dem ursprünglichen realen, zu bezeichnenden Objekt qua M° einerseits und dem Zeichen (3.1 2.1 1.1) andererseits noch nicht aufgehoben. In einer 2. semiotischen Stufe werden daher die disponiblen Mittel in den aus ihnen elektierten relationalen Mitteln absorbiert, und das Zeichen wird monokontexturalisiert.

2. Semiotische Stufe



3. Semiotische Stufe

Auf der 3. und letzten semiotischen Stufe werden die Trichotomien der drei Triaden nach dem Muster der präsemiotischen Trichotomie (0.1), (0.2), (0.3) ausgebaut. Vermutlich nach dem Muster der ersten drei Zeichenklasse wird dabei als trichotomische Ordnung

(3.a 2.b 1.c) mit $(a \leq b \leq c)$

bestimmt, denn (3.1 2.1 1.1) hat die Ordnung $(a = b = c)$, und (3.1 2.1 1.2) sowie (3.1 2.1 1.3) haben die Ordnung $(a = b < c)$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Toth, Alfred, Kategorisation als Initiation der Semiose. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Das Zeichen als Fragment

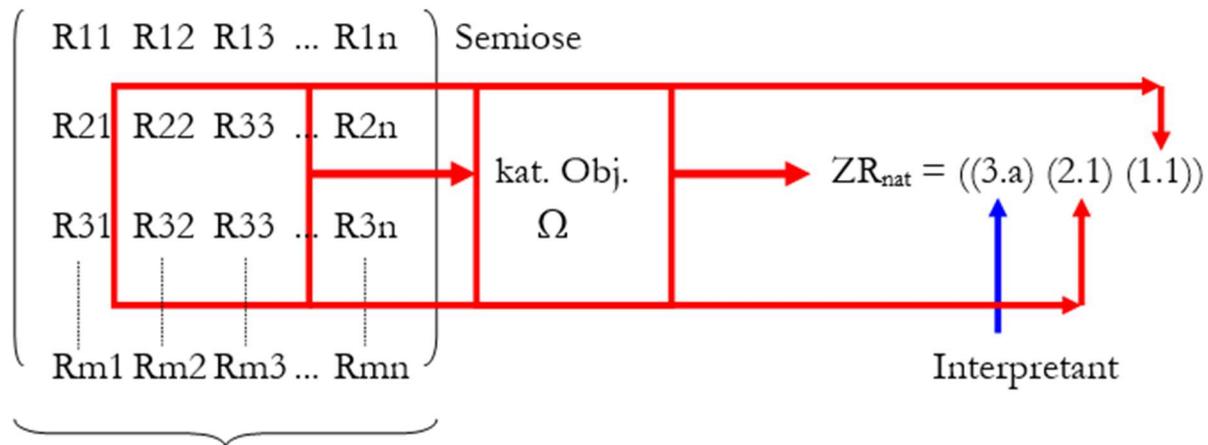
1. Max Bense definierte semiotische Redundanz in seinem „Wörterbuch der Semiotik“ wie folgt: „Wenn semiotische Information den Grad (Betrag) des ‚Repräsentiert-seins‘ eines ‚Etwas‘ durch das Zeichen bezeichnet, dann kann man unter semiotischer Redundanz den Grad (Betrag) des ‚Repräsentiert-seins‘ von Merkmalen verstehen, die für das zu repräsentierende Etwas irrelevant sind, also ohne innovativen bzw. informativen Repräsentationswert“ (Bense/Walther 1973, S. 82).

2. Wenn man ein Objekt im ontologischen Raum durch ein Zeichen repräsentiert, dann kann dieses Zeichen, ohne mit dem Objekt identisch zu sein, das sich in diesem Falle selber repräsentieren müsste, niemals sämtliche Merkmale dieses Objektes repräsentieren. Max Bense hatte dies sehr früh – noch lange vor seinen semiotischen Schriften – gesehen und in der „Theorie Kafkas“ wie folgt ausgedrückt: „Das Seiende tritt als Zeichen auf und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität“ (1952, S. 80). Ein Objekt, das sich selbst repräsentierte, ist in den meisten Fällen ein Ding der Unmöglichkeit, denn Zeichen werden u.a. deshalb als Substitute für Objekte eingesetzt, damit sie ortsunabhängig, transportabel, kleiner, leichter handhabbarer usw. werden. In Lewis Carrolls Kapitel „The Man in the Moon“ seines Buches „Sylvie and Bruno Concluded“ sagt der deutsche Geograph zu Bruno: „That’s another thing we’ve learned from your Nation,‘ said Mein Herr, ‚map-making. But we’ve carried it much further than you. What do you consider the largest map that would be really useful?’ – ‚About six inches to the mile.‘ – ‚Only six inches!’ exclaimed Mein Herr. ‚We very soon got to six yards to the mile. Then we tried a hundred yards to the mile. And then came the grandest idea of all! We actually made a map of the country, on the scale of a mile to a mile!“ (Carroll 1998, S. 556).

3. Wir folgern hieraus: Ganz unabhängig davon, was von einem Objekt als semiotische Information und was als semiotische Redundanz betrachtet wird, ein Zeichen ist immer ein Fragment eines Objekts, d.h. es repräsentiert prinzipiell nur einen Bruchteil seiner definierenden Merkmale. Und nur dieser Bruchteil an definierenden Merkmalen eines Objektes, die durch das Zeichen

repräsentiert werden, kann in semiotische Information einerseits und semiotische Redundanz andererseits geschieden werden.

Wenn wir eine Wiesenfarthsche Relationalmatrix zur Darstellung eines fiktiven Objektes verwenden (vgl. Wiesenfarth 1979, S. 306 ff.), dann können wir diese fragmentarische Eigenschaft von Zeichen wie folgt darstellen:



Wiesenfarthsche Relationalmatrix
für ein ontisches Objekt \bar{O}

Dieses Schema ist wie folgt zu interpretieren: Von dem durch die Wiesenfarth-Matrix dargestellten ontischen Objekt wird eine Teilmenge seiner definierenden Merkmale durch ein Zeichen repräsentiert, so zwar, dass aus dieser Teilmenge definierender Merkmale ein kategoriales Objekt gebildet wird, das entweder in einer erweiterten Zeichenklasse in der Form kategorialer Nullheit als (0.d) erscheint

$$ZR+ = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

oder in einer einfachen Peirceschen Zeichenklasse im Objektbezug aufgesogen wird

$$ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d).$$

4. Wir müssen uns aber konkreter fragen, wovon eigentlich das ein Objekt substituierende bzw. repräsentierende Zeichen ein Fragment ist. Im obigen Bild ist das Zeichen als Fragment des Objektes dargestellt, dessen Meta-Objekt es nach Bense (1967, S. 9) geworden ist. Dies gilt für künstliche Zeichen ebenso

wie für natürliche, nur dass bei natürlichen Zeichen der Zeichenträger \mathcal{M} ein Fragment des Objektes Ω ist:

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

während bei künstlichen Zeichen die Wahl des Zeichenträgers frei ist, aber in jedem Fall Fragment irgendeines (anderen) Objektes sein muss, da es keine Zeichen ohne Zeichenträger gibt und Zeichenträger auf jeden Fall material sein müssen, da die Materialität des Zeichenträgers gerade das „Interface“ zwischen dem Zeichen als Funktion zwischen Bewusstsein und Welt, Sein und Seiendem ist (vgl. Bense 1975, S. 16). Das bedeutet: Solange in der obigen Teilmengenbeziehung das ontische Objekt Ω unspezifiziert bleibt, gilt sie sowohl für natürliche wie für künstliche Zeichen. Wir können also genauer notieren:

$$\mathcal{M}_i \subset \Omega_i \text{ (natürliche Zeichen)}$$

$$\mathcal{M}_i \subset \Omega_j \text{ (künstliche Zeichen) mit } i \neq j$$

Damit haben wir Beziehungen zwischen den ontischen Korrelaten von M und O , nämlich \mathcal{M} und Ω , hergestellt. Wie steht es aber mit I und seinem ontischen Korrelat \mathcal{J} ? \mathcal{J} ist die reale Person (bzw. das maschinelle Bewusstsein), also im Falle von künstlichen Zeichen der Zeichensetzer, der die Zeichen thetisch einführt, d.h. die Objekte zu Metaobjekten transformiert oder im Falle von natürlichen Zeichen derjenige, der die Objekte als Zeichen interpretiert (etwa wie mein seliger Grossvater mütterlicherseits von den Wolken um den Schafberg im obersten Toggenburg das Wetter jeweils korrekt vorauszusagen pflegte). Nun ist es der reale Interpret \mathcal{J} und nicht der bereits ein Teil der Zeichenrelation gewordene Interpretant I , der das Zeichen als Fragment eines Objektes setzt. Auch wenn es wahr ist, dass \mathcal{J} nicht sämtliche definierenden Merkmale eines Objektes wahrnimmt (denn in diesem Falle müsste man nach einem Wort Franz Kafkas im selben Augenblick tot zusammenbrechen), wenn es also wahr ist, dass wir ontische Realität nur durch den Filter unserer Wahrnehmung, der also eine Präselektion ausübt, wahrnehmen können, ist es doch so, dass der Interpret bewusst entscheidet, welche Merkmale des ontischen Objektes Ω durch das Zeichen repräsentiert bzw. substituiert werden sollen, d.h. \mathcal{J} wirft sozusagen ein Netz (ähnlich der obigen Wiesenfarthschen Matrix, die ausdrücklich als „Relationsnetz“ bezeichnet wird [Wiesenfarth

1979, S. 306]) über Ω , um nur einen Teil des Relationsnetzes bzw. eine Submatrix im Sinne eines kategorialen Objektes zum bezeichneten Objekt der Zeichenrelation zu machen.

Wenn also \mathcal{I} eine grössere Mengen von definierenden Merkmalen von Ω repräsentiert als I , dann haben wir wiederum eine Teilmengenbeziehung gefunden

$I \subset \mathcal{I}$.

5. Zusammenfassend haben wir folgende zwei Beziehungen zwischen den ontischen Kategorien \mathcal{M} , Ω und \mathcal{I} :

1. $\mathcal{M} \subset \Omega$

2. $I \subset \mathcal{I}$

Nur bei natürlichen Zeichen kommt ferner die pars-pro-toto Beziehung

3. $O \subset \Omega$

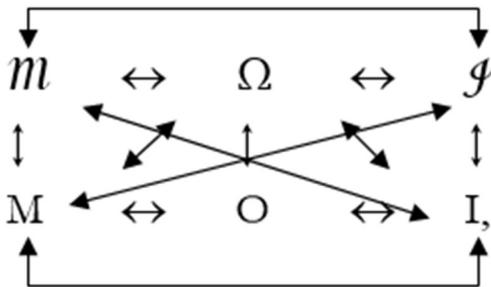
hinzu, insofern z.B. eine Eisblume O selbst ein Teil des Klimas Ω ist.

Wie man sieht, handelt sich hier natürlich weder um logische noch um semiotische Inklusionen, denn z.B. gibt es keine Teilmengenbeziehung zwischen \mathcal{I} und Ω , denn \mathcal{I} repräsentiert das logische Subjekt und Ω das logische Objekt im Akt der Zeichensetzung bzw. der Zeicheninterpretation, und zwischen beiden verläuft in einer zweiwertigen Logik natürlich eine Kontexturengrenze. Ferner darf man aus $\mathcal{M} \subset \Omega$ und $O \subset \Omega$ nicht schliessen, dass hier ein semiotisch-topologischer Filter von Ω vorliegt. Es gibt also auch keine Transitivitätsrelationen, und zwar weder bei den ontischen Kategorien noch bei den gemischten ontisch-semiotischen Kategorien (sondern nur, wie längst bekannt, bei den semiotischen Kategorien allein).

Kontexturengrenzen haben wir in einer Semiotik, die auf der Basis der aristotelischen Logik aufgebaut ist, ferner zwischen allen drei ontischen Kategorien \mathcal{M} , Ω und \mathcal{I} sowie ihren fundamentalkategorialen Korrelaten M , O und I . Wie bereits gesagt, garantiert die Relation zwischen dem Zeichenträger \mathcal{M} und dem Mittelbezug M die Verankerung des Zeichens im ontischen Raum

und seine Sonderstellung als Funktion der Mediation zwischen Sein und Bewusstsein. Die kontexturale Grenze zwischen Ω und O garantiert, dass Zwischen Zeichen und Objekt immer eine erkenntnistheoretische Grenze bestehen bleibt, die es im Rahmen der binären Logik erst ermöglicht, zwischen Realität und Irrealität, aber auch zwischen Original und Kopie, Fälschung und dgl. zu unterscheiden. Schliesslich garantiert die Kontexturengrenze zwischen \mathcal{J} und I , dass das von einem konkreten \mathcal{J} eingeführte Zeichen auch interpersonell verwendet werden kann, d.h. von einem singulären und persönlichen Bewusstsein unabhängig ist, denn Zeichen müssen ja der Kommunikation und also einer Gesellschaft und nicht dem Einzelindividuum dienen. Ein Grenzfall ist der berühmte Knoten im Taschentuch. Würde der Zeichenschöpfer plötzlich sterben und das verknotete Taschentuch von jemand anderem gefunden werden, es wäre dann zwar als „verfremdetes“ Objekt noch als Zeichen erkennbar doch, wäre sein Objektbezug wegen des fehlenden Interpretantenbezugs nicht erkennbar. Man müsste hier also noch zwischen persönlichen und überpersönlichen Zeichen differenzieren.

6. Wenn wir nun die kategorial-ontologische Triade \mathcal{M} , Ω und \mathcal{J} und ihre korrelative kategorial-semiotische Triade M , O und I als relationales Schema schreiben



dann können wir die 12 möglichen Relationen zwischen den ontologischen und den semiotischen Kategorien sowie zwischen ihnen sowie ihre Konversen wie folgt als Mengen von Paaren von dyadischen Relationen definieren:

1. $(M \rightarrow O) = \{(1.c), (2.b)\}$
2. $(O \leftarrow M) = \{(2.b), (1.c)\}$

3. $(O \rightarrow I) = \{(2.b), (3.a)\}$
4. $(O \leftarrow I) = \{(3.a), (2.b)\}$
5. $(M \rightarrow I) = \{(1.c), (3.a)\}$
6. $(M \leftarrow I) = \{(3.a), (1.c)\}$
7. $(\mathcal{M} \rightarrow \Omega) = \{(1.c), (2.b)\}$
8. $(\mathcal{M} \leftarrow \Omega) = \{(2.b), (1.c)\}$
9. $(\mathcal{M} \rightarrow \mathcal{J}) = \{(1.c), (3.a)\}$
10. $(\mathcal{M} \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (1.c)\}$
11. $(\Omega \rightarrow \mathcal{J}) = \{(2.b), (3.a)\}$
12. $(\Omega \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (2.b)\}$
13. $(M \rightarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (1.c)\}$
14. $(M \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (1.c)\}$
15. $(O \rightarrow \Omega) = \{(2.b), (2.b)\}$
16. $(O \leftarrow \Omega) = \{(2.b), (2.b)\}$
17. $(O \rightarrow \mathcal{M}) = \{(2.b), (1.c)\}$
18. $(O \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (2.b)\}$
19. $(O \rightarrow \mathcal{J}) = \{(2.b), (3.a)\}$
20. $(O \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (2.b)\}$
21. $(I \rightarrow \mathcal{M}) = \{(3.a), (1.c)\}$
22. $(I \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (3.a)\}$
23. $(I \rightarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (3.a)\}$
24. $(I \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (3.a)\}$

Wenn wir nun die Inklusionsrelationen

$$1. \mathcal{M} \subset \Omega$$

$$2. I \subset \mathcal{J}$$

berücksichtigen, können wir durch Ersetzung von Ω und \mathcal{J} durch $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ und $(I \subset \mathcal{J})$ weitere relationale Strukturen in die Relationenmengen bringen:

$$1. (M \rightarrow O) = \{((1.c), (2.b))\}$$

$$2. (O \leftarrow M) = \{((2.b), (1.c))\}$$

$$3. (O \rightarrow I) = \{((2.b), (3.a))\}$$

$$4. (O \leftarrow I) = \{((3.a), (2.b))\}$$

$$5. (M \rightarrow I) = \{((1.c), (3.a))\}$$

$$6. (M \leftarrow I) = \{((3.a), (1.c))\}$$

$$7. (\mathcal{M} \rightarrow (\mathcal{M} \subset \Omega)) = \{((1.c), (1.c \subset 2.b))\}$$

$$8. (\mathcal{M} \leftarrow (\mathcal{M} \subset \Omega)) = \{((2.b), (1.c \subset 2.b))\}$$

$$9. (\mathcal{M} \rightarrow (I \subset \mathcal{J})) = \{((1.c), (3.a))\}$$

$$10. (\mathcal{M} \leftarrow (I \subset \mathcal{J})) = \{((3.a), (1.c))\}$$

$$11. ((\mathcal{M} \subset \Omega) \rightarrow \mathcal{J}) = \{((2.b), (3.a))\}$$

$$12. ((\mathcal{M} \subset \Omega) \leftarrow \mathcal{J}) = \{((3.a), (2.b))\}$$

$$13. (M \rightarrow \mathcal{M}) = \{((1.c), (1.c))\}$$

$$14. (M \leftarrow \mathcal{M}) = \{((1.c), (1.c))\}$$

$$15. (O \rightarrow (\mathcal{M} \subset \Omega)) = \{((2.b), (1.c \subset 2.b))\}$$

$$16. (O \leftarrow (\mathcal{M} \subset \Omega)) = \{((1.c \subset 2.b), (2.b))\}$$

$$17. (O \rightarrow \mathcal{M}) = \{((2.b), (1.c))\}$$

$$18. (O \leftarrow \mathcal{M}) = \{((1.c), (2.b))\}$$

$$19. (O \rightarrow (I \subset \mathcal{J})) = \{((2.b), ((3.a \subset 3.a)))\}$$

$$20. (O \leftarrow (I \subset \mathcal{J})) = \{((3.a \subset 3.a), (2.b))\}$$

21. $(I \rightarrow \mathcal{M}) = \{((3.a), (1.c))\}$
 22. $(I \leftarrow \mathcal{M}) = \{((1.c), (3.a))\}$
 23. $(I \rightarrow (I \subset J)) = \{((3.a), (3.a \subset 3.a))\}$
 24. $(I \leftarrow (I \subset J)) = \{((3.a \subset 3.a), (3.a))\}$

Nur bei natürlichen Zeichen kommt ferner als weitere Ersetzung diejenige von Ω durch $0 \subset \Omega$ hinzu. Von ihr sind die folgenden Definitionen betroffen:

7. $(\mathcal{M} \rightarrow (\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega))) = \{((1.c), (1.c \subset (2.c \subset 2.b)))\}$
 8. $(\mathcal{M} \leftarrow (\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega))) = \{((2.b), (1.c \subset (2.c \subset 2.b)))\}$
 11. $((\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega)) \rightarrow \mathcal{J}) = \{((1.c \subset (2.c \subset 2.b)), (3.a))\}$
 12. $((\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega)) \leftarrow \mathcal{J}) = \{((3.a), (1.c \subset (2.c \subset 2.b)))\}$
 15. $(0 \rightarrow (\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega))) = \{((2.b), (1.c \subset (1.c \subset (2.c \subset 2.b))))\}$
 16. $(0 \leftarrow (\mathcal{M} \subset (0 \subset \Omega))) = \{((1.c \subset (1.c \subset (2.c \subset 2.b))), (2.b))\}$

7. Die letzten 24 Definition für natürliche und künstliche Zeichen sowie die zusätzlichen 6 Definitionen für natürliche Zeichen repräsentieren sämtliche formalen Fragmentstrukturen zwischen einem Zeichen und seinem substituierten bzw. repräsentierten Objekt. Da die Definitionen rekursiv sind, bedeutet dies allerdings erst die 1. Stufe einer theoretisch unendlichen Hierarchie von verschachtelten Fragmentrelationen, die dem verschachtelten relationalen und kategorialen Charakter der Zeichendefinition Rechnung trägt. Durch wiederholte Substitution und Insertion der 2 bzw. 3 Teilmengenrelationen erhält man also sehr schnell äusserst komplexe Fragmentrelationen. Diese sind unbedingt zu berücksichtigen, wenn man bei Zeichen zwischen Information und Redundanz unterscheiden will und also nicht einmal die primitiven statistischen Definitionen übernimmt. Grundsätzlich ist zu sagen, dass wegen des prinzipiellen fragmentarischen Status des Zeichens bereits auf vorinformationeller Ebene zwischen für den Akt der Bezeichnung redundanten und nicht-redundanten (funktionalen oder dgl.) Elementen unterschieden werden muss. Bereits der Filter unseres Bewusstseins trifft gewisse Unterscheidungen in der Menge der definatorischen Merkmale der perzipierten Objekte, so dass deren

Relationsmatrizen also partizioniert werden. Später selektiert dann das zeichensetzende oder interpretierende Bewusstsein bewusst, welche Merkmale eines Objektes durch ein Zeichen repräsentiert werden sollen und also welche anderen nicht. Ein weiteres Problem, das in dieser Arbeit nicht angesprochen worden ist, betrifft die Repräsentation des aktuellen Zeichens innerhalb einer Peirceschen oder erweiterten (mit inkorporiertem kategorialen Objekt) Zeichenrelation, denn die beide sind natürlich nicht identisch. Eine Zeichenklasse ist ja, wie der Name schon sagt, eine abstrakte Menge, als deren Modell zuerst konkrete Zeichen und erst dann die von ihnen bezeichneten Objekte dienen. Es finden also weitere Auswahlprozesse statt, bis der durch die ineinander verschachtelten drei oder vier Fundamentalkategorien und ihre Semiosen (Morphismen) schliesslich die maximale Reduktion auf die informationellen definitiven Merkmale ihrer Objekte und damit die Aussonderung aller „redundanten“ Merkmale erreicht haben. Erst hier also darf eine semiotische Informationstheorie ansetzen.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Carroll, Lewis, Collected Works. London 1998

Wiesenfarth, Gerhard, Untersuchungen zur Kennzeichnung von Gestalt mit informationsästhetischen Methoden. Diss. Stuttgart 1979

Ein erweitertes Modell für Semiosen

1. In diesem Aufsatz wollen wir die einzelnen Phasen zu rekonstruieren versuchen, die angenommen werden müssen, wenn wir ein Objekt in ein Meta-Objekt, d.h. ein Zeichen transformieren. Nach Bense kann „jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden“ (Bense 1967, S. 9). Das ist die produktive Umformulierung des Saussureschen Arbitraritätsgesetzes, das die vollständige Unabhängigkeit eines substituierenden Zeichens von seinem Objekt behauptet. Dass dieses Gesetz falsch sein muss, habe ich bereits in Toth (2008b, c) in drei umfangreichen Büchern zu belegen versucht. Man stelle sich bloss vor, jemand würde anstelle eines verknöteten Taschentuches die Zugspitze als Zeichen für die Handlungsanweisung, morgen seiner Freundin Blumen zu schicken, auswählen. Hier würden klar praktische Gründe gegen eine solche beliebige Objektwahl sprechen: die Zugspitze ist viel zu gross und erfüllt nicht das Kriterium der Ortsunabhängigkeit, Zeitunabhängigkeit und Transportabilität, die wir von Zeichen erwarten. Die Schrift musste er dann erfunden werden, um einer geographisch entfernten oder zeitlich späteren Person eine Nachricht zukommen lassen zu können. Die handlichen Landkarten wurden erfunden, damit man nicht – wie der deutsche Ingenieur in Lewis Carrolls „Sylvie and Bruno Concluded“ – gleich die ganze Landschaft als Karte für sich selbst nehmen muss.

2. Neben Objekten, die wegen ihrer Orts- und Zeitunabhängigkeit sowie Transportabilität ausgewählt werden und damit die Arbitrarität einschränken, gibt es Objekte, die wegen ihrer Übereinstimmungsmerkmalen mit dem zu schaffenden Zeichen gewählt werden. Dass die blaue Farbe des Objektes Wasser als Zeichen für Schwimmbäder verwendet wird, ist genauso wenig arbiträr wie die Tatsache, dass Wegweiser natürlich in der Richtung der verwiesenen Stadt aufgestellt sein müssen. Dass Onomatopoetica und verwandte lautimitierende Zeichen nicht unabhängig von ihren Objekten sind, hat bereits Saussure (1916, S. 103 ff.) gesehen, darin aber keinen Anlass gesehen, sein Arbitraritätsgesetz zu verwerfen.

3. Man darf hieraus folgern, dass es zwischen dem Zeichenträger und dem zu bezeichnenden Objekt in den allermeisten Fällen gemeinsame Übereinstim-

mungsmerkmale gibt. Davon unabhängig, ist der materiale Zeichenträger natürlich Teil der Objektwelt, was wir in Toth (2009) mit

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

bezeichnet haben. Da ferner das als Interpretant ins Zeichen gesteckte Bewusstsein ein Teil des Gesamtbewusstseins des Interpreten ist, haben wir ferner

$$I \subset J.$$

4. Wenn wir Benses „beliebige Etwas“ im Sinne eines ontischen (realen) Objekts durch \mathcal{U} bezeichnen und wir im Sinne haben, es im Sinne Benses in ein „Metaobjekt“ zu transformieren, dann machen wir \mathcal{U} im Sinne einer Präselektion „disponibel“ (vgl. Bense 1975, S. 45 f., 65 f.). Wir bezeichnen dies mit

$$\mathcal{U} \rightarrow \Omega$$

Im Unterschied zum realen Objekt \mathcal{U} befindet sich Ω dann in einem präsemiotischen Zwischenraum zwischen dem „ontologischen“ und dem „semiotischen Raum“ (Bense 1975, S. 65 f.). Weil wir die Ansprüche der Orts- und Zeitunabhängigkeit, Transportabilität sowie der Übereinstimmungsmerkmale zwischen Objekt und zu schaffendem Zeichen stellen, präselektieren wir aus der Menge $\{\Omega\}$ alle jene Ω , die als Zeichen überhaupt in Frage kommen und klassifizieren sie dabei hinsichtlich der präsemiotischen Kriterium von Form, Funktion und Gestalt bzw. Sekanz, Semanz und Selektanz (vgl. Götz 1982, S. 4, 28). Die Idee, ein Badetuch dafür zu wählen, widerspräche der Form, die Idee, ein Streichholz zu nehmen, der Funktion, und die Idee, einen Kronleuchter zu erwählen, der Gestalt. Wenn wir schliesslich die Zugspitze anstelle eines verknoteten Taschentuches verwendeten, widerspräche als sowohl Form als auch Funktion und Gestalt.

5. Nach Bense (1975, S. 45 f.) finden folgende Transformationen zwischen disponiblen Objekt und disponiblen Mittel statt:

$$O^\circ \rightarrow M_1^\circ: \text{ qualitatives Substrat (Hitze)}$$

$$O^\circ \rightarrow M_s^\circ: \text{ qualitatives Substrat (Hitze)}$$

$O^\circ \rightarrow M_3^\circ$: qualitatives Substrat (Hitze)

Wir haben also bisher die folgenden Phasen der Semiose:

$\mathcal{U} \rightarrow \Omega \rightarrow O^\circ \rightarrow M^\circ$

O° ist nach Bense (1975, S. 75) das „kategoriale“ Objekt, weil es zwar mittels Kategorialzahlen, nicht aber mit Relationszahlen charakterisierbar ist. Aus genau diesem Grunde habe ich es in Toth (2008c) als präsemiotisches Objekt bezeichnet. Dieses kategoriale Objekt wird dann in einer Präsemiose als kategoriales Mittel selektiert, wobei hier die präsemiotische Inklusionsrelation

$M^\circ \subset O^\circ$

die objektive Inklusionsrelation

$\mathcal{M} \subset \Omega$

fortsetzt.

6. Es wäre aber sich falsch, wenn wir nun annähmen, die Phase ($O^\circ \rightarrow M^\circ$) sei der eigentliche Anfang der Semiose, d.h. der Zeichenwerdung. Wir erinnern uns, dass wir noch

$I \subset \mathcal{J}$

haben. Diese weitere Inklusion garantiert eine Verbindung zwischen dem realen Objekt und dem Zeichen, ohne die Zwischenstufe eines „disponiblen“ oder „kategorialen“ Interpreten bzw. Interpretanten annehmen zu müssen. Nun ist I eine triadische Zeichenrelationen und damit im Grunde bereits das Zeichen selbst (vgl. Buczynska-Garewicz 1976). In anderen Worten: Die triadische Zeichenrelation ist bereits auf der Ebene des realen Objektes anzunehmen. Nun ist wegen ($\mathcal{M} \subset \Omega$) der Zeichenträger ein Teil dieses realen Objektes, und Max Bense hat sicher recht, wenn er ihn als „triadisches Objekt“ beschreibt: „Wenn mit Peirce ein Zeichen ein beliebiges Etwas ist, das dadurch zum Zeichen erklärt wird, dass es eine triadische Relation über M , O und I eingeht, so ist zwar das Zeichen als solches eine triadische Relation, aber der Zeichenträger ein triadisches Objekt, ein Etwas, das sich auf drei Objekte (M , O und I) bezieht“ (Bense/Walther 1973, S. 71).

Damit muss aber wegen $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ auch Ω und wegen $(I \subset \mathcal{J})$ auch \mathcal{J} triadisch sein, d.h. es ist bereits die Objektrelation und nicht erst die Zeichenrelation (bzw. die Präzeichenrelation) triadisch:

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}).$$

Andernfalls wäre man zu folgenden Annahmen gezwungen:

1. Im Falle von $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ wäre ein triadisches Objekt (\mathcal{M}) Teilmenge eines Objektes Ω , dessen n-adizität entweder $n < 3$ oder $n > 3$ wäre. Der erste Fall ist einfach ausgeschlossen, und der zweite Fall würde mit Peirce's Reduktionsaxiom (vgl. Walther 1989, S. 298; Toth 2007, S. 173 ff.) bedeuten, dass es auf ein triadisches Objekt reduziert werden könnte.

2. Im Falle von $(I \subset \mathcal{J})$ setzt I als triadische Relation voraus, dass die Stelligkeit des Objektes $\mathcal{J} \geq 3$ ist. Ist also $n = 3$, liegt unser Fall vor, ist $n > 3$, kann sie nach Punkt 1 auf eine triadische Stelligkeit reduziert werden. (q.e.d.)

7. Wenn nun bereits OR eine triadische Relation ist, darf man bei der Semiose von dem folgenden korrelative Schema zwischen Objekt- und Zeichenrelation ausgehen:

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$$

$$\updownarrow \quad \updownarrow \quad \updownarrow$$

$$ZR = (M, O, I),$$

und wir haben also

$$\mathcal{M} = \{(\mathcal{M}\mathcal{M}), (\mathcal{M}\Omega), (\mathcal{M}\mathcal{J})\} \rightarrow M = \{(MM), (MO), (MI)\}$$

$$\Omega = \{(\Omega\mathcal{M}), (\Omega\Omega), (\Omega\mathcal{J})\} \rightarrow O = \{(OM), (OO), (OI)\}$$

$$\mathcal{J} = \{(\mathcal{J}\mathcal{M}), (\mathcal{J}\Omega), (\mathcal{J}\mathcal{J})\} \rightarrow I = \{(IM), (IO), (II)\}$$

Wegen

$$\Omega \rightarrow O^\circ \rightarrow M^\circ$$

folgt nun

d.h. wir bekommen ein vollständige triadisch-trichotomischen Ableitungsschema für alle drei Stufen der Objektalität, der Disponibilität (Präsemiotik) und der Zeichenhaftigkeit (Semiotik). Damit wird allerdings vorausgesetzt, dass

$$\mathcal{J} \rightarrow I^\circ \rightarrow I$$

gilt, d.h. es folgt die Annahme eines „disponiblen“ Interpretanten zusätzlich zu dem von Bense angesetzten disponiblen Mittel und disponiblen Objekt. Allein, diese Annahme ist nötig, denn wie sonst sollte ein Präzeichen auf präsemiotischer Ebene definierbar sein? Da die Annahme einer präsemiotischen Stufe durch Bense aus unabhängigen Gründen erfolgte, folgt I° ausserdem aus $(I \subset \mathcal{J})$, nämlich als $(I \subset I^\circ \subset \mathcal{J})$.

8. Da nun die präsemiotische Stufe erreicht ist, haben wir die „Vorgeschichte“ der Zeichengenese oder Semiose abgeschlossen. Die Fortsetzung findet man in Toth (2008a, S. 166 ff.).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Götz, Matthias, Schein Design. Die Form und ihre Planung in semiotischer Sicht.
Diss. Stuttgart 1982

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008c)

Toth, Alfred, Das Zeichen als Fragment. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce – Leben und Werk. Baden-Baden
1989

Bewusstseinskategorien und Seinskategorien

1. Ein Objekt ist eine 0-stellige Seinsfunktion. Ein Zeichen ist zunächst eine 1-stellige Seinsfunktion, „in die ein Gegenstand eingesetzt werden kann bzw. der sich auf ein Seiendes bezieht“ (Bense 1976, S. 26). Die Transformation eines Objektes in ein Meta-Objekt (Bense 1967, S. 9) bedeutet also die Erweiterung einer 0-stelligen zu einer 1-stelligen Relation. Allerdings gibt es keine bewusstseinsunabhängigen Zeichen, denn das Zeichen kann nur dann ein Objekt substituieren bzw. repräsentieren, wenn es dazu bestimmt wird. Damit ist aber das thetische bzw. interpretierende Bewusstsein eine 2-stellige Seinsfunktion, denn sie setzt die 1-stellige Relation des Zeichens und die 0-stellige Relation des Objekts zusammen:

$$\beta = (\text{Objekt, Zeichen}) = (\text{Objekt, Subjekt}) = ({}^0R, {}^1R)$$

Das Zeichen fungiert hier zunächst also als Subjekt, d.h. es ist rein ideell. Für ein konkretes, d.h. manifestiertes Zeichen braucht es jedoch einen Zeichenträger. Dieser verankert das ideelle Zeichen in der Welt der Objekte, indem er selbst in seiner Materialität ein Teil dieser Objektwelt ist. Er vermittelt als 2-stellige Relation also zwischen Objektivität und Subjektivität. Wenn wir für das konkrete Zeichen \mathbb{Z} schreiben, bekommen wir daher eine 3-stellige Relation

$$\mathbb{Z} = (\text{Objekt, Subjekt, Zeichenträger}) = ({}^0R, {}^1R, {}^2R).$$

Wenn wir nun für das Objekt Ω , für das Subjekt \mathcal{J} und für den Zeichenträger \mathcal{M} schreiben, haben wir

$$\mathbb{Z} = (\Omega, \mathcal{J}, \mathcal{M})$$

2. Nun hatte aber Bense den Zeichenträger als „triadisches Objekt“ bezeichnet: „Wenn mit Peirce ein Zeichen ein beliebiges Etwas ist, das dadurch zum Zeichen erklärt wird, dass es eine triadische Relation über M, O und I eingeht, so ist zwar das Zeichen als solches eine triadische Relation, aber der Zeichenträger ein triadisches Objekt, ein Etwas, das sich auf drei Objekte (M, O und I) bezieht“ (Bense/Walther 1973, S. 71).

Da $\mathcal{M} \subset \Omega$ gilt, ist \mathbb{Z} eine dialektische Relation. Wir wollen sie Objektrelation und ihre Kategorien Seinskategorien nennen. Nun bezieht sich aber \mathcal{M} nach Bense auf die semiotischen Kategorien (M, O, I). Wir können demnach

$$\mathbb{Z} = (\text{M}, \text{O}, \text{I})$$

wie üblich Zeichenrelation und ihre Kategorien Bewusstseinskategorien nennen, denn M ist eine Abstraktion von \mathcal{M} , O ist eine Abstraktion von Ω und I ist eine Abstraktion von \mathcal{J} . Dabei ist wichtig zu bemerken, dass die Ordnung von OR nicht mit derjenigen von ZR übereinstimmt, denn ZR ist trotz Bense (1975, S. 28) keine dialektische Relation. Von einem dialektischen Zeichen kann erst in einer kontexturalen Semiotik die Rede sein (vgl. Kaehr 2008). Allerdings ist es so, dass I kraft

$$\text{I} \subset \mathcal{J}$$

eine Vermittlung über die Kontexturgrenzen des ontologischen und des semiotischen Raumes, d.h. zwischen den Seins- und den Bewusstseinskategorien herstellt, da das vom Interpretieren an die von ihm thetisch eingeführte Zeichenrelation abgegebene Bewusstsein immer kleiner ist als sein gesamtes Bewusstsein (andererseits würde dies die Kreation eines realen Golems bedeuten).

Z als Bewusstseinsrelation ist also qua

$$\text{M} \rightarrow \mathcal{M}$$

in der Seinsrelation verankert, so dass von einer Zeichenfunktion im Sinne einer „Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ (Bense 1975, S. 16) nur dann gesprochen werden kann, wenn das Zeichen als tetradische Relation

$$\text{ZD} = (\mathcal{M}, \text{M}, \text{O}, \text{I})$$

eingeführt wird. Dies ist jedoch wegen $\mathcal{M} \subset \Omega$ gleichbedeutend mit

$$\text{ZD} = (\Omega, \text{M}, \text{O}, \text{I}),$$

und dieses nach Toth (2008) wegen $\Omega = (0.d)$ mit

$$\text{ZD} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d),$$

d.h. also mit der präsemiotischen Zeichenrelation. Daraus müssen wir also schliessen, dass nur die präsemiotische Zeichenrelation – angesiedelt zwischen ontologischen und semiotischem Raum, d.h. in der Benseschen Ebene der „Nullheit“ (1975, S. 65) – eine Vermittlungsfunktion zwischen Welt und Bewusstsein, zwischen seinsthematischen und bewusstseinsthematischen Kategorien ist. Demegegenüber ist die Peircesche Zeichenrelation Z eine triadische Relation zwischen Bewusstseinskategorien wie die Objektrelation OR eine triadische Relation zwischen Seinskategorien ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realität. Baden-Baden 1976

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotics.
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Diamond%20Semiotics/Diamond%20Semiotics.pdf> (2008)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Abstrakte und konkrete Zeichen

1. Ein abstraktes Zeichen ist eine der 10 Peirceschen Zeichenrelationen, deren allgemeine Form bekanntlich

$$ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

ist. Diese auch Zeichenschema genannte triadische Relation wird nach Bense (1986, S. 129) durch Modelle, d.h. konkrete Zeichen, erfüllt oder nicht erfüllt. Es ist eine in der Semiotik nie beantwortete Frage, ob jedes konkrete Zeichen als Modell für jede Zeichenrelation dienen kann oder nicht. Diese Frage dürfte letztendlich – wenn auch unter noch nicht völlig geklärten Umständen – darauf hinaus laufen, ob es wahr sei, dass wirklich „jedes beliebige Etwas“ zum Zeichen erklärt werden könne, wie es Benses Axiom behauptet (Bense 1967, S. 9). Immerhin scheint die Evidenz einer solchen Möglichkeit schon deshalb zu widersprechen, weil ZR durch Einsetzen von semiotischen Werten für die Variablen a, b, c als zehn verschiedene Zeichenklassen auftreten kann. Es scheint also so, als ob nicht jedes konkrete Zeichen als Modell für jede Zeichenrelation dienen kann. Daraus folgt natürlich, dass es viel mehr konkrete als abstrakte Zeichen gibt. Es folgt aber nach Massgabe der bisherigen formalen Mittel der Semiotik daraus auch, dass es bisher keine Möglichkeit gibt, konkrete Zeichen in der Form von Relationen bzw. Schemata darzustellen.

2. Ein konkretes Zeichen unterscheidet sich von seinem abstrakten Zeichen dadurch, dass sein Zeichenträger, das materiale Mittel \mathcal{M} , Teil der konkreten Zeichenrelation ist:

$$KZ = (\mathcal{M}, M, O, I)$$

\mathcal{M} selber ist dabei als „triadisches Objekt“ zu bestimmen: „Wenn mit Peirce ein Zeichen ein beliebiges Etwas ist, das dadurch zum Zeichen erklärt wird, dass es eine triadische Relation über M, O und I eingeht, so ist zwar das Zeichen als solches eine triadische Relation, aber der Zeichenträger ein triadisches Objekt, ein Etwas, das sich auf drei Objekte (M, O und I) bezieht“ (Bense/Walther 1973, S. 71). Wir haben also

$$(\mathcal{M} \subset M)$$

$(\mathcal{M} \subset O)$

$(\mathcal{M} \subset I)$

Nun ist aber der Zeichenträger kraft seiner Materialität selber ein Teil der objektiven Welt, in der sich auch das Objekt befindet, das qua Meta-Objekt (Bense 1967, S. 9) zum Zeichen erklärt wird, d.h. wir haben

$(\mathcal{M} \subset \Omega)$.

Damit ist aber

$KZ = ((\mathcal{M} \subset \Omega), M, O, I)$,

d.h. nicht nur \mathcal{M} , sondern auch Ω ist ein triadisches Objekt sein, denn eine Teilmenge einer Menge kann höchstens die gleiche Stelligkeit wie ihre Menge haben. Und falls die Menge eine höhere Stelligkeit als ihre Teilmenge hat, ist sie nach Peirce auf eine triadische Stelligkeit, d.h. die Stelligkeit von \mathcal{M} , reduzierbar (vgl. Walther 1989, S. 298).

Allerdings hatten wir in Toth (2009) ferner gezeigt, dass auch

$(I \subset \mathcal{J})$

gilt. Damit erhalten wir schliesslich

$KZ = ((\mathcal{M} \subset \Omega), M, O, (I \subset \mathcal{J}))$,

d.h. KZ ist nun eine triadischen Relation mit den bekannten drei semiotischen Partialrelationen M, O und I, darüber hinaus aber auch den drei triadischen Objekten \mathcal{M} , Ω und \mathcal{J} , d.h. KZ enthält neben den abstrakten semiotischen Kategorien zu jeder Kategorie auch ihr konkretes ontologisches Korrelativ.

3. Damit bekommen wir folgende Möglichkeiten erweiterter Zeichenrelationen

3.1. $KZ = (\mathcal{M}, M, O, I)$

Wie bereits gesagt, handelt es sich bei KZ wegen der Präsenz von \mathcal{M} um ein konkretes Zeichen im Gegensatz zum abstrakten Zeichen $ZR = (M, O, I)$

3.2. PZ1 = (Ω , M, O, I)

Hier liegt ein Zeichen vor, welches das Objekt, welches es substituiert bzw. (als Meta-Objekt) repräsentiert, selbst enthält. In PZ1 ist somit die Kontexturengrenze zwischen Zeichen und Objekt aufgehoben, d.h. es liegt hier ein erster Typ eines polykontexturalen Zeichens vor.

3.3. PZ2 = (\mathcal{J} , M, O, I)

Hier haben wir ein Zeichen, welches den Interpreten enthält, der es als Substitut bzw. Repräsentanten für ein Objekt thetisch einführt. Auch in PZ2 ist somit eine Kontexturengrenze durchbrochen, zwar nicht diejenige zwischen Zeichen und Objekt, aber diejenige zwischen Zeichen und Zeichensetzer. Hier liegt also ein zweiter Typ eines polykontexturalen Zeichens vor.

Da \mathcal{M} , Ω und \mathcal{J} triadische Objekte sind, können wir auch die Kombinationen betrachten:

3.4. KPZ1 = (\mathcal{M} , Ω , M, O, I)

Dieses ist das konkrete Gegenstück von PZ1, denn die Präsenz des Zeichenträger \mathcal{M} bedeutet immer eine Konkretisierung, d.h. Realisierung oder Manifestierung eines abstrakten Zeichens.

3.5. = PZ12 = (Ω , \mathcal{J} , M, O, I)

Dieses Zeichen ist die Vereinigung der abstrakten Zeichenrelation ZR mit beiden von ihm aus gesehen transzendenten (d.h. polykontexturalen) Kategorien. PZ12 enthält also nicht nur das von ZR substituierte bzw. repräsentierte Objekt, sondern sogar den Zeichensetzer.

3.6. KPZ2 = (\mathcal{M} , \mathcal{J} , M, O, I)

Dieses ist die Konkretisierung (Realisierung, Manifestierung) von PZ2.

3.7. KPZ12 = ($\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}, M, O, I$)

Dieses ist die Konkretisierung (Realisierung, Manifestierung) von PZ12.

4. Nachdem wir nun alle möglichen Kombinationen konkreter und abstrakter Zeichenrelationen dargestellt haben, interessieren uns einige Übergänge

zwischen konkreten und abstrakten Zeichen. Hier können wir im Anschluss an das letzte Kapitel die folgenden Haupttypen unterscheiden:

4.1. $\mathcal{M} \rightarrow (M, O, I)$

Ein Zeichenträger wird zur abstrakten Zeichenrelation. Dies bedeutet, dass eine abstrakte Zeichenrelation in ihrem Zeichenträger verschwindet. Dies ist z.B. bei antiken unentzifferten Inschriften der Fall.

4.2. $\Omega \rightarrow (M, O, I)$

Das substituierte Objekt ersetzt die Zeichenrelation. Dies ist der formale Hintergrund für die bekannte Darstellung von „lebendig werdenden“ Bildern oder Statuen wie dem Pygmalion-Motiv.

4.3. $\mathcal{J} \rightarrow (M, O, I)$

Dieser komplizierte Fall würde z.B. für Oscar Wilde's „The Picture of Dorian Gray“ bedeuten, dass nicht Dorians Bild lebendig würde, sondern dass sein Schöpfer, der Maler Basil Hallward, all die seltsamen Ereignisse zu erleben hätte, die im Roman Dorian zu erleben hat.

Auch hier können wir wieder die Haupttypen der Kombinationen betrachten, für die sich nach unseren bisherigen Erläuterungen leicht Beispiele, d.h. Modelle finden:

4.4. $\mathcal{M}, \Omega \rightarrow (M, O, I)$

4.5. $\Omega, \mathcal{J} \rightarrow (M, O, I)$

4.6. $\mathcal{M}, \mathcal{J} \rightarrow (M, O, I)$

4.7. $\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J} \rightarrow (M, O, I)$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Das Zeichen als Fragment. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce – Leben und Werk. Baden-Baden 1989

Anamorphe Bildaufzeichnung als Beispiel für Präsemiotik

1. Die Annahme eines „präsemiotischen Raumes“, bereits von Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) zwischen dem „ontologischen Raum“ und dem „semiotischen Raum“ postuliert und später vor allem von Stiebing (1981, 1984) weitergeführt, ergibt sich aus der einfachen Unterscheidung zwischen konkreten und abstrakten Zeichen (vgl. Toth 2009). Ein abstraktes Zeichen ist die allgemeine Form der Peirceschen Zeichenrelation

$$AZ = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

mit $a, b, c \in \{.1, .2, .3\}$ und der Ordnung $a \leq b \leq c$, wodurch sich genau 10 Zeichenklassen konstruieren lassen. Nun ist weder die abstrakte Zeichenrelation AZ noch sind die 10 Zeichenklassen Zeichen, sondern AZ ist ein Schema und die 10 Zeichenklassen sind Mengen von Zeichen. Um ein konkretes Zeichen zu repräsentieren, muss man es manifestieren oder realisieren, und dies geschieht mit der Auflage, dass das abstrakte Zeichen durch ein materiales Mittel \mathcal{M} , das ja selbst Teil der Objektwelt ist, in der Objektwelt verankert werden muss. Wir erhalten demnach als Schema für das konkrete Zeichen

$$KZ1 = (\mathcal{M}, 3.a, 2.b, 1.c).$$

Weil nun \mathcal{M} Teil des materialen ontologischen Raumes ist, d.h.

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

gilt, ist also das Objekt Ω , das qua Metaobjekt zum Zeichen erklärt, durch das Zeichen substituiert bzw. repräsentiert wird (Bense 1967, S. 9), ebenfalls Teil von KZ , d.h. wir haben

$$KZ2 = (\Omega, 3.a, 2.b, 1.c).$$

2. Wir müssen nun aber einen erkenntnistheoretischen Schritt weitergehen und uns fragen, wie das zu $KZ2$ gehörige abstrakte Zeichenschema aussieht. Denn Ω ist ja eine ontologische und $(3.a, 2.b, 1.c)$ sind semiotische Kategorien, d.h. $KZ2$ gehört teilweise dem ontologischen und teilweise dem semiotischen Raume an. Was wir also benötigen, ist eine Transformation, welche die ontologische Kategorie Ω in eine semiotische Kategorie verwandelt. Bense kam hier auf die wahrhaft geniale Idee, als Zwischenstufe zwischen dem

ontologischen Raum als Menge der Objekte $\{\Omega\}$ und dem semiotischen Raum als Menge der Zeichen $\{(M, O, I)\}$ eine Ebene der „Nullheit“ anzunehmen, wo sich „disponible“ Mittel und „disponible“ Objekte befinden (bei Bense mit M° und O° bezeichnet, vgl. 1975, S. 65). Wenn wir also für Objekte eine semiotische Kategorie der Nullheit annehmen, dann haben wir die Transformation

$$\Omega \rightarrow (0.d),$$

und verwandeln also das „materiale“, „physische“ oder „reale“ Objekt Ω in das „disponible“ Objekt $O^\circ = (0.d)$. Allerdings setzen wir mit diesem Schritt voraus, dass das als physisches Objekt starre oder tote Ω nach seiner Transformation in die Disponibilität trichotomisch unterteilbar ist wie es die übrigen semiotischen Kategorien (3.a), (2.b) und (1.c) sind. Wir könnten hier auf Götz (1982, S. 4, 28) verweisen, der dasselbe annahm, aber wir können auch auf Bense verweisen, der das materiale Mittel \mathcal{M} als „triadisches Objekt“ bezeichnete, das sich auf die drei Relationen (M, O, I) bezieht (Bense/Walther 1973, S. 71). Wenn nun aber \mathcal{M} selber triadisch, oder, wie wir besser sagen, trichotomisch ist, dann muss wegen ($\mathcal{M} \subset \Omega$) auch Ω selbst trichotomisch sein, denn eine Partialrelation kann einerseits nicht von höherer Stelligkeit als ihre Obermenge sein, und andererseits, falls diese von höherer Stelligkeit als ihre Partialrelation ist, dann muss sie sich nach Peirce auf eine 3-stellige, d.h. triadische oder trichotomische Relation dekomponieren lassen (vgl. Walther 1989, S. 298; Toth 2007, S. 173 ff.). Damit ist also bewiesen, dass die semiotische Kategorie der Nullheit trichotomisch ist, d.h. dass wir

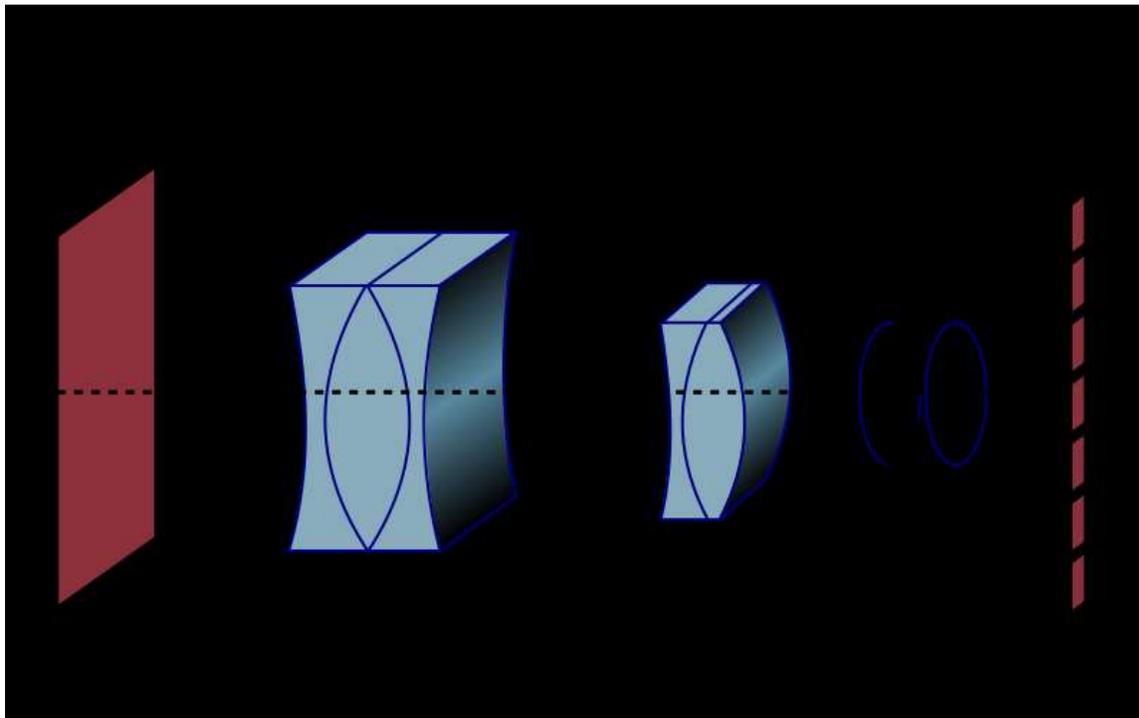
$$(0.d) \text{ mit } d \in \{.1, .2, .3\}$$

haben. Somit haben wir also eine tetradisch-trichotomische präsemiotische Relation

$$\text{PZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d) \text{ mit } a, b, c, d \in \{.1, .2, .3\} \text{ und } a \leq b \leq c \leq d$$

erhalten und ebenfalls bewiesen, dass es den über ihr konstruierbaren präsemiotischen Raum als intermediären Raum zwischen dem ontologischen und dem semiotischen Raum tatsächlich gibt.

3. Neben diesem rein theoretischen Beweis und den zahlreichen daraus folgenden Ergebnissen (vgl. Toth 2008), möchte ich hier auf ein Phänomen hinweisen, wo die Annahme eines präsemiotischen Raumes bzw. einer präsemiotischen Ebene aus rein praktischen Gründen stellt. Es handelt sich um die anamorphe Bildaufzeichnung, die bekanntlich z.B. beim Cinemascope-Verfahren Anwendung gefunden hat und findet. Sehr einfach ausgedrückt, wird unter anamorphischer Verfremdung die dimensionale Verzerrung von Bildern in der Transformationsbeziehung zwischen einem gefilmten bzw. fotografierten Objekt und dessen schliesslicher Repräsentation auf dem Bildschirm bzw. der Leinwand verstanden. Die folgende Illustration ist dem Wikipedia-Artikel über „Anamorphe Bildaufzeichnung“ entnommen:



In dieser von mir als Transformationsreihe bezeichneten Darstellung erkennt man ganz links das aufzunehmende Objekt und ganz rechts den Aufzeichnungsfilm, der das schliessliche Abbild (semiotisch Icon) dieses Objektes enthält. Die drei Zwischenstufen repräsentieren (von links nach rechts) die negative Zylinderlinse, die positive Zylinderlinse sowie das sphärische Objektiv. Bei dieser Transformationsachse ist es also nicht so, dass das ursprüngliche Objekt Ω durch eine Reihe von iconischen Abbildungen in das

Zeichen ZR ganz rechts überführt wird, sondern die Transformation hat zum Zwecke, das Objekt Ω durch eine Reihe von optischen Verfremdungen für die Zwecke der Kino- oder TV-Übertragung disponibel zu machen. Ω wird also auf einer intermediären Ebene zwischen dem ontologischen Raum ganz links und dem semiotischen Raum ganz rechts zur relationalen Selektion für das Zeichen, wie es im Film erscheint, vorbereitet, d.h. wir können den anamorphen Transformationsprozess wie folgt darstellen:

$$\Omega \rightarrow (0.d) \rightarrow (2.b)$$

Nun ist freilich diese Transformationsreihe eine Teilrelation einer komplexeren Relation zwischen der Objektrelation und der Zeichenrelation des betreffenden Gegenstandes, d.h. wir haben

$$(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) \rightarrow (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d) \rightarrow (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

$(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ ist die vollständige Objektrelation des Gegenstandes, dessen materialer Träger ja nach Bense/Walther (1973, S. 71) selbst ein „triadisches Objekt“ ist, also neben \mathcal{M} auch Ω und \mathcal{J} voraussetzt. $(3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$ ist die vollständige präsemiotische Relation, welche durch die anamorphe Kodierung impliziert wird und wo $\Omega \rightarrow (0.d)$ die dimensionale Verzerrung repräsentiert. Und $(3.a \ 2.b \ 1.c)$ ist das Zeichen, als welches der ursprüngliche Gegenstand auf dem Film erscheint.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Stiebing, Hans Michael, „Objekte“ zwischen Natur und Kunst. In: Oehler, Klaus, Zeichen und Realität. Akten des 3. semiotischen Kolloquiums Hamburg. Bd. 2. Tübingen 1984, S.671-674

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Abstrakte und konkreten Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce – Leben und Werk. Baden-Baden 1989

Die Rekonstruktion des Objektes aus dem Objektbezug

1. Obwohl bei der Semiose ein reales, d.h. ontologisches Objekt Ω zum „Metaobjekt“, d.h. zum Zeichen erklärt wird (Bense 1967, S. 9), unterscheidet sich dieses „äussere“ Objekt Ω vom semiotischen O , d.h. dem „inneren“ (semiotischen) Objekt bzw. Objektbezug. Konkret geht es hier um die Frage, wie man aus dem Objektbezug O der vollständigen Zeichenrelation

$$ZR = (M, O, I)$$

das Objekt Ω als Teilrelation der vollständigen Objektrelation

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$$

rekonstruiert.

2. Zunächst besteht ein besonderer ontologischer Zusammenhang zwischen dem Zeichenträger \mathcal{M} und dem Objekt Ω , insofern beide dem ontologischen Raum angehören, so dass also \mathcal{M} ein Teil von Ω ist, da der ontologische Raum nur Objekte enthält, also nicht von Bewusstsein unterbrochen ist:

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

Ferner besteht ein ontologisch-semiotischer, d.h. die Grenzen zwischen ontologischem und semiotischem Raum durchbrechender Zusammenhang zwischen I und \mathcal{J} insofern als der Zeichensetzer oder Interpret \mathcal{J} nur solches Bewusstsein in die Zeichenrelation ZR setzen kann, welches ihm selbst gehört. Solange er sich ferner nicht selbst zum Zeichen erklärt (wie dies nach einer mündlichen Bemerkung Max Benses im WS 1989/90 bei Schauspielern der Fall ist), wird also zwar nie $I = \mathcal{J}$ werden, aber wir haben

$$I \subset \mathcal{J}.$$

Damit können wir die Objektrelation also wie folgt umformen

$$OR = ((\mathcal{M} \subset \Omega), \Omega, (I \subset \mathcal{J})).$$

Diese Relation lässt sich vereinfachen zu

$$Z = ((\mathcal{M} \subset \Omega), (I \subset \mathcal{J})).$$

Nun ist nach Bense der Zeichenträger \mathcal{M} ein triadisches Objekt, nämlich „ein Etwas, das sich auf drei Objekte (M, O und I) bezieht“ (Bense/Walther 1973, S. 71), d.h. wir können Z weiter umformen zu

$$Z^* = (((\mathcal{M}, M, O, I) \subset \Omega), (I \subset \mathcal{J})).$$

Damit ist aber nicht nur $\mathcal{M} \subset \Omega$, sondern es gilt (neben der bereits bekannte Inklusion $I \subset \mathcal{J}$) auch

$$O \subset \Omega,$$

d.h. wir sind jetzt in der Position, den Objektbezug aus dem realen Objekt zu rekonstruieren. Hierzu definieren wir diese Inklusion mit Hilfe einer Menge von Paaren von Dyaden:

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.b), (2.b))\},$$

wobei wir in dieses Schema für die Variablen Werte aus $b \in \{.1, .2, .3\}$ einsetzen können, d.h. wir haben

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.1), (2.1))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.1), (2.2))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.1), (2.3))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.2), (2.1))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.2), (2.2))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.2), (2.3))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.3), (2.1))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.3), (2.2))\}$$

$$(O \rightarrow \Omega) = \{((2.3), (2.3))\}$$

Diese Paare von Dyaden sind Partialrelationen von sogenannten erweiterten Zeichenklassen der allgemeinen Form

$$ZR^+ = ((3.a \ b.c) \ (2.d \ e.f) \ (1.g \ h.i)), \text{ mit } a, \dots, i \in \{.1, .2, .3\} \text{ und}$$

$$(a \leq d \leq g) \wedge (c \leq f \leq i)$$

Da nach der her gegebenen inklusiven Ordnung keine Restriktionen zwischen den trichotomischen Werten der determinierten und den triadischen Werte der determinierenden Subzeichen gegeben sind, d.h. zwischen (a|b), (d|e) sowie (g|h), können somit sämtlich der obigen 9 Dyaden-Paare in der mittleren Partialrelation, d.h. für den Ausdruck (2.d e.f) eingesetzt werden. Da nun aber ZR+ nicht lexikographisch geordnet ist, sind sämtliche $3 \times (3 \times 9) = 81$ Zeichenklassen möglich und nicht nur die 27, die sich ergeben, wenn $(a \leq b \leq c \leq \dots \leq i)$ linear geordnet werden (entsprechend der linearen Ordnung $(a \leq b \leq c)$ für Peircesche Zeichenklassen der allgemeinen Form (3.a 2.b 1.c)). Dies bedeutet also, dass bei der Rekonstruktion eines Objektbezugs O aus einem realen Objekt Ω mit einer doppelten Reduktion der Menge der Zeichenklassen gerechnet werden muss, d.h.

$$81 > 27 > 10,$$

da Objektbezüge O ja nur in einer der 10 Peirceschen Zeichenklassen aufscheinen können. Dies bedingt also, dass zahlreiche Zeichenklassen, die über ZR+ definiert, auf eine und dieselbe Zeichenklasse, die über ZR definiert ist, abgebildet werden müssen. Hierdurch entsteht natürlich ein grosser Verlust sowohl an ontologischer wie an semiotischer Differenzierung (denn der Ausdruck $(O \rightarrow \Omega) = \{(2.b), (2.b)\}$ besteht ja sowohl aus ontologischen wie aus semiotischen Kategorien). Da wir nun bei der Rekonstruktion von O aus Ω von den 10 Zeichenklassen ausgehen, ist es zwar theoretisch (da wir das Bauprinzip der 81 Zeichenklassen, nämlich ZR+, kennen), aber nicht praktisch möglich, mehr als die direkten ontologischen Entsprechungen von O zu rekonstruieren, d.h. nur diejenigen Fälle, wo eine Objektklasse verlustlos auf eine Zeichenklasse abgebildet wurde, denn die Extrapolation der bereits „eingeschmolzenen“ Objektklassen ist unmöglich.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Der Verbrauch von Zeichen

1. Ein Objekt, das nach Bense (1967, S. 9) qua Metaobjekt zum Zeichen erklärt wird, benötigt zunächst einen Zeichenträger:

$$\Omega \rightarrow \mathcal{M}$$

Nun ist aber \mathcal{M} selbst ein Teil der Welt der Objekte $\{\Omega\}$, ausser, man stipuliere mehr als eine Ontologie, d.h. es muss dann auch gelten

$$\Omega \subset \mathcal{M}$$

Nach Bense (1973, S. 71) gilt nun, dass \mathcal{M} ein „triadisches Objekt“ ist, insofern es sich auf die im Zuge der Semiose eingeführten triadischen Bezüge der Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ beziehen kann. Wegen $(\Omega \subset \mathcal{M})$ muss damit aber gelten

$$R(\Omega) \leq R(\mathcal{M}),$$

und das heisst somit

$R(\Omega) \leq 3$. Wenn aber $R(\mathcal{M}) = 3$, da $R(\mathcal{M}) = (M, O, I)$, dann folgt, dass auch

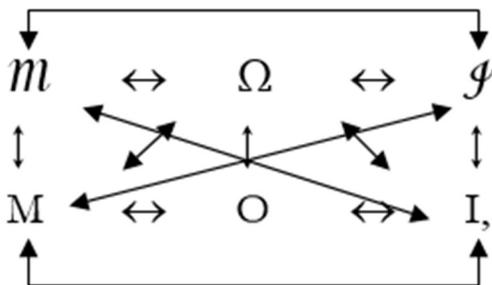
$$R(\Omega) = 3 \text{ und}$$

$$R(\mathcal{J}) = 3,$$

d.h. jeder der drei ontologischen Bezüge der Objektrelation

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$$

bezieht sich auf jeden der drei semiotischen Bezüge der Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$, so dass wir die möglichen Partialrelationen zwischen OR und ZR wie folgt darstellen können:



Wir können nun wie üblich die 12 Partialrelationen und deren Konverse in der Form von Mengen von Paaren von Dyaden definieren:

1. $(M \rightarrow O) = \{(1.c), (2.b)\}$ 1° . $(O \leftarrow M) = \{(2.b), (1.c)\}$
3. $(M \rightarrow I) = \{(1.c), (3.a)\}$ 3° . $(M \leftarrow I) = \{(3.a), (1.c)\}$
4. $(\mathcal{M} \rightarrow \Omega) = \{(1.c), (2.b)\}$ 4° . $(\mathcal{M} \leftarrow \Omega) = \{(2.b), (1.c)\}$
5. $(\mathcal{M} \rightarrow \mathcal{J}) = \{(1.c), (3.a)\}$ 5° . $(\mathcal{M} \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (1.c)\}$
6. $(\Omega \rightarrow \mathcal{J}) = \{(2.b), (3.a)\}$ 6° . $(\Omega \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (2.b)\}$
7. $(M \rightarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (1.c)\}$ 7° . $(M \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (1.c)\}$
8. $(O \rightarrow \Omega) = \{(2.b), (2.b)\}$ 8° . $(O \leftarrow \Omega) = \{(2.b), (2.b)\}$
9. $(O \rightarrow \mathcal{M}) = \{(2.b), (1.c)\}$ 9° . $(O \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (2.b)\}$
10. $(O \rightarrow \mathcal{J}) = \{(2.b), (3.a)\}$ 10° . $(O \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (2.b)\}$
11. $(I \rightarrow \mathcal{M}) = \{(3.a), (1.c)\}$ 11° . $(I \leftarrow \mathcal{M}) = \{(1.c), (3.a)\}$
12. $(I \rightarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (3.a)\}$ 12° . $(I \leftarrow \mathcal{J}) = \{(3.a), (3.a)\}$

2. Damit haben wir das notwendige Instrumentarium beisammen, um den Verbrauch von Zeichen formal darzustellen. Unter dem Verbrauch von Zeichen können entsprechend der triadischen Struktur von ZR drei Formen verstanden werden:

2.1. Der Verbrauch des Mittelbezugs (M-Verbrauch): Z.B. die abnehmende Wirksamkeit eines Firmen-Logos, der am Ende durch einen anderen ersetzt wird. Ein Logo ist ein sogenanntes Markenzeichen, d.h. ein Zeichen, das mit seinem Objekt, dem Produkt, zusammen das sogenannte Markenprodukt ergibt, wo hier nach Bühler „symphysische“ Verknüpfung vorliegt, d.h. dass Zeichen und Objekt nach vollzogener Konventionalisierung zu einem sog. Zeichenobjekt verschmelzen, das sich zu seinen Bestandteilen, d.h. dem Zeichen und dem Objekt, superadditiv verhält.

Beim Verbrauch wird also der Mittelbezug des Zeichens zum puren Zeichenträger:

$M \rightarrow \mathcal{M}$, in:

$ZR = (3.a\ 2.b\ 1.c) \rightarrow ZR_{M^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

präzisere Ausdifferenzierung wären der auf den triadischen Haupt- oder den trichotomischen Stellenwert beschränkten Mittel-Verbrauch:

$ZR_{M^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

$ZR_{.M^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

Damit ist das Markenprodukt im Falle des Logos also nach Verbrauch des Mittel-Bezugs ein simpler Zeichenträger in dessen Funktion und daher z.B. kein „eye-catcher“ mehr. Der ursprüngliche Logo wird also ersetzt, d.h. es findet folgender Prozess statt

$ZR_{M^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c) \rightarrow ZR_{M^\circ \rightarrow M'} = (3.a\ 2.b\ (1.c)')$.

2.2. Der Verbrauch des Objektbezugs (O-Verbrauch): Z.B. bei sprachlichen Zeichen äussert sich der O-Verbrauch in der Form von Bedeutungsverschiebungen, vgl. engl. to smoke „rauchen“ und dt. schmauchen „genüsslich eine Pfeife rauchen“, oder bei franz. perron (< lat. *petr-one „grosser Stein“) „herrschaftliche Aufgangstreppe“ und schweizerdt. Perron „Bahnsteig“ (= franz. quai). Ung. kutya „Hund“ ist im Dt. als „Köter“ entlehnt, und dt. Ross „Pferd (poet.)“ im Franz. als rosse „Schindmähre“, d.h. die Bedeutung hat sich von neutral zu pejorativ entwickelt, wobei der umgekehrte Vorgang selten ist. Im Gegensatz zum M-Verbrauch ist hier der Ersatz des Objektes allerdings mit der Ersetzung des ganzen Zeichens verbunden, da das Zeichen ja das Metaobjekt des ursprüngliches Objektes ist, auf das auch der Objektbezug als inneres Objekt referiert. Formal haben wir hier also

$O \rightarrow \Omega$, in:

$ZR = (3.a\ 2.b\ 1.c) \rightarrow ZR_{M^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

mit den beiden Möglichkeiten

$ZR_{O^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

$ZR_{.O^\circ} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

Da das Objekt nicht vollständig ersetzt werden kann, haben wir dann also

$$\text{ZR}_{0^\circ} = (3.a \ 2.b \ 1.c) \searrow$$

$$\text{ZR}_{0^\circ} = (3.a \ (2.b)' \ 1.c)$$

$$\text{ZR}_{.0^\circ} = (3.a \ 2.b \ 1.c) \nearrow$$

wobei (2.b)' eine Abkürzung für ((2.)'b) oder (2.(b)') ist.

2.3. Der Verbrauch des Interpretantenbezugs (I-Verbrauch): Der I-Verbrauch kommt natürlich der von Arin (1983) so bezeichneten semiotischen Katastrophe gleich, d.h. das Zeichen ist dann nicht mehr interpretierbar. Allerdings kann hier von einem Ersatz im Sinne einer partiellen Ersetzung wie beim M- und O-Verbrauch nicht mehr die Rede sein, da der triadische Interpretant ja das Zeichen selbst ist. In diesem Falle wird einfach ein Objekt Ω statt durch ZR(1) durch ein neues Zeichen ZR(2) bezeichnet. Dieser Fall liegt etwa bei nicht mehr entzifferbaren Inschriften oder besonders häufig bei Ortsnamen vor, die aus der Sprache eines Volkes A stammen und entweder von dessen Nachkommen A', A'', A''', ... oder einem anderen Volk B, das dorthin zieht, nicht mehr verstanden wird. So gibt es im Schweizer Kanton Thurgau den Ortsnamen Frasnacht und im Kanton Graubünden den Ortsnamen Fröschenei. Beide haben dasselbe Etymon, das allerdings weder mit Fasnacht (Fasching) noch mit Fröschen und Eiern zu tun hat, nämlich lat. *fraxinetum* „Eschengehölz“. Wie man sieht, zog hier der I-Verbrauch, d.h. die Abwanderung der lateinisch sprechenden Römer, den totalen O-Verbrauch (O-Verlust), d.h. Bezug auf $\{\Omega\}$ im Sinne einer Ansammlung von Eschen, und in diesem Zuge einen partiellen M-Verbrauch (Umgestaltung der Namen) mit sich, der in der Linguistik Verballhornung genannt wird, d.h. die lautliche Anpassung an anklingende Wörter, die jedoch etymologisch mit den ursprünglichen Zeichen nicht verwandt sind (*fraxinus* → *Fras-/Frösch-*). Formal haben wir

$I \rightarrow J$, in:

$$\text{ZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c) \rightarrow \text{ZR}_{M^\circ} = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

mit den beiden Möglichkeiten

$ZR_{I^{\circ}} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

$ZR_{I^{\circ}} = (3.a\ 2.b\ 1.c)$

Da die Ersetzung des Interpretanten ein neues Zeichen impliziert, haben wir

$ZR_{I^{\circ}} = (3.a\ 2.b\ 1.c) \searrow$

$ZR_{I^{\circ}} = (3.a\ 2.b\ 1.c)'$

$ZR_{I^{\circ}} = (3.a\ 2.b\ 1.c) \nearrow$

Man sieht also, dass der M-Verbrauch partiell oder total sein kann, dass der O-Verbrauch nur total sein kann und dass der I-Verbrauch die Ersetzung des ganzen Zeichens zur Folge hat. Diese Graduierung entspricht natürlich der semiosis, d.h. generativen Selektion vom Mittel- über den Objekt- zum Interpretantenbezug, d.h. (.1.) > (.2.) > (.3.).

Literatur

Arin, Ertekin, Die semiotische Katastrophe. In: Semiosis 30, 1983, S. 21-34

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Zur Temporalität bei Zeichenrelationen

1. Die abstrakte Peircesche Zeichenrelation

$$\text{AZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

hat weder eine Kategorie für Lokalität, noch eine für Temporalität. Allerdings widerspricht dies teilweise der Tatsache, dass die semiotischen Kategorien M oder (1.c), O oder (2.b) und I oder (3.a) Ordnungszahlen (sog. Primzahlen, vgl. Bense 1980) darstellen, so zwar, dass ihre relationalen Äquivalente monadische (1.c), dyadische $((1.c \rightarrow 2.b) \equiv (2.b))$ und triadische Relationen $((((1.c) \rightarrow (1.c \rightarrow 2.b)) \rightarrow (3.a)) \equiv (3.a))$ darstellen und dass somit die ganze triadische Relation AZR mit ihrer monadischen, dyadischen und triadischen Partialrelation ein Ordnungsschema ist und als solches der Peirceschen „pragmatischen Maxime“ gemäss (vgl. Buczynska-Garewicz 1976) den praktischen Vorgang der Semiose oder Zeichengenese abbildet, die vom Interpretantenbezug über den Objektbezug zum Mittelbezug führt:

$$\text{AZR} = (3.a \rightarrow 2.b \rightarrow 1.c),$$

wodurch natürlich impliziert wird, dass (3.a) zu einem Zeitpunkt t_1 , (2.b) zu einem Zeitpunkt t_2 und (1.c) zu einem Zeitpunkt t_3 eingeführt werden, so dass die temporale Relation $t_1 < t_2 < t_3$ gilt, d.h. wir haben

$$(3.a) = f(t_1)$$

$$(2.b) = f(t_2)$$

$$(1.c) = f(t_3).$$

Für die 6 möglichen Permutationen jeder Zeichenklasse (vgl. Toth 2008a, S. 177 ff.) gilt dann:

1. (3.a 2.b 1.c) mit $(3.a) = f(t_1)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_3)$

2. (3.a 1.c 2.b) mit $(3.a) = f(t_1)$, $(2.b) = f(t_3)$, $(1.c) = f(t_2)$

3. (2.b 3.a 1.c) mit $(3.a) = f(t_2)$, $(2.b) = f(t_1)$, $(1.c) = f(t_3)$

4. (2.b 1.c 3.a) mit $(3.a) = f(t_3)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_1)$

5. (1.c 3.a 2.b) mit $(3.a) = f(t_2)$, $(2.b) = f(t_3)$, $(1.c) = f(t_1)$

6. $\langle 1.c, 2.b, 3.a \rangle$ mit $(3.a) = f(t_3)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_1)$

2. Man hat somit eine erste Möglichkeit, Temporalität in Zeichenrelationen dadurch einzuführen, dass man statt einer eigenen Kategorie „T“ oder statt temporale Funktionen in AZR einzubauen, einfach die triadischen Zeichenrelationen als geordnete Mengen definiert und daher wie folgt schreibt (vgl. auch Toth 2008b, c):

1. $\langle 3.a, 2.b, 1.c \rangle$ mit $(3.a) = f(t_1)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_3)$

2. $\langle 3.a, 1.c, 2.b \rangle$ mit $(3.a) = f(t_1)$, $(2.b) = f(t_3)$, $(1.c) = f(t_2)$

3. $\langle 2.b, 3.a, 1.c \rangle$ mit $(3.a) = f(t_2)$, $(2.b) = f(t_1)$, $(1.c) = f(t_3)$

4. $\langle 2.b, 1.c, 3.a \rangle$ mit $(3.a) = f(t_3)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_1)$

5. $\langle 1.c, 3.a, 2.b \rangle$ mit $(3.a) = f(t_2)$, $(2.b) = f(t_3)$, $(1.c) = f(t_1)$

6. $\langle 1.c, 2.b, 3.a \rangle$ mit $(3.a) = f(t_3)$, $(2.b) = f(t_2)$, $(1.c) = f(t_1)$

(Dabei wird natürlich die allerdings bereits als kartesische Produkte der Primzeichen vorausgesetzte Definition der Subzeichen als geordnete Paare vorausgesetzt.)

3. Nun ist es aber so, dass bei einer Semiose nicht einfach ein Objekt Ω in ein Metaobjekt transformiert wird (Bense 1967, S. 9), sondern dass der Zeichenträger \mathcal{M} , der ebenfalls der Welt der Objekte angehört ($\mathcal{M} \in \{\Omega\}$), von Bense als „triadisches Objekt“ (Bense/Walther 1973, S. 71) bestimmt wird, da er sich bereits auf die drei semiotischen Kategorien (M, O, I) bezieht. Da ferner das in ein Zeichen von seinem Setzer beim Objekt-Metaobjekt-Transformations-Prozess gesteckte Bewusstsein I nur das des Setzers und nicht grösser als dieses sein kann ($I \subset \mathcal{J}$), setzt also das Objekt Ω , das am Anfang der Semiose steht, nicht nur ein, sondern drei „triadische Objekte“ voraus, nämlich den zur Bezeichnung verwendeten materialen Zeichenträger \mathcal{M} , das bezeichnete (reale) Objekt Ω (bzw. eine Menge realer Objekte $\{\Omega\}$ über welcher der von Bense so genannte „ontologische Raum“ (Bense 1975, S. 75) definiert wird) und natürlich den Interpreten oder Zeichensetzer selbst: \mathcal{J} . wie in früheren Publikationen, nenne ich daher $OR = (\mathcal{M}, \{\Omega\}, \mathcal{J})$ die am Anfang jeder Semiose stehende Objektrelation, die durch die Semiose, die selbst als

semiotischer und nicht etwa als objektaler oder hybrider Prozess zu verstehen ist, in die bekannte abstrakte Zeichenrelation $AZR = (M, O, I)$ bzw. in die konkrete Zeichenrelation $KZR = (\mathcal{M}, M, O, I)$ transformiert wird. Dies ist also der vollständige „Metaobjektivationsprozess“.

Daraus folgt nun aber, dass wir Temporalität in Sonderheit bei der Semiose oder Zeichengenese, deren Namen ja bereits Temporalität indizieren, berücksichtigen müssen, d.h. bei

OR \rightarrow AZR/KZR

bzw.

$(\mathcal{M}, \{\Omega\}, \mathcal{J}) \rightarrow (\mathcal{M}, M, O, I) / (M, O, I)$.

Die Lösung liegt wieder am einfachsten, wie bei den semiotischen Kategorien, bei der Definition von Paaren, Tripeln, etc. aus ontologischen und semiotischen Kategorien, d.h.

$\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \mathcal{M}, O \rangle, \langle \mathcal{M}, I \rangle$

$\langle \{\Omega\}, M \rangle, \langle \{\Omega\}, O \rangle, \langle \{\Omega\}, I \rangle$

$\langle \mathcal{J}, M \rangle, \langle \mathcal{J}, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle$

$\langle M, \mathcal{M} \rangle, \dots$

...

..., $\langle I, \mathcal{J} \rangle$

...

$\langle M, O, \mathcal{J} \rangle, \dots, \langle O, \mathcal{J}, \mathcal{M} \rangle, \dots$

...

$\langle O, M, I, \mathcal{M}, \mathcal{J}, \{\Omega\} \rangle, \text{etc. etc.}$

Abschliessend ist noch zu bemerken, dass eine temporale Ordnung von $OR = (\mathcal{M}, \{\Omega\}, \mathcal{J})$ selbst zumindest problematisch ist, auch wenn man sich z.B. auf den Standpunkt stellen kann, zuerst sei der Zeichensetzer mit seiner Intention, ein Zeichen zu setzen da, dann komme das Objekt, das er zu bezeichnen wünsche,

und am Schluss schaue er sich nach einem Zeichenträger um. Diese Problematik, die mit der sogenannten Präsemiotik zusammenhängt, wurde von mir in den zwei Bänden „Semiotics und Pre-Semiotics“ (Klagenfurt 2008) sowie im Band „Der sympathische Abgrund“ (ebda.) ausführlich behandelt. Ähnlich schliesslich liegen die Verhältnisse bei der konkreten Zeichenrelation $KZR = (\mathcal{M}, M, O, I)$, denn hier kann man entweder argumentieren, der wahrgenommene Zeichenträger inspiriere einen zur Zeichensetzung, er stehe also am Anfang der Semiose (oder der Semiose-Intention), man kann aber auch sagen, der Interpret suche mit seiner Absicht zur Bezeichnung eines Objektes am Schlusse nach einem Zeichenträger. Wie man sieht, sind wir am Schlusse beim Huhn und beim Ei angelangt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Einführung der Primzeichen. In: *Ars semeiotica* III/2, 1980, S. 287-294

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Buczynska-Garewicz, Hanna, Der Interpretant, die Autoreproduktion des Symbols und die pragmatische Maxime. In: *Semiosis* 2, 1976, S. 10-17

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Linear, non-linear and multi-linear semiotic time. In: *Electronic Journal for Mathematical Semiotics*, 2008b

Toth, Alfred, „If time returns to itself“. On Peirce's semiotic time. In: *Electronic Journal for Mathematical Semiotics*, 2008c

Hermann Hermann und Lambert Lambert

1. Dieser Aufsatz handelt vom Schauspieler (und nicht vom Schauspiel) als Gegenstand der Theoretischen Semiotik und nimmt Bezug auf den von Sir Dirk Bogarde (1921-1999) gespielten Charakter Hermann Hermann in R.W. Fassbinders Film „Despair. Eine Reise ins Licht“ (1977) sowie auf den von Coluche (1944-1986) gespielten Charakter Lambert Lambert in Claude Berris Film „Tchao Pantin“ (1983). Bekanntlich taucht im Zusammenhang mit der Semiotik des Theaters und des Films immer wieder die Frage auf, ob ein Schauspieler seine Rolle so perfekt spielen könne, dass er die von ihm inkorporierte Figur nicht nur REPRÄSENTIERE, sondern zu ihr bzw. sie WERDE. Die positivistische Antwort der nicht-transzendentalen Peirceschen Semiotik ist natürlich nein. In diesem Aufsatz zeige ich, dass die Verhältnisse in Wahrheit viel komplizierter sind.

2. Wie z.B. in Toth (2009b) dargelegt, wird bei einer Semiose nicht einfach ein Objekt Ω der externen, realen, ontologischen Welt in ein Zeichen, d.h. in ein Metaobjekt (Bense 1967, S. 9) verwandelt:

$$\Omega \rightarrow ZR = (M, O, I),$$

sondern der Zeichenträger \mathcal{M} , der ja nötig ist, um das aus dem Objekt Ω gebildete (d.h. thetisch eingeführte oder interpretierte) Zeichen ZR zu „tragen“, d.h. zu realisieren, manifestieren oder aktualisieren, stammt selbst aus der Welt dieser Objekt, ist also ein Element oder eine Teilmenge dieser Welt:

$$\mathcal{M} \in \{\Omega\} / \mathcal{M} \subset \{\Omega\}$$

Ferner ist der Interpretant von ZR insofern mit dem Interpreten \mathcal{I} der realen Welt verbunden, als \mathcal{I} nur von seinem eigenen Bewusstsein und ferner nur maximal soviel er davon besitzt an ZR abgeben kann, d.h. es gilt

$$I \subset \mathcal{I}.$$

Daraus folgt, dass am Anfang jeder Semiose nicht nur das Objekt Ω steht, sondern eine vollständige triadische Objektrelation

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}),$$

und dass also wir also statt $\Omega \rightarrow ZR = (M, O, I)$

$OR \rightarrow ZR$ bzw.

$(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) \rightarrow (M, O, I)$

erhalten. Nachdem diese „Metaobjektivation“, wie wir diese Transformation im Sinne Benses nennen können, für alle Zeichenprozesse zutrifft, muss sie auf für jene Semiose zutreffen, bei der der Schauspieler A sich zur Figur B transformiert.

Bevor wir in die Details der semiotischen Analyse gehen, vorab noch eine grundsätzliche Überlegung: Was für eine Art von „semiotischem Objekt“ (vgl. Walther 1979, S. 122 ff., Bense/Walther 1973, S. 70 f.) stellt eigentlich ein Schauspieler dar? Hier darf man sich von der umgangssprachlichen Formulierung leiten lassen, dass eine Rolle einem bestimmten Schauspieler „auf den Leib zugeschneidert“ sei. Sie fügt sich also seinem Körper an wie ein gutsitzendes Gewand, d.h. es besteht hier die von Bühler (1982, S. 159) so genannte „symphysische Verwachsung“ zwischen Zeichenträger \mathcal{M} und Objekt Ω . Damit haben wir also nicht nur den bereits oben aufgeschriebenen Fall

$\mathcal{M} \in \Omega,$

sondern zusätzlich den Grenzfall

$\mathcal{M} = \Omega,$

der also besagt, dass Zeichenträger und Objekt identisch sind, oder anders ausgedrückt, dass der Zeichenträger bereits das Objekt ist, d.h. dass wir die Objektrelation verkürzt wie folgt notieren können

$OR = (\mathcal{M}, \mathcal{J}) = (\Omega, \mathcal{J}).$

3. Der Zusammenhang zwischen OR und ZR wird nun dadurch gegeben, dass nach Bense (1973, S. 71) bereits \mathcal{M} ein „triadisches Objekt“ ist, da es sich auf (M, O, I) bezieht. Damit ist es also gleichgültig, ob in OR \mathcal{M} und Ω qua $(\mathcal{M} = \Omega)$ zusammenfallen oder nicht, denn alle drei Glieder von OR sind natürlich triadische Objekte und setzen einander deshalb voraus. Damit können wir also die Glieder von OR und diejenigen von ZR als Korrelativa setzen, die damit die Metaobjektivation im Rahmen der Semiose garantieren:

$$\begin{array}{l}
 \text{OR} = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) \\
 \quad \downarrow \quad \downarrow \quad \downarrow \\
 \text{ZR} = (\mathcal{M}, \mathcal{O}, \mathcal{I})
 \end{array}
 \left. \vphantom{\begin{array}{l} \text{OR} \\ \text{ZR} \end{array}} \right\} \text{Korrelationsschema der Metaobjektivtion}$$

Wie kann man nun aber die Konsequenzen aus dem Grenzfall qua ($\mathcal{M} = \Omega$) ziehen? Mit dieser Beziehung ist es nämlich nicht getan, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass im Falle des Schauspielers dieser ja selbst der Interpret des Objektes, d.h. seines „Charakters“, seiner „Figur“ usw. ist, d.h. dass ferner gilt

$$\Omega = \mathcal{J},$$

womit wir natürlich

$$(\mathcal{M} = \Omega = \mathcal{J})$$

und deshalb

$$\text{OR}^{\cdot\cdot} = (\mathcal{M})$$

haben. Das „Paradox“ besteht hier allerdings darin, dass das „Aufgesogenwerden“ von Ω und \mathcal{J} in \mathcal{M} nicht die Präsenz von Ω und \mathcal{J} negiert, denn der Schauspieler ist ja zugleich \mathcal{M} , Ω und \mathcal{J} . $\text{OR}^{\cdot\cdot}$ besagt also nur, dass zur semiotischen Repräsentation von \mathcal{M} , Ω und \mathcal{J} der Zeichenträger \mathcal{M} genügt.

4. Ich mache nun hier den Vorschlag, die Kontroverse darüber, ob ein Schauspieler A den Charakter B spiele oder der Charakter B sei, dadurch aufzulösen, dass wir kombinierte semiotische und ontologische (d.h. semiotisch-ontologische sowie ontologische-semiotische) Relationen bilden:

$$4.1. \text{OZR} = \{ \langle \mathcal{M}, \mathcal{M} \rangle, \langle \Omega, \mathcal{O} \rangle, \langle \mathcal{J}, \mathcal{I} \rangle \}$$

$$4.2. \text{ZOR} = \{ \langle \mathcal{M}, \mathcal{M} \rangle, \langle \mathcal{O}, \Omega \rangle, \langle \mathcal{I}, \mathcal{J} \rangle \}$$

In 4.1. ist also der Schauspieler (bzw. allgemein: das Objektzeichen) primär Objekt und sekundär Zeichen. Da hier also eine Ordnungsrelation vorausgesetzt wird, wurden die Subzeichen als geordnete Mengen eingeführt. Dieser Fall liegt neben dem Schauspieler, der seine Rolle SPIELT, z.B. bei Attrappen vor (vgl. Toth 2009a): Diese sind zwar Zeichen – denn sie repräsentieren bzw. substituieren reale Objekte wie etwa bei Vogelscheuchen oder Prothesen -,

aber sie sind trotzdem zuerst als Objekte intendiert, denn die Vogelscheuche soll ja ein lebendes Wesen, die Prothese einen realen Körperteil usw. ersetzen. Ferner sind hier die Zeichenträger mit ihren Objekten identisch, denn die Vogelscheuche hat die Gestalt ihres reales Objektes, die Prothese die Gestalt ihres realen Körperteils.

In 4.2. ist der Schauspieler kein Objektzeichen, sondern, dual dazu, ein Zeichenobjekt, d.h. primär Zeichen und sekundär Objekt. Er IST also hier der von ihm gespielte Charakter bzw. die Figur. Im Gegensatz zu Objektzeichen sind Zeichenobjekte solche, bei denen sozusagen nicht das Objekt zum Zeichen, sondern das Zeichen zum Objekt wird, wie etwa bei Markenprodukten als deren bekanntesten Vertretern: Ein Mercedes ist eben der Name, d.h. das Zeichen, als Objekt, das damit gegenüber dem „gewöhnlichen“ Objekt „Auto“ superadditiv ist, was sich in der Konnotation des Mercedes als Luxusgefährt, d.h. als Zeichen hohen Lebensstandards ausdrückt. Dennoch sind auch bei Zeichenobjekten wie bei Objektzeichen die Zeichenträger und ihre Objekte identisch, nur kommt es eben auf die „Richtung“ bzw. auf die „Primordialität“ an, d.h. ob das Zeichen oder das Objekt primär ist. (Es verhält sich also ähnlich wie die Links- und Rechtsklassen in der Gruppentheorie.) Und genau aus diesem Grunde wurden die beiden Gleichungen OZR und ZOR eingeführt.

5. Nun bestimmen wir kurz die Glieder der beiden Objektrelationen, d.h. OZR und ZOR, je nachdem, ob eine Schauspieler seine Rolle SPIELT, d.h. repräsentiert, oder sie IST, d.h. präsentiert:

Präsentationsrelation: $OZR = \{ \langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle \}$

Repräsentationsrelation: $ZOR = \{ \langle M, \mathcal{M} \rangle, \langle O, \Omega \rangle, \langle I, \mathcal{J} \rangle \}$

5.1. In der Präsentationsrelation OZR IST also der Schauspieler A die von ihm gespielte Figur B. Hier gilt also

$$(\mathcal{M} = \Omega = \mathcal{J})$$

Das bedeutet aber, dass in $OZR = \{ \langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle \}$ die ontologischen Kategorien austauschbar sind, d.h. dass wir z.B. bekommen

$\{\langle \Omega, M \rangle, \langle \mathcal{M}, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle\}$

$\{\langle \mathcal{J}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \mathcal{M}, I \rangle\}$

...

$\{\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \mathcal{M}, O \rangle, \langle \Omega, I \rangle\}$

$\{\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \Omega, I \rangle\}$

...

$\{\langle \mathcal{J}, M \rangle, \langle \mathcal{J}, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle\}$

5.2. In der Repräsentationsrelation ZOR dagegen SPIELT der Schauspieler A die von ihm gespielte Figur B („nur“). D.h. hier gilt

$(\mathcal{M} = \Omega \neq \mathcal{J})$,

d.h. $I \neq \mathcal{J}$, obwohl gleichzeitig (siehe oben) $I \subset \mathcal{J}$ gilt, d.h. $A \neq B$. Deswegen sind also nur \mathcal{M} und Ω austauschbar, d.h. wir bekommen in diesem Fall z.B.

$\{\langle \Omega, M \rangle, \langle \mathcal{M}, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle\}$

$\{\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle\}$

...

$\{\langle \mathcal{J}, I \rangle, \langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle\}$

$\{\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle, \langle \Omega, M \rangle\}$

...

In diesem zweiten Fall erkennt man auch den Grund, weshalb nur die Subzeichendyaden als geordnete Mengen geschrieben wurden, die ZOR und OZR jedoch als ungeordnete Mengen, denn bei diesem zweiten Fall folgt aus $A \neq B$ ja, dass \mathcal{J} und I immer zusammen auftreten müssen, d.h. eine Paarmenge bilden, woraus allerdings nicht folgt, dass die Position dieses geordneten Paares innerhalb von OZR oder ZOR festgeschrieben ist. Interpretiert bedeutet dieser Sachverhalt z.B., dass ein mit seiner Figur nicht identischer Schauspieler sowohl in die Rolle des Zeichenträgers als auch in die des Objektes schlüpfen kann.

Setzt man nun für die ontologischen Kategorien \mathcal{M} , Ω und \mathcal{I} sowie für die semiotischen Kategorien M , O und I Subzeichen aus den entsprechenden ontologischen und semiotischen Matrizen ein, so kann man die Positionen dieser Variablen mit Dyaden, Paaren von Dyaden, Zeichenklassen/Realitätsthematiken, Trichotomischen Triaden usw. füllen und erhält auf diese Weise ein ausserordentlich komplexes und präzises semiotisches Organon, das für einmal eine wirklich operationale semiotische Basis dessen liefert, was man schlicht „Schauspieler“ nennt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Bühler, Karl, Sprachtheorie. München 1982

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Zur Temporalität bei Zeichenrelationen. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009b

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die Abbildungen zwischen Präsentamen und Repräsentamen

Es gibt wohl stets nur eine wechselseitige Begründung (oder „Erhellung“) theoretischer Sachverhalte, zu deren Intention eine Art von theoretischem Gleichgewicht zwischen Präsentamen und Repräsentamen gehört, das als „symbolische Hypotypose“ (im Sinne der Kantischen „Urteilkraft“, § 59) heuristisch zu verstehen ist.

Max Bense (1981, S. 124)

1. In Toth (2009) wurde gezeigt, dass die in der Theoretischen Semiotik bisher praktizierte Abbildung von Subzeichen auf Subzeichen, Zeichenklassen/Realitätsthematiken usw. Bikategorien voraussetzt, die zuvor nie in die Semiotik eingeführt worden waren (vgl. Bénabou 1967). Der Grund liegt natürlich darin, dass die gemäss dieser Konzeption statisch behandelten Subzeichen in Wahrheit selbst Semiosen, d.h. Abbildungen, und somit Morphismen sind. D.h. (1.1) kann als $(1 \rightarrow 1)$, (1.2) als $(1 \rightarrow 2)$, usw. aufgefasst werden. Es wurde also vorgeschlagen, statt von den Subzeichen von den Primzeichen (Bense 1980) auszugehen und streng zu unterscheiden, ob 1-, 2-, 3- ... n-Kategorien und ihnen korrespondierende Morphismen bei semiotischen Abbildungen Verwendung finden. Zunächst also wiederholen wir die beiden fundamentalen semiotischen 1-Morphismen:

$$\alpha := (1 \rightarrow 2)$$

$$\beta := (2 \rightarrow 3)$$

Der Rest ist wie in der rein mathematischen Kategoriethorie, d.h. die Inversen sind

$$\alpha^\circ = (1 \rightarrow 2)^\circ = (2 \rightarrow 1)$$

$$\beta^\circ = (3 \rightarrow 2)^\circ = (2 \rightarrow 3),$$

und die Komponierten

$$\beta\alpha = (2 \rightarrow 3) \circ (1 \rightarrow 2) = (1 \rightarrow 3)$$

$$\alpha^\circ\beta^\circ = (2 \rightarrow 1) \circ (3 \rightarrow 2) = (3 \rightarrow 1).$$

α und β sind also 1-Morphismen, d.h. sie bilden Primzeichen auf Subzeichen ab. Als Bezeichnungen für die Abbildung von Subzeichen Dyaden-Paare wurden A und B , als Bezeichnungen für die Abbildung von Dyaden-Paaren auf Zkln/Rthn \underline{A} und \underline{B} , usw. vorgeschlagen. In Hinsicht auf „horizontale“ vs. „vertikale“ (sowie evtl. weiter Formen von) Abbildungen ist in der Semiotik noch viel Arbeit zu leisten; vgl. Leinster (2004) für die mathematischen Grundlagen.

2. Besondere Probleme stellen sich nun aber

1. bei den Abbildungen von ontologischen Kategorien uns sich, und
2. bei den Abbildungen von ontologischen Kategorien auf semiotische sowie umgekehrt.

Aus technischen Gründen gehen wir in dieser Arbeit vom 2. Problem aus. Die Abbildung einer ontologischen Kategorie auf eine semiotische Kategorie kann als Semiose bestimmt werden, da hier der von Bense (1967, S. 9) vermerkte Übergang von einem Objekt zu einem Metaobjekt vorliegt. Nun ist nach Bense (1973, S. 71) jedes Objekt, sofern es sich auf eine Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ bezieht, ein „triadisches Objekt“. Darunter fallen also in Sonderheit die drei ontologischen Kategorien der sogenannten Objektrelation

$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$.

Danach gibt es also nicht nur eine, sondern drei Haupttypen von Semiosen, worunter wir nun genauer die Transformationen ontologischer in semiotische Kategorien verstehen (wobei die semiotischen Kategorien üblicherweise Fundamentalkategorien genannt werden):

$\mathcal{M} \rightarrow M$ bzw. $1 \rightarrow 1$

$\Omega \rightarrow O$ bzw. $2 \rightarrow 2$

$\mathcal{J} \rightarrow I$ bzw. $3 \rightarrow 3$.

Mit allen Nebentypen von Abbildungen bekommen wir also folgende Übersicht:

$1 \rightarrow 1 := \sigma_{id1}$ $2 \rightarrow 2 := \sigma_{id2}$

$2 \rightarrow 1 := \sigma_{\alpha^\circ}$ $3 \rightarrow 2 := \sigma_{\beta^\circ}$

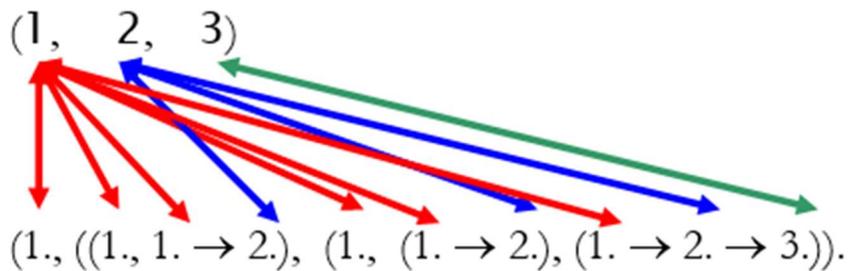
$$3 \rightarrow 1 := \sigma_{\alpha \circ \beta \circ} \quad 3 \rightarrow 3 := \sigma_{\text{id}_3}$$

Die inversen Morphismen liegen somit bei den in einer monokontexturalen Semiotik fraglichen Umkehrung der Metaobjektivierung vor, d.h. bei der Abbildung von semiotischen auf ontologische Kategorien. Bereits in Bense (1952, S. 79) findet sich der ausserordentliche Satz: „Was verschwindet, verschwindet in Kategorien“² – und wenn Bense fortfährt: „die als solche Zeichen des Nichtseienden sind. Die klassische Seinsthematik des Seienden vermag ergänzt zu werden durch eine klassische Nichtsthematik des Nichtseienden“, dann hat Bense bereits lange vor seinen semiotischen Schriften eine polykontexturale Semiotik im Sinne – und tatsächlich findet sich im Anmerkungsteil (1952, S. 115, Anm. 72) unter dem Stichwort „meontisch“ ein Verweis auf einen Brief von Gotthard Günther an Bense vom 25.10.1950. Auch spezifisch für die Umkehrung der Semiose im Sinne der Unmöglichkeit der Restitution der qualitativen Verlust, die beim Metaobjektivationsvorgang von einem Objekt in ein Zeichen verloren gegangen sind, findet sich eine klare Aussage bei Bense (1952, S. 80): „Das Seiende tritt als Zeichen auf und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität“. Formal sieht das so aus:

$$\begin{array}{ll} 1 \rightarrow 1 := \sigma_{\text{id}_1} & 2 \rightarrow 2 := \sigma_{\text{id}_2} \\ 1 \rightarrow 2 := \sigma_{\alpha} & 2 \rightarrow 3 := \sigma_{\beta} \\ 1 \rightarrow 3 := \sigma_{\beta \alpha} & 3 \rightarrow 3 := \sigma_{\text{id}_3} \end{array}$$

3. Neben diesen 1-Morphismen gibt es nun aber noch mindestens einen 2-Morphismus sowie einen 3-Morphismus, denn in Toth (2009) wurde gezeigt, dass die nicht-verschachtelten Relationen von $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ wie folgt auf die verschachtelten Relationen von $ZR = (M, O, I)$ (vgl. Bense 1979, S. 53, 67) abgebildet werden können:

² Das dürfte einer der tiefsten Sätze der Philosophie sein.



Wir müssen somit mindestens noch die folgenden semiotischen Morphismen definieren:

$1 := \varkappa \rightarrow (1 \rightarrow 2)$ (2-Morphismus)

$1 := \beth \rightarrow (1 \rightarrow 2) \rightarrow (1 \rightarrow 2 \rightarrow 3)$ (3-Morphismus)

ferner die „gemischten“, d.h. semiotisch-ontologischen bzw. ontologisch-semiotischen Morphismen

$1 \rightarrow \varkappa$ $1 \rightarrow \beth$

$2 \rightarrow \varkappa$ $2 \rightarrow \beth$

$3 \rightarrow \varkappa$ $3 \rightarrow \beth$

Literatur

Bénabou, Jean, Introduction to bicategories I. In: Reports of the Midwest Category Seminar, Lecture Notes in Mathematics 47, 1967, S. 1-77

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Die Einführung der Primzeichen. In: Ars Semeiotica III/3, 1980, S. 287-294

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Leinster, Tom, Higher Operads, Higher Categories. Cambridge, U.K. 2004

Toth, Alfred, Ordinale und kardinale Semiotik I. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Apriorische und aposteriorische Zeichen

1. Die Geschichte der Semiotiken, die sich mit den aposteriorischen und derjenigen, die sich mit den apriorischen Zeichen beschäftigen, fällt ziemlich genau mit jenen zusammen, die von einem arbiträren oder einem motivierten Zeichenbegriff ausgehen. Da ich in drei Büchern (Toth 2008a, b) die theoretischen Differenzen beider fundamentalen Unterschiede der Semiotik überhaupt extensiv behandelt habe, brauche ich hier nicht mehr in historische Details zu gehen. Vorausschicken möchte ich nur noch, dass die Entscheidung darüber, ob man einen ursprünglichen apriorisch-arbiträren oder einen aposteriorisch-motivierten Zeichenbegriff annimmt, nichts mit der Sonderstellung der natürlichen Zeichen und auch nichts mit den sattsam bekannten Fällen von linguistischen Zeichen zu tun hat, bei denen externe Objekte iconisch durch die Zeichenträger imitiert werden wie bei allen Fällen der fälschlicherweise sogar in der Semiotik so genannten „Lautsymbolik“.

2. Die Peircesche Semiotik, die auf dem abstrakten Zeichenbegriff $ZR = (M, O, I)$ basiert, ist „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ (Gfesser 1990, S. 133). Man kann es nicht knapper und zugleich präziser sagen: Die Peircesche Semiotik akzeptiert werden apriorische noch aposteriorische Objekte, letztere nur zeichenvermittelt, denn „gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (Bense 1981, S. 11). Das bedeutet also, dass es für die Peircesche Semiotik ziemlich gleichgültig ist, ob apriorische Objekte überhaupt existieren können oder nicht – wir erkennen sie auf jeden Fall nur als Repräsentierte, und das bedeutet natürlich: als Zeichen. Nochmals anders gesagt: Die reale apriorische Existenz eines Pferdes hat für die Peircesche Semiotik exakt den gleichen Status wie diejenige eines Einhorns, diejenige einer jungen Frau die gleiche wie die einer Meerjungfrau, usw. Wegen der fehlenden Transzendentalität des Peirceschen Zeichengriffs darf allerdings aus dem Benseschen Satz nicht gefolgert werden, dass alles, was repräsentierbar ist, auch gegeben ist, sondern die Peircesche Semiotik stellt ein abgeschlossenes und vollständiges Universum dar, in der nicht nur die Existenz apriorischer, sondern auch diejenige aposteriorischer Objekte völlig gleichgültig ist, in welcher, präziser gesagt, nicht einmal der Unterschied zwischen apriorisch und aposteriorisch eine Rolle spielt. Dass, wie oft

behauptet, die Zeichenklasse den Subjektpol und die Realitätsthematik den Objektpol der „realen Bewusstseinsrelation“ angebe, hilft hier nicht viel weiter, denn auch die Realitätsthematik ist ja ihrer ganzen Struktur nach eine zweite Zeichenthematik, d.h. die Dualisation führt lediglich entweder von der Zeichen- zu ihrer eindeutigen Realitätsthematik oder von der Realitätsthematik zu ihrer eindeutigen Zeichenthematik, aber man dreht sich auch hier im Kreise, da die mehrfache Dualisation nichts Neues bringt und man also aus diesem semiotischen Universum nicht mehr hinauskommt (vgl. Toth 2008c, S. 304 ff.). Auf die Peircesche Semiotik trifft somit das zu, was Bense zur Metaphysik Kafkas bemerkte, nämlich, sie sei „eine Eschatologie der Hoffnungslosigkeit“ (Bense 1952, S. 100).

3. Formal kann man die Abgeschlossenheit und Vollständigkeit des semiotischen Universums mit Hilfe von elementarer semiotischer Topologie aufzeigen (vgl. Toth 2007, S. 96 ff., 2009). Zunächst gilt nach dem bisher Gesagten natürlich

$$1. U(M, O, I) = \emptyset$$

Für die einzelnen Kategorien bzw. Partialrelationen gelten sodann die folgenden sechs Umgebungstheoreme

$$2. U(M) = (O, I)$$

$$3. U(O) = (M, I)$$

$$4. U(I) = (M, O)$$

$$5. U(M, O) = I$$

$$6. U(O, I) = M$$

$$7. U(M, I) = O$$

Der semiotische Umgebungsoperator U verhält sich somit wie der modelltheoretische Folgerungsoperator C über einer Menge von Sätzen Σ , wo gilt $C(\Sigma) = \Sigma$, d.h. jeder Satz, der aus einer Menge von Sätzen gefolgert wird, gehört bereits zur Menge der Sätze. Zur Abgeschlossenheit des Peirceschen semiotischen Universums gehört auch die von Buczynska-Garewicz (1976) zuerst formulierte Autoreproduktivität des Zeichens, auf die Bense später vor

alles im Zusammenhang mit seiner Entdeckung der eigenrealen, dualinvarianten Zeichenklasse $(3.1\ 2.2\ 1.3) \times (3.1\ 2.2\ 1.3)$ immer wieder zurückgekommen ist: Zeichen können nie allein auftreten, darum sind sie im von Walther (1982) entdeckten „determinantensymmetrischen Dualitätssystem“ in mindestens einem Subzeichen mit der eigenrealen Zeichenklassen verknüpft, die als Zeichenklasse des Zeichens selbst die nie abreissende Autoreproduktion des semiotischen Universums ebenso wie dessen Abgeschlossenheit und Vollständigkeit garantiert.

4. Es besteht nun aber eine eigentümliche theoretische und praktische Diskrepanz zwischen dem Inhalt des Benseschen Axioms: „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (1981, S. 11) und dem anderen der bekannten Axiome Benses: „Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (Bense 1967, S. 9). Wenn nur das gegeben ist, was repräsentierbar ist, muss bei der Semiose entweder von einem nicht-gegebenen Objekt ausgegangen werden (da dieses durch die Semiose ja erst repräsentiert werden soll), oder aber das Objekt ist bereits repräsentiert. Daraus folgt aber, dass es nach dem 1. Fall Gegebenes gibt, das nicht repräsentiert ist, und nach dem 2. Fall, dass die Semiose sinnlos ist, da alles, was zum Zeichen erklärt werden könnte, gar nicht zum Zeichen erklärt werden muss, da es ja bereits repräsentiert ist. Wenn wir also auf den theoretischen Voraussetzungen des abgeschlossenen und vollständigen Peirceschen Zeichenkosmos beharren, müssen wir uns entweder von den Objekten oder von den Semiosen verabschieden, beide zusammen widersprechen den Grundaxiomen der Peirceschen Semiotik.

Nun ist es aber so, dass gerade hier der charakteristische Unterschied zwischen den beiden hauptsächlichen Semiotik liegt, nämlich den arbiträren und den motivierten, und zwar via natürliche vs. künstliche Zeichen, denn nur letztere werden thetisch eingeführt, da sie eben thesei und nicht physei „Zeichen“ sind. Natürliche Zeichen werden interpretiert, künstliche werden gesetzt. Die Voraussetzungen, um Zeichen zu setzen, sind aber sowohl Objekte, die vor und

damit unabhängig von der Semiose gegeben sind, also vorgegebene Objekte, aber zugleich Semiosen, die den Benseschen Metaobjektivationsprozess vollziehen können. Mit der von der Repräsentation unabhängigen Existenz vorgegebener Objekt hängt somit über den Unterschied von natürlichen und künstlichen Zeichen auch die Frage nach der Arbitrarität oder Motiviertheit der Relation zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt zusammen. Zusammenfassend kann man also sagen: Wir müssen uns entscheiden:

A. Beharren wir auf der nicht-apriorischen und nicht-transzendentalen Peirceschen Semiotik, müssen wir uns von der Idee vorgegebener Objekte, damit aber auch von den Semiose, welche dieses vorgegebenen Objekte zu Zeichen metaobjektiviert, verabschieden. Was also noch bleibt, ist eine Theorie der natürlichen Zeichen. Künstliche Zeichen können wir, ohne einem Grundparadox zum Opfer zu fallen, in der Peirceschen Semiotik vergessen.

B. Eigentlich ist somit die Entscheidung, die wir doch erst treffen wollten, bereits gefallen: Denn was ist eine Semiotik wert, die lediglich eine Theorie der natürlichen Zeichen ist? Das wäre eine Beschreibung von einigen ausgewählten Objekten dieser Welt, die wir, statt sie „Objekte“ zu nennen, nun einfach „Zeichen“ nennen. Wir würden also die Welt der Eisblumen, der Spuren, der Anzeichen usw. einfach verdoppeln. Das Wesen der Semiotik besteht aber gerade darin, dass wir die Welt nicht durch Zeichen verdoppeln, sondern die sie verändern und in diskrete Umgebungen teilen, und zwar durch künstliche, d.h. thetisch eingeführte Zeichen (vgl. Bense 1975, S. 133 f.). Wenn wir aber Zeichen thetisch einführen wollen, brauchen wir vorgegebene Objekte, die wir zu Zeichen metaobjektivieren, und wir brauchen Semiosen, um diese Transformationsprozesse zu vollziehen. Wenn wir dies aber wollen, geben wir mit der Anerkennung, dass mehr gegeben ist, als was repräsentierbar ist, die Apriorität und mit ihr die Nicht-Transzendentalität der Semiotik auf.

5. Ich möchte an dieser Stelle noch informell darauf hinweisen, dass eine nicht-apriorische und nicht-transzendente Semiotik auch genau jene Vorstellung ist, welche Laien ebenso wie Vertreter nicht-semiotischer Disziplinen von einer Zeichentheorie haben, gesetzt natürlich, sie haben überhaupt eine Vorstellung davon. Jeder weiss z.B., dass das Photo einer Geliebten nicht mit dem realen, photographierten Objekt, d.h. der Geliebten in persona, identisch ist. Es ist auch

allgemein bekannt, dass oft Haarlocken und andere Teile der realen Person anstelle von Photos mitgenommen werden, wenn man gezwungen ist, sich von seiner Geliebten zu trennen. Soldaten küssen, nachts auf ihren Pritschen liegend, in der Kaserne das Photo oder die Haarlocke und wünschten, die Geliebte SELBST sei dann und dort mit ihnen. Diese Zeichen sind also DAS ANDERE SELBST dessen, was sie bezeichnen, und ich habe keinerlei Zweifel, dass gerade hierin, in der Janusköpfigkeit der Zeichen, nicht nur Bilder oder Teile, sondern „anderes Selbst“ zu sein, die ursprüngliche Hauptmotivation zur Schaffung zu Zeichen liegt, d.h. der magische Glaube, durch einen konkreten (z.B. Haarlocke) oder abstrakten (z.B. Bild oder Photo) Teil eines Objektes die Grenzen von Zeit und Raum zu überwinden, auf dass das Zeichen zum Objekt werde. Wenn das korrekt ist, dann wurden Zeichen ursprünglich als „andere Selbst“ mit dem Ziele, die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Bezeichnetem aufzuheben, eingeführt. Der Ursprung der Semiose läge dann in der Magie. Heute zeugen von einem solchen stipulierten Kult noch besondere Zeichensorten wie Talismane, Reliquien, Photoalben, aber auch moderne Kultstätten wie das Goethehaus in Weimar, das Nietzschehaus in Sils-Maria, ferner die zahlreichen Orte, wo die Gottesmutter oder Heilige erschienen sein sollen usw.

6. Streng genommen, sind eigentlich alle bisherigen metaphysisch-ontologischen Ausführungen in gewissem Sinne überflüssig, und die Behauptung Benses, dass nur das gegeben sei, was repräsentierbar ist, ist völlig unverständlich. Bense geht nämlich im Grunde von der abstrakten Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ aus, die zwar einen Mittelbezug, aber keinen materialen Zeichenträger hat. Nun besagt aber ein weiterer semiotischer Satz, dass jedes Zeichen einen Träger haben muss. Gerade hierdurch kommt die Vorstellung zustande, das Zeichen sei eine Vermittlungsfunktion mit dem Zweck, die „Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ zu überbrücken (Bense 1975, S. 16). ZR ist aber ein reines Bewusstseinsobjekt, erst durch einen materialen Zeichenträger wird es in der Welt der realen Objekte verankert. Bense sagt deshalb auch sehr klar in der folgenden, konstant übersehenen Stelle: „Der Träger ist stets Präobjekt des Zeichens, so wie dieses selbst Metaobjekt seines Objektes ist“ (Bense/Walther 1973, S. 137). Der materiale Zeichenträger muss schon deshalb Objekt sein, weil er ja aus der Welt der Objekte stammt. Dieses setzt aber wiederum voraus, dass diese den Zeichen

vorgegeben, d.h. apriorisch und von ihnen aus betrachtet transzendental ist. Wir können auf dieser Basis sogar die grundsätzliche Differenz zwischen künstlichen und natürlichen Zeichen definieren. Bei natürlichen Zeichen gilt, dass ihr Zeichenträger ein echter Teil ihres bezeichneten Objektes ist, d.h. $\mathcal{M} \subset \Omega$. Bei künstlichen Teil stammt der Träger dagegen von irgendeinem Objekt, d.h. es gilt $\mathcal{M} \subset \{\Omega\}$. Würde man diese beiden Theoreme nicht akzeptieren, wäre man gezwungen, mehr als eine Welt der Objekte, d.h. mehr als eine Ontologie anzunehmen. Damit sind wir nun aber auch im Stande, neben der Peirceschen abstrakten Zeichenrelation (A)ZR = (M, O, I) die konkrete Zeichenrelation

$$\text{KZR} = (\mathcal{M}, M, O, I)$$

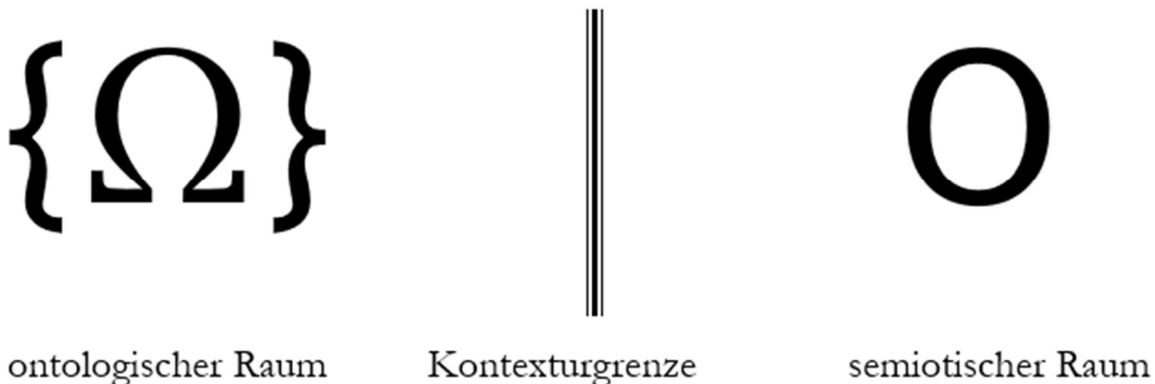
zu bilden. Dabei gilt also für konkrete natürliche Zeichen

$$\text{KNZR} = ((\mathcal{M} \subset \Omega), M, O, I)$$

und für konkrete künstliche, d.h. thetisch eingeführte Zeichen

$$\text{KKZR} = ((\mathcal{M} \subset \{\Omega\}), M, O, I).$$

Um es nochmals sehr einfach zu sagen: Allein das auch von Bense oft erwähnte Axiom, wonach jedes Zeichen einen Zeichenträger haben muss, impliziert, da er sogar von Bense ausdrücklich als „Präobjekt“ bezeichnet wird, apriorische, d.h. von der Repräsentation unabhängige, vorgegebene und ihr transzendente Objekte, genauer: eine Welt von Objekten, die wir topologisch durch $\{\Omega\}$ dargestellt hatten. Wir bekommen damit also etwa folgendes semiotisches Modell:



Derselbe Bense, der das Axiom formulierte, dass nur das gegeben sei, was repräsentierbar sei, unterschied zwischen „ontologischem Raum“ und „semiotischem Raum“, nahm dazwischen, d.h. im Bereich der von uns im obigen Schema eingezeichneten Kontexturgrenze, jedoch zusätzlich einen präsemiotischen Zwischenraum der „disponiblen“ Kategorien ein, die er mit M° , O° , I° bezeichnete (vgl. hierfür ausführlich Toth 2008c, S. 166 ff). Dieser präsemiotische Raum, der durch die von Bense eingeführte „disponible“ oder „kategoriale“ Relation (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) definiert wird

$$DR = (M^\circ, O^\circ, I^\circ),$$

greift also zudem einerseits in den durch die in Toth (2009) eingeführte Objektrelation als Vorzeichenrelation definierten ontologischen Raum

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}),$$

sowie andererseits in den durch die bekannte Peircesche Zeichenrelation

$$ZR = (M, O, I)$$

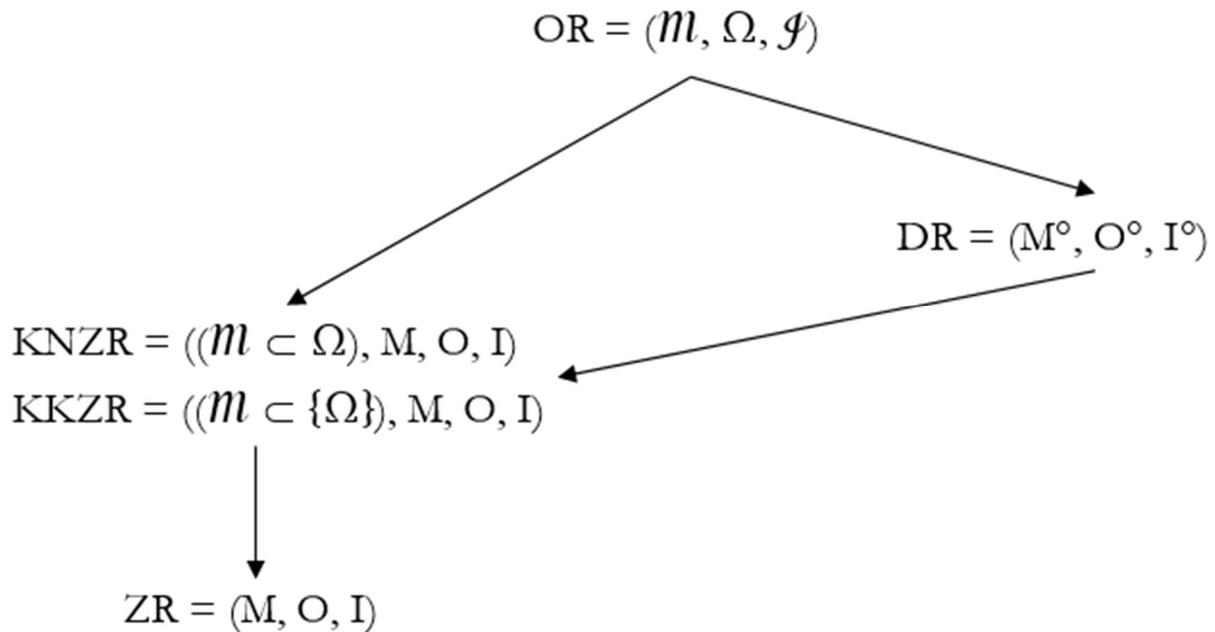
definierten semiotischen Raum ein.

7. Nun sollten wir aber die konkrete Zeichenrelation

$$KNZR = ((\mathcal{M} \subset \Omega), M, O, I) \text{ bzw.}$$

$$KKZR = ((\mathcal{M} \subset \{\Omega\}), M, O, I)$$

nicht vergessen, denn im Grunde wurde die ganze neue Semiotik, die wir hier entworfen haben, d.h. eine apriorische, transzendente Semiotik mit ontologischem, disponiblen und semiotischem Raum und damit der Möglichkeit der reversiblen Überschreitung der Kontexturgrenzen, durch KNZR bzw. KKZR verursacht. Das Schema des genetischen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Typen von Objekts- und Zeichenklassen und der durch sie definierten semiotisch-topologischen Räume sieht nach unserem gegenwärtigen Vorschlag wie folgt aus:



Wir müssen uns die Details für eine spätere Arbeit sparen. Hier sei nur gesagt, dass DR eine semiogenetisch frühere Stufe repräsentiert als die beiden KZR, dass aber dennoch eine direkte semiogenetische Verbindung zwischen OR und den KZR bestehen muss, von denen ZR, d.h. die bekannte Peircesche Zeichenrelation, eine Abstraktion darstellt. Somit müsste man in Erwägung ziehen, zwischen DR und den beiden KZR evtl. noch eine weitere Zwischenstufe anzusetzen, z.B.

$$PZR = (M, O, I, O^\circ),$$

sie wie es in Toth (2008b) getan wurde. PZR wäre dann die Peircesche ZR mit eingettetem kategorialen Objekt, das ja wegen $(\mathcal{M} \subset \Omega)$ bereits die Existenz eines realen Zeichenträgers impliziert. Dies würde bedeuten, dass die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt erst auf einer relativ jungen semiogenetischen Stufe, nämlich beim Übergang von PZR \rightarrow ZR, stattfinden würde, und zwar so, indem das kategoriale Objekt O° im inneren Objekt, d.h. im Objektbezug O, absorbiert wird.

Literatur

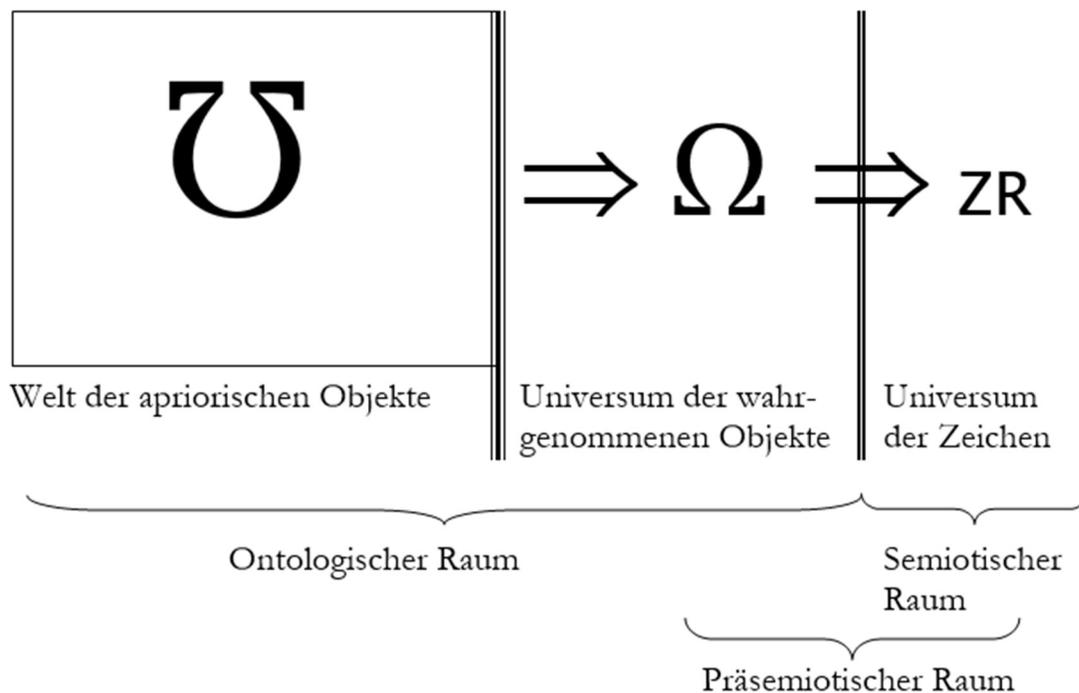
Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Badenn 1975
- Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981
- Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973
- Buczynska-Garewicz, Hanna, Der Interpretant, die Autoreproduktion des Symbols und die pragmatische Maxime. In: Semiosis 2, 1976, S. 10-17
- Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. Klagenfurt 2007, 2. Aufl. ebda. 2008
- Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)
- Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. Klagenfurt 2008 (2008b)
- Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008 (2008c)
- Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009
- Walther, Elisabeth, Nachtrag zu Trichotomischen Triaden. In: Semiosis Semiosis 27, 1982, S. 15-20

Ontologie und Semiotik

1. Panizza fragte in einer seiner philosophischen Schriften, ob es nicht neben den bekannten quantitativen Erhaltungssätzen auch qualitative gäbe: „Aber das Denken, wo geht das, Verfechter des Prinzips der Erhaltung der Kraft, hin?“ (1895, S. 51). In der Tat setzen die zu Panizzas Zeit bekannt werdenden physikalischen Erhaltungssätze ein abgeschlossenes physikalisches Universum voraus. Da nach Bense ein Objekt gegeben sein muss, damit es zu einem Metaobjekt, d.h. einem Zeichen, erklärt werden kann (1967, S. 9), müsste man annehmen dürfen, dass das semiotische Universum der Metaobjekte genauso wie das physikalische Universum der Objekte abgeschlossen sei. Das Problem sitzt aber vermutlich tiefer: Nach einem bekannten Kafka-Satz müsste jeder, der nur einen Schritt aus seinem Hause tut und instande wäre, alle auf ihn einströmenden Sinneseindrücke tatsächlich wahrzunehmen, auf der Stelle tot umfallen. Also bereits indem wir wahrnehmen, „filtern“ wir, was immer die apriorische Realität, die uns umgibt und deren Teil wir sind, ausmacht. Selektieren wir dann noch ein Objekt und machen es zum Zeichen, ist dies damit bereits eine zweite Selektion.



Daraus folgt also: Selbst wenn es gelänge, im Zeichen alle Information des Objektes im Sinne von qualitativer Erhaltung zu konservieren, wäre dies weniger als die effektive Information der realen Welt. Es bleibt also so oder so ein Rest übrig, ein letzter Rest, der möglicherweise nie erhalten bleiben kann. Zeichen sind somit nur sekundär Fragmente der Welt, denn sie sind primär Fragmente unserer Wahrnehmung. Dies ist übrigens der tiefste Grund, warum es keine arbiträren Zeichen geben kann, wie ich ausführlich in drei Büchern (Toth 2008a, b) und einigen Dutzend Artikeln nachzuweisen versucht hatte: Da bereits die Wahrnehmung die apriorische Realität filtert, imprägnieren wir mit unserer ersten Selektion die von uns wahrgenommenen Realitätsfragmente bereits mit Vor-Zeichen – nämlich, um sie zu präparieren für die zweite Selektion, den von Bense (1967, S. 9) so genannten Metaobjektivationsprozess, beim dem somit streng genommen nicht Objekte, sondern Fragmente dieser Objekte zu Zeichen erklärt werden.

2. In Bezug auf das obige Modell können wir festhalten: Der Raum der apriorischen Objekte $\{\mathcal{U}\}$, über den wir nichts wissen und auf dessen Existenz wir lediglich daraus schliessen, dass wir wissen, dass die von uns wahrgenommene Welt nur ein Ausschnitt eines grösseren ontologischen Raums ist, wird von dem Raum der wahrgenommenen Objekte durch eine unüberschreitbare Kontexturgrenze getrennt, die auch nicht mit den keno- und morphogrammatischen Mitteln der polykontexturalen Logik und Ontologie hinter- oder untergangen werden kann. Im Raum $\{\mathcal{U}\}$ herrscht nicht das Nichts, die Günthersche Meontik, sondern das Vor-Nichts, jener Bereich, der noch nicht einmal, wie das Nichts im Sinne des Hegelschen Konfiniums von Sein und Werden, durch den „Güntherschen Vorgang“ getrennt ist, durch den wir gehen und dort nach den Gesetzen der Negativität eine Welt bauen sollen, welche Gott noch nicht geschaffen hat. Man kann diesen „Vorhof“ des Nichts vielleicht am besten mit dem kabbalistischen Zimzum des Isaak Luria beschreiben, in das sich Gott nach der Interpretation Gershom Scholems zurückgezogen haben soll, da er die Welt aus dem Nichts, dem tohu-wa-bohu, schuf und das seither zu jahrhundertelangen Kontroversen Anlass gegeben hat. Das Nichts ist wohl also ähnlich strukturiert wie die Cantorsche Unendlichkeit.

Diesseits der Kontexturgrenze zwischen dem apriorischen Raum $\{U\}$ und dem Raum der wahrgenommenen Objekte $\{\Omega\}$ ist also die Welt, wie wir sie sehen und erkennen, perzipieren und antizipieren, können. Dieses ist also die Welt, wo sich die bereits zur Metaobjektivierung „disponiblen“ Objekte (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) befinden, aus den wir also Zeichen machen, indem wir sie als natürliche Zeichen interpretieren oder als künstliche Zeichen thetischen „setzen“, wie Fichte gesagt hatte. Die Kontexturgrenze zwischen den Objekten Ω und den Zeichen ist nun zwar nicht praktisch, jedoch theoretisch überschreitbar; die Motivation Günthers, aus seiner kindlichen Unzufriedenheit darüber, dass es nicht möglich sei, Äpfel, Birnen, den Kirchturm seines schlesischen Dorfes und das Zahnweh seiner Mutter zu addieren, die qualitative Mathematik vorzubereiten, die Engelbert Kronthaler dann geschaffen hat (Kronthaler 1986), die von mir eingeführten semiotischen Transoperatoren, die ebenfalls von Günther eingeführten logischen Rejektoren, sind Beweise dafür, dass man, wenn man nur tief genug, noch unter Logik und Semiotik, geht, man diese zweite, schwächere, Kontexturgrenze überschreiten kann. Bei dieser zweiten, schwächeren Kontexturgrenze geht es also im Prinzip darum, die Geliebte aus ihrem Photo heraus real herbeizuholen. Bei der ersten, scharfen und absoluten Kontexturgrenze zwischen $\{U\}$ und $\{\Omega\}$ jedoch geht es darum, die Weltschöpfung zu erneuern, die allerdings der Mensch als Teil von ihr nur mit dem Tode bezahlen kann. Die zahlreichen fehlgeschlagenen astrophysikalischen Theorien zur Geburt und dem Tod von Materie, einschliesslich der jüngsten, von Stephen Hawking stammenden „No-Hair-Hypothese“, die wissenschaftlich ständig in notorischen Unsinn ausarten, genauso wie die metaphysischen Versuche Heideggers, sich dieser scharfen Kontexturgrenze anzunähern, in unverständliches Gestammel und Zirkularität hinausliefen, sprechen für sich. Wer versucht, sich dieser scharfen Kontexturgrenze zu nähern, klopft, theologisch gesprochen, an die Tore Gottes. Ich habe zu Hause ein blaues Klavier, und kenne doch keine Note

3. In einer denkbar besseren Lage sind wir jedoch beim Übergang von $\Omega \rightarrow ZR$. Dazu nehmen wir ein Objekt $\Omega \in \{\Omega\}$ und bestimmen es zum Zeichenträger, d.h. genauer: zum Träger des nachmals einzuführenden Zeichens. Der Träger entstammt somit selbstverständlich dem Universum der wahrgenommenen

Objekt, wenigstens dann, wenn wir stipulieren, dieser sei mathematisch gesprochen unitär. Gäbe es mehrere Universen von Objekten bzw. wären diese Objekte z.B. in verschiedene Untermengen topologisch gefiltert, dann müssten wir Ausdrücke wie $\Omega \in \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\}$ voraussetzen oder die Universen, da sie ja als wahrgenommene eingeführt wurden und damit Bewusstseinsfunktionen sind, im Sinne von $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$ ansetzen, d.h. z.B. als $\Omega_i \subset \mathcal{J}_j$. Normalerweise nehmen wir aber an, dass gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ bzw. $\mathcal{M}_i \subset \{\Omega_j\}$. Abgesehen vom funktionalen Zusammenhang zwischen Objekt und Interpret oder Zeichensetzer, d.h. $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$, besteht sonst zwischen Objekt und Interpret, genauer: dessen Bewusstsein, eine Inklusionsrelation nur dann, wenn das Objekt ein Gedankenobjekt ist. In diesem Sinne wäre es dann aber doch real in Bezug auf chemisch-neurologische Trägersubstanzen. Wie man jedenfalls erkennt, ist die Relation $\Omega \rightarrow ZR$ nur eine Abkürzung für die Abbildung einer triadischen Objektrelation auf die triadische Zeichenrelation, insofern sie nämlich, da wiederum Ω dem bereits wahrgenommenen Ausschnitt des Universums angehört, Objekte enthält, die sich je bereits auf die drei Kategorien von ZR beziehen. Bense spricht hier von „triadischen Objekten“ (Bense/Walther 1973, S. 71). Da nun gilt $\mathcal{M} \subset \Omega$ sowie $\Omega_i = f(\mathcal{J}_n)$ (auch dann, wenn $n = 1$ ist, d.h. wenn eine einzige Ontologie vorliegt), folgt, dass wir eine triadische Relation von triadischen Objekten haben, die wir folgendermassen aufschreiben wollen

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}),$$

die, wie wir nun sagen wollen, in Korrelation steht zu

$$ZR = (M, O, I),$$

so zwar, dass gilt

$$OR/ZR = (\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle \mathcal{J}, I \rangle) \text{ bzw.}$$

$$ZR/OR = (\langle M, \mathcal{M} \rangle, \langle O, \Omega \rangle, \langle I, \mathcal{J} \rangle)$$

Nun ist, wie in Toth (2009) gezeigt wurde, $OR/ZR = OZ$ ein Objektzeichen, indem hier die Elemente der Objektrelation OR eine Linksklasse bilden, und $ZR/OR = ZO$ ein Zeichenobjekt, indem hier die Elemente der Zeichenrelation ZR eine Linksklasse bilden. Daraus können wir folgern: Bei der Metaobjekti-

vation entstehen aus einem Objekt Ω , genauer: aus einer Objektrelation OR, zunächst (die Hybriden) Objektzeichen und Zeichenobjekte, bevor aus ihnen die Zeichenrelation ZR abstrahiert (d.h. verselbständigt) wird. Nun sind aber OZ und ZO in Bezug auf OR oder ZR hyper- oder hyposummativ, indem sie nämlich mehr oder weniger als die Summe ihrer Bestandteile, d.h. von OR und von ZR, sind. Wenn wir also die vier möglichen Differenzen bilden

$$1. \Delta(ZO, OR) = H(ZR)$$

$$2. \Delta(ZO, ZR) = H(OR)$$

$$3. \Delta(OZ, OR) = h(ZR)$$

$$4. \Delta(OZ, ZR) = h(OR),$$

wobei H Hypersummativität und h Hyposummativität bezeichnen, dann zeigen also unter den folgenden Ausdrücken

$$1. \Delta(ZO, OR) = H(ZR) = ((\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle J, I \rangle) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, J))$$

$$2. \Delta(ZO, ZR) = H(OR) = ((\langle \mathcal{M}, M \rangle, \langle \Omega, O \rangle, \langle J, I \rangle) \setminus (M, O, I))$$

$$3. \Delta(OZ, OR) = h(ZR) = ((\langle M, \mathcal{M} \rangle, \langle O, \Omega \rangle, \langle I, J \rangle) \setminus (\mathcal{M}, \Omega, J))$$

$$4. \Delta(OZ, ZR) = h(OR) = ((\langle M, \mathcal{M} \rangle, \langle O, \Omega \rangle, \langle I, J \rangle) \setminus (M, O, I))$$

die Nrn. 1. und 2. den relativen semiotischen bzw. ontologischen Überschuss an, der während des Metaobjektivationsprozesse, d.h. der Semiose, auftritt, während die Nrn. 3. und 4. den entsprechenden relativen semiotischen bzw. ontologischen Verlust angeben, der während der Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt auftritt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Panizza, Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig
1895

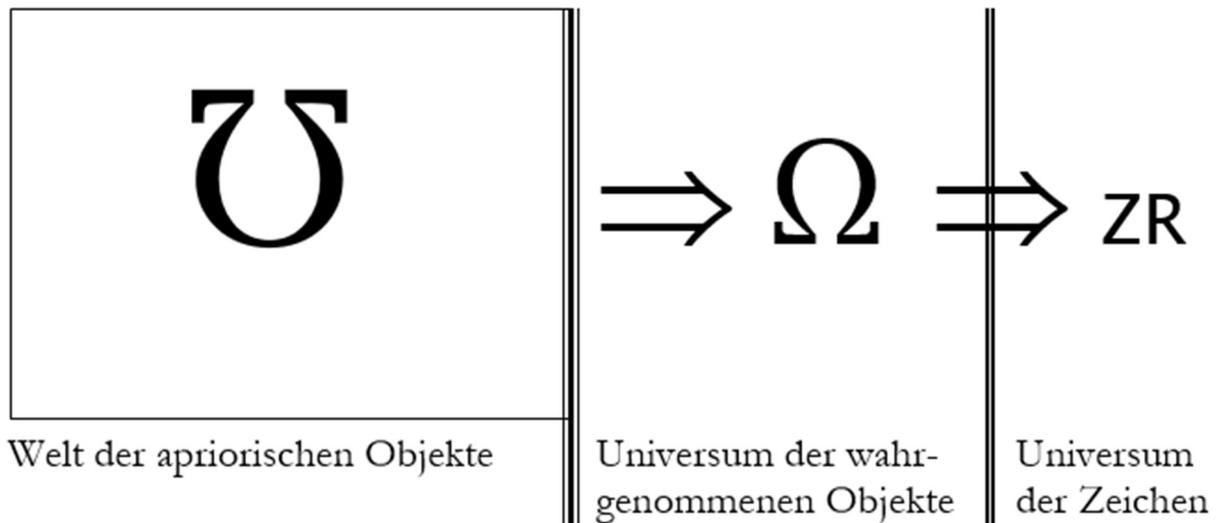
Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008 (2008a)

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008 (2008b)

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical
Semiotics, 2009

Semiogenetische Modelle

1. In Toth (2009a) wurde die Semiose mit dem komplexen Prozess in dem nachstehenden Bild identifiziert



Danach nimmt also von links nach rechts, d.h. von $\mathcal{U} \rightarrow \Omega \rightarrow ZR$ jeweils massiv Information ab, aber während Bense den radikalen semiotischen Standpunkt vertritt: „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (Bense 1981, S. 11), wonach wir also nur aus dem semiotischen Raum $\{ZR\}$ Erkenntnis beziehen können, stellen wir uns auf den Standpunkt, dass zunächst Objekte gegeben sein müssen, bevor sie zu Zeichen erklärt werden. Diese Zeichen sind also vor Beginn der Semiose noch keine Zeichen. Das bedeutet aber, dass $\{\Omega\}$ eine Differenz von Information relativ zu $\{ZR\}$ enthält, die wir wahrnehmen können.

2. Wenn wir nun alle 3 möglichen Differenzen der obigen drei Räume (ontologischer Raum, präsemiotischer Raum, semiotischer Raum) bilden, bekommen wir

- $\{\Omega\} \setminus \{O^\circ\} =$ objektaler Rest
- $\{O^\circ\} \setminus \{ZR\} =$ disponibler Rest
- $\{\Omega\} \setminus \{ZR\} =$ polykontexturaler Rest

Diese Bezeichnungen bedürfen einer kurzen Erläuterung: Der objektale Rest ist die Differenz zwischen apriorischen und effektiv wahrgenommenen, aposterio-

rischen Objekten. Er dürfte sich uns ganz entziehen. Der disponible Rest ist diejenige Differenz zwischen präsemiotischer und semiotischer Information, die aus dem Zeichen wegbleibt, nachdem die drei semiotischen repräsentativen Kategorien aus den präsemiotischen Repertoires selektiert werden, getreu dem Motto also, dass die Entscheidung für etwas gleichzeitig eine Entscheidung gegen alle „Kontrahenten“ bedeutet, die ebenfalls zur Auswahl gestanden haben. Schliesslich ist die (zusammengesetzte) Differenz zwischen apriorischen Objekten und deren Zeichen all das, was bei der repräsentativen Substitution dieser Objekte durch Zeichen an Information verlorengelht. Also z.B. die Menge aller Merkmale, durch welche sich eine reale Person von seiner Photographie unterscheidet.

3. Nun ist, wie in Toth (2009b, c, d) gezeigt, eine Semiotik jedes Modell, welches das folgende Tripel erfüllt:

$$\Sigma = \langle \Omega, O^\circ, ZR \rangle,$$

d.h. eine Semiotik ist etwas, das mit einem vorgegebenen Objekt zugleich dessen disponibles Repertoire und die aus ihnen selektierten Zeichen besitzt. Somit impliziert die geordnete Menge Σ im Grunde natürlich einen Prozess, d.h. die Semiose führt von Ω über O° zu ZR, kann aber auch vorzeitig abgebrochen werden, so dass zwischen vollständigen und unvollständigen Semiosen zu unterscheiden ist. Das Rückgängigmachen von Semiosen, auch nur von unvollständigen, ist allerdings nur theoretisch im Rahmen einer polykontexturalen Semiotik möglich. In letzter Instanz geht es, wie oben bereits angedeutet, hierbei darum, aus der Menge der aposterioischen Objekte die apriorischen zu rekonstruieren.

Auch wenn nun bisher kein Mass für Objektrelationen OR und disponible Relationen DR vorliegt, etwa analog zu den Repräsentationswerten für Zeichenrelationen ZR, kann man doch die verschiedenen möglichen Differenzmengen bilden:

3.1. Objektal-semiotische Differenzmengen

3.1.1. (\mathcal{M}, M, O, I)

Die konkrete Zeichenrelation, bei der der Zeichenträger in die abstrakte Peircesche Zeichenrelation eingebettet ist. Danach bestimmt sich die Differenz zwischen dem Zeichenträger und der abstrakten Zeichenrelation als

$$\{\mathcal{M}\} \setminus \{ZR\} = \text{konkreter Zeichenrest}$$

3.1.2. (Ω, M, O, I)

Eine der polykontexturalen Zeichenrelationen, bei der das bezeichnete Objekt ebenso wie der Objektbezug und damit sowohl das äussere, reale, als auch das innere, semiotische Objekt in derselben Relation eingebettet sind.

$$\{\Omega\} \setminus \{ZR\} = \text{polykontextural-objektaler Zeichenrest}$$

3.1.3. (\mathcal{J}, M, O, I)

Polykontexturale Zeichenrelation, bei der der Zeichensetzende (bzw. zeicheninterpretierende) Interpret eingebettet ist.

$$\{\mathcal{J}\} \setminus \{ZR\} = \text{polykontextural-interpretativer Zeichenrest}$$

Speziell betrifft die Differenz $(\mathcal{J} \setminus I)$ all jenes Bewusstsein von \mathcal{J} , das dieser nicht in ZR investiert hat. Falls von $\{\mathcal{J}\}$ ausgegangen wird, wird durch mehrfache Subjektivität eine mehrfache Ontologie solcher Zeichen impliziert, d.h. ein Zeichen kann damit mehreren Objekt-„Sorten“ angehören, so dass die Polykontexturalität von 3.1.3 diejenige von 3.1.2. sowie 3.1.1. impliziert.

3.1.4. $(\mathcal{M}, \Omega, M, O, I)$

Bei der Differenz

$$\{\mathcal{M}, \Omega\} \setminus \{ZR\}$$

bleibt also erstens eine objektale Differenz zwischen dem äusseren und dem inneren semiotischen Objekt. Da das äussere, reale Objekt aber mehr Merkmale besitzt als das innere, muss diese negativ sein. Allerdings ist O ja nicht nur der Bezug des Zeichenträgers auf Ω , sondern des ganzen Zeichens, d.h. auch von I auf Ω , so dass O im Gegensatz zu Ω Subjektanteile besitzt, d.h. superadditiv ist

(vgl. meine Arbeiten zu semiotischen Objekten bzw. zur Bühlerschen „symphy-sischen Verwachsung“ von Zeichen und bezeichnetem Objekt). Damit ist also die Teildifferenz $\Delta(\Omega, O)$ einerseits negativ, andererseits wird aber diese objektale Negativität durch subjektive Information verringert und evtl. sogar in den positiven Bereich erhöht, z.B. bei den „imaginären“ Objekten wie Nixen, Einhörnern, Zombies etc. Zweitens steht es um die Differenz $\Delta(\mathcal{M}, M)$ ähnlich: Der materiale Zeichenträger hat primär natürlich viel mehr Information als das aus ihm über die disponible Zwischenstufe M° selektierte Mittel, aber andererseits steht dieses Mittel als Mittel-Bezug sowohl mit O als auch mit I in Relation, erreicht dadurch also wieder ein Plus, welches das Minus ausgleicht oder sogar aufwiegt.

3.1.5. $(\Omega, \mathcal{J}, M, O, I)$

Ergänzend zum Kommentar unter 3.1.4. ist hier nur noch nachzutragen, dass die Differenz $\Delta(\mathcal{J}, I)$ diejenige Menge von Information angibt, welche zum Zeitpunkt der Zeichensetzung vom Interpreten nicht an das Zeichen, genauer: an den Bedeutungskonnex I , abgegeben wurde. Die Restriktion „zum Zeitpunkt der Zeichensetzung“ ist insofern wichtig, als Information selbstreproduzierend ist und somit das kurzzeitig entstandene Defizit rasch ausgeglichen wird.

3.1.6. $(\mathcal{M}, \mathcal{J}, M, O, I)$

Mit der Differenz $\Delta(\mathcal{M}, M)$ bleiben also vom Zeichenträger all diejenigen realen Merkmale, die nicht zum repräsentierten Mittel selektiert und also aus \mathcal{M} entfernt worden sind. Zur Differenz $\Delta(\mathcal{J}, I)$ vgl. 3.1.5.

7. $(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}, M, O, I)$

Die hierdurch implizierte Differenz

$$\{\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}\} \setminus \{M, O, I\}$$

ist also nach den oben besprochenen Teilstufen nun der vollständige polykontexturale Rest, d.h. all das, was an Qualitäten von einem konkreten Objekt beim Metaobjektivationsprozess, d.h. der Transformation in ein Zeichen, verloren geht.

3.2. Disponibel-semiotische Differenzmengen

3.2.1. (M°, M, O, I)

$\{M^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-mediale Zeichenrest.

3.2.2. (O°, M, O, I)

$\{O^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-objektale Zeichenrest.

3.2.3. (I°, M, O, I)

$\{I^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-interpretative Zeichenrest.

3.2.4. $(M^\circ, O^\circ, M, O, I)$

$\{M^\circ \rightarrow O^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-denominative Zeichenrest.

3.2.5. $(O^\circ, I^\circ, M, O, I)$

$\{O^\circ \rightarrow I^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-designative Zeichenrest.

3.2.6. $(M^\circ, I^\circ, M, O, I)$

$\{M^\circ \rightarrow I^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der disponibel-appliative Zeichenrest. (Mit „Applikation“ hatte ich in einer früheren Arbeit die Konverse der semiotischen Gebrauchsfunktion $(I \rightarrow M)$ bezeichnet.)

3.2.7. $(M^\circ, O^\circ, I^\circ, M, O, I)$

$\{M^\circ \rightarrow O^\circ \rightarrow I^\circ\} \setminus \{ZR\}$ ist der vollständige disponible Zeichenrest, d.h. die Menge der medialen, objektalen und interpretativen repertoiriellen Elemente, die nicht für die Zeichen-Repräsentationsfunktion ZR selektiert.

Literatur

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Semiogenetische Modelle I. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b

Toth, Alfred, Semiogenetische Modelle II. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2009c

Toth, Alfred, Semiogenetische Modelle III. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2009d

Sind natürliche Zeichen überhaupt Zeichen?

1. In der Semiotik wird es als „Tatsache verstanden, dass ein Zeichen nicht wie ein Naturobjekt gegeben ist, sondern durch ein Bewusstsein eingeführt wird“ (Bense/Walther 1973, S. 26). Andererseits aber scheint man bereit, nicht-thetische eingeführte „Zeichen“ durch die Hintertür in die Semiotik hereinzulassen: So akzeptierte Bense „das Zeichen als allgemeines Darstellungsschema, das präsentierend im Sinne der Darstellung eines Objektes durch dessen Bezug auf einen Teil seiner selbst als ‚Zeichen von ...‘ (...) fungiert“ (1975, S. 39).

2. Als Beispiel für ein Zeichen, dessen Zeichenträger einen Teil seines bezeichneten Objektes ist, d.h. bei dem

$$(\mathcal{M} \subset \Omega)$$

gilt, kann man die Eisblumen nennen: sie sind sozusagen ein pars pro toto des winterlichen Klimas, das sie entstehen lässt und auf das sie referieren. Und in dieser Spezialität, der Inklusion des Zeichenträgers in seinem Objekt, besteht ja in der Tat der wichtigste Unterschied zu den künstlichen Zeichen. Die grosse Neuerung der letzteren war es ja gerade, ein Objekt durch eine Bezeichnung völlig orts- und zeitunabhängig zu machen, d.h. aber auch völlige Freiheit in der Wahl der Zeichenträger walten zu lassen:

$$(\mathcal{M} \not\subset \Omega)$$

Denn wenn ich ein Taschentuch verknote, um mich morgen daran zu erinnern, meine Tochter abzuholen, besteht ja ganz bestimmt keine irgendwie geartete Inklusion zwischen dem Stoff oder der Zellulose des Taschentuchs und dem bevorstehenden Ereignis, und auch nicht zwischen dem Stoff und meiner Tochter, mir oder irgendwem sonst. Ferner kann ich das Taschentuch in Stavanger, Timbuktu oder Johannesburg verknoten, ich kann es zu jeder Tages- und Nachtzeit usw. tun. Wenn ich hingegen im Sommer in der Toskana Eisblumen suche, dann werde ich mich bitter getäuscht sehen.

3. Wir haben bereits gesehen, dass natürliche „Zeichen“ das Hauptmerkmal von Zeichen, die völlige Unabhängigkeit von Zeichenträger und bezeichnetem Objekt, nicht aufweisen. Damit hängt nun auch die weitere bereits erwähnte

Tatsache zusammen, dass natürliche Zeichen im Gegensatz zu künstlichen gar nicht thetisch eingeführt werden: Bense spricht im obigen Zitat ausdrücklich von „präsentierender“ und nicht repräsentierender Darstellung. Ein Präsentationsschema ist aber kein Zeichen, und ein Zeichen, das nicht im Sinne Benses (1967, S. 9) thetisch eingeführt wird, ist ohnehin kein Zeichen. Warum aber werden dann künstliche Zeichen und natürliche „Zeichen“ seit Jahrhunderten zusammen behandelt? Was für einen ontologischen und erkenntnistheoretischen Status haben natürlichen „Zeichen“?

In Toth (2009) wurde argumentiert, dass jede Struktur, welche das Tripel

$$\Sigma = \langle \text{OR}, \text{DR}, \text{ZR} \rangle$$

erfüllt, eine Semiotik sei. Dementsprechend ist ein Zeichen jedes Element x für das gilt:

$$x \in \{\{\text{OR}\} \vee \{\text{DR}\} \vee \{\text{ZR}\}\},$$

d.h. bedeutet also, dass kein Zeichen ein Zeichen ist, wenn es nicht die gesamte Semiose vom Objekt über die Ebene der Disponibilität (Bense 1975, S. 45 f., 65 f.) bis zur triadischen Zeichenrelation durchläuft, d.h.

$$\{\text{OR}\} \rightarrow \{\text{DR}\} \rightarrow \{\text{ZR}\}.$$

Dabei betrifft aber gerade die Transformation $\{\text{DR}\} \rightarrow \{\text{ZR}\}$ die Verselbständigung des Zeichens vom Objekt, d.h. seine Orts- und Zeitunabhängigkeit. Wäre ein Photo der Geliebten nur dann ein Zeichen, wenn die geliebte in unmittelbarer Nähe des Photos wäre, würde das Zeichen ja überflüssig sein. Man kann somit sogar so weit gehen, zu sagen: Die Inklusionsbeziehung ($\mathcal{M} \subset \Omega$) gilt in einem erweiterten Sinne am Anfang von Semiosen sogar für alle nur denkbaren Zeichen, denn schliesslich und endlich muss ein Zeichenträger real sein, gehört damit also der Welt der Objekte an wie es das bezeichnete Objekt tut – ausser, man stipuliere mehr als eine Ontologie. Nur findet dann beim zweiten Übergang, nämlich von $\{\text{DR}\} \rightarrow \{\text{ZR}\}$, die Loslösung dieser Bande statt, indem ($\mathcal{M} \not\subset \Omega$) verallgemeinert und zum Prinzip für alle Zeichen erhoben wird. Somit sind also „Zeichen“, für welche in einer postobjektalen Phase der Semiose immer noch Inklusionsbeziehung ($\mathcal{M} \subset \Omega$) gilt, Gebilde, welche die Semiose nicht abgeschlossen haben, bzw. welche irgendwo in dem Metaobjektivations-

prozess stehen geblieben sind. Damit sind sie aber gemäss Voraussetzung eben KEINE Zeichen.

4. Damit können wir nun zusammenfassen: Natürliche „Zeichen“ sind keine Zeichen, weil sie

- nicht thetisch eingeführt werden
- weil ihr Zeichenträger nicht unabhängig von ihrem bezeichneten Objekt ist
- weil sie ein Präsentations- und kein Repräsentationsschema darstellen

Dadurch, dass bei ihnen in einem postobjektalen Stadium der Semiose ($\mathcal{M} \subset \Omega$) gilt, erfüllen sie also nur das partielle Schema für Semiosen

$$\Sigma^* = \langle \text{OR}, \text{DR} \rangle,$$

d.h. logisch betrachtet, sind bei ihnen Dinge und Begriffe, aber keine Sachverhalte vorhanden, da bei ihnen die Semiose zur triadischen Zeichenrelation nicht vollzogen ist. Sie haben darum einen ähnlich Status wie die Phoneme unter den sprachlichen Zeichen: Als disponible kategorialen Realitäten (d.h. $x \in \{\text{DR}\}$) sind sie zwar funktional-abstrakt, d.h. stellen eine Klasse aller Isomorphen Zeichen (Phone) dar, sind aber selbst nur bedeutungsdifferenzierend, d.h. haben keine kate-gorematische Bedeutung. Genauso lassen sich z.B. bei Eisblumen verschiedene konkrete, den linguistischen Phonen entsprechende, Einheiten feststellen, die deshalb unter dem abstrakten Begriff „Eisblumen“ zsumengefasst werden können, aber so, wie die Phoneme wegen ihrer fehlenden eigenständigen Bedeutung unvollständige Semiosen darstellen, d.h. keine Zeichen sind, sind auch die Eisblumen wie alle natürlichen „Zeichen“ keine vollständigen Semiosen und damit keine Zeichen.

Generell gilt also über unsere Untersuchung der natürlichen „Zeichen“ hinaus, dass das partielle Σ -Schema

$$\Sigma^* = \langle \text{OR}, \text{DR} \rangle$$

genau durch die Menge aller bedeutungsdistinktiven, aber nicht zeichenhaften Gebilde erfüllt werden. Linguistisch ist daher $\{\text{DR}\}$ die Menge aller „emischen“ (d.h. funktional-abstrakten) und $\{\text{OR}\}$ die Menge aller „etischen“ (virtuell-

konkreten) Einheiten. Σ^* stellt somit auch die formale Bedingung für Präsentationsschema dar im Gegensatz zu Repräsentationschemata $\Sigma = \langle OR, DR, ZR \rangle$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

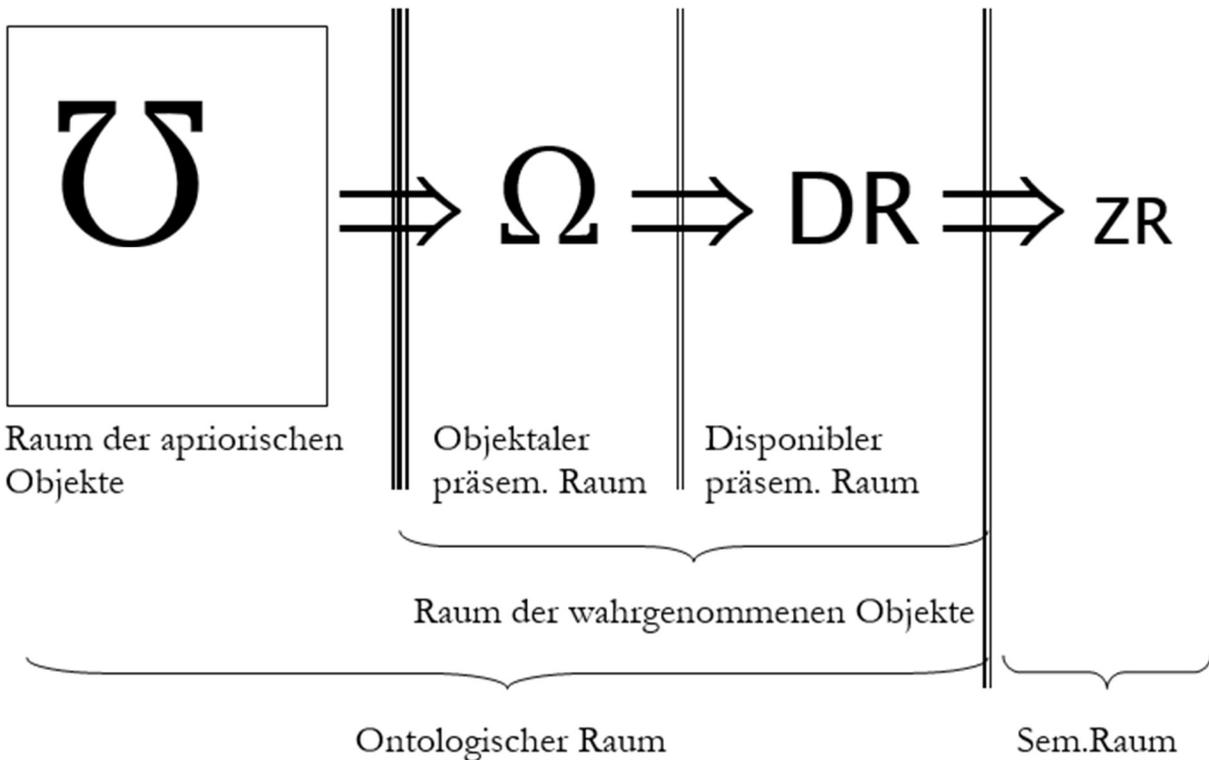
Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Scharfe und schwache Kontexturgrenzen

1. Wir gehen aus von dem in Toth (2009a, b) entwickelten Modell der vollständigen Semiose:



Dieses Modell besteht aus 4 topologischen Räumen: Dem Raum der apriorischen Objekte $\{\mathcal{U}\}$, dem Raum der aposteriorischen Objekte $\{\Omega\}$, dem Raum der disponiblen Kategorien $\{DR\}$ (vgl. Bense 1975, S. 45 f., 65 f.), und dem bekannten semiotischen Raum der triadisch-trichotomischen Peirceschen Zeichen $\{ZR\}$. Bislang herrschte in der Theoretischen Semiotik Übereinstimmung, dass die Semiose in $\{\Omega\}$ beginnt und über die Phase der Disponibilität $\{DR\}$, von Stiebing (1981, 1984) auch „Nullheit“ genannt, zu $\{ZR\}$ führt. Das bedeutet also in Sonderheit, dass bereits das Objekt, das durch Metaobjektivierung zum Zeichen erklärt wird (vgl. Bense 1967, S. 9), als „triadisches Objekt“ aufgefasst wird (vgl. Bense/Walther 1973, S. 71), und zwar besteht es aus einem Zeichenträger \mathcal{M} , dem bezeichneten Objekt Ω und dem Zeichensetzer oder Interpreten \mathcal{J} . Das Modell mit dem „präsemiotischen“ Zwischenraum $\{DR\}$ impliziert aber auch, dass es keine direkte Abbildung der „Objektrelation“ $OR \rightarrow ZR$ gibt, sondern dass OR zuerst $\rightarrow DR = (M^\circ, O^\circ, I^\circ)$ abgebildet wird, wo also

eine Prä-Selektion des Mittelrepertoires, des Objektbereichs und des Interpretantenfeldes stattfindet.

Dementsprechend wird also unter einer Semiotik ein abstraktes Tripel der Form

$$\Sigma = \langle \text{OR}, \text{DR}, \text{ZR} \rangle$$

verstanden, und ein Zeichen ist ein Gebilde, das in allen drei Räumen $\{\text{OR}\}$, $\{\text{DR}\}$ und $\{\text{ZR}\}$ repräsentiert ist, was wir vereinfacht wie folgt darstellen:

$$Z = \{x \mid x \in \{\text{OR}\} \cup \{\text{DR}\} \cup \{\text{ZR}\}$$

2. Nun ist es aber eine unabhängig von der Semiotik bekannte Tatsache, dass wir nur einen Teil der gesamten Realität effektiv wahrnehmen können (vgl. z.B. Günther 1991). Daraus folgt also, dass die Menge an Objekten, die $\{\Omega\}$ enthält, eine Teilmenge der Menge der Objekte des apriorischen Raumes ist, d.h.

$$\{\Omega\} \subset \{U\}.$$

Jedes Objekt aus $\{\Omega\}$ ist nun bereits präsemiotisch „imprägniert“, und zwar deshalb, weil es ja ein „triadisches Objekt“ darstellt, d.h. es enthält bereits durch unsere Wahrnehmung die relationalen Bezüge der triadischen Zeichenrelation (Bense/Walther 1973, S. 71). Das bedeutet also: Wenn die Semiose erst in $\{\Omega\}$ beginnt, muss die Initiation der Metaobjektivierung bereits stattgefunden haben, und sie beginnt mit der Perzeption des Objektes in der Form einer „Werkzeugrelation“ (Bense 1981, S. 33) bzw. mit der präsemiotischen Trichotomie von Sekanz – Semanz – Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28). Gemäss dem semiotischen Basis-Axiom (Bense 1967, S. 9) muss aber ein vorgegebenes Objekt zum Zeichen erklärt werden. Die Elemente von $\{\Omega\}$ sind aber, sobald sie wahrgenommen sind, nicht mehr vorgegeben, sondern bereits „präsemiotisch infiziert“. Daraus folgt, dass die Semiose, wenigstens theoretisch, früher, und zwar noch im apriorischen Raum beginnen muss, denn nur die Objekte aus $\{U\}$, die ja per definitionem von jeder Wahrnehmung ausgeschlossen sind, sind semiotisch noch unbescholten.

Dies bedeutet aber, dass wir das semiotische Tripel in ein Quadrupel verwandeln und eine Semiotik wie folgt definieren müssen

$$\Theta = \langle \text{AR}, \text{OR}, \text{DR}, \text{ZR} \rangle$$

Ein Zeichen ist dann praemissis praemittendis ein Gebilde, das in allen vier Räumen {AR}, {OR}, {DR} und {ZR} repräsentiert ist, was wir wiederum so ausdrücken:

$$Z = \{x \mid x \in \{\text{AR}\} \cup \{\text{OR}\} \cup \{\text{DR}\} \cup \{\text{ZR}\}.$$

3. Daraus folgt also, dass von den im obigen Bild durch vertikale Striche markierten Kontexturgrenzen alle drei und nicht nur zwei semiosisch und damit semiotisch relevant sind, d.h. es werden bei jeder Semiose nicht nur die drei „schwach“ eingezeichneten Kontexturgrenzen

$$\{\Omega\} \mid \{\text{DR}\}$$

$$\{\text{DR}\} \mid \{\text{ZR}\},$$

sondern auch die „scharfe“ Kontexturgrenze

$$\{\mathcal{U}\} \parallel \{\Omega\} \text{ bzw.}$$

$$\{\mathcal{U}\} \parallel \{\{\Omega\}, \{\text{DR}\}, \{\text{DR}\}\}$$

Diese „scharfe“ Kontexturgrenze kann damit durch die folgende semiosische Differenzbildung provisorisch formal gefasst werden:

$$\{\mathcal{U}\} \setminus \{\Omega\} = \{\mathcal{U}\} \setminus \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\} = \{\langle \{\Omega_{(\cdot)\alpha(\cdot)}\}, \{\Omega_{(\cdot)\beta(\cdot)}^\circ\} \rangle\}$$

Sie trennt also, grob gesagt, Tripelrelationen der Form $(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ von Paaren von Mengen der Form $\langle \{\Omega_{(\cdot)\alpha(\cdot)}\}, \{\Omega_{(\cdot)\beta(\cdot)}^\circ\} \rangle$. Dabei wurde in Toth (2009c) von einem semiotischen Spurenraum ausgegangen, der auf den drei apriorischen Teilstrukturen

$$A^* \in \{\langle \{\mathcal{M}_{(\cdot)\alpha(\cdot)}\}, \{\Omega_{(\cdot)\beta(\cdot)}^\circ\} \rangle\}$$

$$B^* \in \{\langle \{\Omega_{(\cdot)\alpha(\cdot)}\}, \{\Omega_{(\cdot)\beta(\cdot)}^\circ\} \rangle\}$$

$$C^* \in \{\langle \{\mathcal{J}_{(\cdot)\alpha(\cdot)}\}, \{\mathcal{J}_{(\cdot)\beta(\cdot)}^\circ\} \rangle\}$$

definiert ist. Um es ausführlich zu zeigen: Während wir also für den aposterorischen Raum von

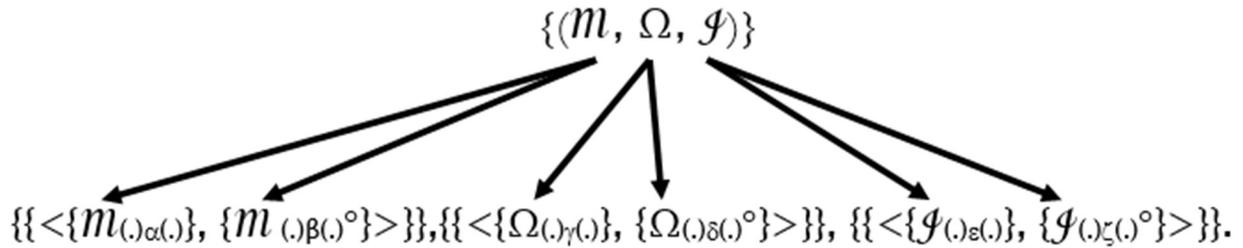
$$\{\Omega\} = \{\text{OR}\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$$

ausgehen, haben wir im apriorischen Raum mit

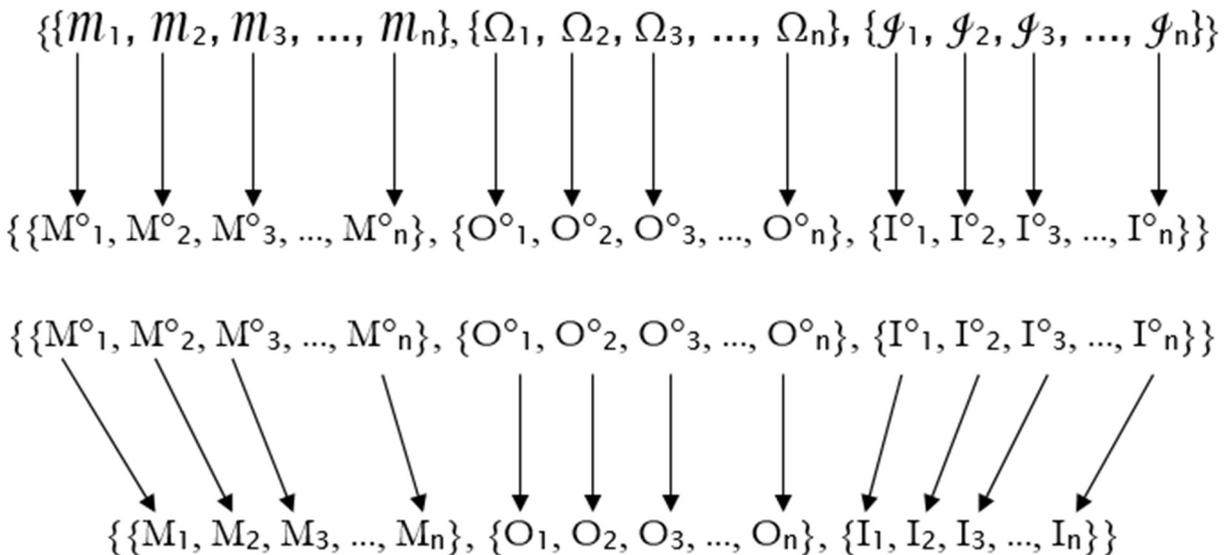
$$\{U\} = \{AR\} = \{\langle \Omega_i, \Omega_j^\circ \rangle\} = \langle A^*, B^*, C^* \rangle =$$

$$\{\{\langle \mathcal{M}_{(\cdot)\alpha(\cdot)}, \mathcal{M}_{(\cdot)\beta(\cdot)^\circ} \rangle\}, \{\{\langle \Omega_{(\cdot)\gamma(\cdot)}, \Omega_{(\cdot)\delta(\cdot)^\circ} \rangle\}, \{\{\langle \mathcal{J}_{(\cdot)\varepsilon(\cdot)}, \mathcal{J}_{(\cdot)\zeta(\cdot)^\circ} \rangle\}\}.$$

zu rechnen. Die „scharfe“ Kontexturengrenze kann damit wie folgt angedeutet werden:



Die „schwachen“ Kontexturengrenzen, welche damit den polykontexturalen Grenzen zwischen Zeichen und Objekt usw. korrespondieren (vgl. Kronthaler 1992), können bekanntlich logisch, mit Hilfe der qualitativen Mathematik sowie semiotisch (vgl. Günther 1979, Kronthaler 1986, Toth 2003) berechnet werden:



Wie man also erkennt, geht der apriorische Raum mit der „scharfen“ Kontexturengrenze noch weit unter bzw. hinter die Kenogrammatik zurück und entzieht sich damit sogar der Polykontexturalitätstheorie. Wenn das allerdings stimmt,

dann kann es keine wirklich polykontexturalen Zeichen geben, da in diesem Fall z.B. keine triadischen Objekte in $\{\Omega\}$ und nicht einmal „Spuren“ in $\{U\}$ auftreten dürften. Hier liegt also noch vieles, was die Theorie einer „polykontexturalen Semiotik“ betrifft, in tiefstem Dunkel.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. II. Hamburg 1979

Günther, Gotthard, Idee und Grundriss einer nicht-aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Stiebing, Hans Michael, „Objekte“ zwischen Natur und Kunst. In: Oehler, Klaus, Zeichen und Realität. Akten des 3. semiotischen Kolloquiums Hamburg. Bd. 2. Tübingen 1984, S. 671-674

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Ontologie und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, *Ontologie und Semiotik II*. In: *Electronic Journal for Mathematical Semiotics*, 2009b

Toth, Alfred, *Apriorische Strukturen*. In: *Electronic Journal for Mathematical Semiotics*, 2009c

Metaobjektivierung ohne Objekt. Ein semiotisches Paradox

1. In Toth (2009) hatten wir uns mit dem Paradox von nicht eingeführten Zeichen beschäftigt, hier wollen wir so tun, also ob kein Objekt vorhanden wäre. In gewissem Sinne gehören viele Figuren der Phantasie, des Märchens, der Mythologie usw. hierher. Niemand hat je einen Drachen, einen Zombie oder den Behemoth als reales Objekt, d.h. als Ω gesehen. Trotzdem sind die bekannten Geschichten, Filme, Bilder, Skulpturen (z.B. vom Drachentöter St. Michael) Gemeingut, d.h. sie setzen als Zeichen neben den Zeichenträgern \mathcal{M} mindestens zwei Interpretanten, einen Sender \mathcal{I}_1 und einen Empfänger \mathcal{I}_2 , voraus, denn sonst könnte ja gar nicht über sie kommuniziert werden.

2. Aufgrund des Gesagten könnte man somit folgende Zeichenrelation aufstellen:

$$ZR^* = (M, O, I, \mathcal{M}, \mathcal{I}_1, \mathcal{I}_2)$$

Die eingebettete Peircesche Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ betrifft natürlich die Drachen, wie wir sie kennen. Die Frage ist nur: woher kommt der Objektbezug, nachdem sich in der ebenfalls in ZR^* eingebetteten Objektrelation kein Ω befindet? O ist definiert also die Relation des Zeichens zum bezeichneten Objekt, d.h.

$$O = R((M, O, I), \Omega),$$

und wie man erkennt, kann diese, da $O = \emptyset$ ist, nicht erfüllt sein. Nun ist es aber so, dass paradoxerweise

$$I = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow I)))$$

ist, da ZR ja nach Bense (1979, S. 53, 67) eine triadisch gestufte Relation über einer monadischen, einer dyadischen sowie einer triadischen Relation ist, wobei die monadische Relation in der dyadischen und beide in der triadischen Relation inkludiert sind. In anderen Worten setzt also I bereits ein O voraus, nur gilt natürlich im Falle von Drachen, Meerjungfrauen und Zentauren:

$$O \neq \Omega.$$

Allerdings kreiert in diesem Fall das innere, semiotische Objekt O (das wir also einzig qua Objekt-Bezug haben), ein externes, pseudo-reales Objekt, das wir mit \mathcal{U} bezeichnen wollen. Damit haben wir also

$$ZR^* = (M, O, I, \mathcal{M}, \mathcal{I}_1, \mathcal{I}_2)$$

mit

$$O \rightarrow \mathcal{U},$$

d.h.

$$ZR^{**} = (M, O, I, \mathcal{M}, \mathcal{U}, \mathcal{I}_1, \mathcal{I}_2),$$

und zwar

$$ZR^{**} = \begin{array}{ccc} M, O, & I, & \\ \updownarrow & \updownarrow & \swarrow \searrow \\ & \mathcal{M}, \mathcal{U}, \mathcal{I}_1, \mathcal{I}_2 & \end{array}$$

Literatur

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Zeichen ohne Zeichensetzer. Ein semiotisches Paradox. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Zeichenrelationen mit fehlenden Relata

1. Wir hatten bereits in Toth (2009a, b, c) Zeichenrelationen untersucht, die keinen Zeichenträger, kein Objekt oder keinen Zeichensetzer haben. Der Zweck des vorliegenden Artikels beschränkt sich auf weitere Zeichenrelationen mit fehlenden Relata sowie auf die Systematisierung der möglichen Typen.

2. Wir gehen aus von der vollständigen Zeichenrelation, wie sie in Toth (2009d) aufgestellt worden war:

$$\text{VZR} = (\{M\}, M, O, I, \mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}, \mathcal{C}, \mathcal{Z}),$$

darin $\{M\}$ das Lexikon bzw. Repertoire von Elementen bedeutet, aus denen die M 's selektiert werden, O der Objekt- und I der Interpretantenbezug sind, \mathcal{M} den materialen Zeichenträger (eines konkreten Zeichens) bezeichnet und Ω dessen reales Objektes sowie \mathcal{J} den Zeichensetzer oder Zeicheninterpreten. \mathcal{C} ist die Kategorie des Ortes und \mathcal{Z} diejenige der Zeit.

2.1. Zeichenrelationen ohne $\{M\}$

Streng genommen, kann ein Zeichen, das nicht über ein Lexikon bzw. Inventar verfügt, aus der die M 's selektiert werden, nicht daraufhin überprüft werden, ob es sich um ein Zeichen handelt oder nicht. So ist z.B. das Wort „tree“ ein Zeichen in $\{M_1\}$ des Englischen, aber nicht in $\{M_2\}$ des Deutschen. Es geht aber nicht an, sich darauf begnügen zu sagen, „tree“ sei immerhin ein Zeichen irgendeiner Sprache, da in diesem Fall die Zeichenrelation die Lexika aller Sprachen dieser Erde enthalten müsste. Ohne eine Ausdrucksmenge kann es kein Modell geben, ohne Modell keine Interpretation und ohne diese auch keine Erfüllungsrelation, die im Falle eines Gebildes entscheidet, ob es ein Zeichen ist oder nicht.

2.2. Zeichenrelationen ohne M

Eine Zeichenrelation ohne M ist nur dann denkbar, wenn es sich um ein konkretes Zeichen handelt, das \mathcal{M} enthält; in diesem Fall ist aber M qua \mathcal{M} gegeben, denn die Präsenz des \mathcal{M} impliziert diejenige des M . Deshalb lautet auch eines der semiotischen Theoreme, dass kein Zeichen ohne Zeichenträger existieren kann (Bense/Walther 1973, S. 137). Die Funktion des Zeichenträgers

kann jedoch von einem anderen Korrelat übernommen werden, vgl. Toth (2009a).

2.3. Zeichenrelationen ohne O

Hier ist praktisch das gleiche zu sagen wie in 2.2., dass nämlich dann, wenn ein Zeichen Ω enthält, O automatisch impliziert wird. Die Funktion des realen Objekts kann jedoch ebenfalls von einem anderen Korrelat übernommen werden, vgl. Toth (2009b).

2.4. Zeichenrelationen ohne I

Bei I ist der Fall fundamental verschieden von denjenigen von ($\mathcal{M} \rightarrow M$) und ($\Omega \rightarrow O$), insofern nämlich, als ($\mathcal{J} \rightarrow I$) nicht notwendig folgt, denn natürliche Zeichen verfügen über kein \mathcal{J} , ausser, man stipuliere Gott. Hingegen ist das Gesetz bei künstlichen Zeichen richtig und bedeutet dort, dass ein Interpret einen Teil seines Bewusstseins an ein von ihm gesetztes Zeichen abgibt, welches dort als Konnex oder Bedeutungsfunktion realisiert wird. Daraus folgt also, dass kein Zeichen mehr Bewusstsein enthalten kann als sein Setzer. Ferner kann ein Zeichen nur dann mehr als ein Bewusstsein enthalten, wenn man eine Pluralität von Bewusstseinen, etwa in Analogie zu einer Mehr-Welten-Theorie mit einer Pluralität von Ontologien, ausgeht.

2.5. Zeichenrelationen ohne \mathcal{M}

Körperzeichensprache, d.h. Mimik, Gestik, Kinesik, alle Gebärden, weite Teile der semiotischen Teilgebiete Proxemik und Chronemik haben keinen materialen Zeichenträger, da hier die Abstände zwischen Objekten oder ein Bewegungsdifferential an der Statt des Zeichenträgers genommen wird. Wenn ich z.B. mit der Hand jemandem etwas „abwinke“, dann bewege ich eine Hand in einer bestimmten, d.h. konventionalisierten Weise schnell hin und her. Der Zeichenträger ist hier als nicht die Hand, sondern das Differential ihrer Bewegungen.

2.6. Zeichenrelationen ohne Ω

Hierher gehören all jene Objekte, die jeder zwar kennt, bei denen aber gleichzeitig bei jedem die Überzeugung vorliegt, sie seien „nicht real“, wie etwa Drachen, Meerjungfrauen, Zombies, das Sandmännchen, die Frau Holle, der Struwwelpeter oder Aschenbrödel. Sie bestehen zwar aus Versatzstücken von „realen“ Objekten, sind aber hypersummativ zu neuen, „irrealen“ Objekten zusammengeschweisst. Solange eine erfundene Figur nicht nur eine Bedeutung, sondern auch einen Sinn, semiotisch gesprochen: nicht nur eine Bezeichnungs-, sondern auch eine Bedeutungsfunktion hat, hat sie einen Interpretantenkonnex, und dieser präsupponiert ein inneres, semiotisches Objekt O , das, wie wir schon festgestellt haben, das reale Objekt Ω in den genannten Fällen ersetzen kann.

2.7. Zeichenrelationen ohne J

Hier handelt es sich um die bereits erwähnten natürlichen Zeichen. Ein realer Interpret kommt hier nicht in Frage. Natürliche Zeichen dürften deshalb eine der Hauptquelle für die Konstruktion Gottes sein, denn die Frage, wie die Natur ohne menschlich geschaffene Algorithmen Eisblumen sowie in Sonderheit belebte Schöpfungen (Pflanze, Tier, Mensch) überhaupt erzeugen kann, ist wissenschaftlich legitim. Tatsache ist, dass auch die beste Biologie, Physik und Semiotik alle zusammen nicht einmal einen Käfer herstellen können. Von dieser Feststellung aus erwächst denn auch der Argwohn gegen rein „beschreibende“ Wissenschaften, zu denen streng genommen vor diesem Hintergrund SÄMTLICHE gehören.

2.8. Zeichenrelationen ohne \mathcal{C}

Zeichen können ohne Ortskategorie in zwei grossen Gruppen auskommen: 1. dort natürlich, wo Zeichen an sich ortsunabhängig sind, d.h. bei iconischem und symbolischem Objektbezug. 2. dort, wo die Ortskategorie durch eine andere Kategorie subsumiert wird, etwa bei den semiotischen Objekten Grabmahl und Grenzstein, wo der Ort ein Teil des realen Referenzobjektes ist, da etwa ein verschobener Grenzstein sinnlos ist und ein nicht an seinem Platz stehender Grabstein bestenfalls ein Gedenkstein, aber kein Grabstein sensu stricto ist. In allen übrigen Fällen ist jedoch die Ortskategorie in einer Zeichenrelation nicht

reduzibel, wenigstens dort, wo es sich um konkrete Zeichen handelt, d.h. z.B. nicht um den Index als abstraktes Zeichen (3.2 2.2 1.2), sondern als semiotisches Objekt (3.2 2.2 1.2), denn als konkretes Zeichen muss es einen materialen Zeichenträger haben, also z.B. einen Holzpfeiler. Was aber nützt so ein Wegweiser, wenn der Ort unbekannt ist? Der Pfeil in Richtung des Ortes und die Entfernungsangaben könnten dann gar nicht auf dem Wegweiser stehen.

2.9. Zeichenrelationen ohne \mathfrak{Z}

So wie sprachliche Zeichen, besonders dann, wenn man Dialekte untersucht, unbedingt über eine Ortskategorie verfügen müssen, sollten aber Zeichen über eine Zeitkategorie verfügen, denn Zeichen können, wie sich R. Kaehr einmal ausgedrückt hatte, ver-enden. Gewisse Wörter werden nach einiger Zeit durch andere ersetzt und vergessen, z.B. im Deutschen *sintemal* und *alldieweil*, im Schweizerdt. das nur noch in St. Gallen passiv bekannte Wort *förben*, das genau franz. *balayer* entspricht, usw. Wenn sich unter den nonverbalen „Kodes“ die Werbung anschaut, die der Mode am nächsten steht und daher dem schnellsten Wandel unter allen Zeichensystemen unterworfen ist, dann kann man die Wirkung von \mathfrak{Z} gut erkennen. Wie \mathfrak{C} , so setzt allerdings auch die Irreduzibilität von \mathfrak{Z} ein konkretes Zeichen voraus. Ein schönes Beispiel für ein an die Zeit gebundenes semiotisches Objekt ist das alljährlich im Fernsehen übertragene Leuten eines Schweizer Alpen-Kirchleins, das 10 Minuten vor Ende des Alten Jahres beginnt, an der Jahreswende den 12. Schlag tut und dann noch mit einigen Schlägen ins Neue Jahr hineinebbt.

Man könnte weitergehen und nun das kombinierte Fehlen von Kategorien annehmen. Wie man leicht ausrechnet, gibt es hier genau 45 dyadische Möglichkeiten, die jedoch schnell sinken, sobald mehr als 3 Kategorien gleichzeitig fehlen.

Literatur

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Zeichen ohne Zeichenträger. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009a

- Toth, Alfred, Metaobjektivierung ohne Objekt. Ein semiotisches Paradox II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009b
- Toth, Alfred, Zeichen ohne Zeichensetzer. Ein semiotisches Paradox. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009c
- Toth, Alfred, Irreduzible semiotische Relationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics (2009d)

Die Assignment von Objekten

1. Leider ist es unmöglich, engl. „assignment“ im Deutschen adäquat wiederzugeben, d.h. so, dass der ursprünglich bereits im Wort steckende semiotische Kontext gewahrt bleibt (lat. signum = Zeichen); dt. „Zuschreibung“ ist ferner nicht einmal ein mathematischer Terminus und ferner von einer solchen Mehrdeutigkeit, so dass man in einer wissenschaftlichen Arbeit die Hände von ihm lassen sollte. „Assignment“ hat ferner den Vorteil, dass man sich bei der „Zuschreibung“ nicht zu entscheiden braucht zwischen Bezeichnung und Bedeutung, Bedeutung und Sinn, Extension und Intension usw., die bekanntlich ständig verwechselt werden. Es geht also in der vorliegenden Arbeit um die Zuschreibung von Bedeutung zu Objekten. Da Bedeutung wegen der verschachtelten Struktur von Zeichenrelationen aber immer schon Bezeichnung impliziert (Denomination und Designation – was wieder nicht dasselbe ist wie „Assignment“), kann man genauso gut sagen, es gehe hier um die VERZEICHNIGUNG von Objekten; ich denke, Assignment klingt doch besser.

2. Toth (2009) und einer langen Reihe darauf aufbauender Arbeiten folgend, unterscheide ich in einer Semiotik zwischen Objektrelationen einerseits und Zeichenrelationen andererseits. Bei der Definition von Objektrelationen folge ich einem in der Semiotik ganz unbekannt gebliebenen Modell, das Jürgen Joedicke (1976, S. 61 ff.) für die Klassifikation von Architekturobjekten aufgrund des „phänomenologischen Umwelterlebnisses“ aufgestellt hat. Ich gebe hier aus Platzspargründen sogleich die semiotisch-objektalen Korrespondenzen (rechts) zu Joedickes Klassifikation (links):

Nutzer $\mathcal{I} \leftrightarrow \mathcal{M}$

Bewegung $\mathcal{I} \leftrightarrow \Omega$

Raum Ω

Menschen \mathcal{I}

Artefakten \mathcal{M}

Hier ist also zu bemerken, dass die ganze Objektrelation scheinbar doppelt eingeführt wird, nämlich als singuläre ontologische Kategorien einerseits und

als dyadische Partialrelationen aus diesen Kategorien andererseits. Eine solche Vermutung wäre jedoch falsch, denn anders als semiotische Ausdrücke wie $(M \rightarrow O)$, $(O \rightarrow I)$ und $(I \rightarrow M)$ sind die bilateralen Relationen zwischen den ontologischen Kategorien nicht als „ontologische Funktionen“ definierbar. Der vollständigen Objektrelation $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I})$ kann irgendein Modell zugeschrieben werden, und nicht einmal das obige architektonische Modell ist zwangsläufig verbindlich, worauf übrigens Joedicke (1976, S. 63) ausdrücklich hinweist.

3. Bei der Definition der Zeichenrelation folge ich ebenfalls einem in der Semiotik ganz unbekannt gebliebenen Modell, und zwar der logisch-semantischen Semiotik von Menne (1992, S.55 ff.). Nach Menne wird „Bedeutung“ als eine ternäre Relation

$${}^4B(a, l, g, x)$$

mit der folgenden Interpretation definiert: „Der Name a meint in der Sprache l den Gehalt g eines Dinges x “ (Menne 1992, S. 55).

Semiotisch entspricht also der Name dem Mittelbezug eines Zeichens und die Sprache l dem Repertoire, aus dem er selektiert wurde, d.h. eine „Kategorie“, welche im Peirceschen Zeichen zwar vorausgesetzt wird, aber nicht Bestandteil der triadischen Zeichenrelation ist. Sie entspricht am ehesten der Sprache \mathcal{L} im Sinne einer Ausdrucksmenge in der Modelltheorie (vgl. Schwabhäuser 1971, S. 35). Was nun den Gehalt eines Dinges anbelangt, der durch den Namen ausgedrückt wird, so ist hier die semiotische Bedeutungsfunktion $(O \rightarrow I)$ gemeint, denn dass hier der linguistische Sinn und nicht etwa die der semiotischen Bezeichnungsfunktion entsprechende linguistische Bedeutung gemeint ist, geht aus Mennes Unterscheidung zwischen Äquivalenz und Univozität (1992, S. 56) klar hervor. Mennes „Ding“ ist natürlich das bezeichnete, reale, externe Objekt Ω und nicht das als Objektbezug bereits bezeichnete, semiotische, interne Objekt O . Damit kann also Mennes Bedeutungsrelation in Form einer vollständigen Zeichenrelationen notiert werden, so zwar, dass diese in jener eingebettet ist:

$$ZR = (\{M\}, M, (O \leftrightarrow I), \Omega)$$

Man beachte, dass von den definitorischen Voraussetzungen Mennes zur Etablierung von Bedeutung ZR irreduzibel ist, denn $\{M\}$ kann nicht von einem einzelnen Mittelbezug aus rekonstruiert werden, und Ω kann ebenfalls nicht aus dem inneren relationalen Objektbezug rekonstruiert werden würde, was nichts anderes als die Rückgängigmachung der Semiose erfordern würde, d.h. einen polykontexturalen Prozess, welche die transzendente Grenze zwischen Zeichen und Objekte aufhöbe.

4. Wir gehen also von einer Semiotik aus, in der zwischen Objektrelationen einerseits und Zeichenrelationen (bzw. Bedeutungsrelationen) andererseits unterschieden werden kann:

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}, (\mathcal{J} \leftrightarrow \Omega), (\mathcal{J} \leftrightarrow \mathcal{M}))$$

$$ZR = (\{M\}, M, (O \leftrightarrow I), \Omega)$$

Wie man erkennt, garantiert das in beiden Relationen, d.h. in der **Präsentationsrelation** OR ebenso wie in der **Repräsentationsrelation** ZR präsente reale externe Objekt Ω , dass in allen möglichen Fällen eine semiotische Verbindung zwischen OR und ZR existiert. Dies ist natürlich nichts anderes als ein formaler Ausdruck dessen, dass ein Zeichen ja durch Semiose aus einem Objekt entsteht bzw. nach Benses Terminus selber ein „Metaobjekt“ ist (Bense 1967, S. 9).

4.1. Wir bestimmen nun zunächst die Partialrelationen von OR:

4.1.1. 3 monadische Partialrelationen: $\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}$

4.1.2. 3 dyadische Parrtialrelationen: $(\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega), (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J}), (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J})$

4.1.3. 9 triadische Partialrelationen: $(\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega \leftrightarrow \mathcal{J}), (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J} \leftrightarrow \Omega), (\Omega \leftrightarrow \mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}), (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J} \leftrightarrow \mathcal{M}), (\mathcal{J} \leftrightarrow \Omega \leftrightarrow \mathcal{M}), (\mathcal{J} \leftrightarrow \mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)$

4.1.4. 9 monadisch-dyadische Partialrelationen:

$$(\mathcal{M} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$(\Omega \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\Omega \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\Omega \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$(\mathcal{J} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

4.1.5. 27 dyadische-dyadische Partialrelationen:

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\Omega \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\Omega \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\Omega \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\Omega \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\Omega \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\Omega \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\Omega \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{M} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\Omega \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\Omega \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}))$$

$$((\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J}) \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega)), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J})), (\mathcal{J} \leftrightarrow (\mathcal{M} \leftrightarrow \mathcal{J})), \text{ etc.}$$

Da die letzteren Relationen als dyadische Relationen zwischen Paaren angesehen werden können, kann man also noch 81 triadisch-triadische Relationen, usw. bilden.

4.2. Anschliessend werden die Partialrelationen von ZR bestimmt. Wegen $\{M\}$ müssen wir hier jedoch die traditionelle Einteilung ganz beiseite lassen:

4.2.1. $\{M\}$, M , $(O \leftrightarrow I)$, Ω

Anm.: $(O \leftrightarrow I)$ ist hier eine Abkürzung für $((O \rightarrow I) \wedge (I \rightarrow O))$, bedeutet also nicht dasselbe wie das Zeichen \leftrightarrow bei den Objektrelationen.

$$4.2.2. (\{M\} \leftrightarrow M), (\{M\} \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)), (\{M\} \leftrightarrow \Omega)$$

$$4.2.3. ((\{M\} \rightarrow M) \leftrightarrow M), ((\{M\} \rightarrow M) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)), ((\{M\} \rightarrow M) \leftrightarrow \Omega)$$

$$4.2.4. ((\{M\} \rightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow M), ((\{M\} \rightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)), ((\{M\} \rightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow \Omega)$$

$$4.2.5. ((\{M\} \rightarrow \Omega) \leftrightarrow M), ((\{M\} \rightarrow \Omega) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)), ((\{M\} \rightarrow \Omega) \leftrightarrow \Omega)$$

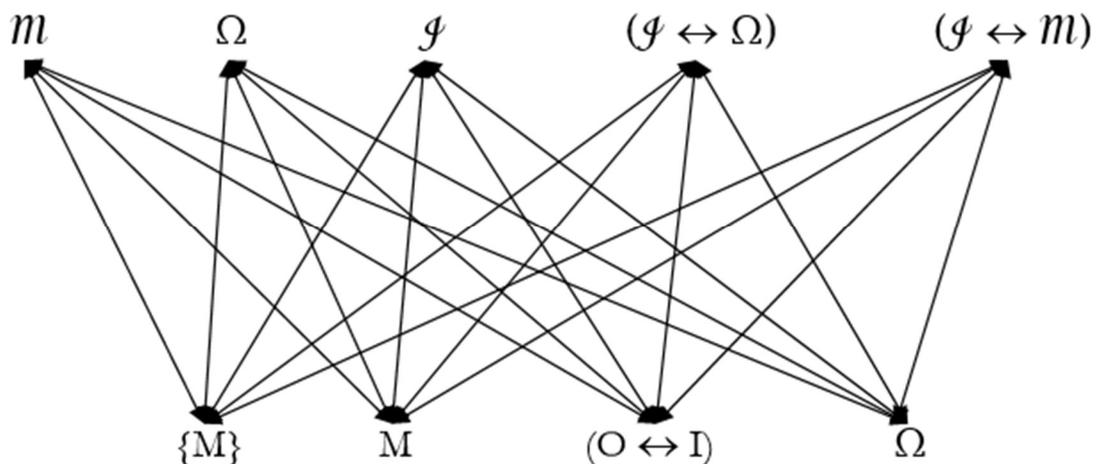
$$4.2.6. ((M \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow M), ((M \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)), ((M \leftrightarrow (O \leftrightarrow I)) \leftrightarrow \Omega)$$

4.2.7. $((M \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow M)$, $((M \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I))$, $((M \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow \Omega)$

4.2.8. $((((O \leftrightarrow I) \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow M))$, $((((O \leftrightarrow I) \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow (O \leftrightarrow I))$, $((((O \leftrightarrow I) \leftrightarrow \Omega) \leftrightarrow \Omega))$

Triadische Partialrelationen kann man bei ZR bzw. Mennes Bedeutungsrelation deswegen nicht bilden, weil O und I nur in Form von $(O \leftrightarrow I)$ zugänglich sind, d.h. bereits in einer Partialrelation gebunden sind. $\{M\}$, M , $(O \leftrightarrow I)$ und Ω können jedoch auf $4! = 24$ verschiedene Weisen permutiert werden. Dasselbe ist übrigens natürlich oben mit OR möglich.

5. Objekte können nun dadurch assigniert werden, dass man von OR ausgeht und alle möglichen Partialrelationen zwischen OR und ZR bildet. Dass hieraus eine ungeheure semiotische Komplexität folgt, kann man nach den obigen Ausführungen leicht ersehen. Grundsätzlich handelt es sich also um die folgenden elementaren Abbildungen



Wenn man also nur schon die 15 elementaren Partialrelationen von OR und die 10 elementaren Partialrelationen miteinander kombiniert, ergeben sich 150 partielle bilaterale Relationen, die eine ausserordentlich detailreiche Anwendung ermöglichen, auch ausserhalb der Architektur.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Joedicke, Jürgen, Angewandte Entwurfsmethodik für Architekten. Stuttgart 1976

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Darmstadt 1992

Schwabhäuser, Wolfram, Modelltheorie I. Mannheim 1971

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Das grosse semiotische Paradox

1. Nach Peirce ist das Zeichen eine triadische Relation über einem Mittel-, einem Objekt- und einem Interpretantenbezug

$$ZR = (M, O, I),$$

was das aber bedeutet, ist hochgradig unklar und maximal kontradiktorisch.

2. Nach Walther (1979, S. 49) ist der Mittelbezug „das ‚Zeichen als solches‘“. Dieses wird jedoch nach Bense (1992) durch die eigenreale Zeichenklasse (3.1 2.2 1.3) und nicht nur durch den erstheitlichen Bezug des Zeichens repräsentiert. Ferner dürfte auch der drittheitliche erstheitliche Bezug nicht mit der Peirceschen Definition übereinstimmen, bei der die erstheitliche Semiose endet, aber nicht beginnt.

Einige Seiten später liest man ebenfalls bei Walther: „Der Bezug, in dem das Zeichen als Mittel fungiert, wird ‚Mittelbezug‘ genannt“ (1979, S. 58). „Mittel“ wird hier offenbar als 1-stellige Relation verstanden und darf somit mit „Mittelbezug“ gleichgesetzt werden. Die Frage ist nur, ist mit „Mittel“ hier wirklich ein Bezug, d.h. eine Relation, gemeint?

Wenn man im „Wörterbuch der Semiotik“ von Bense und Walther (1973, S. 65) nachschaut, liest man: „Das Zeichen als triadische Relation ist nach Peirce ein Etwas (Mittel), das für ein anderes Etwas (Objekt) steht oder ein anderes Etwas bezeichnet und für jemanden (Interpret, Interpretant) eine Bedeutung hat“. Hier bedeutet „Mittel“ ganz klar ein Etwas, d.h. ein Objekt und somit den realen, substantiellen, aktuellen Zeichenträger und nicht diesen Zeichenträger als Relation. Die Definition von Peirce bedeutet also, dass ein materiales Objekt A gewählt wird, um für ein anderes materiales Objekt B zu stehen (d.h. es zu substituieren, zu bezeichnen, zu repräsentieren, usw.), und zwar von einem dritten realen Objekt C, für den es dann Bedeutung hat. Das entsprechende Schema sieht also wie folgt aus:

C

↙ ↘

A → B

Dieses Schema hat aber trotz seiner Dreiecksform nicht viel mit dem Zeichenschema gemein, das gemeinhin Peirce zugeschrieben wird. In Sonderheit ergibt sich hieraus keinerlei Hinweis darauf, dass das „Mittel“ 1-stellig, das „Objekt“ 2-stellig und der „Interpretant“ 3-stellig ist, in Sonderheit kommt also keine verschachtelte Relation zustande, so zwar, dass M in O und sowohl M als auch O in I enthalten sind (vgl. Bense 1979, S. 53, 67). Auch die Relationen zwischen A, B und C haben im obigen Bild rein gar nichts mit den semiotischen Funktionen (Bezeichnungs-, Bedeutungs-, Gebrauchsfunktion) zu tun. Ferner ist streng genommen nicht das ganze obige Gebilde das Zeichen, sondern nur A, d.h. das Mittel – und dieses ist, wie wir bereits wissen, material, d.h. es handelt sich hier gar nicht um (M, O, I), sondern um die zu dieser Zeichenrelation korrelative Objektrelation (vgl. Toth 2009)

OR = ($\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}$).

Damit aber nicht genug, denn bereits in Benses erster Buchpublikation zur Semiotik steht nochmals etwas anderes: „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt. Die Zuordnung, die mit einem zum Zeichen erklärten Etwas gegeben wird, ist triadisch: das Etwas ist als ‚Mittel‘ einem ‚Objekt‘ für einen ‚Interpretanten‘ zugeordnet“ (1967, S. 9). Hier wird also ein Mittel-Etwas (bzw. Mittel-Objekt) einem Objekt-Etwas (bzw. Objekt-Objekt) von einem Interpretanten zugeordnet. Mit anderen Worten: Es ist nicht etwas so, dass die Semiose bei einem Objekt beginnt, das bezeichnet werden soll und das deshalb zum Zeichen „metaobjektiviert“ wird, sondern zum Zwecke dieser Bezeichnung wird das Objekt sozusagen in Ruhe gelassen und qua Zuordnung eines anderes Objektes, Mittel, genannt, bezeichnet und also auf diesem Umweg zum Zeichen erklärt. Klar ist, dass auch hier von OR und nicht von ZR die Rede ist. Das terminologische Schwanken zwischen „Interpret“ und „Interpretant“ findet sich bereits in der oben zitierten Definition aus dem „Wörterbuch der Semiotik“.

3. Was ein Mittel M wirklich ist, ist also nicht klar geworden, obwohl dieser Begriff ständig vorausgesetzt und mit dem „Mittelbezug“ identifiziert wird. Der Mittelbezug ist also nichts anderes als das Zeichen in der seiner Materialität, d.h. der materiale Zeichenträger

\mathcal{M}

bzw.

$R(\mathcal{M}) \equiv M$.

Unter Objektbezug wird nun die Relation des Mittels zum bezeichneten Objekt verstanden, d.h.

$O = (\mathcal{M} \leftrightarrow \Omega) = (R(\mathcal{M}) \leftrightarrow \Omega) \equiv R(\Omega)$

und der Interpretantenbezug ist die Relation des Objektbezugs zum bedeutenden Interpretanten, d.h.

$I = (\Omega \leftrightarrow \mathcal{J}) = (R(\Omega) \leftrightarrow \mathcal{J}) \equiv R(\mathcal{J})$.

Das Zeichen ist danach eine triadische Relation, die man wie folgt notieren kann

$ZR = (R(\mathcal{M}), R(\Omega), R(\mathcal{J}))$.

Diesen Ausdruck kann aber schreiben als

$ZR = R(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J}) = R(OR)$.

Das bedeutet aber, dass es keine verschachtelte Relation gibt, d.h. die Beziehung

$ZR = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (O \rightarrow O)))$,

die erstmals bei Bense (1979, S. 53) auftaucht, gilt in der vereinfachten Form

$OR = (\mathcal{M} \subset \Omega \subset \mathcal{J})$

nur dann, wenn der Zeichenträger ein realer Teil des Objektes ist, wie es etwa bei natürlichen Zeichen (pars pro toto) der Fall ist, und wenn darüberhinaus sowohl Zeichenträger als auch Objekt reale Teile des Interpreteten sind, d.h. wenn ein reines Gedankenzeichen vorliegt. Die Existenz eines solchen wird aber von Walther bestritten: „Es gibt kein nur gedachtes Zeichen, das unabhängig von einer Realisation ein Zeichen sein kann“ (1979, S. 51). Merkwürdigerweise fährt Walther aber fort: „Denn wer etwas denkt, denkt ist Zeichen“ – damit gibt es also dennoch Gedankenzeichen. Eine Idee kann sich im Gehirn zu einem Zeichen formieren und damit die Kriterien der „Manifestion“

bzw. „Realisation“ auch in reiner „Idealität“ erfüllen. Das ist es jedenfalls, worauf die Peircesche Definition des Zeichens als

$$ZR = (M, O, I)$$

mit der Inklusionsordnung hinausläuft, die merkwürdigerweise in der Semiotik als „generative Relation“ bezeichnet wird, ein Begriff, der von Bense in den späteren 70er Jahren erfunden worden sein muss, wohl in Anlehnung an die zu jener Zeit sehr populäre Generative Grammatik (der Begriff fehlt in Bense/Walther 1973, taucht aber bei Walther 1979, S. 50 auf). Nur ist es leider so, dass nicht einsehbar ist, warum das Schema

$$(1) M \rightarrow O \rightarrow I$$

bzw.

$$(2) \mathcal{M} \rightarrow \Omega \rightarrow \mathcal{J}$$

ein Generationsschema sein soll. Der Zeichenträger wird zwar einem Objekt zugeordnet, generiert es aber nicht, da es ja der ganzen Semiose präexistent ist. Ferner steht der Interpret oder Interpretant am Anfang und nicht am Ende der Semiose. Schema (1) ist also einfach falsch. In Schema (2) ist es so, dass der Zeichenträger Teil derselben realen Welt ist, dessen Teil auch das bezeichnete Objekt ist. Daraus folgt jedoch nicht, dass der Zeichenträger bereits ein Teil des bezeichneten Objektes ist, denn ich kann zwar mit einem einem Berg entnommenen Kiesel den Berg bezeichnen, aber auch mit einem verknöteten Taschentuch ein abstraktes Ereignis. Was die Beziehung zwischen dem bezeichneten Objekt und dem Interpreten betrifft, so steht auch hier der Interpret am Anfang und nicht am Ende der Relation, so dass also auch (2) falsch ist. In Sonderheit drückt weder (1) noch (2) „generative“ Relationen aus. Man könnte höchstens sagen, dass in (1) ein Interpretant für ein Objekt ein Objekt setzt, dann bekäme man

$$(1)' I \rightarrow O \rightarrow M,$$

wobei hier wenigstens die Ordnung der Kategorien korrekt ist. Allerdings „generiert“ auch hier der Interpretant in keiner Weise das vorgegebene Objekt

und dieses nicht das bekanntlich frei wählbare, sog. arbiträre Mittel. Selbst wenn wir nochmals permutieren, z.B. so

(1)“ $O \rightarrow I \rightarrow M$,

kommt es wieder falsch heraus, denn hier ist das Objekt zwar präexistent, aber es „generiert“ den Interpretanten, obwohl dieser es doch erwählt zum Zwecke der Semiose. Ferner steht das Mittel, das doch sogleich das Objekt bezeichnet, am Ende der Semiose, usw. Man kann das mit allen 6 Permutationen versuchen: Es gibt keine semiotischen generativen Schemata – und zwar deswegen nicht, weil es keine semiotischen verschachtelten Relationen gibt. Streng genommen fallen damit die Subzeichen, definiert als kartesische Produkte aus Triaden und Trichotomien weg, denn die Trichotomien verdanken ihre Existenz allein der dreifachen Verschachtelung von Triaden mit sich selber (vgl. Bense 1975, S. 100 ff.). Selbstverständlich fallen damit auch die Zeichenklassen mit der allgemeinen Form (3.a 2.b 1.c) und der inklusiven Ordnung ($a \leq b \leq c$) weg. Wie man sieht, muss die Semiotik also im Grunde neu begründet werden.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zeichengenese und Kenoebene

1. Ein ungelöstes Problem im Verhältnis von Semiotik und Kenogrammatik, wozu man Kronthaler (1992) studiere, betrifft die Frage, wie der Beginn einer Semiose, an der ja ein reales, substantielles Objekt steht, mit der polykontexturalen Ontologie zu vereinbaren sei, die ja ausschliesslich aus Kenogrammen, also Leerplätzen, sowie ihren Kombinationen, den Morphogrammen besteht.

2. In Toth (2009) sind ausgegangen von der um das Nullzeichen erweiterten Peirceschen Zeichenrelation

$$ZR+ = (M, O, I, \emptyset).$$

und dem folgenden Zuordnungsschema von epistemisch-logischen Kategorien zu den semiotischen Fundamentalkategorien:

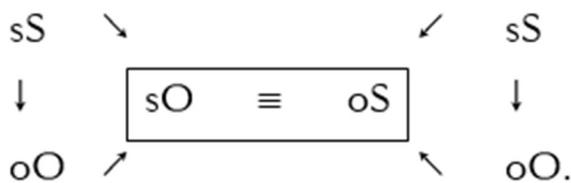
$M \leftrightarrow$ subjektives Objekt (sO)

$O \leftrightarrow$ objektes Objekt (oO)

$I \leftrightarrow$ subjektives Subjekt (sS)

$\emptyset \leftrightarrow$ objektives Subjekt (oS).

Dies führte uns zu einem verdoppelten Semiosemodell, deren Teile zueinander spiegelinvers sind:



3. Linearisiert man nun dieses verdoppelte Semiosemodell, so erhält man

$$\emptyset.d \rightarrow 1.c \rightarrow 2.b \rightarrow 3.a$$

bzw.

$$oS \rightarrow sO \rightarrow oO \rightarrow sS,$$

d.h. nicht, wie vom herkömmlichen Semiosemodell zu erwarten, wonach ein Objekt durch „Metaobjektivierung“ in ein Zeichen transformiert wird (Bense 1967, S. 9), ein Objekt im Sinne eines objektiven Objekts, sondern ein objektive Subjekt steht am Anfang der Semiose, das zuerst durch Dualisation

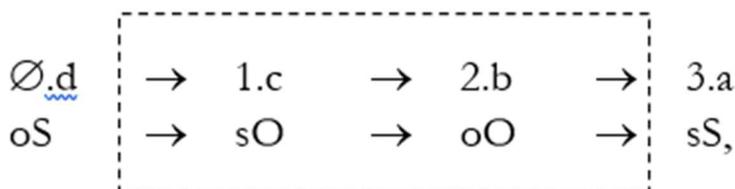
$$\times(oS) = sO$$

in ein Mittel verwandelt wird. Dieses Mittel wird dann einem Objekt durch ein Subjekt (Zeichensetzer, Bewusstsein) zugeordnet bzw. durch eine soziale Gemeinschaft konventionalisiert.

Das bedeutet also, dass am Beginn der Semiose, dort, wo auf die Semiotik „von unten“ die Kenogrammatik stösst, sich ein objektives Subjekt befindet, das selber ein Nullzeichen ist und in den beiden dualen Formen

$$\emptyset \rightarrow A \times A \rightarrow \emptyset$$

erscheint. Als Nullzeichen ist es selbstverständlich substanzlos wie das Kenogramm und wie dieses nicht durch Materialkonstanz, sondern durch Strukturkonstanz ($\emptyset \rightarrow_1, \emptyset \rightarrow_2, \emptyset \rightarrow_3; A \rightarrow_1, A \rightarrow_2, A \rightarrow_3$) gekennzeichnet. Selbstverständlich gibt es wie für das Kenogramm auch für die Stufe des Nullzeichens noch keine Objekttranszendenz. Da die (nach Abschluss der Semiose) „fertigen“ Zeichen mit den ersten drei Gliedern der Peanozahlen isomorph sind (vgl. Bense 1975, S. 167 ff.; 1983, S. 192 ff.), muss das Nullzeichen den Tritozahlen als dem höchsten polykontexturalen Zahlensystem korrespondieren. Es ist also wohl kein Zufall, dass die 15 möglichen tetradischen Zeichenklassen über $ZR+ = (M, O, I, \emptyset)$ genau der Anzahl der 15 Trito-Zahlen der Kontextur T4 korrespondieren (vgl. Toth 2003, S. 34). Daraus folgt ferner, dass der Übergang von den polykontexturalen Zahlensystemen zum monokontexturalen Zahlensystem der Peanozahlen im markierten Bereich der folgenden Figur stattfindet:



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-310

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Ein neuer kurzer Blick auf die Zeichengenese. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Thetische Einführung vs. Interpretation

1. Künstliche Zeichen müssen thetisch eingeführt werden, da ihre Objekte vor der Metaobjektivtion (vgl. Bense 1967, S. 9) zu wenig oder gar keine zeichenhafte Evidenz tragen. Dagegen brauchen natürliche Zeichen, da sie, wie ihr Name schon andeutet, vorgegeben sind, lediglich interpretiert zu werden, um als Zeichen gedeutet zu werden. Z.B. gibt es im Zürichbergwald einen Stein, der an die beiden Schlachten von 1799 im Zuge der französischen Revolution erinnert. Da man von den Schlachten selber natürlich keine Spuren mehr sieht, macht es den Anschein, jemand habe einfach einen herumliegenden Stein dazu bestimmt, fortan Gedenkstein für diese Schlachten zu sein. Eine eingeschraubte Texterklärung in Metall weist den Stein als Gedenkstein aus, d.h. bezeugt seine thetische Einführung als Gedenkstein. Für nostalgische Heimatforscher freilich „sprechen“ auch die übrigen Steine, die dort oben noch seit den Schlachten herumliegen mögen. Bemerkenswerter wird der deutsche Satz

Die Steine künden von den Schlachten.

(Z.B. auch ungarisch möglich: A kők szólnak a csatákról.)

im Gegensatz zum Chomsky-Satz

*Die Berge trinken Salzsäure.

nicht als aus semantischen Gründen ungrammatisch empfunden.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, mit dem Wissen des Historikers in jenem Waldgebiet zu stehen, von dem man weiss, dass dort vor mehr als zweihundert Jahren einander feindliche Reiter gegenüberstanden. Man hat das sichere Gefühl, überall noch Spuren zu finden und das zu erleben, was Heimito von Doderer im „Grenzwald“ so schön formulierte: „Man glaubt wahrlich, über tiefe Höhlungen voll längst vergangener Gerüche auf dem schmalen Steg einer Gegenwart zu schreiten“ (1967, S. 174). Obwohl man also allüberall Spuren, d.h. natürliche Zeichen oder Anzeichen, annimmt, bedurfte es eines konventionell eingeführten Zeichens, um die historische Relevanz des Platzes für die späteren Generation auszuweisen. Das konventionelle Zeichen gibt somit sozusagen das Zentrum eines Kreises an, dessen Eradiation von natürlichen

Zeichen belegt ist; es hält diese wie ein Atomkern seine Elektronen in seinem Bann.

2. Thetische Einführung wurde als Operation in der Regel durch ein Zeichen wie $|—$ eingeführt (vgl. Walther 1979, S. 121). Wird also z.B. ein Mittelbezug gesetzt, drückt man dies wie folgt aus: $|— M$. Damit ist aber nicht viel mehr gewonnen als eine zeichenhafte Abkürzung einer Aussage. Mathematisch haben wir hier natürlich das mengentheoretischen Axiom

$$f: \emptyset \rightarrow A$$

vor uns, d.h. die leere Menge kann auf jede beliebige Menge abgebildet werden, d.h. creatio ex nihilo. Da andererseits die leere Menge Teilmenge jeder Menge und so auch der Menge der Zeichenrelationen ist (vgl. Bense 1971, S. 34 ff.), folgt natürlich aus

$$ZR = (M, 0, I)$$

sogleich

$$ZR+ = (M, 0, I, \emptyset).$$

Das Nullzeichen selbst kann nun allerdings auf sämtliche $A \in \{M, 0, I\}$ abgebildet werden, d.h. wir haben hier eine exakte Definition der möglichen thetischen Einführungen:

$$|— M \equiv \emptyset \rightarrow M = \emptyset.1$$

$$|— 0 \equiv \emptyset \rightarrow 0 = \emptyset.2$$

$$|— I \equiv \emptyset \rightarrow I = \emptyset.3$$

Wird also ein künstliches Zeichen eingeführt, ergeben sich folgende Möglichkeiten:

$$1. (|— M \equiv \emptyset \rightarrow M = \emptyset.1) \rightarrow 1.c \rightarrow 2.b \rightarrow 3.a$$

$$\quad \downarrow 1.c \rightarrow 3.a \rightarrow 2.b$$

$$\quad \downarrow 2.b \rightarrow 1.c \rightarrow 3.a$$

$$\quad \downarrow 2.b \rightarrow 3.a \rightarrow 1.c$$

$$\hookrightarrow 3.a \rightarrow 1.c \rightarrow 2.b$$

$$\hookrightarrow 3.a \rightarrow 2.b \rightarrow 1.c$$

$$(a, b, c \in \{.1, .2, .3\})$$

und analog

$$2. (\lceil - M \equiv \emptyset \rightarrow 0 = \emptyset.2) \rightarrow 1.c \rightarrow 2.b \rightarrow 3.a$$

$$\hookrightarrow 1.c \rightarrow 3.a \rightarrow 2.b, \text{ usw.}$$

$$3. (\lceil - M \equiv \emptyset \rightarrow I = \emptyset.3) \rightarrow 1.c \rightarrow 2.b \rightarrow 3.a$$

$$\hookrightarrow 1.c \rightarrow 3.a \rightarrow 2.b, \text{ usw.}$$

3. Beim natürlichen Zeichen genügt hingegen die Interpretation eines Objektes, also z.B. eines natürlich vorgegebenen „Patterns“, als „Eisblume“ o.dgl. D.h. es braucht hier gar nichts thetisch eingeführt zu werden, da das natürliche Zeichen ja nur für sein eigenes, nicht aber für ein fremdes Objekt stehen kann. Stehen Zeichen und Objekt in einer kausalen Relation, so können sowohl Ursache wie Wirkung als natürliche Zeichen für das jeweils andere Glied der kausalen Verbindung auftreten: Der Donner ist ebenso Zeichen für den Blitz (den man vielleicht nicht gesehen hat), wie der Blitz Zeichen für den Donner ist (den man sogleich hören wird). Das natürliche Zeichen ist also ein Teil seines Objektes, während dies bei künstlichen Zeichen in den allermeisten Fällen nicht gilt. Wenn wir, wie wir das seit längerem tun, für reale Objekte Ω schreiben, haben wir also für natürliche Zeichen

$$\mathcal{I}(\Omega) = \text{Zeichen.}$$

Die Frage ist aber natürlich, ob das so korrekt sein kann: Ein natürliches Zeichen ist ein interpretiertes Objekt. Wenn wir überlegen, dass zwar die als Zeichen interpretierte Eisblume realer Teil des effektiven kondensierten Patterns ist, stimmt das, nur ist dieses selbst ein Zeichenträger des ganzen Klimas, das die Eisblume erst entstehen lässt. (Z.B. gedeihen Eisblumen nicht im Sommer.) Wir haben also

$$\mathcal{I}(\mathcal{M}(\Omega)) = \text{Zeichen,}$$

was wir umformen können zu

Zeichen = $(\mathcal{M} \rightarrow (\Omega \rightarrow \mathcal{J})) = (M, O, I)$.

Damit haben wir also für natürliche Zeichen das Schema:

$\Omega \rightarrow 2.b \rightarrow 3.a \rightarrow 1.c$

↳ $2.b \rightarrow 1.d \rightarrow 3.a$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

von Doderer, Heimito, Der Grenzwald. München 1967

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Thetische Einführung von Zeichen und thetische Einführung von Objekten

1. Die Peircesche Zeichenrelation

$$ZR = (M, O, I)$$

ist unvollständig, denn gemäss einem mengentheoretischen Axiom gilt

$$\emptyset \subseteq A,$$

d.h. die leere Menge ist Teilmenge jeder Menge. Daher folgt

$$ZR+ = (M, O, I, \emptyset).$$

Ferner gibt es für jede Menge A genau eine Abbildung

$$f: \emptyset \rightarrow A,$$

daraus folgt also

$$\emptyset \rightarrow M = \emptyset.1$$

$$\emptyset \rightarrow O = \emptyset.2$$

$$\emptyset \rightarrow I = \emptyset.3$$

Thetische Einführung ist somit nichts anderes als die Abbildung der leeren Menge auf die 3 Peirceschen Fundamentalkategorien:

$$|- M \equiv \emptyset \rightarrow M = \emptyset.1$$

$$|- O \equiv \emptyset \rightarrow O = \emptyset.2$$

$$|- I \equiv \emptyset \rightarrow I = \emptyset.3.$$

2. Wenn man nun aber über $ZR+$ die zu ZR erweiterte semiotische Matrix konstruiert (vgl. Toth 2009)

	. \emptyset	.1	.2	.3
\emptyset .	—	$\emptyset.1$	$\emptyset.2$	$\emptyset.3$
1.	1. \emptyset	1.1	1.2	1.3
2.	2. \emptyset	2.1	2.2	2.3
3.	3. \emptyset	3.1	3.2	3.3

so sieht man, dass natürlich auch die zu $\emptyset.1$, $\emptyset.2$ und $\emptyset.3$ dualen Subzeichen 1. \emptyset , 2. \emptyset und 3. \emptyset aufscheinen.

Da 0-stellige Relationen nichts anderes als Objekte sind (vgl. Bense 1975, S. 66), handelt es sich also bei

$$| \text{—} M \equiv \emptyset \rightarrow M = \emptyset.1$$

$$| \text{—} 0 \equiv \emptyset \rightarrow 0 = \emptyset.2$$

$$| \text{—} I \equiv \emptyset \rightarrow I = \emptyset.3.$$

um die thetischen Einführungen von Zeichen aus Objekten, d.h. Benses „Metaobjektivation“ (1967, S. 9) und bei

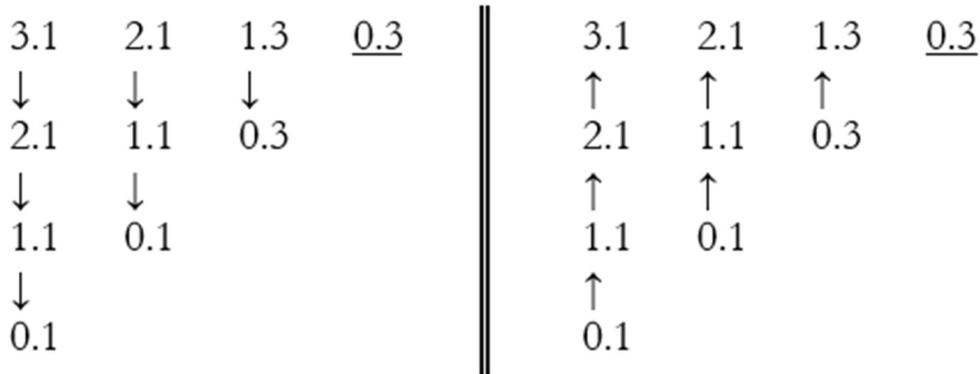
$$\text{—} | M \equiv M \rightarrow \emptyset = 1.\emptyset$$

$$\text{—} | 0 \equiv 0 \rightarrow \emptyset = 2.\emptyset$$

$$\text{—} | I \equiv I \rightarrow \emptyset = 3.\emptyset$$

um die thetischen Einführungen von Objekten aus Zeichen, also um die zu den obigen dualen Prozesse.

Damit kann man z.B. Produktion (rechts) und Reduktion (links) von Zeichenklassen darstellen; vgl. z.B. (3.1 2.1 1.3 $\emptyset.3$):



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Eine einheitliche Begründung der Semiotik auf der Basis von Bi-Spuren. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Die Strukturen des semiotischen Tripels

1. In Toth (2009a) wurde festgesetzt, dass jede Struktur, welche das Tripel

$$\Sigma = \langle \Omega, \emptyset, Z \rangle$$

mit

$$\Omega = \{\Omega.a\}$$

$$\emptyset = \{\emptyset.a\}$$

$$Z = \{a.b\}$$

und $a, b \in \{.1, .2, .3\}$ erfüllt, eine Semiotik heisse. Ω heisst der ontologische Raum, \emptyset der präsemiotische Raum (disponibler Kategorien), und Z der semiotische Raum.

2. Eine vollständige Semiotik, welche alle drei Phasen der Metaobjektivation zwischen Objekt und Zeichen im Rahmen der Semiose (Bense 1967, S. 9) umfasst, erfüllt demnach genau Σ . Nun konnten wir jedoch bereits in Toth (2009b) das Symptom (natürliche Zeichen, Anzeichen) durch die partielle Struktur

$$NZ = \langle \Omega, Z \rangle$$

und das Signal durch die partielle Struktur

$$SIG = \langle \emptyset, Z \rangle$$

bestimmen. Damit bleibt also die Frage, wie die verbleibende dyadische Struktur

$$? = \langle \Omega, \emptyset \rangle$$

bestimmt wird. Diese Struktur enthält also das Objekt einmal als reales (Ω) und einmal als kategoriales (\emptyset), vgl. Bense 1975, S. 66. Kybernetisch interpretiert, handelt es sich bei $\langle \Omega, \emptyset \rangle$ um ein Kommunikationsschema, das im Kanal steckenbleibt. Andererseits gilt jedoch

$$\langle \Omega, \emptyset \rangle = \langle \Omega, Z \rangle \circ \langle \emptyset, Z \rangle = \text{Symptom} \circ \text{Signal}$$

mit den Gesetzen der kategoriellen Komposition. Wir können jedoch auch die relationale Konkatenation verwenden (vgl. Walther 1979, S. 79) und schreiben

$$\langle \Omega, \emptyset \rangle \circ \langle \emptyset, Z \rangle = ? \circ \text{Symptom} = \text{Symbol}$$

Aus diesen beiden Gleichungen mit der je gleichen Unbekannten kann man auf jeden Fall lernen, dass das Symbol oder künstliche Zeichen etwas ist, das aus einem Symbol und einer bisher unbekanntem Entität zusammengesetzt ist. Die erste Gleichung weist ferner diese unbekanntem Entität als Komposition von Symptom und Signal aus, d.h. derjenigen beiden partiellen Σ -Strukturen, bei denen einmal der Sender (Signal) und einmal der Empfänger (Symptom) unterdrückt ist. Durch die Komposition wird hier somit die vollständige Kommunikationskette hergestellt, aber das Ergebnis ist nicht etwa das Symbol, wie man erwarten könnte. (Nach Bense 1971, S. 39 ff. können Zeichenklassen ja als Kommunikationsschemata dargestellt werden.)

3. Schauen wir uns noch die 6 Permutationen der Σ -Struktur an. Wo die Partialstruktur eines Signals oder Symptoms sichtbar ist, wurde diese unterstrichen:

1. $\langle \Omega, \underline{\emptyset}, \underline{Z} \rangle$

2. $\langle \underline{\Omega}, \underline{Z}, \emptyset \rangle$

3. $\langle \emptyset, \underline{\Omega}, \underline{Z} \rangle$

4. $\langle \underline{\emptyset}, \underline{Z}, \Omega \rangle$

5. $\langle Z, \Omega, \emptyset \rangle$

6. $\langle Z, \emptyset, \Omega \rangle$

In der abgehobenen zweiten Gruppe findet sich somit nur konverse Signal- und Symptomrelationen. Man kann sich daher fragen, ob die Struktur $\langle \Omega, \emptyset \rangle$ wirklich eine Zeichenart und nicht einfach die Kategorisation bezeichnet, d.h. den Prozess, der ein reales in ein kategoriales Objekt transformiert, also den essentiellsten Teil in jeder Semiose. Im Fehlen der Kategorisation unterscheiden sich ja gerade natürliche von künstlichen Zeichen, während Signale ebenfalls kategorisiert sind ($\langle \emptyset, Z \rangle$). Bei Signalen fehlt allerdings der Bezug zu den von der Kategorisierung vorausgesetzten realen Objekten, und darin liegt mit Sicherheit der Grund, dass man nicht einfach Symptome und Signale zu Symbolen komponieren kann, obwohl die Kommunikationskette durch die Komposition ja geschlossen werden.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Thetische Einführung vs. Interpretation. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Thetische Einführung von Zeichen und thetische Einführung von Objekten. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009b

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zeichen und Kenogramm

1. Die Idee, das Zeichen, den Basisbegriff der Semiotik, und das Kenogramm, den Basisbegriff der polykontexturalen Logik, miteinander zusammenzubringen, wird erstmals in Kronthaler (1992) erwähnt, allerdings erwähnt Kaehr (2008) seine eigenen diesbezüglichen Bemühungen bereits seit den 70er Jahren. In Kronthalers 1973 fertiggestellter, aber erst 1986 publizierter Dissertation (Kronthaler 1986) ist nichts zu spüren vom Einfluss des Peirceschen Zeichenbegriffs bzw. der Stuttgarter Semiotik auf die Mathematik der Qualitäten, obwohl Max Bense die Dissertation im Hauptreferat betreut hatte.

2. Das Kenogramm ist eine Leerstelle, ein Platz, der nur durch sich selbst andeutet, dass etwas in ihn eingeschrieben werden kann. So besehen, ist es also weder ein präsentierendes noch ein repräsentierendes Zeichen, sondern am ehesten mit Kenneth Pikes „Kenem“ zu vergleichen. Der „Auffüllung“ des Kenems zu einem Plerem entspräche dann die Belegung eines Kenogramms entweder mit logischen Werten, mit mathematischen Zahlen oder mit semiotischen Werten, und das Resultat wäre dann ein logischer Ausdruck, eine Zahl oder ein Zeichen. Wie man also erkennt, hängen diese drei Wissenschaften, die Logik, die Mathematik und die Semiotik, insofern engstens mit der Kenogrammatik zusammen, als sie das Material zur Füllung der von ihr bereitgestellten Leerstellen, der Kenogramme, liefern.

3. Nun ist die Kenogrammatik per definitionem unterhalb von Logik, Mathematik und Semiotik angesiedelt, und zwar mit Zwecke, Dichotomien und andere binäre Strukturen logisch dadurch zu hinter- bzw. untergehen, dass sie in Chiasmen aufgelöst werden. Das bedeutet also, dass auch die Grund-Dichotomie, diejenige des Zeichens und ihres bezeichnetes Objektes, die ja nicht nur für die Semiotik, sondern auch für die Logik und für die Mathematik gilt, auf der kenogrammatischen Ebene nicht mehr oder noch nicht existiert. Wenn man aber die Differenz zwischen Zeichen und Objekt aufhebt, hört das Zeichen auf zu existieren. Scheinbar paradoxerweise bleibt das Objekt, denn das Zeichen ist ein „metaobjektiviertes“ Objekt (Bense 1967, S. 9). Man kann also nicht etwa die Ontologie durch Postulierung einer polykontexturalen Logik zerstören, wohl aber die Semiotik.

4. Von hier aus betrachtet, scheint als die Idee, ein „kenogrammatistische Semiotik“, d.h. eine Vereinigung von Kenogrammatik und Semiotik bzw. eine „Hochzeit von Semiotik und Struktur“ (Kronthaler 1992) zu bewerkstelligen, schlicht unmöglich zu sein. Wenn man aber genauer hinschaut, wodurch ein monokontexturales System überhaupt polykontextural wird, dann kann es gehen. Zunächst wird beim Übergang von der Mono- zur Polykontexturalität das Limitationstheorem der Objekttranszendenz eliminiert. Das ist genau das, worüber im vorherigen Abschnitt berichtet wurde: Nach klassischer, eben monokontexturaler Auffassung sind einander Zeichen und bezeichnetes Objekt transzendent, d.h. ich kann weder meine Freundin aus ihrem Photo herauszaubern, wenn ich sie vermisse, noch sie in ihr Photo hineinzaubern, wenn ich sie loshaben möchte. Das zweite und letzte Limitationstheorem, das beim Übergang von der Mono- zur Polykontexturalität aufgehoben wird, ist dasjenige der Materialität, welche für Zeichenkonstanz verantwortlich ist. Zeichen sind materiell, denn sie bedürfen eines Zeichenträgers (Bense/Walther 1973, S. 137). Kenogramme dagegen sind einfach das (strukturierte) Nichts: die Leere und bestenfalls Spuren, und natürlich bedürfen sie deshalb keines Zeichenträgers. Hier stehen wir also vor einem ähnlichen Dilemma wie bei der Aufhebung des ersten Limitationstheorems: Wenn ich die Transzendenz zwischen Zeichen und Objekt aufhebe – geht das Zeichen zuschanden – und das Objekt bleibt. Wenn ich aber vom Zeichen den Zeichenträger entferne – geht wieder das Zeichen zuschanden, und das (objektale) Material bleibt. Es bleibt also auf jeden Fall die Ontologie, denn das Material entstammt natürlich einem Objekt, ist also selbst Objekt.

5. Obwohl also die Aufhebung beider Theoreme (scheinbar) das Zeichen vernichtet, gibt einen höchst interessanten Unterschied zwischen ihnen: Dadurch, dass ich die Grenze zwischen Zeichen und Objekt aufhebe, komme ich nämlich noch nicht automatisch hinunter auf die kenogrammatistische Ebene. Wenn ich jedoch die Materialität des Zeichenträgers entferne, dann bleibt nur noch Staub und Asche – und Leere, Keno. Es ist nun Rudolf Kaehrs Verdienst, dies gesehen zu haben. In einer bahnbrechenden Arbeit (Kaehr 2008) hob Kaehr das Theorem der Objekttranszendenz der Zeichen auf, indem er die Primzeichen kontexturierte – und dadurch das Zeichen am Leben liess. In einer späteren Arbeit brachte er dann die Verankerung (anchoring) polykontextu-

raler System dadurch in die Diskussion ein, dass er den Zeichenbegriff zunächst zum Diamanten (diamond), dann zum Bi-Zeichen (bi-sign) und dann zum „texteme“ (nicht zu verwechseln mit dem strukturalistischen „Textem“) erweiterte und die dergestalt chiasmatisch und interaktiv ausgerüsteten semiotischen „Gebilde“ verankerte. (Wenn ich Kaehr recht verstehe, geht sein Konzept der Anker bereits auf frühere, evtl. in Manuskriptform vorliegende Studien zurück.) Jedenfalls entspricht das polykontexturale Konzept der Anker, wenn ich Kaehr hier korrekt paraphrasiere, einer polykontexturalen, d.h. disseminierten Version dessen, was für die klassische Logik der Satz vom Grunde ist, durch den bekanntlich der logische Identitätssatz, der Satz vom ausgeschlossenen Dritten und der Satz des Nichtwiderspruchs transzendental „verankert“ sind (vgl. Günther 1991, S. 231 ff.). Da diese 3 „Grundtheoreme des Denkens“ ja in einem polykontexturalen System aufgehoben sind, stellt sich aufs neue das Problem eines „Grundes“ bzw. von „Gründen“, wie man wohl besser sagen wird, da es sich ja um theoretisch unendlich viele disseminierte Systeme handelt. Nun wurzeln aber die Anker, wie Kaehr (2009, S. 21, Anm. 7) klar sagt, im „kenomic grid“ der „Emptiness“ or „Voidness“ – und das heisst in der kenogrammatistischen Ebene. Die Anker bewirken also genau das, was die Aufhebung des Theorems der Zeichenkonstanz bzw. Materialität der Zeichen getan hätte, hätte man es ohne Schaden für den Begriff des Zeichens aufheben können, was ja, wie bereits gesagt, unmöglich ist. Ist also die Semiotik nach der Aufhebung des Theorems der Objekttranszendenz erst eine „kontexturierte“ (und nicht wahrhaft polykontexturale) Semiotik, so ist sie es nach ihrer Verankerung, da der semiotische Raum der Zeichen dann mit dem ontologischen Raum verbunden ist, auf dem sich auch die Kenogrammatik befindet.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Günther, Gotthard, Idee und Grundriss einer nicht-aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Kaehr, Rudolf, Diamond semiotics. In:
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Diamond%20Semiotics/Diamond%20Semiotics.pdf> (2008)

Kaehr, Rudolf, Xanadu's textemes.

<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Xanadu-textemes/Xanadutextemes.pdf> (2009)

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten.
Frankfurt am Main 1986

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Eine kontexturierte semiotische Ontologie?

1. Rudolf Kaehr hat zurecht auf „identity-driven conceptualizations and implementations, i.e. ontology, semiotics, and logic“ hingewiesen (2009, S. 4). Nun, nicht zuletzt dank Kaehrs eigener jahrzehntelanger Forschungstätigkeit haben wir heute so etwas wie eine polykontexturale Logik, und ebenfalls dank Kaehr und einem wenigen, das ich noch beitragen durfte, haben wir heute wenigstens die Anfänge einer polykontexturalen Semiotik. Es bleibt also die Ontologie. Nun hängt diese insofern schon trivialerweise mit der Semiotik, und zwar mit jeder Form von Semiotik, zusammen, als ein Zeichen kein vorgegebenes, sondern ein thetisch eingeführtes oder aus der Natur interpretiertes „Objekt“ ist. Bense (1967, S. 9) hat darum zu recht gesagt, das Zeichen sei ein „Metaobjekt“, wobei der Prozess der Metaobjektivation in diesem Falle mit demjenigen zusammenhängt, der üblicherweise als Semiose oder Zeichen-genese bezeichnet wird.

2. Wenn man sich also, allereinfachst, die Semiose als ein 2-Tupel

$$\Sigma = \langle \Omega, ZR \rangle$$

mit Ω als der Menge der Objekte der „Welt“ (bzw., allgemeiner, einer bestimmten oder evtl. mehrerer Ontologien), und ZR als der Menge der aus diesen Objekten der Ontologien erklärten Zeichen(relationen), dann stellt sich angesichts dessen, dass wir seit Kaehr (2008) über kontexturierte Zeichenklassen der allgemeinen Form

$$Zkl = (3.a_{\alpha,\beta,\gamma} \ 2.b_{\delta,\varepsilon,\zeta} \ 1.c_{\eta,\theta,\iota})$$

mit $a, b, c \in \{.1, .2, .3\}$ und $\alpha, \dots, \iota \in \{\emptyset, 1, 2, 3\}$, wobei $\alpha, \dots, \iota \neq \emptyset$ gdw $a = b \vee a = c \vee b = c$

verfügen, die Frage, woher eigentlich die Kontexturen der Zeichen kommen, d.h. ob sie entweder mit der Semiose von den Objekten her „vererbt“ sind oder auf der (ziemlich mysteriösen) Benseschen Ebene der „Disponibilität“ (vgl. Bense 1975, S. 44, 45 f., 65 f.) hinzukommen. Fest steht nämlich, dass die Zeichen jahrtausendlang ein monokontexturales Dasein fristeten und funktionierten.

3. Wir müssen uns also mit der Herkunft der Kontexturen beschäftigen. Sehr stark vereinfacht gesagt, wurde der logische Ort eines Subjektes S_1 und eines Objektes O_1 von Günther dahingehend interpretiert, dass eine Logik, welche nur Platz für ein Subjekt und ein Objekt hat, eine widernatürliche Generalisierung über der bekanntlich sehr grossen Zahl von Individuen oder Subjekten S_n sowie auch über der sehr grossen Zahl von Objekten O_n darstellt. Zweiwertigkeit ist aber natürlich daran gebunden, dass ein logisches Schema nur jeweils ein einziges Subjekt und ein einziges Objekt hat. Da man nun nicht notwendig die Welt der Objekte vervielfachen muss, da z.B. die Steine dieser Welt sich relativ konstant verhalten (sofern man sie nicht physikalisch betrachtet), da es aber bekannt ist, dass „*quot homines, tot sententiae*“ gilt, ist es nötig, eine Logik zu konstruieren, die Platz für theoretisch unendlich viele Subjekte hat (S_n mit $n \rightarrow \infty$). Hier wird also ganz bewusst der Subjektbegriff im Sinne eines semiotischen Interpretanten in die Logik eingeführt, denn nur die Interpretation eines als konstant angenommenen Objektes durch mehrere Subjekte ist es, welche aus einem System mit einem logischen Ort ein System mit theoretisch unendlich vielen, sog. disseminierten Orten macht. Merkwürdigerweise ist es aber nun so, dass der Interpretationsbegriff in der Logik gar keine Rolle spielt, denn obwohl die polykontexturale Logik wegen der verschiedenen Interpretationen durch mehrere Subjekte eingeführt wurde, spielen Bedeutung und Sinn in keiner Weise eine Rolle für sie. Im Gegenteil: Die polykontexturale Logik beansprucht, noch abstrakter und noch tiefer zu sein als die klassische, sog. monokontexturale Logik, bei der es immerhin noch möglich ist, bei einem Zeichen zwischen dem eigentlichen Zeichen und dem Objekt zu unterscheiden. (Spätere Verfeinerungen, die der Semiotik sehr nahe kommen, wie die höchst brillanten von Menne (1992, S. 55 ff.), wo ein tetradisches logisches Zeichen eingeführt wird, sind Sonderfälle, die im Grunde nicht hierher gehören.) Die polykontexturale Logik beruft sich darauf, mit allen Dichotomien – und so auch mit der elementaren zwischen Zeichen und Objekt – abgefahren zu sein und also weder eine Transzendenz zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt noch eine Zeichenkonstanz im Sinne einer Materialkonstanz, sondern nur eine „Strukturkonstanz“ im Sinne von sog. Kenogrammen und ihren Sequenzen, den Morphogrammen, zu anerkennen.

4. Damit scheint also festzustehen, dass die Kontexturen aus einer tieferen Ebene als der Logik kommen und somit von dieser bisher tiefsten erreichbaren kenogrammatischen Ebene auf die Semiotik vererbt werden. Nun kann man Logik, die sie es schliesslich war, welche die Unterscheidung zwischen wahr und falsch methodisch gemacht und sogar als Fach etabliert hatte, etwas ungewöhnlich als die Wissenschaft des Zutreffens und des Nichtzutreffens von Ausdrücken (bis hinauf zu Aussagen) verstehen. Wenn man die Logik so definiert, dann wird also die Relation zwischen Objekt und Zeichen im Sinne einer Abbildungsrelation als für die Logik zentral hervorgehoben. Und falls man dem zustimmt, muss man sich nun die Frage stellen, warum eigentlich in der Logik nie von thetischer Einführung oder Interpretation im Sinne des Angangs einer Semiose die Rede ist. Es scheint so zu sein, dass man dies der Semiotik überlässt – und sie dabei gerade vergisst, denn die Logik handelt nicht mit bedeutungstragenden und sinntragenden Aussagen – ausser eben im Sinne des Zutreffens, so dass die logische Semantik eine blosser Wahrheitswertsemantik und mit der semiotischen Bezeichnungs- und Bedeutungstheorie im Grunde gar nichts zu tun hat. Aber jedenfalls scheint nun endlich festzustehen, dass beide Grundlagenwissenschaften, die Logik wie die Semiotik, von einem Objekt ausgehen, um es schliesslich in etwas anderes zu verwandeln – die Logik, indem sie Ausdrücke, Aussagen, Funktoren und dgl. über diese Objekte betrachtet, und die Semiotik, indem sie explizit mit vollgültigen bedeutungs- und sinntragenden Zeichen operiert und also weit mehr ist als eine Algebra von syntaktischen Tokens, wie dies die Logik ist. Aus dem bisher Gesagten folgt also, dass der Objektbegriff sowohl für die Logik wie für die Semiotik fundamental ist, auch wenn er in der Logik meist vergessen wird. Nun ist es aber sinnlos, von Objekten zu sprechen, wo es nicht auch Subjekte gibt. Und sowohl die Objekte wie die Subjekte befinden sich ja in den jeweils 2-wertigen Kontexturen der Polykontextualitätstheorie. Daraus folgt also, dass die Kontexturen aus den Objekten plus den Subjekten der tiefsten kenogrammatischen Ebene auf die Semiotik vererbt werden.

5. Damit ist also die Frage im Titel unserer Untersuchung beantwortet: So, wie es nach Kaehr (2008) möglich ist, Zeichenklassen und Realitätsthematiken zu kontextuieren, so muss es möglich sein, auch Objekte („Objektklassen“) zu kontextuieren. Wenn dies aber so ist, dann müssen auch die Benseschen

„disponiblen“ Relationen ($M^\circ, O^\circ, I^\circ$), vgl. Bense (1975, S. 65 f.), kontexturiert sein. Wir erhalten damit anstatt des minimalen Σ -Paares, das eingangs notiert wurde, folgendes Tripel als Modell einer Semiose

$$\Sigma = \langle \Omega, DR, ZR \rangle$$

mit DR als der Menge der „disponiblen“ Relationen, als deren Ort von mir in früheren Publikationen (z.B. Toth 2008) der präsemiotische Raum bestimmt wurde. Das Zeichen, definiert nun im Sinne seiner Semiose, beginnt also im objektalen Raum der Objekte, führt durch den präsemiotischen Raum der disponiblen Relationen oder „Vorzeichen“ und endet im semiotischen Raum der Zeichen. Damit muss aber auch die Zeichenrelation die zugrunde liegende Objektrelation des objektalen Raumes „mitführen“ (vgl. Bense 1979, S. 43), um als Zeichen im Sinne der Semiose vollständig zu sein. Wir können das vollständige semiosische Zeichenmodell daher in etwa wie folgt skizzieren:

Objektaler Raum: $OR = \{OR_1, OR_2, OR_3, \dots, OR_n\}$

$$OR_i = (\mathcal{M}_i, \Omega_i, \mathcal{I}_i)$$

Präsemiotischer Raum: $DR = \{DR_1, DR_2, DR_3, \dots, DR_n\}$

$$DR_i = (M_i^\circ, O_i^\circ, I_i^\circ)$$

Semiotischer Raum: $ZR = \{ZR_1, ZR_2, ZR_3, \dots, ZR_n\}$

$$ZR_i = (M_i, O_i, I_i)$$

Jedes $OR_i = (\mathcal{M}_i, \Omega_i, \mathcal{I}_i)$ ist nun, wie oben dargestellt, kontexturiert, und durch Vererbung werden die Kontexturen ebenso wie die ontologischen Korrelativa $\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{I}$ der semiotischen Kategorien M, O, I „mitgeführt“:

$$\begin{array}{ccc}
 \text{OR}_i = (m_{\alpha,\beta,\gamma} & \Omega_{\delta,\varepsilon,\zeta} & \mathcal{P}_{\eta,\theta,\iota}) \\
 \downarrow & \downarrow & \downarrow \\
 \text{DR}_i = (M_{\alpha,\beta,\gamma} & O_{\delta,\varepsilon,\zeta} & I_{\eta,\theta,\iota}) \\
 \downarrow & \downarrow & \downarrow \\
 \text{ZR}_i = (M_{\alpha,\beta,\gamma} & O_{\delta,\varepsilon,\zeta} & I_{\eta,\theta,\iota})
 \end{array}$$

Ich breche an dieser Stelle diese Einführung in die Theorie kontextuierter semiotischer Objekte ab. Man kann sich leicht vorstellen, dass nach hier Dar-
gestellten eine vollständige Semiotik im Sinne von $\Sigma = \langle \Omega, DR, ZR \rangle$ nicht nur
über eine vollständige Theorie der Zeichenrelationen („Semiotik“ genannt),
sondern auch über eine vollständige Theorie der „disponiblen Relationen“
sowie über eine vollständige Theorie der „Objektrelationen“ verfügen muss.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotics.

<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Diamond%20Semiotics/Diamond%20Semiotics.pdf> (2008)

Kaehr, Rudolf, Category of Glue II.

<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Category%20Glue%20II/Category%20Glue%20II.html> (2009)

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Darmstadt 1992

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Ein neuer Ansatz zur polykontexturalen Semiotik

1. Wie fast überall in den (echten) Wissenschaften, geht es auch in der Semiotik darum, zunächst die richtigen Fragen zu stellen, oder anders gesagt: Mangelnder Fortschritt in den Wissenschaften geht oft auf die Unfähigkeit, Fragen zu stellen, zurück. Nehmen wir also an, Max entscheidet sich abends beim Insbettgehen, da er zu müde ist, um nochmals aufzustehen, einen Knoten in sein unterm Kopfkissen liegendes Taschentuch zu machen, um ihn selbst daran zu erinnern, dass er morgen seinen Verlag anrufen muss. Er tut es und metaobjektiviert damit das Stück Stoff, indem er es zu einem Zeichen erklärt (Bense 1967, S. 9):

Objekt \rightarrow ZR = (M, O, I)

An diesem an sich ausgezehrten Beispiel kann man trotzdem schön wie selten sehen, dass es sich hier um ein „Privatzeichen“ handelt, denn falls Max die Nacht nicht überlebt und seine Frau am nächsten Morgen das Taschentuch findet, dann kann sie den Interpretantenbezug nicht herstellen, d.h. sie erkennt es als Objektverfremdung als ein Zeichen, kann es aber nicht deuten. Streng genommen, ist es damit gar kein Zeichen für sie. Für sie. Also war das verknotete Taschentuch ein Zeichen für Max. Normalerweise verstehen wir ja unter Zeichen für ... die Objektsrepräsentation bzw. -substitution – im Gegensatz zu den Zeichen von, den natürlichen Zeichen, Anzeichen, Symptomen usw. Hier aber bedeutet Zeichen für zusätzlich den Interpreten, d.h. wir müssen die obige Transformation genauer schreiben:

Objekt \rightarrow ZR = (M, O, I) = f(Max).

Gleichzeitig liegt viele tausend Kilometer entfernt Alfred in seinem Bett, und auch er hat vergessen aufzuschreiben, dass er morgen seine Tochter abholen muss, also tut er dasselbe wie Max und verknotet ebenfalls sein Taschentuch. Dann haben wir also

ZR = f (Alfred).

Damit können wir eine ganze Reihe von Zeichen als Funktionen ihrer Interpreten aufstellen, z.B.

$$ZR_1 = f(\text{Max})$$

$$ZR_2 = f(\text{Alfred})$$

$$ZR_3 = f(\text{Otto})$$

⋮

2. In der klassischen-zweiwertigen Logik ist kein Platz für mehrere Subjekte, denn es gibt ja neben der Objekts- nur eine Subjektsposition. Eine 3-wertige Logik hat aber, sagen wir, neben dem Ich ein Platz für ein Du, eine 4-wertige Logik zusätzlich für ein Wir, eine 5-wertige Logik zusätzlich für ein Ihr, usw. Man kann natürlich die ganze Reihe grammatikalischer Referenz auf diese Weise in die Logik bringen, und noch viel mehr. Nur dass wir damit Abschied nehmen von den Grundlagen all dessen, was für uns nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch im täglichen Leben vertraut ist – denn auch das letztere basiert auf der klassischen aristotelischen Logik.

Nach einem Vorschlag Rudolf Kaehrs (2009, S. 15) ist es nun möglich, zwischen den obigen Zeichen für ... (Interpreten) dadurch zu unterscheiden, dass man die Zeichen kontexturiert: Jedes Subjekt – d.h. Max, Alfred, Otto, Barbara, usw. stellt ja einen eigene Qualität und damit einen eigenen ontologischen Ort dar. Dann sieht die altbekannte semiotische Matrix in 4 Kontexturen wie folgt aus:

$$\left(\begin{array}{ccc} 1.1_{1,3,4} & 1.2_{1,4} & 1.3_{3,4} \\ 2.1_{1,4} & 2.2_{1,2,4} & 2.3_{2,4} \\ 3.1_{3,4} & 3.2_{2,4} & 3.3_{2,3,4} \end{array} \right)$$

Da Zeichen in der Semiotik auf die 10 Zeichenklassen (als Mengen von Zeichen) abgebildet werden, bedeutet dann z.B.

(3.1₃ 2.1₁ 1.1₁): meine Qualität „gelb“

(3.1₄ 2.1₄ 1.1₄): deine Qualität „gelb“

(3.1_{3,4} 2.1_{1,4} 1.1_{1,3,4}): unsere Qualität „gelb“, usw.

3. Aber kehren wir nochmals zur Peirceschen Zeichendefinition zurück:

$$ZR = (M, O, I).$$

Sie besagt ja, dass ein Zeichen sich aus einem M, einem O und einem I zusammensetzt. Wenn es aber mehrere Nastücher gibt, die verknotet werden können, dann haben wir

$$M \rightarrow \{M_1, M_2, M_3, \dots, M_n\}$$

Offenbar dienen ferner die Knoten dazu, an mehrere verschiedene Objekte, Ereignisse, zu tuende Pflichten usw. zu erinnern (den Verlag anzurufen, die Tochter abzuholen, das Geld einzuzahlen, usw.), d.h. wir haben

$$O \rightarrow \{O_1, O_2, O_3, \dots, O_n\}.$$

Und dann gibt es eben, siehe die obige Liste, die verschiedenen „Fürs“, d.h. Interpreteten, die als Interpretanten der Zeichenrelation fungieren:

$$I \rightarrow \{I_1, I_2, I_3, \dots, I_n\}$$

So, wie O also eine Ontologie bildet, bildet I einen Bewusstseinsbereich und M einen Repertoire-Bereich. Was aber, wenn nun die Androiden, Lykanthropen, Lycans und weitere Träger anderer Bewusstseinsformen, mit anderen Ontologien und anderen Repertoires kommen und ebenfalls ihre Taschentücher (sofern sie solche verwenden) verknotet wollen? So könnte etwa Mr. Spock vom Stern A-2772 sich selbst daran erinnern wollen, morgen sein Frühstück nach B-2992 zu beamen. Streng genommen, dürfen wir für diesen semiotischen Prozess also nicht mehr die obigen Mengen, basierend auf M, O und I verwenden, sondern wir brauchen neue, und zwar so, dass unsere M, O und I zu Elementen von Mengen werden. Anders gesagt: Wir verwandeln unsere Repertoire, Ontologien und Bewusstseinsbereich selbst in Mengen:

$$\{M\} = \{\{M_1\}, \{M_2\}, \{M_3\}, \dots, \{M_n\}\}$$

$$\{O\} = \{\{O_1\}, \{O_2\}, \{O_3\}, \dots, \{O_n\}\}$$

$$\{I\} = \{\{I_1\}, \{I_2\}, \{I_3\}, \dots, \{I_n\}\}.$$

Damit können wir also das „Zeichen“ nunmehr auf 3 Arten definieren:

1. Als Peircesche Zeichenrelation über Fundamentalkategorien

$$ZR = (M, O, I)$$

2. Als Relation über M-Repertoires, O-Bereiche und I-Felder

$$ZR = (\{M\}, \{O\}, \{I\})$$

3. Als Relation über Mengen von M-Repertoires, O-Bereichen und I-Feldern

$$ZR = (\{\{M\}\}, \{\{O\}\}, \{\{I\}\})$$

Hier haben wir es also mit Kontexturen im Sinne von Gültigkeitsbereichen anderer Subjektivitäten, mit möglichen Welten im Sinne von Gültigkeitsbereichen anderer Objektivitäten sowie mit anderen Repertoires zu tun. Da die Kaehrsche polykontexturale Semiotik alle Primzeichen kontexturiert, haben wir hiermit eine vollständige Begründung dafür, warum wir eine polykontexturale Semiotik brauchen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik Baden-Baden 1967

Kaehr Rudolf, Polycontextuality of Signs?
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/PolySigns/PolySigns.html> (2009)

Was bzw. wie bezeichnet ein Zeichen eigentlich?

1. Das semiotische Fundamentalaxiom lautet: „Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (Bense 1967, S. 9). Wenn also ein Objekt zum Zeichen erklärt wird, folgt innerhalb einer 2-wertigen Logik, dass das Zeichen Nichts sein muss. Daraus folgt ferner, dass die Schnittmenge zwischen dem Nichts des Zeichens und dem Objekt der Bezeichnung die leere Menge sein muss:

$$(\exists \Omega \rightarrow \neg \exists Z) \rightarrow \Omega \cap Z = \emptyset.$$

2. Nun wird aber die Bedingung $\Omega \cap Z = \emptyset$ nur durch den symbolischen Objektbezug erfüllt, da dieser keinerlei gemeinsame Merkmale mit seinem Objekt besitzt. Dagegen gilt für den iconischen Objektbezug

$$\Omega \cap Z \neq \emptyset,$$

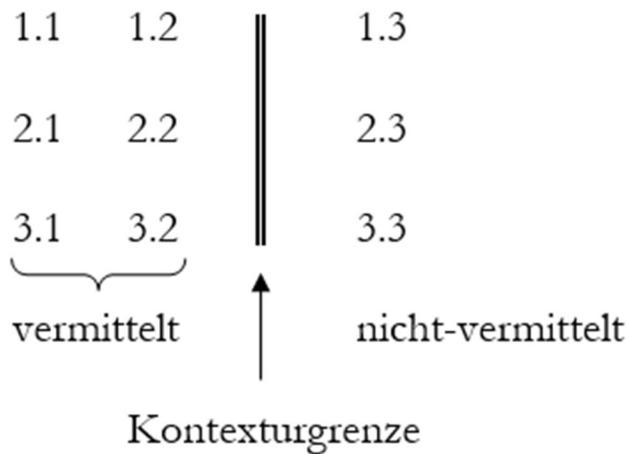
und beim indexikalischen Objektbezug haben Objekt und Zeichen „benachbarte Elemente“ gemeinsam (Zellmer 1982, S. 6), was man mit einer Rand-Funktion \mathfrak{R} wie folgt darstellen könnte:

$$\mathfrak{R}\Omega \cap \mathfrak{R}Z \neq \emptyset,$$

d.h. auf diese Weise wird die „nexale“ oder „hinweisende“ Funktion eines Index formal fassbar.

3. Die Bedingung dafür, dass ein Zeichen ein Etwas bezeichnet, scheint somit zu sein, dass die Schnittmenge der gemeinsamen Merkmale von Objekt und Zeichen leer ist, und dies ist nur dann der Fall, wenn entweder das Objekt oder das Zeichen nichts ist. Da nun nach unserer obigen Feststellung aus der Tatsache, dass das zu bezeichnende Objekt „ist“, folgt, dass das bezeichnende Zeichen „nicht ist“ oder dass also dem Objekt als Etwas das Zeichen als Nichts gegenübersteht, folgt, dass ein Zeichen nur dann bezeichnet, wenn es symbolisch bezeichnet, denn nur beim symbolischen Objektbezug ist die Schnittmenge der gemeinsamen Merkmale von Objekt und Zeichen leer.

Daraus folgt nun allerdings noch etwas viel Aufregenderes: Nachdem niemand verneinen kann, das auch Icons wie Photographien, ein Gemälde, Skulpturen, usw. oder Indizes wie Verkehrszeichen, Strassenbeschriftungen, Orientierungssysteme Zeichen sind, da sie ja gerade wegen der Übereinstimmungen zwischen Objekt und Zeichen diese Objekte „verdoppeln“ anstatt durch ein Nichts zu substituieren, da aber bei diesen keine leere Schnittmenge zwischen Zeichen und Objekt vorliegt, müssen diese im Gegensatz zum Symbol vermittelt sein, d.h. es muss eine dritte Alternative neben Sein und Nichts geben. Für die semiotische Matrix bedeutet dies eine strikte Separation der trichotomisch drittheitlichen Subzeichen von den übrigen:



Man könnte also hieraus schliessen, dass die Etablierung von Bedeutung im Sinn eines drittheitlichen Konnexes über der zweitheitlichen Bezeichnungsfunktion die Setzung einer Kontexturgrenze zwischen dem Interpretantenfeld einerseits und dem Objektbereich andererseits impliziert.

Was wir hier wiederum sehen – und worauf wir schon viele Dutzend Male bei allen möglichen Gelegenheiten hingewiesen hatten, ist, dass die theoretische Semiotik als System der semiotischen Vermittlungszahlen eben ein gemischtes quanti-qualitatives bzw. quali-quantitative System ist, entsprechend der in Toth in Toth (2009) präsentierten Vermittlungszahlen-Matrix

	A	B	||	C
1	1.A	1.B	||	1.C
2	2.A	2.B	||	2.C
3	3.A	3.B	||	3.C,

worin {1, 2, 3} die quantitativen Peirce-Zahlen (tdP) und {A, B, C} die qualitativen Peirce-Zahlen (ttP) sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Quantitative, qualitative und Vermittlungszahlen. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Zellmer, Siegfried, Zum mathematischen Zusammenhang von Iconizität, Indexikalität und Symbolizität. In: Semiosis 27, 1982, S. 5-14

Das semiotische Fundamentalparadox

1. Einer der am meisten zitierten Sätze der Semiotik lautet: „Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden“. Der gleich nachfolgende Satz lautet: „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (Bense 1967, S. 9). Aus diesem semiotischen Fundamental-Axiom schliessen wir also zweierlei:

1.1. Bei der Semiose wird immer ein Objekt zum Zeichen erklärt. Der umgekehrte Prozess – der in der Bense-Semiotik, abgesehen von einigen Aufsätzen von mir, überhaupt nicht einmal erwähnt wurde - beträfe also die Rückgängigmachung eines Zeichens zu (s)einem Objekt.

1.2. Da das Objekt aber beim Übergang zum Zeichen seine typentheoretischen Status verliert (es wird zum Metaobjekt), dürfte die Umkehrung der Semiose sehr schwierig, wenn nicht unmöglich, sein: Quo semel est imbuta recens / servabit odorem testa diu.

2. Eine andere Frage, die sich zum Anfang der Semiose, aufgefasst als dem Ineingreifen von Ontologie und Semiotik, stellt, ist: Wenn ein Objekt zum Zeichen erklärt wird, erhöht sich die Menge der Zeichen dieser Welt. Kommt aber dadurch auch das betreffende Objekt der Welt abhanden, oder gibt es einen semiotisch-ontologischen Erhaltungssatz? Wie Benses Fundamental-Axiom vermuten lässt, gibt es keinen solchen: Ein Etwas, zum Zeichen erklärt, geht der Objektwelt verloren. Allerdings scheint dies in Wahrheit nicht so einfach zu sein, denn das Taschentuch, das ich dadurch zum Zeichen mache, dass ich es verknote, kann ich ja, nachdem ich es aus seiner Zeichenfunktion entlasse, wieder als Objekt gebrauchen. Das Auto, das ich als Geburtstagsgeschenk und daher zum Zeichen der Anerkennung, Ehrung usw. bekomme, kann ich ja tatsächlich fahren, und selbst den Ring, den ich als Zeichen eines lebenslangen Bundes an meinem Finger trage, besteht aus einem Edelmetall, dessen aktueller Wert sich genau bestimmen lässt. Es schaut also so aus, dass mit der Semiose die Welt der Objekte quasi verdoppelt wird, dass neben der Ontologie eine Semiotik aufgebaut wird, an deren Ende alle Objekte zum Zeichen erklärt sind, d.h. wir haben dann eine ontische Ontologie und eine

semiotische Ontologie, deren Verhältnis ferner nach Benses Fundamental-Axiom durch maximale Arbitrarität gekennzeichnet ist, da ja „jedes beliebige Etwas“ zum Zeichen für (jedes beliebige Etwas) erklärt werden kann. Die semiotische Ontologie ist damit aber nichts anderes als die theoretisch maximal willkürliche Abbildung von Objekten zu Objekten aus der ontischen Ontologie. Allein praktische Gründe werden mich daran hindern, z.B. die Zugspitze oder den Tadj Mahal anstatt meines Taschentuches zum Zeichen für Etwas zu erklären.

3. Eine weitere Frage betrifft die Subjektrelevanz von Zeichen. Wenn ich wiederum mein Taschentuch verknote, dann erkläre ich ja dieses Objekt als Zeichen für mich, d.h. wenn ich sterbe, bevor das Zeichen für mich Gültigkeit bekommt, und meine Frau findet es, dann findet sie ein Objekt, dessen Zeichenstatus sie bestenfalls aus seiner Verknötung, d.h. Verfremdung, errät. Sie ist aber in aller Regel völlig unfähig, mein Zeichen zu interpretieren, wird es aufknüpfen und somit das Objekt seinen Verwandten im Wäschekorb übergeben. Ist ein Zeichen aber nicht nur für ein Individuum, sondern für eine ganze Gemeinschaft relevant, wie etwa ein Stoppschild an einer Strasse, so besteht es unabhängig von meinem eventuellen Dahinscheiden. Da in diesem Fall das Objekt sogar nur für das Zeichen designt wurde und streng genommen mit ihm als Zeichenobjekt oder Objektzeichen zusammenfällt, kann ich in diesem Fall auch die Semiose nicht mehr rückgängig machen. Ich kann zwar das Taschentuch wieder auffalten und es wie ehemals als Objekt verwenden, ich werde aber kaum die Farben des Verkehrszeichens abkratzen und den metallischen Träger einschmelzen, in seine Bestandteile zerlegen und sie den richtigen Geistes und am Ende den richtigen Gebirgen in den richtigen Ländern zurückgeben. Anhand dieser zwei einfachen Beispiele lernen wir also, dass es umkehrbare und nicht-umkehrbare Semiosen gibt und dass nicht-umkehrbare Semiosen an Gemeinschaften von Subjekten gebunden sind.

4. Ein besonders schwieriges Problem (das ebenfalls in der Peirce-Bense-Semiotik bisher nicht einmal aufgeworfen wurde) ist die Frage nach der Primordialität von Zeichen und Semiose. Z.B. lesen wir im „Wörterbuch der Semiotik“: „Semiose, ein Terminus, den Peirce für ‚Zeichenprozesse‘, also für Prozesse, die sich an Zeichen bzw. über Zeichenrepertoires abspielen,

einführte. ‚Semiosis‘, so drückte er sich aus, ist eine ‚cooperation of three subjects, such as a sign, its object and its interpretant‘, d.h., jeder Prozess, der eine triadische Zeichenrelation verwirklicht, stellt eine Semiose, einen Zeichenprozess, dar“ (Bense/Walther 1973, S. 91). Wie man sofort erkennt, setzt nach Peirces Definition der Begriff der Semiose also den Begriff des Zeichens voraus. Allerdings kann es wohl kein Zeichen geben, dem nicht der Prozess der Semiose präexistent ist, denn wie sonst könnte ein Objekt nach dem Fundamentalaxiom zum Zeichen qua Metaobjekt erklärt werden? Wenn es aber tatsächlich so sein sollte, dass wir

Semiose \leftrightarrow ZR

haben, und zwar im Sinne von

Semiose = $f(\text{ZR}) \wedge \text{ZR} = f(\text{Semiose})$,

dann haben wir eine Proömielrelation vor uns, die in der klassischen Logik verboten ist. Das würde aber bedeuten, dass das Zeichen nicht von seinem Objekt her, sondern von derjenigen logischen Stufe her eingeführt werden müsste, auf der proömielle Relationen sinnvoll sind, d.h. auf der Ebene der Keno- und der Morphogrammatik. Von hier aus „erweisen sich Zeichen (...) als Reduktionen oder Kristallisationen von Kenogrammen. Die Semiotik kann Zeichen nur als aus einem schon gegebenen Alphabet stammend voraussetzen, den semiotischen Zeichen ist aber die Semiose, der Prozess der Zeichengenerierung selbst, vorgeordnet. Die Kenogrammatik, insofern sie den Prozess der Semiose notierbar macht, muss also der Semiotik systematisch vorgeordnet werden, da sie diese überhaupt ermöglicht“ (Mahler 1993, S. 34).

5. Damit kommen wir zum wohl erregendsten bisher vorgefundenen Fundamentalparadox der gesamten Semiotik:

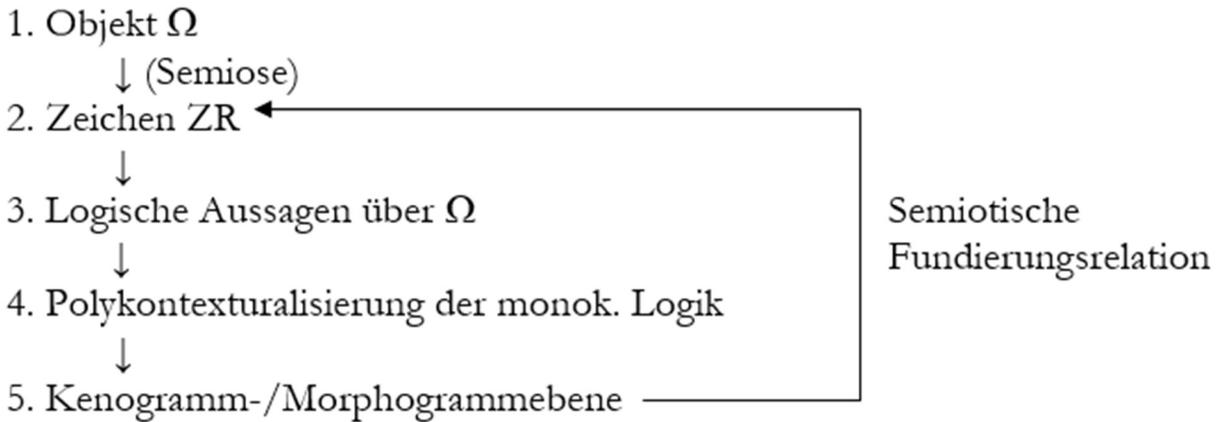
Semiotisches Fundamentalparadox: Die Aussage des semiotischen Fundamentalaxioms, dass das Zeichen ein metaobjektiviertes Objekt sei, d.h. aus einem Objekt eingeführt sei, führt letztlich zum Schluss, dass das Objekt aus einem Zeichen eingeführt wurde.

Um die zwei besprochenen Möglichkeiten, ein Zeichen einzuführen, zu kontrastieren, seien sie kurz, aber detailliert dargestellt:

5.1. Einführung eines Zeichens aus einem Objekt (semiotisches Fundamentalaxiom):

Am Anfang dieses Prozesses steht ein Objekt, Ω , welches zum Zeichen erklärt wird. Erst dann, wenn $\Omega \rightarrow ZR$ abgeschlossen ist, ist also eine Aussage über das Objekt Ω möglich. Und erst dann, wenn eine Aussage über Ω möglich ist, kann die Logik einsetzen, welche bekanntlich Aussagen über Objekte zu ihrem Gegenstande hat. Diese Logik ist aber die seit Aristoteles gebräuchliche, 2-wertige und damit monokontexturale Logik, auf der nicht nur unsere gesamte Wissenschaft, sondern auch unser Denken basiert. Erst an diesem Punkt kann also die Rekonstruktion der Polykontexturalität aus der Monokontexturalität dieser Logik stattfinden. Dazu müssen die Gesetze des Denkens und damit die auf dem Identitätssatz beruhenden Dichotomien aufgelöst und die 2-wertige Logik in eine Logik mit mehr als einer Subjektstelle umgewandelt werden. Diese Subjektstellen bestimmen die Wertigkeit der die 2-wertige Logik erweiternden n-wertigen Logik, die damit in Form von Kenogrammen oder Stellenwerten dargestellt werden kann, welche die ontologischen Stellen für diese Subjekte freihalten. Mathematisch funktioniert diese Reduktion der 2-wertigen auf eine n-wertige Logik (die also gewissermassen gleichzeitig eine Erweiterung oder besser: Ausweitung ist) durch Wert-, Iterations- und Positionsabstraktion (vgl. Kronthaler 1986, S. 26 ff.), wodurch man die drei Ebenen qualitativer Zahlen: die Proto-, die Deutero- und die Trito-Ebene erreicht. Wie in Toth (2009a) gezeigt wurden, können umgekehrt durch Wertbelegung semiotische Systeme aus Trito-Zahlen-Systemen hergestellt werden, so dass also die Keno- und Morphogrammebene eine noch tiefere Reduktionsstufe darstellt als die Ebene der Zeichen.

Der hier dargestellte Prozess kann wie folgt schematisiert werden:



5.2. Einführung des Zeichens aus dem Kenogramm

Nach dem bisher Gesagten können wir gleich zum Schema übergehen:

1. Kenogramm/Morphogramm

↓

2. Durch Wertbelegung Konstruktion der polykontexturalen Logik sowie Mathematik der Qualitäten

↓

3. Konstruktion der „Poly-Semiotik“ entweder durch Kontexturierung (Kaehr 2008) oder durch Belegung der Morphogramme mit semiotischen Werten (Toth 2003, 2009b)

↓

4. Monokontexturalisierung, d.h. Abbildung der mit semiotischen Werten belegten Morphogramme auf die Peirceschen Zeichenklassen

↓

5. Definition des Zeichens

Wie man sieht, gibt es bei dieser 2. Methode überhaupt keinen Platz mehr für das Objekt. Vertritt man den Standpunkt, dass es keine kenogrammmatische Ebene geben könne ohne den Begriffs des Objekts, d.h. also dass die kenogrammmatische Ebene die (polykontexturale) Ontologie voraussetze, dann

landen wir beim Modell Nr.1 und damit in einem unendlichen Zirkel. Ferner müsste man dann zeigen können, dass die Entwicklung

Objekt → Keno → Zeichen

wirklich real stattfinden kann, denn sie impliziert, dass es (bereits auf die polykontexturale Ebene reduzierte) logische Aussagen gibt, bevor es Zeichen gibt, d.h. eine Primordialität der Logik vor der Semiotik, was in Widerspruch zum Modell Nr. 1 steht und zur natürlichen Reihenfolge, dass es zuerst Aussagen geben muss, die ja erst durch Zeichen möglich sind, bevor eine logische Fassung dieser Aussagen davon abstrahiert werden kann. Wie man sieht, ist also das 2. Modell klar falsch und somit das 1. Modell korrekt. Andernfalls hätten wir uns in Zukunft daran gewöhnen müssen, dass die Zeichen ihren Objekten präexistent sind und dass somit Objekte aus Zeichen erklärt werden, in Verletzung des Benseschen Fundamentalaxioms.

Da nun aber das 1. Modell korrekt ist, folgt daraus ein ganz bemerkenswerter Schluss:

Theorem über die Fundamentalsemiose: Am Anfang jeder Semiose steht das Objekt, das zum Zeichen erklärt wird (bzw., im Falle von natürlichen Zeichen, als Zeichen interpretiert wird), und an ihrem Ende steht das Kenogramm.

Da jedoch Kenogramme in keiner Weise in Objekte verwandelt werden können, haben wir eine nicht-zyklische und somit eine hierarchische Relation vor uns. Daraus folgt also, dass das Kenogramm nicht zuunterst steht in der semiosichen Hierarchie, sondern zuoberst, d.h. es bildet den Schlusspunkt in der Fundamentalsemiose, die mit der Metaobjektivierung des Objektes beginnt und also mit der Kenose endet. Die Lebenssphäre eines Zeichens ist somit das Intervall zwischen Objekt und Keno, der Geltungsbereich seiner Wissenschaft, der Semiotik, das Intervall zwischen Ontologie und Kenogrammatik. Wenn also nach jüdisch-christlicher Überlieferung die Ontologie durch die Semiotik entstanden ist, d.h. die Objekte durch das Wort im Sinne von Gen. 1, 1 hergestellt wurde, stellt somit die Semiotik den genau umgekehrten Prozess der Herstellung von Zeichen aus den Objekten dar. Semiotik ist konverse Schöpfung

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Kaehr, Rudolf, Sketch on semiotics in diamonds.
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Semiotics-in-Diamonds/Semiotics-in-Diamonds.html> (2008)

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten.
Frankfurt am Main 1986

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Das Zeichen als qualitative Zahl. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Was ist überhaupt ein Zeichen? In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics , 2009b

Das 2. semiotische Postulat Benses

1. Vorausschickend erwähne ich, dass das 1. semiotische „Postulat“ Benses lediglich die Wiederholung des von mir öfters als „Benses Theorem“ bezeichneten Satzes in Benses erstem semiotischem Buch ist (1967, S. 9), das nun wie folgt formuliert wird:

1.1. Jedes beliebige Etwas kann zum „Zeichen“ eines anderen Etwas erklärt werden (Bense 1981, S. 172).

Das 2. Postulat ist nun eine Art von Fortsetzung, hat aber ebenfalls Theorem-Status:

1.2. Jedes „Zeichen“ kann zum Zeichen eines anderen Zeichens erklärt werden.

2. Das grosse Problem beim 2. „Postulat“ besteht darin, dass vorausgesetzt wird, nicht nur Objekte, sondern auch Zeichen könnten zu Zeichen erklärt werden. Man würde doch annehmen, ein Objekt werden mit einer bestimmten Absicht, d.h. um als Substitut eines bestimmten Etwas zu dienen, zum Zeichen erklärt. Hernach werde das Zeichen dann entweder fallen gelassen (Knoten im Taschentuch) oder konventionalisiert (Wörter). Kann man aber einen Wegweiser zum Buchstaben erklären oder umgekehrt? Diese Um-Zeichnung eines Zeichens würde ja eine De-Metaobjektivierung, also Reversibilität der Semiose voraussetzen, die doch gänzlich unmöglich ist: Einmal ein Zeichen, immer ein Zeichen.

3. Was in der Praxis praktisch unvorstellbar ist, ist rein theoretisch mindestens möglich, wie ich hier kurz aufzeigen möchte. Der Lösungsansatz dieses Problems besteht darin, dass die Peircesche trichotomischen Zahlenrelationen sog. Relationenzahlen darstellen, die zugleich Kardinal-, Ordinal- und Relationszahlen sind (Bense 1981, S. 174). Ihre Eigenheit als Relationszahlen ist dabei charakterisiert durch

$$(x,y) \subset (x'.y') \subset (x''.y'')$$

mit fortschreitenden Indizes. Das bedeutet also, dass ein Subzeichen, das über mindestens einfache Indizierung verfügt, sowohl inkludiert als auch inkludiert ist. Ein Subzeichen mit minimaler Indizierung ist nur inkludiert – und zwar

doppelt -, wogegen ein Subzeichen mit maximaler Indizierung nur inkludiert – und zwar ebenfalls doppelt.

Konkret bedeutet das, dass eine beliebige Zeichenklasse

$$\text{Zkl} = (3.x \ 2.y \ 1.z)$$

unter den obigen Bestimmungen wie folgt geschrieben werden kann:

$$\text{Zkl} = ((3.x+1 \subset) 3.x (\subset 3.x-1), (2.y+1 \subset) 2.y (\subset 2.y-1), (1.z+1 \subset) 1.z (\subset 1.z-1)),$$

was im übrigen dasselbe ist wie

$$\text{Zkl} = ((3.x'' \subset) 3.x' (\subset 3.x), (2.y'' \subset) 2.y' (\subset 2.y), (1.z'' \subset) 1.z' (\subset 1.z)).$$

Wenn wir also zwei Zeichenklassen nehmen, deren Schnittmenge leer ist, d.h. die über kein gemeinsames Subzeichen verfügen, z.B.

$$(3.1 \ 2.1 \ 1.1) \cap (3.2 \ 2.2 \ 1.2) = \emptyset,$$

dann brauchen wir sie nur in der obigen Gestalt der Zeichenklassen der zugleich involvierten wie involvierenden Subzeichen zu schreiben, um das Bensesche Postulat 2 zu erfüllen, z.B.

$$(3.1' \ 2.2' \ 1.2') \cap (3.2 \ 2.2 \ 1.2) = 1$$

$$(3.2 \ 2.2 \ 1.2) \cap (3.1' \ 2.2' \ 1.2) = 1$$

oder wenn es sich um (3.1 2.1 1.1) und (3.3 2.3 1.3), also um Zkln mit minimaler und maximaler Indizierung handelt:

$$(3.1'' \ 2.1'' \ 1.1'') \cap (3.3 \ 2.3 \ 1.3) = 1$$

$$(3.3 \ 2.3 \ 1.3) \cap (3.1'' \ 2.2'' \ 1.2'') = 1$$

Formal ist dies also nur möglich, dass jede Zeichenklasse in jedem Subzeichen neben einer getroffenen Wahl die beiden übrigen Alternativen offen hält, und zwar ununterschieden hinsichtlich Primordialität, wobei es folgende Haupt-Möglichkeiten gibt:

$$1. \text{Zkl} = (\{\underline{3.3} \rightarrow 3.2, 3.1\}, \{\underline{2.3} \rightarrow 2.2, 2.1\}, \{\underline{1.3} \rightarrow 1.2, 1.1\})$$

$$1. \text{Zkl} = (\{3.3 \leftarrow \underline{3.2} \rightarrow 3.1\}, \{2.3 \leftarrow \underline{2.2} \rightarrow 2.1\}, \{1.3 \leftarrow \underline{1.2} \rightarrow 1.1\})$$

1. Zkl = ({3.3, 3.2 ← 3.1}, {2.3, 2.2 ← 2.1}, {1.3, 1.2 ← 1.1}).

Wie man sieht, kann man mit der hier entwickelten Theorie jede Zeichenklassen aus jeder anderen Zeichenklasse herstellen. Ich möchte betonen, dass wir hierfür den Waltherschen Satz (1982), wonach die eigenreale Zeichenklasse (3.1 2.2 1.3) in mindestens einem Subzeichen mit jeder anderen Zeichenklasse zusammenhängt, nicht benutzt haben. Man könnte nämlich evtl. dadurch einen Beweis des 2. Benseschen Theorems anstreben, dass man für jedes Zeichen ein Transformationsschema der Gestalt

$$\left| \begin{array}{l} 3.x \ 2.y \ 1.z \\ 3.1 \ 2.2 \ 1.3 \end{array} \right|$$

ansetzt, das besagt, dass ein Zeichen nur deshalb repräsentieren kann, weil es die Eigenschaft der Eigenrealität besitzt. Daraus würde folgen, dass die übrigen Zeichenklassen zusätzliche Repräsentationsfunktion durch Abweichung von der eigenrealen Zeichenklasse besäßen. Mit Rekurs auf das Transformationsschema könnte man somit ebenfalls jede Zeichenklasse in jede andere Zeichenklasse umwandeln, und zwar qua „Tiefenstruktur“ (3.1 2.2 1.3).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Walther, Elisabeth, Nachtrag zu Trichotomische Triaden. In: Semiosis 27, 1982, S. 15-20

Zeichen aus dem Nichts?

1. Arens zitiert aus John Lockes „Von der Bedeutung der Worte“: „Worte sind willkürliche Zeichen und können als solche von niemand unbekanntem Dingen beigelegt werden; damit würden sie Zeichen von Nichts und Laute ohne Bedeutung“ (1969, S. 87).

2. Zeichen wie „Pluplusch“ und „Pluplubasch“ (Hugo Ball) sind „Laute ohne Bedeutung“ – wenigstens dann, wenn man „willkürlich“ im Sinne von „konventionell“ auffasst – sie beinhalten Hugo Balls Vorschlag, dass Pluplusch einen Baum und Pluplubasch einen Baum, nachdem es geregnet hat, bezeichnet. Von Lauten, d.h. Mittelbezügen, ohne Referenten, d.h. Objektbezügen, bzw. ohne konventionalisierte Bezeichnungsfunktionen ($M \rightarrow O$) ist es jedoch nur ein Schritt bis zum anerkannten Zeichen. Ganz anders liegt daher der erste von Locke erwähnte Fall, d.h. die Zeichen von Nichts. Falls wir annehmen, das Nichts sei, im Sinne der monokontexturalen aristotelischen Logik, leer, dann hat es einfach keinen Sinn, der „homogenen“ Leere ein Zeichen zuzuordnen. Damit fragt man aber sogleich nach dem Sinn von Privativa generell: Warum haben Tassen, Gläser, Flaschen, Schüsseln, Kübel, Eimer, usw. überhaupt namen, wo doch das Wesentliche an ihnen die Leere, d.h. die Abwesenheit von Substanz ist? Deswegen, weil sie von einem Rand von Substanz gesäumt werden? Das wäre der Ursprung des Witzes mit der „halben Tasse“, die seitlich aufgeschnitten und daher kein Behälter, d.h. keine Tasse mehr ist. Die halbe Tasse wäre deshalb *sensu proprio* die Hälfte des Nichts, das sie ja bezeichnet. Ferner fragt man nach dem Sinn des Wortes „Nichts“ selbst, wo ja gar kein materieller „Rand“ vorhanden ist. Allerdings existiert dazu das positive Gegenstück, das „Sein“, d.h. das Nichts ist genau mit denselben Merkmalen wie das Sein definiert, nur sind sie negativ. Negative Merkmale kann man aber nicht wahrnehmen. Das Nichts existiert also nur als Begriff, d.h. als Zeichen. Niemand wird aber in seiner Welt, in der er von Sein umgeben ist, auch nur ein Stücklein Nichts finden können. Das Nichts bezeichnet also ein negatives Objekt, d.h. etwas, das es gar nicht geben kann. Somit ist das Wort „Nichts“ selbst ein Zeichen des Nichts. Nur bezeichnet es eben wieder einen homogenen Gegenstand. Niemand wird die Teile des Nichts benennen können, so wie er die Teile des Seins benennt. Hierhin gehört die bekannte Anmerkung Gotthard

Günthers, er könne sich nicht erinnern, jemals gelesen zu haben, ob es Elephanten oder Würmer im Jenseits gebe.

Dass wir die Teile des Nichts nicht benennen können, liegt also nicht daran, dass wir keine Zeichen zur Verfügung haben für sie, sondern dass wir die Teile gar nicht kennen – bzw. dass es eben in einer monokontexturalen Welt nur ein erratisches, d.h. kein systematisch gegliedertes – und schon gar kein bevölkertes – Jenseits geben kann. Es ist daher verhältnismässig einfach, für das negative Gegenstück einer positiven Totalität wie das „Sein“ ein „Nichts“ dazuzuerfinden, aber was wären die negativen Gegenstücke eines Regenschirms, eines Baums, einer Flasche? Die Mythologie hat sich mit allen möglichen Tricks von Phantasienamen bis Spiegelschriftwörtern beholfen, allein, man kann ein Zeichen erst setzen, nachdem das Objekt gegeben ist, und solange es uns nicht möglich ist, die Apriorität zu schauen, haben wir auch keine Möglichkeit, sie durch Zeichen zu metaobjektivieren.

3. Wie steht es aber mit den bekannteren „Zeichen des Nichts“ wie den Lindwürmern, Meerjungfrauen und Aliens? Sie existieren ja nicht, und trotzdem haben wir ihre Zeichen. Ja, wir haben sie sogar einzig und allein durch ihre Zeichen, d.h. wir haben eine Vorstellung, die nicht von der Anschauung der realen Objekte abgezogen ist. Das ist in der Tat ausserordentlich. Es wundert einen wenig, dass fast alle Menschen dieselbe Vorstellung eines Glases oder einer Flasche haben, ja dass sie in den bekannten kognitionspsychologischen Experimenten fast überall genau dieselbe Grenze ansetzen etwa zwischen einem Glas und einer Tasse, einer Tasse und einem Teller, usw. – denn sie kennen ja alle die entsprechen Realien. Nun ist aber noch niemand einem Drachen, einer Nixe oder einem Alien begegnet. Der Alien mag – wie andere durch den Film eingeführte Figuren – hier entfallen, denn der Film ersetzt die Bekanntwerdung mit diesen Pseudo-Objekten in der Realität. Seit Murnaus Film von 1922 „weiss“ jeder, wie Dracula alias Graf Orlok ausgesehen hat – wie Max Schreck nämlich, der eine reale Person war. Wie aber, muss dann die Frage lauten, kam H.R. Giger zum Alien? Die Antwort ist natürlich die, dass der Zeicheneinführung dieser nicht-existenten Objekte ein Zeichenprozess vorangegangen ist, der die Bilder verschiedener Lebewesen, Menschen oder Hybriden von ihnen „gekreut“ hat. So hat der Lindwurm Züge von einem Vogel,

einer Schlange und noch anderen Tieren. Die Meerjungfrau ist oben Mädchen und unten Fisch – beim Alien scheint noch die ursprünglich keltische Halloween-Maske hineinzuspielen, also ein Zeichenobjekt anstatt eines Objektes. Nun kennt jeder Vögel, Schlangen, Frauen und Fische. Deren Kreuzung ist nun natürlich kein Naturprodukt – denn sie könnten aufgrund von nicht-ausschaltbaren biologischen Barrieren wie auch andere Kreuzungen nicht überleben – aber Zeichenprozesse können sie kreuzen. Schwierig ist hier also sodann die Frage zu beantworten, was eigentlich zum Zeichen erklärt wurde. Nach Benses Theorem (Bense 1967, S. 9) muss ein Objekt ja vorgegeben sein, bevor es zum Zeichen erklärt werden kann; ferner ist ein Zeichen, ausser, es ist ein natürliches Zeichen wie eine Eisblume, nie vorgegeben. Bei den Drachen-Nixen-Aliens scheinen aber Zeichenprozesse zu Zeichen erklärt worden zu sein, und mangels eines realen Koterparts wurden diese im Kopf entstandenen Kreuzungen dann aufgemalt (später im Film dargestellt), so dass ein Zeichen bzw. ein Zeichenobjekt das Objekt ersetzte, das doch eigentlich thetisch als Zeichen eingeführt werden sollte. Dass der anfängliche Zeichenprozess, der in diesen Fällen am Ausgangspunkt der Semiose steht, selbst in realen Objekten fundiert, zählt hier ja nicht. Ich nehme ja nicht 50 % Vogel, 25 % Schlange und 25 % anderes Tier, um es dann zum Zeichen zu erklären, denn das Objekt muss ja vor der Semiose vorgegeben sein. Andererseits kann dieser zeichenhafte Kreuzungsprozess selbst kaum als Semiose bezeichnet werden, denn es fehlt eben wieder das Objekt, das zum Zeichen erklärt werden soll., usw., d.h. wir drehen uns in einem Kreis. Immerhin können wir scheinbar schliessen, dass es zwar keine wirklichen Zeichen des Nichts geben kann, dass wir aber mit Fällen zu rechnen haben, wo sogar bei konventionellen Zeichen diese nicht oder wenigstens nicht direkt aus Objekten eingeführt werden, sondern aus ihnen vorangehende Zeichenprozesse. Das ist ein in der Semiotik bisher nicht untersuchtes Phänomen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Ontologie aus Literatur

1. In Max Benses „Theorie Kafkas“ findet sich folgende interessante Aussage: „Nichts hindert daran, die Annahme zu machen, dass die Seinsthematik der Philosophie sich ebenso, wie sie sich historisch tatsächlich im Zusammenhang mit den Wissenschaften und ihren Feststellungen entwickelt hat, faktisch auch in Ansehung der Literatur und ihren Darstellungen hätte entwickeln können. In diesem Falle würden Sein und Welt ausschliesslich als Themen der Literatur bekannt geworden sein, wir besäßen sie gewissermassen nicht als wissenschaftlich formulierte Erfahrung, sondern als literarisch formulierte Erfahrung. Wir gewinnen demnach auf Grund der vorstehenden Fiktion eine Definition der Literaturmetaphysik. Wir verstehen unter Literaturmetaphysik die philosophische Behandlung der Seinsthematik so wie sie in der Literatur auftritt, also die Ontologie derjenigen Welten oder Stückwelten, die literarisch, episch gegeben werden“ (1952, S. 14).

2. In Toth (2009) hatten wir zwei Formen von Semiosen eingeführt. Die eine, auf Peirce bzw. Bense (1967, S. 9) zurückgehende Semiose besteht darin, dass ein Objekt thetisch zum Zeichen erklärt wird:

$\Omega \rightarrow ZR$

Diesen Vorgang nannte Bense „Metaobjektivierung“. Grundsätzlich kann jedes Etwas zum Zeichen erklärt werden. Die Frage ist jedoch, ob jedes Zeichen auch Zeichen für alle möglichen Objekte sein kann. Wie steht es z.B. mit den von Locke so genannten „Zeichen des Nichts“ wie Drachen, Hexen, Nixen, Einhörnern? Man kann hier bereits erkennen, dass die Ontologie dieser „meontischen“ Figuren (vgl. Bense 1952, S. 115, Anm. 72) nahe bei den literarischen Figuren steht, denn vom Standpunkt ihrer aussersemiotischen Existenz sind die Frau Holle, der Struwelpeter, Michael Kohlhaas oder Schneeweissen und Rosenrot genauso „irreal“ wie die Phantasietiere. Der wesentliche Unterschied besteht lediglich darin, dass diese gleichsam aus mehreren realen Objekten amalgamiert sind, während jene rein äusserlich gesehen existieren könnten. Tatsächlich handelt es sich aber in diesem Sinne um nicht-existente Objekte, dass sie keine historischen Objekte sind. Man kann sogar eine reale Person bereits dadurch zu einer unhistorischen Person

machen, dass man ihr Berufe, Handlungen, Einstellungen usw. andichtet, und zwar solche von historischen Figuren ebenso wie frei erfundene. Semiotisch gesehen spielt also der ontologische bzw. biologische Unterschied, ob es Kreuzungen von Schlangen und Vögeln, Fischen und Mädchen, usw. geben kann oder nicht, keine Rolle, denn das Wesentliche daran ist ihre Nicht-Existenz als Objekte. Denn wo Objekte NICHT existieren, können sie nach dem oben zitierten Satz Benses auch nicht zum Zeichen erklärt werden. Trotzdem stehen aber die Wortzeichen „Drache, Einhorn, Nixe“ doch offenbar für irgendwelche „Objekte“ – Locke behalf sich hier eben damit, sie im Nichts anzusiedeln, da sie offenbar nicht im Sein existieren.

3. Um solche und verwandte Fälle deuten zu können, wurde in Toth (2009) neben der oben gezeigten ersten eine zweite Semiosenart eingeführt

$$(\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n) \rightarrow ZR_i \rightarrow \Omega_i \rightarrow ZR_j$$

Hier werden also verschiedene Objekte im Kopf zu einer Vorstellung, d.h. einem Gedankenzeichen amalgamiert. Aus diesem Zeichen wird dann ein künstliches Objekt hypostasiert, und dieses anschliessend zum pseudo-realen Zeichen erklärt, in dem es z.B. malerische, plastische oder literarische Existenz bekommt. $(\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n) \rightarrow ZR_i$ kann also ebenso sehr die Verschmelzung der Frau Huber aus 10 anderen Frauen sein wie die Amalgamierung von mehreren Tierarten. Dabei ist wichtig, dass $ZR_i \neq ZR_j$, denn ZR_i ist ein Gedankenzeichen, aber $\Omega_i \rightarrow ZR_j$ ist die thetische Einführung des aus dem Gedankenzeichen hypostasierten Objektes als pseudo-reales Objekt (besonders Kinder glauben an die Märchen- und Sagenobjekte, an den Sandmann, die Frau Holle, das Dornröschen, Schneewittchen, die 7 Zwerge, usw.).

Und hier kommen wir zum Eingangszitat Benses zurück: Die Ontologie der Literaturmetaphysik beruht semiotische in der 2. Semioseart $(\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n) \rightarrow ZR_i \rightarrow \Omega_i \rightarrow ZR_j$, während die philosophische Ontologie bzw. Metaphysik auf der 1. Semiosenart $\Omega \rightarrow ZR$ beruht.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Zeichen aus dem Nichts? In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Selbstgrenzen, Identität und Eigenrealität

1. Der Verlust von Selbstgrenzen wird von Mitterauer (2002) u.a. für die Entstehung von Schizophrenie verantwortlich gemacht. Genauer ist unter Selbstgrenze die Grenze zwischen einem Ich und seiner Umgebung zu verstehen. Nun hat das Ich als Subjektposition in der Subjekt-Objekt-Alternative der klassischen 2-wertigen aristotelischen Logik aber gar keine Möglichkeit, eine Umgebung aufzubauen, denn dazu fehlt ihm mindestens ein Vermittlungswert. Dieser Vermittlungs- oder mediative Wert wird von Günther auch als Rejektions- oder Transjunktionwert bezeichnet, und seine Funktion besteht darin, eine binäre Alternative einer aristotelischen Logik als ganze zu verwerfen. Rejektion besteht somit nicht etwa darin, was Mitterauer offenbar annimmt, zwischen „feasible“ und „non-feasible“ Konzepten zu unterscheiden, sondern primär darin, mehr logischen Spielraum dadurch zu schaffen, dass einer Logik mehr Subjektplätze beschafft werden. Die Konsequenz hieraus ist natürlich die Elimination des logischen Identitätssatzes und damit die Öffnung der Kontexturgrenzen zwischen Subjekt und Objekt oder, semiotisch gesprochen, Zeichen und Objekt.

2. Da das Objekt eines Zeichens wie das Zeichen selbst nach Peirce nur vermittelt, und zwar im Rahmen eines dualen Repräsentationssystems, auftreten kann, ergibt sich als erste Möglichkeit zur semiotischen Bestimmung der Umgebung eines durch die Zeichenthematik ausgedrückten Subjektes seine duale Realitätsthematik, die also die vermittelte Objektthematik darstellt.
Formal:

Vermittlung der Subjektposition durch Zeichenthematik:

$$Zkl = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

Vermittlung der Objektposition durch Realitätsthematik:

$$Rth = \times Zkl = \times (3.a \ 2.b \ 1.c) = (c.1 \ b.2 \ a.3).$$

Hiermit kann also ein Zeichen (z.B. „Meerjungfrau“) in Bezug auf seinen Realitätsgehalt „getestet“ werden.

3. Grundsätzlich ist es so, dass Zeichen nicht nur aus Objekten bestehen, welche durch Metaobjektivierung (Bense 1967, S. 9) zu Zeichen erklärt werden, sondern als Ursprung von Zeichen können auch vorgängige Zeichenprozesse selbst stehen (Toth 2009), etwa dann, wenn Schlange und Vogel zum Drachen oder Mädchen und Fisch zur Nixe gekreuzt werden. In diesen Fällen wird ja nicht ein in der Realität beobachtbares Objekt zum Zeichen erklärt, sondern Versatzstücke der objektalen Realität werden in einem Zeichenprozess amalgamiert und dann zum Zeichen erhoben. Diese Fälle sind jedoch im Hinblick auf Krankheitsindizien insofern harmlos, als niemand wirklich an deren Existenz glaubt, sie sind also bloße Ausdrücke von Zeichenkreativität und insofern nicht radikal neu, als sie ja, wie gesagt, aus Versatzstücken der Realität bestehen. Fundamental neue Formen von Realität können auf diesem Wege der Semiose aus Zeichenprozessen prinzipiell nicht gewonnen werden, denn dies würde voraussetzen, dass wir imstande wären, radikal verschiedene Formen von Realität wahrnehmen zu können als diejenige, welche uns umgibt und deren Teil wir sind.

4. Ganz anders wird es allerdings, wenn an die reale Existenz solcher Gedankenzeichen oder „Zeichen aus dem Nichts“, wie sie Berkeley genannt hatte, glaubt wird. Es handelt sich dann nämlich nicht mehr um repräsentative, sondern um präsentative Zeichen. Ein Schauspieler, der Julius Caesar spielt, repräsentiert ihn in seiner Rolle, aber ein „Kranker“, welcher allen Ernstes glaubt, Julius Caesar (oder dessen Reinkarnation) zu sein, präsentiert ihn, kurz: er IST Julius Caesar. Das semiotisch und kybernetisch sowie logisch Bemerkenswerte hieran ist allerdings, dass dieser Unterschied zwischen Präsentation und Repräsentation nur dann gilt, wenn sowohl der Betroffene wie seine Umgebung einer 2-wertigen aristotelischen Logik angehören. Denn sobald wir auch nur einen 3. Wert haben, ist ja die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt offen, was die beliebige Austauschbarkeit von Zeichen und Objekt impliziert. Das der Identitätssatz eliminiert ist, mag jemand nicht nur Julius Caesar, sondern gleich noch Hitler, Mussolini und Stalin sein, denn auch die Individualität fällt, wo das Identitätsgesetz fällt (vgl. Günther 1957). Streng genommen kann dann allerdings auch nicht mehr zwischen Zeichen und Objekt unterschieden werden, denn woran soll man das Zeichen in einer Semiotik

erkennen, deren Objekte nicht transzendent und also gerade durch eine bestehende Kontexturgrenze erkenntlich sind?

5. Formal ist also etwa die Person Hans Müller eigenreal, das die ebenfalls auf Aristoteles zurückgehende Persönlichkeitskonzeption eine Idem-Hic-et Nunc-Origo voraussetzt, d.h. eine Person kann zur selben Zeit nur an einem Ort sein und nicht mehrfach auftreten. Es gibt also in einer 2-wertigen Logik keine Doppelgänger, weil das Identitätsprinzip nicht aufgehoben ist. Das Auftreten von Doppelgängern ist also primär ein Indiz für eine nicht-aristotelische Logik und nur in 2-wertigen Systemen ein Indiz für Krankheit. Wie bereits Günther (1954) nachgewiesen hatte, gilt aber die 2-wertige Logik nicht einmal in subatomaren Systemen. 2-wertig gilt aber z.B.

Zkl (Hans Müller) = (3.1₁ 2.2₁ 1.3₁)

Zkl (Napoleon) = (3.1₂ 2.2₂ 1.3₂)

mit

Hans Müller \neq Napoleon

und

(3.1₁ 2.2₁ 1.3₁) \neq (3.1₂ 2.2₂ 1.3₂).

Heben wir aber die Kontexturgrenzen auf, kann es sein, dass wir

(3.1_{1,2} 2.2_{1,2} 1.3_{1,2})

bekommen, also eine Person, die gleichzeitig Hans Müller und Napoleon ist. Wir haben also zwei Subjekte und damit eine mindestens 3-wertige Logik. Der Übergang zu höherwertigen logischen und semiotischen Systemen schliesst verhindert also sozusagen 2-wertige Abnormitätenkabinette. Rejektion führt neue Werte in die aristotelische Logik ein und realisiert somit Intentionen anstatt sie zu verhindern.

6. Welches sind aber die Umgebungen von Hans Müller, Napoleon und Hans Müller-Napoleon? Wir hatten oben als eine erste Möglichkeit semiotischer Umgebungen die dualen Realitätsthematiken angeführt. Bei kontexturierten

Zeichenklassen kommt somit ausserdem die von Kaehr als heteromorphisch bezeichnete Umgebung der umgetauschten Kontexturenzahlen dazu, vgl.

$$\times(3.1_{1,2} 2.2_{1,2} 1.3_{1,2}) = (3.1_{2,1} 2.2_{2,1} 1.3_{2,1})$$

bzw. allgemein

$$\times(3.a_{\alpha,\beta} 2.b_{\gamma,\delta} 1.c_{\epsilon,\zeta}) = (c.1_{\zeta,\epsilon} b.2_{\delta,\gamma} a.3_{\beta,\alpha}).$$

Hier ergibt sich also als zusätzliche Möglichkeit der Realitätstestung die Bestimmung des Verhältnisses von Morphismen zu ihren Heteromorphismen. Dass hier kein einfaches Vorwärts-Rückwärts-Verhältnis vorliegt wie in dem pädagogisch intendierten Beispiel Kaehrs, dass dasselbe Stück Wegs hinter dem Auto herauskommt, wenn ich von A nach B fahre, wie vorne „gefressen“ wird (Kaehr 2009, S. 16 ff.) bzw. dass ich B soweit nähere wie ich A verlasse, ergibt sich schon dann, wenn z.B. in 4 Kontexturen bereits 3 Kontxturenzahlen mit $3! = 6$ Permutationen auftreten, und dem einen Morphismen (α, β, γ) also die 5 Heteromorphismen (α, γ, β) , (β, α, γ) , (β, γ, α) , (γ, α, β) , (γ, β, α) gegenüberstehen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Günther, Gotthard, Dreiwertige Logik und die Heisenbergsche Unbestimmtheitsrelation. Zürich 1954, Digitalisat: http://www.vordenker.de/ggphilosophy/gg_heisenberg-relation.pdf

Günther, Gotthard, Ideen zu einer Metaphysik des Todes. In: ders., Beiträge zur Grundlegung einer operatonsfähigen Dialektik. Bd. 3. Hamburg 1980, S. 1-13

Kaehr, Rudolf, The Book of Diamonds. Glasgoew 2009, Digitalisat: <http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Diamond-Theory-Collection.pdf>

Mitterauer, Bernhard, Too soon on earth. Towards an interdisciplinary theory of schizophrenia. <http://www.sbg.ac.at/fps/people/Mitterauer/Too%20soon%20on%20earth.pdf> (2002)

Toth, Alfred, Zeichen aus dem Nichts? In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Was ist semiotische Existenz?

1. Logische Existenz bedarf zu seiner formalen Darstellung, wie jeder Logiker und hoffentlich auch jeder Mathematiker weiss, des Prädikatenkalküls, denn nur Prädikate sind hinblicklich auf Wahrheit oder Falschheit entscheidbar. Daraus folgt – wie Menne (1959/1982) überzeugend dargelegt hat -, dass logische Existenz immer an Eigenschaften von Objekten gebunden und dass daher „jede selbstständige Verwendung von ‚existieren‘, unabhängig von einer bestimmten Eigenschaft oder gar die Behandlung von existieren selbst als Eigenschaft, sinnlos sei“ (1982, S. 99). Er schlägt dann allerdings eine Reihe von Prädikaten vor, um diese seiner Ansicht nach unsinnige Beschränkung durch die Neopositivisten auszuräumen, etwa {ist real existent} oder {ist mythisch existent}. So fällt z.B. Caesar in die Extension des ersten, aber Zeus in diejenige des zweiten Prädikates.

2. Einen Trick der besonderen Art schlägt Menne dann vor: „Man kann noch einen Schritt weiter gehen: Selbst wenn die Art der ontologischen Existenz gar nicht bekannt ist, lassen sich Existenzaussagen machen etwa der Art, ‚Caesar existiert‘, ohne in Widerspruch zu den Gebracuchsregeln des Existenzoperators zu geraten. Man bildet zu ‚Caesar‘ einfach as Prädikat ‚Caesar heissen‘ und erhält dann:

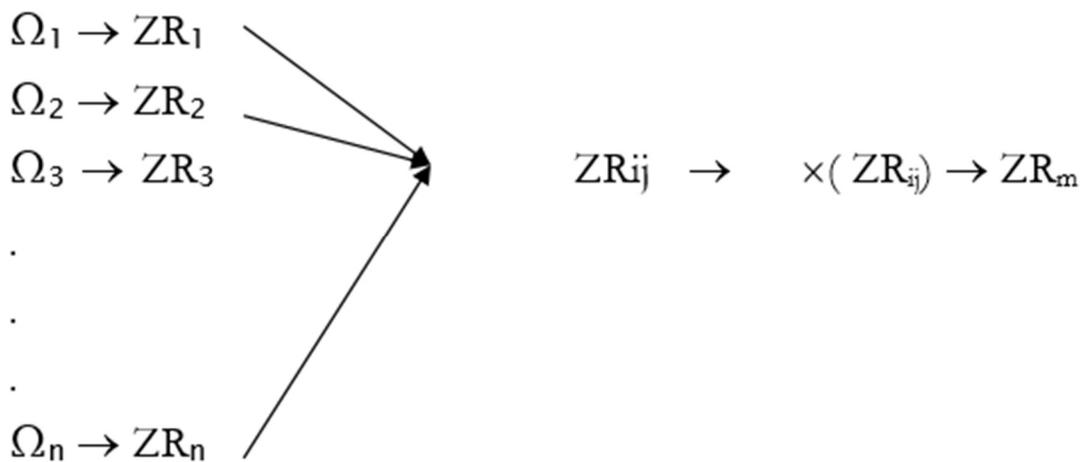
$\exists x \{ \text{heisst Caesar} \} (x)$

Ohne ein Ding irgendwie zu benennen, kann man nicht gut von ihm sprechen; da man nun aus dieser Benennung grundsätzlich immer einen Prädikator bilden kann, kann man also von jedem Ding, von dem man spricht, sinnvoll auch die Existenz behaupten. Dabei bleibt durchaus offen, ob eine solche Existenzbehauptung dann eine wahre oder falsche Aussage darstellt“.

3. Nur Objekte haben Namen. Zwar haben nicht alle Objekte Namen, aber alle Namen setzen Objekte voraus. Wir wollen daher hier prüfen, ob Mennes Hintergehung der Widerspruchsfreiheitsbedingung für logische Existenz ein semiotisches Pendant hat. Im Normalfall ist es nach Bense (1967, S. 9) so, dass ein vorgegebenes Objekt des ontologischen Raum zum Zeichen erklärt wird. Als Zeichen ist es eben dann kein Objekt mehr, sondern, wie Bense betont, ein Metaobjekt, d.h. eine Zuordnung zu einem Objekt:

$\Omega \rightarrow ZR$

Daneben gibt es allerdings noch eine zweite Möglichkeit der Semiose: denn wo sind die Objekte, die Drachen, der Meerjungfrau, Zeus oder dem Fliegenden Holländer entsprechen? Sie bestehen alle aus Versatzstücken realer Objekte, die zu Zeichen erklärt werden, und aus diesen Zeichen werden dann kraft ihrer Affinität einerseits und kraft ihrer Polyrepräsentativität andererseits (vgl. Bense 1983, S. 45) kombinierte Zeichen entwickelt, deren Realitätsthematiken diese „mythischen“ Objekte repräsentiert kreieren. Von diesen realitätsthematischen, vermittelten Objekten haben dann die oben erwähnten sowie eine sehr grosse Zahl weiterer „irrealer“ Objekte ihren Ursprung. Wir haben also:



So werden also z.B. bei einem Drache die Objekte Schlange, Vogel, Adler, Löwe (usw.) zum Zeichen erklärt, und daraus wird ein neues Zeichen „Drache“ kombiniert. Dieses hat natürlich semiotische Existenz, denn wir können zu seiner Zeichenthematik die duale Realitätsthematik bilden und bekommen dadurch ein zeichenvermitteltes Objekt, deren reale, aussersemiotische, ontologische Realität etwa so belanglos ist wie die auf der Widerspruchsfreiheit gegründete logische Realität. Nur wegen dieses in der Realitätsthematik kodierten Objektes ist es möglich, Drachen und andere Fabelwesen überhaupt als konkrete Zeichen, z.B. in Bildern darzustellen. Umgekehrt ist es auch möglich, ein kombiniertes Zeichen wie etwa den „Jabberwocky“ mit rein sprachlichen Zeichen und beschreiben und auf Grund dieser sprachlichen Beschreibung ein Bild anzufertigen, siehe etwa John Tenniel's berühmte

Illustration eines zeichenvermittelten Objektes, das im ontologischen Raum vermutlich nicht einmal lebensfähig wäre. Charakteristisch für diese zweite Form von Semiose, die also keine Objektssemiose, sondern eine Zeichensemiose ist, ist, dass die durch sie erzeugten „irrealen“ Objekte erstens über den ganzen Erdball verbreitet sind und zweitens einander in erstaunlicher Präzision rund um den Erdball gleichen, speziell bei Völkern, zwischen denen zum Zeitpunkt der Entstehung dieser Mythen wohl kein Kontakt vorhanden war.

4. Wir kommen zum Schluss: Semiotische Existenz entsteht entweder durch Repräsentation eines vorgegebenen oder eines aus Zeichen kombinierten, nicht-vorgegebenen Objektes, d.h. semiotische Existenz haben all diejenigen Etwase, die sich repräsentieren, d.h. in Repräsentationsschemata darstellen lassen. „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (Bense 1981, S. 11). Die Repräsentativität übernimmt daher in der Semiotik jene Rolle, welche in der Logik von der Widerspruchsfreiheit übernommen wird, vgl. Mennes Axiom 1: „Formale Existenz besagt Widerspruchsfreiheit“ mit unserem Axiom 1: „Semiotische Existenz besagt Repräsentationsfähigkeit“.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Menne, Albert, Zur logischen Analyse der Existenz. In: Bochenski, J.M. (Hrsg.), Logisch-philosophische Studien. Freiburg 1959, S. 97-106, u. in: Menne, Albert/Öffenberger, Niels (Hrsg.), Zur modernen Deutung der aristotelischen Logik, Bd. I. Hildesheim 1982, S. 79-88

Die Sonderstellung des Index (2.2) innerhalb der Repräsentationsfelder

1. Der Index nimmt, wie in meinen Publikationen schon oft und eingehend dargetan wurde, insofern eine Sonderstellung unter den Subzeichen der semiotischen Matrix ein, als er die direkteste Verbindung zum bezeichneten Objekt besitzt. Wir gehen also aus von der durch Bense (1967, S. 9) als Meta-Objektivierung bezeichneten Semiose

$$\Omega \rightarrow ZR,$$

wobei wir somit zwischen dem äusseren, ontischen Objekt Ω und dem inneren, semiotischen Objekt O

$$O = \{(2.1), (2.2), (2.3)\}$$

unterscheiden. Ferner sei in Erinnerung gerufen, dass Bense (1975, S. 65 f.) ausdrücklich zwischen dem ontologischen Raum der Objekte und dem semiotischen Raum der Zeichen unterschieden hatte.

Wenn nun also behauptet wird, dass der Index dasjenige Subzeichen sei, das dem bezeichneten Objekte am nächsten komme, dann bedeutet das etwa soviel wie

$$\max(\text{Repr } \Omega) = (2.2).$$

2. Auf den ersten Blick erscheint dies paradox zu sein, denn stimmen wir nicht alle darin überein, dass eine Photographie eine Person oder ein Objekt viel „besser“ wiedergibt als etwa ein Hinweiser eine Stadt, auf die er verweist (oder ein Wort, das nach Saussure sogar in völlig arbiträrer Relation zu seinem Referenzobjekt steht)? Anders und traditionell ausgedrückt: Repräsentiert das Bild der Geliebten sie nicht besser als ihre Haarlocke? Wozu würde man sich entscheiden, wenn man, wie in Märchen so häufig, sich entscheiden müsste?

Die Frage ist natürlich, was hier „besser“ im Zusammenhang mit Repräsentation bedeutet. Wenn man von einer Maximalmenge von Merkmalsrelationen im Sinn von Übereinstimmungsrelationen zwischen ontischem Objekt und semiotischem Abbild ausgeht, dann ist sicher richtig, dass

$$\text{Max}(\dot{U}(\Omega, ZR) = (2.1),$$

wobei die Photographie höchstens noch von der Holographie übertrumpft wird. Wenn man aber schon bei Ähnlichkeiten ist, dann ist ebenfalls klar, dass die Ähnlichkeit nur ein Sonderfall der Identität ist und dass insofern die Selbstidentität eines Objektes natürlich sich selbst viel „ähnlicher“ ist als ein Bild diesem Objekt. Wenn man sich also für die Haarlocke entscheidet, dann ist sie ein Teil des selbstähnlichen Objektes, auf dem sie gewachsen ist und ihm natürlich viel näher als jedes nur auf Übereinstimmungsmerkmalen basierte Abbild. Daher rührt übrigens der Reliquienkult der katholischen Kirche, worunter sich neben von Heiligen direkt berührte Objekte bekanntlich sogar solche finden, die von einem Kleidungsstück des Heiligen, also sozusagen „indirekt“ berührt wurden. Die Haarlocke ist somit als Index ein realer Teil, und die Berührung mit der Haarlocke der erste, primäre Index als Substituens der Haarlocke in pars pro toto für die Person.

Man kann das aber viel präziser darstellen: Der gewöhnliche Objektbezug, wie er neben dem indexikalischen und dem symbolischen auch beim iconischen Fall vorliegt

$$(M \rightarrow O) = (2 \rightarrow 1) = (2.1)$$

ist, da auf Merkmalen basiert, ein Morphismus zwischen semiotischen Objekten. Dagegen ist die Haarlocke als Index die Relation

$$(M \subset \Omega),$$

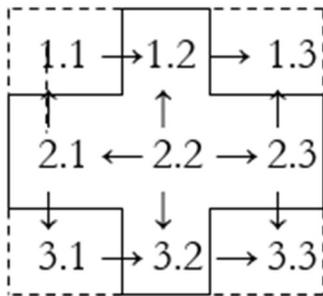
d.h. ein realer Bestandteil und als solcher eine Teilmenge (und nicht nur ein Morphismus) eines ontischen Objektes. Genauer genommen ist sogar der Zeichenträger zunächst natürlich unvermittelt, wir können schreiben

$$(\mathcal{M} \subset \Omega) \rightarrow (M \subset \Omega),$$

d.h. auf der linken Seite des semiosischen Transformationsschemas haben wir den Fall, da sich die Locke noch im Haar der Geliebten befindet. Durch die Abtrennung wird sie dann zum Zeichen für mich, was auf der rechten Seite der Relation dargestellt ist. Allgemein kann man sagen, dass die reale Inklusionsrelation im ontischen Raum mit der semiotischen Inklusionsrelation im semiotischem Raum korreliert ist. Der Übergang vom ersten zum letzten ist eine Form der Semiose.

3. Mit Hilfe der in meinen letzten Arbeiten dargestellten Theorie der Repräsentationsfelder kann man nun diese Sonderstellung des Index sehr schön aufzeigen, insofern der Index als einziges Subzeichen nur 2 und nicht 3 Repräsentationsfelder besitzt:

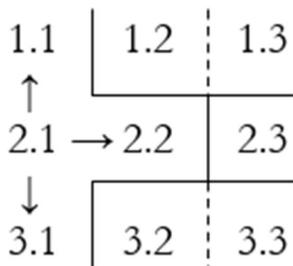
RepF(2.2)



RepF1 (2.2) = {(1.2), (2.1), (2.2), (2.3), (3.2)}

RepF2 (2.2) = {(1.1), (1.3), (3.1), (3.3)}

Vgl. hierzu im Gegensatz o.B.d.A. RepF(2.1):

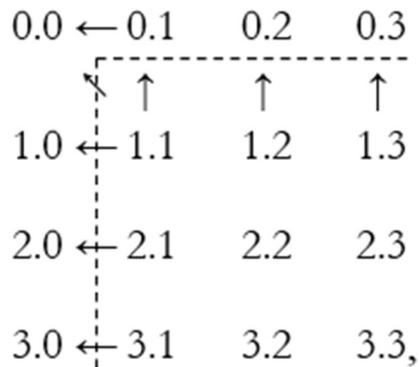


RepF1 (2.1) = {(1.1), (2.1), (2.2), (3.1)}

RepF2 (2.1) = {(1.2), (2.3), (3.2)}

RepF3 (2.1) = {(1.3), (3.3)}

Hätte der Index selbst ein drittes Repräsentationsfeld, so wäre dies



d.h. wir hätten die sich aus Bense (1975, S. 65f.) ergebende präsemiotische Zeichenrelation

$$\text{PZR} = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

mit eingebettetem "kategorialem Objekt" (0°) vor uns. Das würde dann aber bedeuten, dass das 3. RepF die ontische Ebene selbst ist, wie aus Bense klar hervorgeht. Daraus schliesst man umgekehrt natürlich, dass der Index (2.2) wirklich zwischen dem ontischen Objekt und dem semiotischen Objekt vermittelt, d.h. dass gilt

$$(2.2) = f(\Omega, 0).$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Maria Braun und die Grenzen der Repräsentation. In: electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Ist die Peircesche Semiotik pansemiotisch?

1. Im Grunde genommen hätte Eco in seinem Kapitel über „Pansemiotische Metaphysiken“ (1977, S. 111 ff.), anstatt seine Polemik an Pasolini abzulassen, gerade direkt auf Peirce Bezug nehmen können. Auf Peirce – so wird wenigstens in der Interpretation seiner Semiotik innerhalb der Stuttgarter Schule angenommen – geht nämlich nicht nur das Axiom zurück, wonach „jedes beliebige Etwas“ zum Zeichen erklärt werden könne (Bense 1967, S. 9), sondern auch das weitere, dass nur das gegeben ist, was repräsentierbar ist (Bense 1981, S. 11).

2. Aus dieser Auffassung folgt direkt die Pansemiotik der Peirceschen Semiotik, denn der Unterschied zwischen bewusster Zeichensetzung und Wahrnehmung wird aufgehoben: Wenn ich nur schon ein Objekt wahrnehme, wird es durch die Filter meiner Sinne repräsentiert. Präsentiertes und damit Ontisches kann nicht anders als durch Zeichen wahrgenommen werden. Streng genommen setzt daher das Axiom, dass jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt werden können, voraus, dass diese Objekt bereits zum Zeitpunkt seiner Perzeption repräsentiert vorlag. Die Peirce-Bensesche Metaphysik besteht darum, wie ich in Toth (2008) gezeigt hatte, aus drei Räumen, deren erster der Black-Box-Bereich der Apriorität und deren dritter der semiotische Raum ist. Zwischen beiden liegt der Raum der „Disponibilität“, wie Bense (1975, S. 75 f.) ihn nennt, also der „präsemiotische“ Raum der Wahrnehmung.

3. Bleibt man aber bei Peirce und seinem Zwei-Räume-System von Ontik und Semiotik, so glaubte man, auf die Transzendenz des Zeichens verzichten zu können. Das vorgegebene, vor-thetische Objekt gibt es zwar, also nur als entweder Wahrgenommenes oder bereits zum Zeichen Erklärtes. Vom Prozess der Semiose selbst wurde also nur das Ergebnis, das Meta-Objekt oder Zeichen, in die Semiotik aufgenommen. Entsprechend kann das externe, faktische Objekt nicht den Objektpol der Repräsentation einnehmen, dem Zeichen als Subjekt muss daher ein weiteres Zeichen in anderer Form koordiniert werden, das als Objekt fungieren kann, um mit der Transzendenz nicht gleich die Subjekt-Objekt-Dichotomie über den Haufen zu werfen, d.h. das Kinde mit dem Bade auszuschütten. Deshalb konstruierte Bense ab 1976 die sogenannten Realitätsthematiken, d.h. interne Objekte, die selbst durch die Zeichenklassen

vermittelt sind, so wie die externen Objekte durch die Zeichenklassen repräsentiert sind. Wegen der Eineindeutigkeit dualer Abbildungen von Realitätsthematiken durch Zeichenklassen können aber streng genommen sowohl Zeichenklasse als auch Realitätsthematik sowohl als Subjekt wie als Objekt der Erkenntnisrelation fungieren. Realitätsthematiken sind daher ein Substitut interner Zeichentranszendenz für die verloren gegangene externe Objekttranszendenz. So, wie ein Zeichen dadurch die Welt verdoppelt, dass es das bezeichnete Objekt bei der Substitution bestehen lässt (Benses Invarianzprinzip, vgl. Bense 1975, S. 39 ff.), so verdoppeln die Realitätsthematiken ihre zugehörigen Zeichenklassen durch die Substitution externer durch interne Objekte

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Eco, Umberto, Zeichen. Frankfurt am Main 1977

Objekte, Objektklassen und Ontologien

1. Bevor wir „die Sprache der Gegenstände“ (Metz 1972, S. 193) entziffern können, sollten einige Dinge im an eine semiotische Objekttheorie geklärt werden (vgl. Toth 2010a, b usw.).

1.1. Für ein apriorisches Objekt gilt

$$\Omega \in \mathcal{U}.$$

1.2. Für ein aposteriorisches Objekt gilt

$$\Omega_i \in \{ \Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n \}$$

Wir nennen den Ausdruck {...} eine Objektklasse. Eine Objektklasse besteht demzufolge aus Objekten als aus ihren Elementen. A apriorisches Objekt ist somit KEIN Element einer Objektklasse.

1.3. Für eine Objektklasse gilt

$$\{ \Omega_i \} \subset [\Omega_j]$$

Wir nennen den Ausdruck [...] eine Ontologie. Eine Ontologie besteht demnach aus Objektklassen als aus ihren Teilmengen (evtl. Elementen).

2.1. Für einen Zeichenträger gilt

$$\mathcal{M}_i \in \{ \mathcal{M}_1, \mathcal{M}_2, \mathcal{M}_3, \dots, \mathcal{M}_n \}$$

2.2. Es gilt ferner

$$\{ \mathcal{M}_i \} \in [\Omega_j].$$

2.3. Die Beziehung

$$\{ \mathcal{M}_i \} \in \{ \Omega_j \}$$

gilt nur dann, wenn der Zeichenträger in einem pars pro toto-Verhältnis zu seinem Objekt besteht, d.h. wenn er effektiv Teil des realen Objektes ist (z.B. ein Kiesel als Teil eines Felsen).

3.1. Für einen Interpreten gilt

$$\mathcal{I}_i \in \{ \mathcal{I}_1, \mathcal{I}_2, \mathcal{I}_3, \dots, \mathcal{I}_n \}$$

(auch für Robinson Crusoe).

3.2. Ferner gilt

$$\{J_i\} \in [\Omega_j]$$

(denn es kann sich z.B. um einen Ausserirdischen handeln.)

3.3. Die Beziehung

$$\{J_i\} \in \{\Omega_j\}$$

würde unsinnigerweise behaupten, dass sich ein Objekt selber in eine Objektklasse einreihen kann. Das steht aber in logischem Widerspruch mit der Tatsache, dass Objekte (wenigstens in der aristotelischen Logik) keine Subjektanteile besitzen.

3.4. Schliesslich würde die Beziehung

$$\{\mathcal{M}_i\} \in \{\Omega_j\} \in \{J_k\}$$

implizieren, dass sowohl Zeichenträger wie bezeichnetes Objekt sich im Bewusstsein des Interpreten befinden. Dies ist ganz offenbar nur dann der Fall, wenn das betreffende Objekt ein Metaobjekt, d.h. ein Zeichen ist (Bense 1967, S. 9), d.h. also wenn gilt

$$(\mathcal{M}, \Omega, J) = (M, O, I), \text{ d.h. OR} = \text{ZR.}$$

4.1. Wir können nun die Bedingung formulieren, wann ein Objekt zu einer Objektklasse gehört:

$$\Omega_i \in \{\Omega_j\} \leftrightarrow (\mathcal{M}_1(\Omega_1) \cap \mathcal{M}_2(\Omega_2) \cap \mathcal{M}_3(\Omega_3) \cap \dots \cap \mathcal{M}_n(\Omega_n)) \neq \emptyset.$$

4.2. Wir können sogar die Bedingung formulieren, wann ein Objekt zu einer Ontologie gehört:

$$\Omega_i \in [\Omega_j] \leftrightarrow J_i \in [\Omega_j]$$

(vgl. 3.2). Ein Objekt gehört also zu einer bestimmten Ontologie gdw auch der Interpret zu dieser bestimmten Ontologie gehört. Wäre dies nämlich nicht der Fall, gäbe es entweder niemanden, der die Objektklasse bestimmen könnte oder aber man müsste eine Transzendenz in Form eines „höchsten“

Interpreten annehmen – und unsere Klassen-Klassifikation würde dann wie jede Mengen-Klassifikation dem Russellschen Paradox verfallen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Metz, Christian, Semiologie des Films. München 1972

Toth, Alfred, Grundlegung einer semiotischen Objekttheorie I u. II. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics 2010a, b

Was ist überhaupt ein Zeichen?

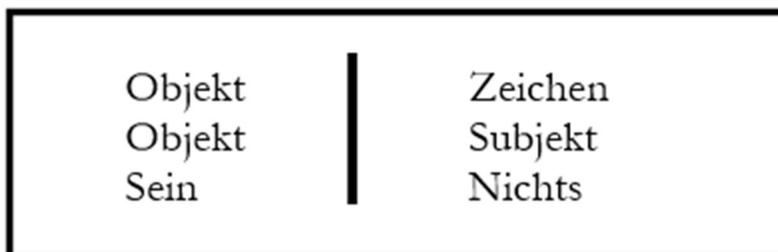
1. Mein mehr als 2000seitiges und 4-bändiges Werk „Ontologische, disponible und semiotische Kategorien“ musste ich bedauerlicherweise mit der höchst pessimistischen Feststellung abschliessen: “Im Grunde weiss niemand, was eigentlich ein Zeichen ist“ (Toth 2009, S. 2124). Wenn ich ein Etwas nehme und es zum Zeichen erkläre, dann bleibt zwar dieses Etwas bestehen, da nach dem Benseschen Invarianzprinzip (Bense 1975, S. 39 ff.) das Zeichen sein Objekt nicht beeinflussen kann, allerdings ist aber dieses Etwas gleichzeitig „kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu Etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (Bense 1967, S. 9). Dieses semiotische Dilemma hat nun drei Implikationen:

1. Wenn das Objekt ist, dann muss das Zeichen notwendigerweise nicht sein, d.h. das Zeichen existiert nicht.

2. Wenn das Objekt durch ein anderes Objekt substituiert wird, d.h. wenn das Substituens nicht das Nichts und das Substituendum nicht das Sein ist, so muss das Substituens ein Anderes Sein sein. Dann ist aber das Zeichen selbst wiederum ein Objekt.

2. In einer 2-wertigen Logik, in der es keine Vermittlung gibt, sind die genannten 2 Alternativen die einzigen: das Zeichen als Anderes ist entweder das Nichts oder ein anderes Sein. Geht man hingegen von einer 3-wertigen Logik aus, kann man die zusätzliche Subjektposition als Mediativum zwischen Objekt und Zeichen einsetzen.

2.1. Das Schema für diese Alternative sieht wie folgt aus:



2.2. Diese Alternative führt zu einem *circulus vitiosus*, denn wenn ich das Objekt statt durch das Zeichen durch ein Objekt erkläre, muss ich ja das zweite Objekt zu ein drittes, das dritte durch ein viertes ... ersetzen, ohne dass ich je zum Punkt komme, wo ich die Reihe durch ein Zeichen abbrechen kann. Das (n+1)-te Objekte trägt gar nichts zur Zeichenwerdung des n-ten Objektes bei, so dass dieser Umweg nicht nur zirkulär, sondern vollkommen sinnlos ist. Damit fällt also diese 2. Alternative weg.

2.3. Obwohl Bense im selben Buch feststellte: „Die semiotische Denkweise ist keine strukturelle“ (1975, S. 22), d.h. die Semiotik klar als monokontextural auswies, geht er bei der folgenden Definition des Zeichens von einer Vermittlung und damit von einer mindestens 3-wertigen polykontexturalen Logik aus: Das Zeichen vermag „die Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein (...) zu thematisieren“ (1975, S. 16). Das Zeichen ist hier also nicht einfach das Nichts der Subjektivität, sondern eine Funktion über den zwei Variablen Objektivität und Subjektivität, vergleichbar der Hegelschen Bestimmung des Werdens. Eine sehr ähnliche Konzeption findet sich auch ein Jahr später, wenn Bense die Repräsentativität als Funktion zwischen Ontizität und Semiotizität definiert. Der Unterschied zwischen den beiden Konzeptionen besteht darin, dass nach der ersten das Zeichen zwischen ontologischen und nach der zweiten zwischen semiotischen Kategorien vermittelt. Danach ist also Repräsentativität eine Vermittlung der Vermittlung.

3. Von unseren ehemals drei Alternativen sind also die folgenden beiden übrig geblieben: Das Zeichen ist entweder ein Nichts. Dann aber kann man in einer monokontexturalen Welt nichts mehr dazu sagen, es ist unbestimmbar, und die Aussage, dass das Zeichen als Substitutens eines Etwas notwendig das Nichts sein muss, ist gleichbedeutend mit der Aussage, dass das Zeichen nicht existiert, dass es keine Zeichen gibt. Oder aber das Zeichens ist eine zwischen Sein und Nichts, zwischen Objekt und Subjekt vermittelnde Funktion. Dann aber ist es nach Günther ebenfalls ein Nichts, nur ein Nichts, das sich in mindestens zwei statt nur einer Subjektposition abspielt. Im Gegensatz zum Nichts einer 2-wertigen aristotelischen Logik ist das Nichts einer 3-wertigen nicht-aristotelischen Logik strukturierbar, und es ist desto besser strukturierbar, je höher die Anzahl der zur Verfügung stehenden ontologischen Orte, d.h. Subjektpositio-

nen sind. Für diese beiden Alternativen sind nun kürzlich Lösungen vorgeschlagen worden.

3.1. Die erste Lösung besteht darin, das monokontexturale Nichts der Zeichen dadurch zu strukturieren, dass man es kontexturiert (Kaehr 2008). Das grosse Problem besteht hier allerdings darin, dass man zuerst die Zeichenklassen bzw. die semiotischen Kategorien haben muss, aus denen das Nichts des Zeichens besteht, bevor man seine monokontexturale Struktur auflösen bzw. „dissemieren“ kann. Welches sind aber die Kategorien des Nichts? Bisher gab es nur Kategorien des Seins, und eine Metaphysik des Todes ist trotz Günther (1957) und Toth (2007) weiterhin ein Desiderat. Dass der Trick aber funktioniert, so zu tun, als gäbe es Kategorien des Nichts, d.h. die semiotischen Fundamentalkategorien, ist im Grunde ganz erstaunlich. Ein (theoretisch allerdings nicht sehr weit führender) Versuch der Einführung explizit negativer Kategorien wurde bereits in Toth (2001) gemacht.

3.2. Die zweite Lösung besteht darin, die Peircesche Semiotik direkt auf den Kenogrammen und Morphogrammen, den Strukturationen des Nichts, aufzubauen (Toth 2003, 2009a-e). Hier wird also die folgende Feststellung Kronthalers berücksichtigt: „Die Repräsentationszeichen sind Zeichen für anderes, die Keno‘zeichen‘ sind Zeichen an sich und für sich sowie für anderes“ (1986, S. 19). Kenogramme markieren als Platzhalter von Qualitäten die ontologischen Orte, wo logische, mathematische und semiotische Werte eingeschrieben werden können, sie selbst aber „sind“ nur in ihrer Relationalität, d.h. sie markieren die Spur bzw. die Differenz selbst, von der Derrida gesagt, sie existiere nicht (Barthes/Derrida, in: Foucault 1968, S. 60). Die Ebene der Keno- und Morphogramme ist also die Ebene der semiotischen Präsentation, die in der Semiotik nur bereits repräsentiert im semiotischen Teilsystem der Realitätsthematiken angesiedelt wurde (vgl. Bense 1975, S. 84).

3.3. Die konkrete Lösung sieht also so aus:

3.3.1. Wir nehmen an, dass es das Nichts gibt (das folgt daraus, dass angenommen wird, dass es das Sein gibt), und dass sich dieses Nichts in seiner Negativität strukturieren lässt. Als Bausteine dieser Struktur setzen wir die von Günther (1976-80) eingeführten Kenogramme, die sich zu Morphogrammse-

sequenzen beliebiger Länge, den Kontexturen, zusammensetzen lassen, wobei von den sechs mathematischen Schadach-Transformationen (vgl. Mahler 1993, S. 46) drei zu der Unterteilung jeder Kontextur in Proto-, Deutero- und Trito-Struktur führen, abhängig von der Art der Wiederholung der Kenozeichen in den Sequenzen (vgl. Kronthaler 1986, S. 20 ff.).

3.3.2. Da wir eine triadische Semiotik im Auge haben, wählen wir Morphogramme der Kontextur $K = 3$. Nach 3.3.1. ergeben sich folgende drei Strukturen:

3.3.2.1. Proto-Struktur

000

001

012

$\text{card}(\text{Proto}) = 3$

3.3.2.2. Deutero-Struktur

000

001

012

$\text{card}(\text{Deut}) = \text{card}(\text{Proto}) = 3$

3.3.2.3. Trito-Struktur

000

001

010

011

012

$\text{card}(\text{Trit}) = 5$

3.3.3. Anstatt nun die Kenogramme mit den natürlichen Zahlen $\mathbb{N} \cup \{0\}$ zu belegen und zu einer Mathematik der Qualitäten zu gelangen, oder anstatt sie

mit logischen Werten $\{0, 1, 2, 3, \dots, n\}$ zu belegen, um zu einer polykontexturalen Logik zu gelangen, belegen für die drei Kenosymbole 0, 1, 2 bzw. $\square \triangle \circ$ mit logisch-erkenntnistheoretischen Relationen, wobei z.B. gelte

0 → Es

1 → Ich

2 → Du

Wir bekommen dann folgende belegte Proto-, Deutero- und Trito-Struktur:

PS = DS

TS

000 → EsEsEs

000 → EsEsEs

001 → EsEsIch

001 → EsEsIch

012 → EsIchDu

010 → EsIchEs

011 → EsIchIch

012 → EsIchDu

Wie man erkennt, wird also in allen drei Wiederholungsstrukturen die reine objektale Es-Struktur bis hin zur maximalen Subjektstruktur mit Gleichverteilung der drei logisch-erkenntnistheoretischen Relationen aufgebaut. Im Falle der 4-kontexturalen tetradischen Trito-Semiotik mit dem Zusatzwert

3 → Wir

hätten wir dann:

0000 → EsEsEsEs

0001 → EsEsEsIch

0010 → EsEsIchEs

0011 → EsEsIchIch

0012 → EsEsIchDu

0100 → EsIchEsEs

0101 → EsIchEsIch

0102 → EsIchEsDu

0110 → EsIchIchEs

0111 → EsIchIchIch

0112 → EsIchIchDu

0120 → EsIchDuEs

0121 → EsIchDuIch

0122 → EsIchDuDu

0123 → EsIchDuWir

3.3.4. Ist man nun auf der maximalen 3-kontexturalen (oder 4-kontexturalen) Stufe angelangt, kann man die logisch-erkenntnistheoretischen Funktionen mit semiotischen Werten belegen. Eine „natürliche“ Belegung ist:

0 → Es → Objektbezug

1 → Ich → Interpretantenbezug

2 → Du → Mittelbezug

Erklärungsbedürftig ist lediglich die Zuweisung des logisch-erkenntnistheoretischen Du zum semiotischen Mittelbezug. Dieser wird hier als objektives Subjekt und damit als Vermittlung zwischen Objekt- und Interpretantenbezug aufgefasst, also genauso wie dies Peirce mit seiner Bezeichnung des „Repräsentamen“ für den Mittelbezug intendierte und wie dies in Benses semiotischer Konzeption des Kommunikationsschemas geschehen ist, wo der Mittelbezug als zwischen Sender-Objektbezug und Empfänger-Interpretantenbezug vermittelnder Kanal fungiert (Bense 1971, S. 40).

3.3.5. Es wäre nun allerdings falsch, würden wir sogleich die numerischen semiotischen Werte in die obigen Abbildungsreihen einsetzen. Wir müssen uns vielmehr bewusst sein, dass die Notation der qualitativen Zahlen als 000, 001,

..., 012 ja rein konventionell ist und dass wegen der Struktur- statt Zeichen-
äquivalenz auf der Kenogrammebene ja z.B. gilt

$$000 \cong 111 \cong 222 \cong 333 \cong \dots$$

Wenn wir also z.B. die folgenden üblichen Zuweisungen zwischen den
semiotischen Bezügen und den numerischen Kategorien vornehmen:

$$0 \rightarrow \text{Es} \rightarrow \text{Objektbezug} \rightarrow 2$$

$$1 \rightarrow \text{Ich} \rightarrow \text{Interpretantenbezug} \rightarrow 3$$

$$2 \rightarrow \text{Du} \rightarrow \text{Mittelbezug} \rightarrow 1,$$

dann gilt natürlich wegen der Strukturäquivalenz im Prinzip beliebiger Aus-
tausch der qualitativen Zahlen, solange sie die Struktur nicht angreifen, d.h. wir
bekommen mit den Zuweisungen z.B.

$$000 \rightarrow (111, 222, 333)$$

$$001 \rightarrow (112, 113, 223)$$

$$012 \rightarrow (123)$$

Wenn wir festsetzen, dass die so erzeugten eindeutig-mehrmöglichen Abbil-
dungen der qualitativen Zahlen auf die semiotischen Werte die
trichotomischen semiotischen Werte sein sollen, dann erhalten wir wegen der
Konstanz der triadischen Werte sowie ihrer Ordnung in jeder der 10
Peirceschen Zeichenklassen (3.x 2.y 1.z) mit $x, y, z \in \{.1, .2, .3\}$:

$$000 \rightarrow (3.1 2.1 1.1), (3.2 2.2 1.2), (3.3 2.3 1.3)$$

$$001 \rightarrow (3.1 2.1 1.2), (3.1 2.1 1.3), (3.2 2.2 1.3)$$

$$011 \rightarrow (3.1 2.2 1.2), (3.1 2.3 1.3), (3.2 2.3 1.3)$$

$$012 \rightarrow (3.1 2.2 1.3)$$

und somit sämtliche 10 Peirceschen Zeichenklassen zuzüglich die irregulären
Zeichenklassen

$$010 \rightarrow (3.1 2.2 1.1), (3.2 2.3 1.2).$$

Was wir also bekommen, wenn wir, startend mit der Strukturierung des Nichts durch Morphogramme und Belegung der Morphogramme zuerst mit logisch-erkenntnistheoretischen und dann mit semiotischen Werten, sind die 10 Peirceschen Trichotomien, d.h. die Realitätsthematiken! Ferner sehen wir, dass diese einfach dadurch entstehen, dass sie als Sekundärwerte in einer „Prokrustes-Bett“ der Ordnung

$a > b > c$ sowie $a, b, c \in \{1., 2., 3.\}$

gesteckt werden. Zeichenthematiken sind damit abgeleitete Realitätsthematiken, und diese entstehen durch Belegung des strukturierten Nichts! Da jedoch die numerischen semiotischen Werte nicht wie die numerischen Werte der natürlichen Zahlen für sich selbst stehen, sondern für die bereits abgeleiteten Kategorien Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug, war es nötig, die qualitativen Zahlen zunächst durch primäre logisch-erkenntnistheoretische Relationen zu belegen.

4. Kurzer Ausblick. In dem hier präsentierten semiotischen Modell, das die im Titel gestellte Frage „Was ist überhaupt ein Zeichen“ zu beantworten versucht, sind wir also von den Kenogrammen ausgegangen und bei den Realitäten der Zeichen gelandet, während semiotische Modelle üblicherweise mit den Objekten beginnen und eine mehr oder minder mysteriöse „thetische Einführung“ der Zeichen (Bense/Walther 1973, S. 26) voraussetzen, welche die Semiose vom Objekt zum Zeichen im Sinne der „Metaobjektivierung“ vollziehen (Bense 1967, S. 9). Dadurch gerät man aber in Not, denn man transformiert damit ein Etwas in ein Nichts, das angeblich ein Zeichen für dieses Etwas sein soll. Das führt, wie eingangs gezeigt, nicht nur zu *circuli vitiosi*, sondern zu barem Nonsens. Da das Zeichen tatsächlich ein Nichts ist, strukturieren wir daher dieses Nichts auf der tiefsten präsentationellen Ebene der Kenogrammatik und transformieren es schrittweise bis hinauf zur repräsentationellen Semiotik. Man darf sich also mit Recht fragen, ob nicht die Güntherschen „Wörter“ der „Negativsprache“ (vgl. Günther 1978, S. 307 ff.), die sich durch Hamiltonkreise sowie „Permutogramme“ (vgl. Thomas 1994) darstellen lassen, in Wahrheit die Zeichen selbst sind. Das semiosische Modell einer polykontexturalen, d.h. auf qualitativen anstatt quantitativen Zahlen beruhenden Semiotik führt somit vom Kenogramm zum Zeichen, und seine

Umkehrung ist die Kenose, während das semiosische Modell der monokontexturalen Semiotik vom Objekt zum Zeichen, aber möglicherweise nie mehr zurück führt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Foucault, Michel, Théorie d'ensemble. Paris 1968

Günther, Gotthard, Ideen zu einer Metaphysik des Todes. In: Archiv für Philosophie 7, 1957, S. 335-347

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80

Kaehr, Rudolf, Sketch on semiotics in diamonds.
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Semiotics-in-Diamonds/Semiotics-in-Diamonds.html> (2008)

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Thomas, Gerhard G., On Permutographs II. In: Kotzmann, Ernst (Hrsg.), Gotthard Günther – Technik, Logik, Technologie. München 1994, S. 145-165

Toth, Alfred, Monokontexturale und polykontexturale Semiotik. In: Bernard, Jeff/Wihalm, Gloria (Hrsg.), Myths, Rites, Simulacra. Proceedings of the 10th International Symposium of the Austrian Association for Semiotics. Bd. I. Wien 2001, S. 117-134

Toth, Alfred, Die Hochzeit von Semiotik und Struktur. Klagenfurt 2003

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Ontologische, disponible und semiotische Kategorien. 4 Bde.
Klagenfurt 2009

Toth, Alfred, Qualitative semiotische Zahlentheorie I. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Qualitative semiotische Zahlentheorie II. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009b

Toth, Alfred, Qualitative semiotische Zahlentheorie III. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009c

Toth, Alfred, Qualitative semiotische Zahlentheorie IV. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009d

Toth, Alfred, Qualitative semiotische Zahlentheorie V. In: Electronic Journal of
Mathematical Semiotics, 2009e

Ein 2-dimensionales Modell der Zeichengenesse

1.1. Meine Aufsätze zum Thema Semiotik und Ontologie sind in Bd. 3 und 4 meiner gesammelten Werke vereinigt (Toth 2010a, b). Vorausgeschickt sei, dass es zuerst bis heute kein allgemein akzeptiertes, nicht-widersprüchliches Modell der Zeichengenesse gibt. Allgemein akzeptiert ist nur, dass das Zeichen „die Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein“ als Funktion überbrückt:

$$Z = f(\omega, \beta).$$

Dies ist im Wesentlichen die erste Theorie, die auf Bense (1967, S. 9) zurückgeht und auf dem semiotischen Axiom beruht „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Zeichen mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“. In diesem unmittelbaren Modell wird also ein Objekt direkt auf ein Zeichen abgebildet. Semiotik ist also eine Struktur im Sinne der Modelltheorie, welche das folgende Paar erfüllt:

$$\Sigma = \langle \omega, \beta \rangle.$$

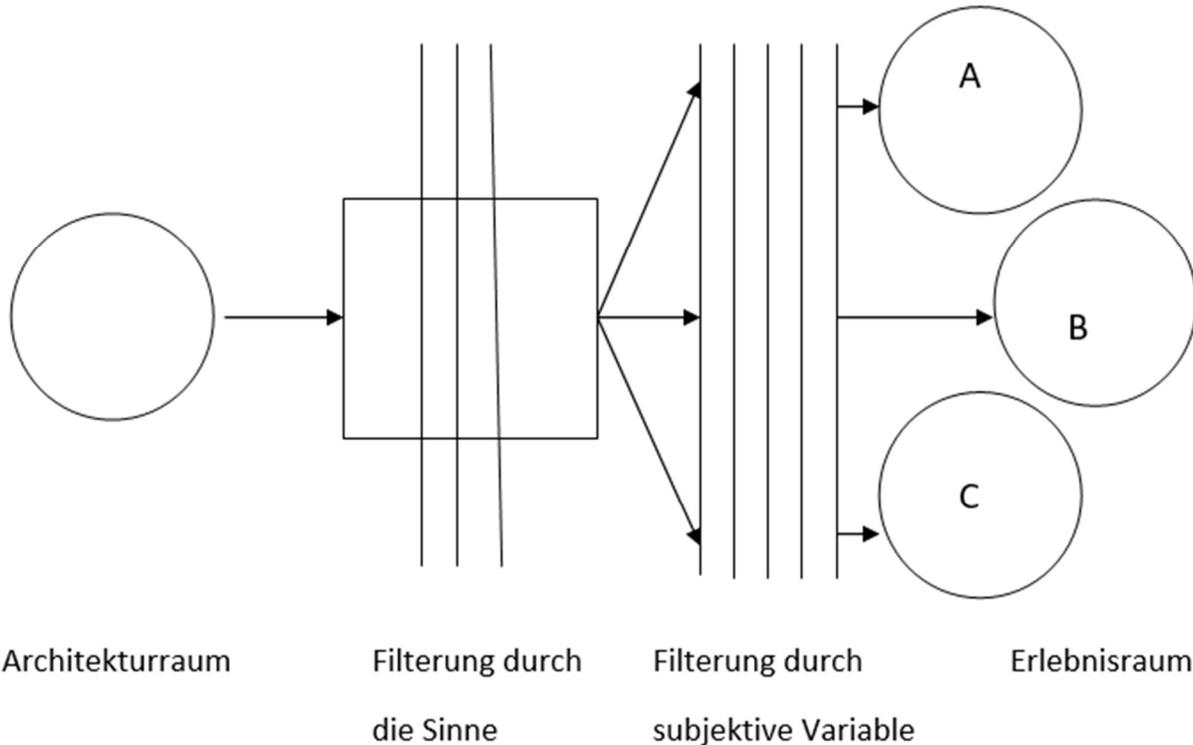
1.2. Die zweite Theorie der Zeichengenesse, die auf ein erweitertes, vermitteltes Modell zurückgeht, bildet das Objekt nicht direkt auf ein Zeichen ab, sondern nimmt eine Zwischenstufe der kategorialen Nullheit an: „Der Raum mit der 0-relationalen Struktur wäre kein semiotischer Raum, sondern der ontische Raum aller verfügbaren Etwase, über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt (Bense 1975, S.65). Danach ist eine Semiotik also eine Struktur, welche das folgende Tripel erfüllt:

$$\Sigma = \langle \omega, \delta, \beta \rangle,$$

wobei δ für die benseschen „verfügbaren“ bzw. „disponiblen“ Etwase steht (vgl. auch Bense 1975, S. 45 f.). Ein Objekt wird in diesem Modell also zuerst auf eine disponible Zeichenrelation abgebildet, bevor diese auf eine reale Zeichenrelation abgebildet wird.

2. Beide dieser Modelle haben gemeinsam, dass sie in ihrer Abfolge sich mit der landläufigen Vorstellung der Genese eines Zeichens decken: Der Knoten, den ich in ein Taschentuch mache, um mich an etwas zu erinnern, wird durch Modell 1.1., die Schrift, die ich benutze, um die Aussage von jemandem für

andere zu konservieren, wird durch Modell 1.2. beschrieben, wobei die Schrift hier als System disponibler Relationen zwischen z.B. zwischen der Rede und dem potentiellen Leser der aufgezeichneten Rede fungiert. Modell 1.2. entspricht ferner einem weithin verbreiteten Perzeptionsmodell, wie z.B. demjenigen architektonischer Objekte, mit dem Joedicke (1985, S. 10) arbeitet:



Allgemein entspricht also dem Architekturraum der aposteriorische Teilraum des ontologischen Raumes, dem quadratisch gezeichneten mittleren Raum der präsemiotische Raum (vgl. Toth 2007), und dem Erlebnisraum der semiotische Raum. „Objektive“ Filter führen damit vom ontologischen in den präsemiotischen, und „subjektive“ Filter vom präsemiotischen in den semiotischen Raum, wobei das subjektive Filtersystem nach Joedicke vor allem phylogenetisch und kulturpezifisch determiniert ist, wonach man also wenigstens auf eine gewisse Weise die Zeichen als „kulturelle Bausteine“ (allerdings nicht im Sinne Ecos) verstehen kann.

3. Die im letzten Abschnitt enthaltene Behauptung, der aposteriorische Raum sei nur ein Teilraum des ontologischen Raumes, gründet sich in der heute weit akzeptierte Einsicht, wir würden nur einen Teil unserer Realität wahrnehmen.

Dafür, dass wir überhaupt Objektivität wahrnehmen können, benötigen wir ja die objektiven Filter, und diese filtern ihrer Natur nach eben in perzipierbar-aposteriorische sowie nicht-perzipierbare apriorische Realität. So weist mindestens das Korrelat \mathcal{J} aus $OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$ darauf hin, dass bereits ein Teil Objektivität in Subjektivität umgewandelt worden ist. Im folgenden bezeichnen wir den apriorischen Teilraum des ontologischen Raumes mit AR. Eine Semiotik ist demnach eine Struktur, welche alle Elemente im folgenden Quadrupel erfüllt

$$\Sigma = \langle \{AR\}, \{OR\}, \{DR\}, \{ZR\} \rangle.$$

Darin – um es nochmals zu sagen – ist $\{AR\}$ Menge aller apriorischen Objekte, $\{OR\}$ die Menge aller aposteriorischen Objekte, $\{DR\}$ die Menge der disponiblen Relationen, und $\{ZR\}$ die Menge aller Zeichenrelationen. Wir können nun die Filter wie folgt als Transformationen definieren:

$$\mathcal{F}_{obj} : \{OR\} \rightarrow \{DR\}$$

$$\mathcal{F}_{subj} : \{DR\} \rightarrow \{ZR\}$$

Mit Transitivität folgt also

$$\mathcal{F}_{subj} \mathcal{F}_{obj} = \{OR\} \rightarrow \{ZR\},$$

was eine topologische Definition des Modells 1.1. ist. Demnach ist Zeichengenese im Sinne von Metaobjektivation nichts anderes als als zweimalige Anwendung von Filtern auf die Objekte des aposteriorischen Teilraums des ontologischen Raumes. Der Vorteil dieser Definition besteht also darin, dass hiermit zum ersten Mal das Zeichen als nicht-intentionale Entität definiert werden kann.

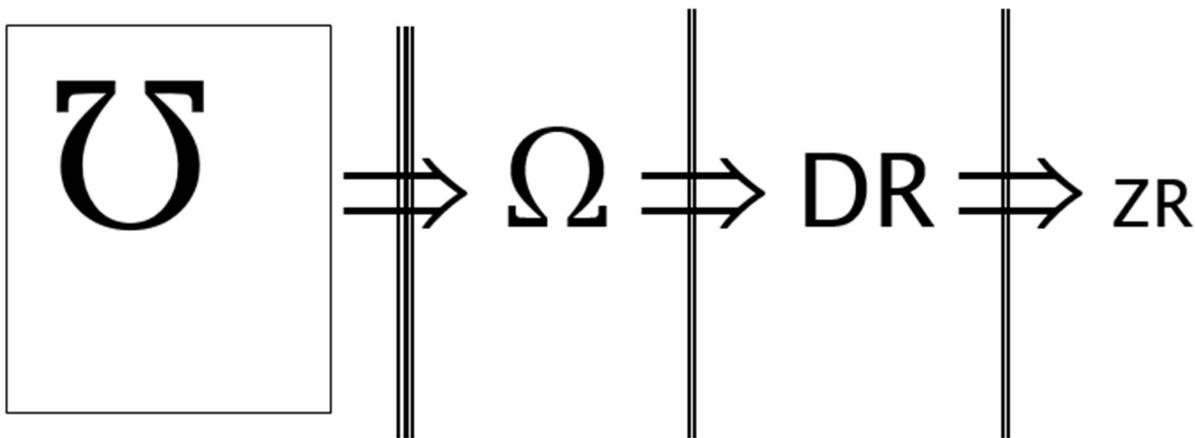
Allerdings ist damit der Übergang

$$\{AR\} \rightarrow \{OR\}$$

nicht definiert. \mathcal{F}_{obj} besagt ja in Übereinstimmung mit dem Joedicke-Modell, dass das, was wir wahrnehmen, keine Objekte, sondern disponible Relationen sind. Genau auf der Ebene der disponiblen Relationen tauchen aber nach Bense (1975, S. 65 f.) die kategorialen Objekte O^0 auf. **Daraus folgt also, dass unsere Erkenntnis weder apriorisch noch aposteriorisch, sondern bereits**

präsemiotisch ist. Der Übergang vom apriorischen zum aposteriorischen Raum ist lediglich notwendig, damit wir beim Akt der Wahrnehmung bereits den Unterschied im Sinne Spencer Browns machen können, indem wir nämlich die von uns wahrgenommenen Objekte hinsichtlich sehr allgemeiner Prä-Kategorien wie Form, Funktion, Gestalt (Wiesenfahrt), Mittel, Gegenstand, Gebrauch (Bense 1981, S. 33) oder Sekanz, Semanz, Selektanz (Götz 1982, S. 4, 28) „imprägnieren“. Die durch das objektive Filtersystem den Gegenständen auferlegten, ihre Wahrnehmung ermöglichenden Raster sind also sozusagen eine moderne Version der alten Eidyllia-Theorie, wonach die Gegenstände selbst kleine Partikeln zu ihrer Wahrnehmung, Identifikation, Unterscheidung aussenden.

Wie der nicht-definierte Übergang $\{AR\} \rightarrow \{OR\}$ aussieht, darüber können wir erst dann mehr sagen, wenn wir die Strukturen von $\{OR\}$ genauer angeschaut haben. Bevor wir das tun, halten wir aber fest, dass aus unserem semiogenetischen Modell vor allem noch etwas viel Erstaunlicheres folgt: Es weist nämlich nicht nur 1 Kontexturengrenze auf wie die bisherigen semiogenetischen Modelle, sondern 3:



(wobei $\{\text{Ü}\} = \{AR\}$ und $\{\Omega\} = \{OR\}$)

Die Hauptkontexturengrenze befindet sich somit erwartungsgemäss zwischen $\{AR\}$ und $\{OR\}$, zwei Nebenkontexturengrenzen befinden sich zwischen $\{OR\}$ und $\{DR\}$ sowie $\{DR\}$ und $\{ZR\}$. Es gibt somit 2 Kontexturengrenzen zwischen Zeichen und Objekt und nicht, wie bisher allgemein angenommen, 2, gesetzt wenigstens, dass die Semiose zwischen Objekt und Zeichen vollständig ist.

Nun definieren wir im Anschluss an Toth (2010)

$$AR = \langle \Omega, \Omega^\circ \rangle,$$

d.h. das noch nicht durch den Kontexturübergang 1 gegangene apriorische Objekt besteht einmal aus dem nachher noch wahrnehmbaren (aposteriorischen) Teil Ω , ferner besteht es aus einem nachher nicht mehr wahrnehmbaren (apriorischen) Teil, den wir mit Ω° bezeichnen. Ferner sind wie üblich (Toth 2010)

$$OR = (\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})$$

$$DR = (M^\circ, O^\circ, I^\circ)$$

$$ZR = (M, O, I)$$

Bei AR gibt es somit zwei Möglichkeiten:

$$AR = \{ \langle \Omega_i, \Omega_i^\circ \rangle \} \text{ oder}$$

$$AR = \{ \langle \Omega_i, \Omega_j^\circ \rangle \} \text{ (mit } i \neq j), \text{ mit } i, j \in \{.1., .2., .3.\}.$$

Somit gilt also

$$\{AR\} = \{ \{ \langle \Omega_{(.)i(.)}, \Omega_{(.)j(.)}^\circ \rangle \} \},$$

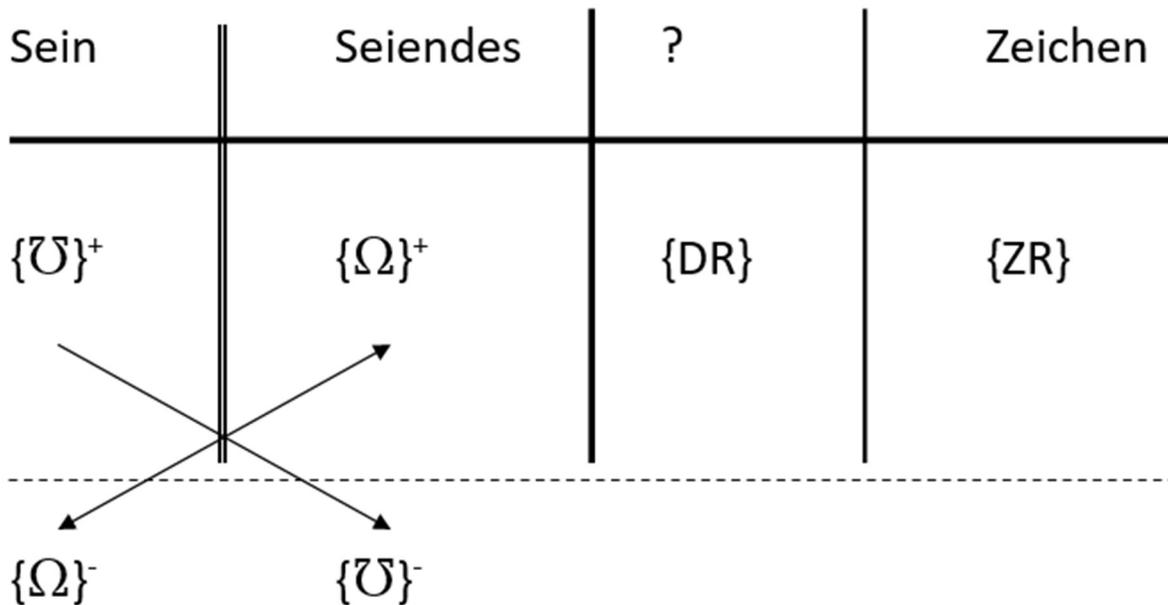
d.h. mit den Punkten werden alle 4 möglichen Kombinationen von Peirce-Zeichen, d.h. Kombinationen aus Haupt- und Stellenwerten der Dyaden offen gelassen:

$$x.y., .x.y, x..y, .xy.$$

Damit hätten wir die formalen Grundlagen zu einer vollständigen Ontologie des Seins. „Nun erhebt sich aber angesichts der ontologischen Differenz zwischen Sein und Seiendem das Problem der ‚meontologischen Differenz‘ zwischen Nichts und Nichtseiendem“ (Bense 1952, S. 80). Bei Heidegger liest man in diesem Zusammenhang: „Das Nichts ist das Nicht des Seienden und so das vom Seienden her erfahrene Sein. Die ontologische Differenz ist das Nicht zwischen Seiendem und Sein. Aber sowenig Sein als das Nicht zum Seienden ein Nichts ist im Sinne des nihil negativum, sowenig ist die Differenz als das Nicht zwischen Seiendem und Sein nur das Gebilde einer Distinktion des Verstandes

(ens rationis). Jenes nichtende Nicht des Nichts und dieses nichtende Nicht der Differenz sind zwar nicht einerlei, aber das Selbe im Sinne dessen, was im Wesenden des Seins des Seienden zusammengehört“ (Heidegger 1965, S. 5).

Ich versuche im folgenden, die Angaben Heideggers auf der Basis des oben präsentierten Bildes semiotisch darzustellen:



Man beachte, dass die ontologische Differenz mit der ersten, „scharfen“ Kontexturengrenze zusammenfällt. Diese bewirkt im Sinne der Heideggerschen Bestimmungen, dass Sein und Nichts auf der einen sowie Seiendes und Nichten(des) auf der anderen Seite in einer chiastischen Relation stehen und also nicht einmal durch die horizontale gestrichelte Linie, welche die Negation repräsentiert, gespiegelt sind, denn nur so entkommt man dem Problem des Heideggerschen nihil negativum einerseits und des ens rationis andererseits. Die dick ausgezogene Kontexturengrenze zwischen den den ontologischen Raum im Sinne Benses (1975, S. 65 f.) repräsentierten Teilbereichen des Seins und des Seienden sowie denjenigen des präsemiotischen und des semiotischen Raumes ist also die im Rahmen der Polykontextualitätstheorie immer wieder hervorgehobene Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt. Allerdings scheint der von Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) verwendete Notbehelfsbegriff der „Disponibilität“ nicht geeignet, in einer Reihe mit den etablierten Begriffen Sein – Seiendes - ? – Zeichen zu stehen.

4. Wir können nun mit dem technischen Teil dieser Arbeit weiterfahren. Die oben aufgestellte Definition

$$AR = \{ \langle \Omega_{(i)(j)}, \Omega_{(i)(j)}^\circ \rangle \}$$

muss somit natürlich parametrisiert werden. Wenn wir im Blick auf den „scharfen“ Kontexturübergang $i, j \in \{.1., .2., .3.\}$ setzen, bekommen wir

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{1.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{2.}^\circ \rangle \}$$

$$\{ \langle \pm\Omega_{1.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{2.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \} \quad \{ \langle \pm\Omega_{3.}, \pm\Omega_{3.}^\circ \rangle \}$$

Wir können nun analog zu

$$\{OR\} = \{(\mathcal{M}, \Omega, \mathcal{J})\}$$

setzen

$$\{AR\} = \{ \langle A^*, B^*, C^* \rangle \},$$

wobei gelten soll

$$A^* = \{ \langle \{ \mathcal{M}_{()i()} \}, \{ \mathcal{M}_{()j()}^\circ \} \rangle \}$$

$$B^* = \{ \langle \{ \Omega_{()i()} \}, \{ \Omega_{()j()}^\circ \} \rangle \}$$

$$C^* = \{ \langle \{ \mathcal{J}_{()i()} \}, \{ \mathcal{J}_{()j()}^\circ \} \rangle \}.$$

Dann ist

$$\{AR\} = \{ \langle \pm \Omega_i, \pm \Omega_j^\circ \rangle \} = \langle \pm A^*, \pm B^*, \pm C^* \rangle =$$

$$\{ \{ \langle \pm \mathcal{M}_{()i()} \}, \{ \pm \mathcal{M}_{()j()}^\circ \} \rangle \}, \{ \{ \langle \pm \Omega_{()i()} \}, \{ \pm \Omega_{()j()}^\circ \} \rangle \}, \{ \{ \langle \pm \mathcal{J}_{()i()} \}, \{ \pm \mathcal{J}_{()j()}^\circ \} \} \}.$$

$$OR = \{ \pm \mathcal{M}_i, \pm \Omega_i, \pm \mathcal{J}_i \}$$

mit

$$\pm \mathcal{M}_i \in \{ \pm \mathcal{M}_1, \pm \mathcal{M}_2, \pm \mathcal{M}_3, \dots, \pm \mathcal{M}_n \}$$

$$\pm \Omega_i \in \{ \pm \Omega_1, \pm \Omega_2, \pm \Omega_3, \dots, \pm \Omega_n \}$$

$$\pm \mathcal{J}_i \in \{ \pm \mathcal{J}_1, \pm \mathcal{J}_2, \pm \mathcal{J}_3, \dots, \pm \mathcal{J}_n \}.$$

Bevor wir nun zum präsemiotischen und semiotischen Raum kommen, sei daran erinnert, dass die Zeichenrelation bereits für von mir parametrisiert eingeführt worden war (vgl. Toth 2001 u. 2008, S. 52 ff.), und zwar im Zusammenhang mit der Einführung komplexer Peircezahlen (Primzeichen) in Analogie zu komplexen Peanozahlen. Damit sind wir nun legitimiert, auch den intermediären präsemiotischen Raum als Raum von parametrisierten Klassen disponibler Kategorien einzuführen:

$$DR = \{ \pm M^\circ_i, \pm O^\circ_i, \pm I^\circ_i \}$$

mit

$$\pm M^\circ_i = \{ \pm M^\circ_1, \pm M^\circ_2, \pm M^\circ_3, \dots, \pm M^\circ_n \}$$

$$\pm O^\circ_i = \{ \pm O^\circ_1, \pm O^\circ_2, \pm O^\circ_3, \dots, \pm O^\circ_n \}$$

$$\pm I^\circ_i = \{ \pm I^\circ_1, \pm I^\circ_2, \pm I^\circ_3, \dots, \pm I^\circ_n \},$$

Für die Zeichenklassen ergibt sich, wie bekannt,

$$ZR = \{\pm M, \pm O, \pm I\}$$

mit

$$\pm M_i = \{\pm M_1, \pm M_2, \pm M_3, \dots, \pm M_n\}$$

$$\pm O_i = \{\pm O_1, \pm O_2, \pm O_3, \dots, \pm O_n\}$$

$$\pm I_i = \{\pm I_1, \pm I_2, \pm I_3, \dots, \pm I_n\}.$$

Aus den 7 Quadrupeln, die in Toth (2010) dargestellt worden waren, erhalten wir nun die folgenden relationalen Mengen, wobei, zur Erinnerung, VZ für Vollständige Zeichenrelation, OK für Objektkategorie, KO für Kategorienobjekt, KZ für Kategorienzeichen, ZK für Zeichenkategorie, OZ für Objektzeichen und ZO für Zeichenobjekt steht:

1. VZ = $\{\{\langle\{\pm\mathcal{M}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\},\{\{\langle\{\pm\Omega_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\Omega_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}\},$
 $\{\{\langle\{\pm\mathcal{J}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}, \langle\{\pm\mathcal{M}_1, \dots, \pm\mathcal{M}_n\}, \{\pm M^\circ_1, \dots, \pm M^\circ_n\}, \{\pm M_1, \dots, \pm M_n\}\rangle,$
 $\langle\{\pm\Omega_1, \dots, \pm\Omega_n\}, \{\pm O^\circ_1, \dots, \pm O^\circ_n\}, \{\pm O_1, \dots, \pm O_n\}\rangle, \langle\{\pm\mathcal{J}_1, \dots, \pm\mathcal{J}_n\}, \{\pm I^\circ_1, \dots, \pm I^\circ_n\}, \{\pm I_1, \dots, \pm I_n\}\rangle\}$
2. OK = $\{\{\langle\{\pm\mathcal{M}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\},\{\{\langle\{\pm\Omega_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\Omega_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}\},$
 $\{\{\langle\{\pm\mathcal{J}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}, \langle\{\pm\mathcal{M}_1, \dots, \pm\mathcal{M}_n\}, \{\pm M^\circ_1, \dots, \pm M^\circ_n\}\rangle,$
 $\langle\{\pm\Omega_1, \dots, \pm\Omega_n\}, \{\pm O^\circ_1, \dots, \pm O^\circ_n\}\rangle, \langle\{\pm\mathcal{J}_1, \dots, \pm\mathcal{J}_n\}, \{\pm I^\circ_1, \dots, \pm I^\circ_n\}\rangle\}$
3. KO = $\{\{\langle\{\pm\mathcal{M}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\},\{\{\langle\{\pm\Omega_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\Omega_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}\},$
 $\{\{\langle\{\pm\mathcal{J}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}, \langle\{\pm M^\circ_1, \dots, \pm M^\circ_n\}, \{\pm\mathcal{M}_1, \dots, \pm\mathcal{M}_n\}\rangle,$
 $\langle\{\pm O^\circ_1, \dots, \pm O^\circ_n\}, \{\pm\Omega_1, \dots, \pm\Omega_n\}\rangle, \langle\{\pm I^\circ_1, \dots, \pm I^\circ_n\}, \{\pm\mathcal{J}_1, \dots, \pm\mathcal{J}_n\}\rangle\}$
4. KZ = $\{\{\langle\{\pm\mathcal{M}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\},\{\{\langle\{\pm\Omega_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\Omega_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}\},$
 $\{\{\langle\{\pm\mathcal{J}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}, \langle\{\pm M^\circ_1, \dots, \pm M^\circ_n\}, \{\pm M_1, \dots, \pm M_n\}\rangle,$
 $\langle\{\pm O^\circ_1, \dots, \pm O^\circ_n\}, \{\pm O_1, \dots, \pm O_n\}\rangle, \langle\{\pm I^\circ_1, \dots, \pm I^\circ_n\}, \{\pm I_1, \dots, \pm I_n\}\rangle\}$
5. ZK = $\{\{\langle\{\pm\mathcal{M}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\},\{\{\langle\{\pm\Omega_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\Omega_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}\},$
 $\{\{\langle\{\pm\mathcal{J}_{(i)(\cdot)}\}, \{\pm\mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ\rangle\}\}, \langle\{\pm M_1, \dots, \pm M_n\}, \{\pm M^\circ_1, \dots, \pm M^\circ_n\}\rangle,$
 $\langle\{\pm O_1, \dots, \pm O_n\}, \{\pm O^\circ_1, \dots, \pm O^\circ_n\}\rangle, \langle\{\pm I_1, \dots, \pm I_n\}, \{\pm I^\circ_1, \dots, \pm I^\circ_n\}\rangle\}$

$$6. OZ = \{ \{ \langle \{ \pm \mathcal{M}_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \{ \langle \{ \pm \Omega_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \Omega_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \\ \{ \langle \{ \pm \mathcal{J}_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \langle \{ \mathcal{M}_1, \dots, \mathcal{M}_n \}, \{ \pm M_1, \dots, \pm M_n \} \rangle, \langle \{ \Omega_1, \dots, \Omega_n \}, \{ \pm O_1, \dots, \pm O_n \} \rangle, \langle \{ \pm \mathcal{J}_1, \dots, \pm \mathcal{J}_n \}, \{ \pm I_1, \dots, \pm I_n \} \rangle \}$$

$$7. ZO = \{ \{ \langle \{ \pm \mathcal{M}_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \mathcal{M}_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \{ \langle \{ \pm \Omega_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \Omega_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \\ \{ \langle \{ \pm \mathcal{J}_{(i)(\cdot)} \}, \{ \pm \mathcal{J}_{(j)(\cdot)}^\circ \} \rangle \}, \langle \{ \pm M_1, \dots, \pm M_n \}, \{ \pm \mathcal{M}_1, \dots, \pm \mathcal{M}_n \} \rangle, \\ \langle \{ \pm O_1, \dots, \pm O_n \}, \{ \pm \Omega_1, \dots, \pm \Omega_n \} \rangle, \langle \{ \pm I_1, \dots, \pm I_n \} \rangle, \{ \pm \mathcal{J}_1, \dots, \pm \mathcal{J}_n \} \rangle \}$$

5. Es ist uns hier also gelungen, ein vollständiges mathematisch-semiotisches Modell der Zeichengenesse, sogar einschliesslich der Form der apriorischen Relationen, die uns normalerweise in einer „Black Box“ verborgen sind, zu rekonstruieren. Damit kann nicht nur das Modell 1.1 welches das Paar

$$\Sigma = \langle \Omega, ZR \rangle$$

und das Modell 1.2., welches das Tripel

$$\Sigma = \langle \Omega, DR, ZR \rangle$$

erfüllen, mathematisch präzise dargestellt werden, sondern auch das weitere Modell, nennen wir es einfach 1.3, welches das Quadrupel

$$\Sigma = \langle \mathcal{U}, \Omega, DR, ZR \rangle$$

erfüllt. Auch wenn es trivial klingt – die Begründung folgt sogleich, müssen wir hier aussprechen: Diese 4 Semiotiken sind transzendental, denn sie gründen im Satz vom Grunde.

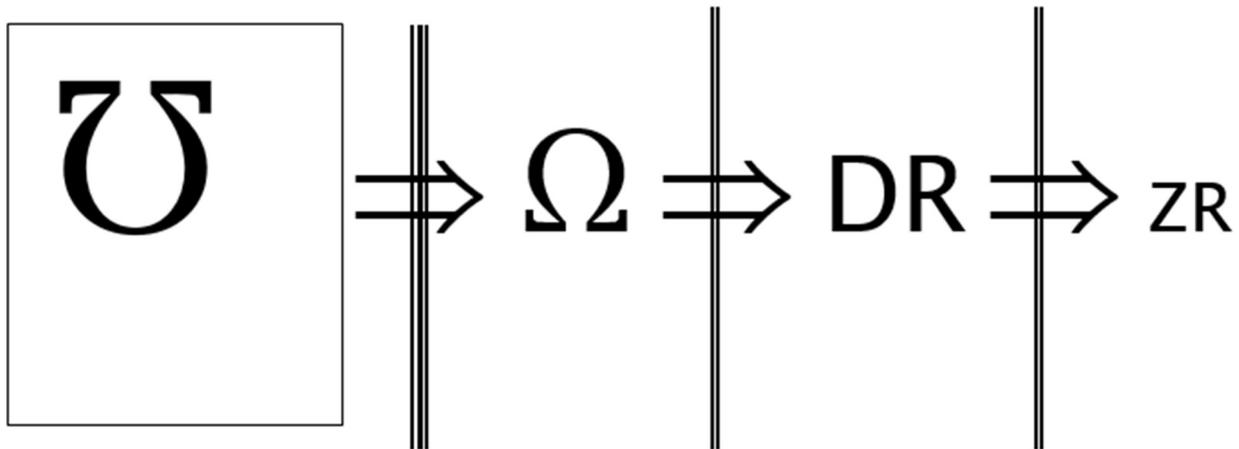
Revolutionär war es demnach, wenn mit Bruch von mehereren tausend Jahren Geistesgeschichte (die Mathematik natürlich eingeschlossen) Günther alle diese Modelle verwarf und an den Anfang des Objektes, das eingeschlossen war im ontologischen Raum, ein jeglicher Materialität und Formkonstanz entblösstes Nichts setzte, von dem man nicht einmal sagen kann, es nähme den Platz der Objekte ein, denn solche gibt es auf dieser tiefsten Güntherschen Ebene gar nicht, die ja unter den bipolaren binären Dichotomien liegt. Damit ist es ferner auch sinnlos zu sagen, Günther habe die Semiogenese ihrer Transzendentalität befreit, da auch der Unterschied von Diesseits und Jenseits jenseits der Günther-Logik liegt. Bei Günther, und, in seiner Nachfolge bei Kronthaler (1986, S. 26) steht also am Anfang der Semiogenese nicht das

Objekt, sondern ein Morphogramm genanntes Leerpattern, das aus Kenogrammen besteht und in das Werte aus den drei „graphematischen“ (Kaehr) Basiswissenschaft der Mathematik, Logik und Semiotik eingeschrieben werden können. Im Falle der Wertbelegung führt diese Inskription in der Mathematik zunächst zu den Peanozahlen $\mathbb{N} \cup 0$, in der Logik zu den Wertzahlen 0 und 1 und in der Semiotik zu den Peirce-Zahlen 0, 1, 2, 3 (wobei die 0 für die Ebene der Präsemiotik reserviert ist). Dabei sind die Wertbelegungen durch die drei Ebene des Proto-, Deutero- und Trito-Systems gegliedert, wobei das Proto-System dem Peano-System am nächsten steht.

Ein Problem besteht hier darin, dass die Abbildung Keno \rightarrow Wertzahlen (mit den drei Schadach-Transformationen) zunächst zu den Trito-, dann zu den Deutero- und schliesslich zu den Proto-Zahlen führen muss, da bei Trito \rightarrow Deutero die Positionsabstraktion und bei Deutero \rightarrow Proto die Itrationsabstraktion eintritt. Der Übergang von Proto \rightarrow Peano (mit „Qualitätssprung“) wird Monokontexturalisierung genannt. Keno setzt also einerseits bereits Wertzahlen aus der Mathematik, Logik, Semiotik voraus, nämlich zur Belegung, andererseits aber treten diese ja erst am Schluss der Abstraktionskette, beim Übergang Proto \rightarrow Peano, auf!

Stimmt es somit, dass beim kenogramatischen Modell der Zeichengeneses im Gegensatz zum metaobjektiven Modell die Kenostruktur den Platz des Objektes einnimmt? – Die Antwort ist nach dem bisher Gesagten: ja und nein. Ja, denn die Kenogrammatik liegt tiefer als die Dichotomien, daraus folgt, dass es dort auch keine Objekte geben kann und wir somit im „meontischen“ Kontexturbereich des Nichts sind. Nein, denn die Kenogrammatik setzt Wertzahlen voraus, die bereits die abgeschlossene Zeichengeneses voraussetzen, denn die Werte stammen aus der Mathematik, der Logik und der Semiotik! Wir haben hier offenbar das „kenogramatische Paradox der drei Fundamental-Wissenschaften“ vor uns.

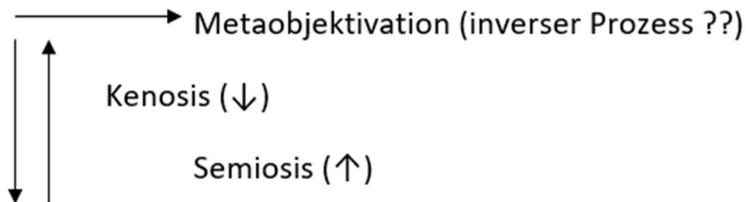
Ich schlage hier aber eine Lösung vor, um die beiden Modelle der Zeichenbildung, mit denen wir es in dieser Arbeit zu tun haben, das sog. zeichengenetische Modell



miteinander zu vereinigen:

	\mathcal{U}	\Rightarrow	Ω	\Rightarrow	DR	\Rightarrow	ZR
Peano							
Protero							
Deutero							
Trito							

Diesem kombinierten Modell liegt also die Struktur



zugrunde. Der horizontale schwarze Strich trennt Qualitätszahlen von Quantitätszahlen. Der vertikale schwarze Strich trennt Apriorität von Aposteriorität.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80

Heidegger, Martin, Von Wesen des Grundes. 5. Aufl. Frankfurt am Main 1965

Joedicke, Jürgen, Raum und Form in der Architektur. Stuttgart 1985

Kaehr, Rudolf, Skizze eines Gewebes rechnender Räume in denkender Leere. Glasgow, umfangreiche Edition 2004

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Monokontexturale und polykontexturale Semiotik. In: Bernard, Jeff/Withalm, Gloria (Hrsg.), Myths, Rites, Simulacra. Proceedings of the 10th International Symposium of the Austrian Association for Semiotics, University of Applied Arts Vienna, December 2000. Vol. I: Theory and Foundations & 7th Austro-Hungarian Semio-Philosophical Colloquium. Vienna 2001, S. 117-134

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. 2. Aufl. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Die Illokalität des Bewusstseins. München 2010a

Toth, Alfred, Zeichen und Objekt. 2 Bde. München 2010b

Müssen wir uns von der Peirceschen Semiotik verabschieden?

1. Nach Bense (1979, S. 53, 67) ist das Zeichen von Peirce als eine verschachtelte Relation aus einer monadischen, einer dyadischen und einer triadischen Relation definiert

$$ZR = (M, (M \rightarrow O), (M \rightarrow O \rightarrow I)),$$

dass also gilt

$$M \subset (M \rightarrow O)$$

$$M \subset (M \rightarrow O \rightarrow I)$$

$$(M \rightarrow O) \subset (M \rightarrow O \rightarrow I),$$

d.h. wir haben genauer

$$ZR = (M, ((M \rightarrow O), (M \rightarrow O \rightarrow I))).$$

2. Die Einführung von Trichotomien neben Triaden hat nun primär zum Zweck, die inklusorischen Relationen der Hauptwerte auch für Stellenwerten zwecks der Verfeinerung der Relationen zu wiederholen. Dabei wird von einer allgemeinen Form des Zeichens

$$ZR = (3.a \ 2.b \ 1.c)$$

ausgegangen und die Ordnungsrelation

$$a \leq b \leq c$$

gesetzt. Damit stellt sich allerdings als erstes Problem, auf das ich bereits in früheren Arbeiten hingewiesen habe, nach dem Status der „gebrochenen“ oder „inhomogenen“ Kategorien. Davon abgesehen dass Gebilde wie

$${}^1M^2O$$

$${}^2O^3I$$

$${}^3I^2O, \text{ usw.}$$

entweder übersättigte (${}^1M^2O$; ${}^2O^3I$) oder untersättigte (${}^3I^2O$) Relationen sind, ist die gebrochene Kategorie eine Konsequenz aus der kartesischen Multiplikation der Kategorien, die ohne jegliches Beispiel in der Geschichte der

Philosophie dasteht. Danach setzt sich z.B. ein Abbild aus 2/3 Quantität und 2/3 Quantität (entsprechend OM =2.1).

3. Ein Vergleich der triadischen Peircezahlen

$$\text{tdP} = (1 < 2 < 3)$$

mit den trichotomischen Peircezahlen

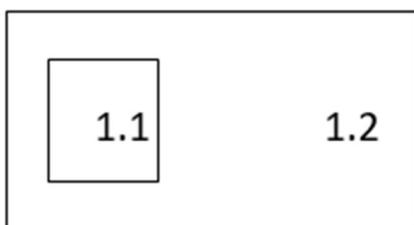
$$\text{ttP} = (\{1, 2, 3\} \leq \{1, 2, 3\}, \leq \{1, 2, 3\})$$

zeigt jedoch, dass die Parallelisierung der Haupt- und Nebenwerte gar nicht stattfindet, d.h., dass wegen der trichotomischen Möglichkeit der Gleichheit subsequenter trichotomischer Werte keine Inklusionsrelation stattfindet.

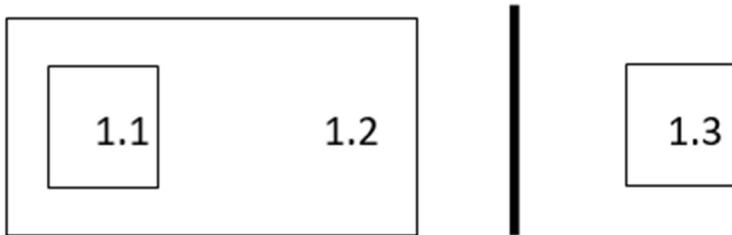
4. Noch viel weniger bekannt ist aber erstaunlicherweise, dass das System der 9 Subzeichen vor allem in modelltheoretischer Hinsicht hochgrad asymmetrisch und widersprüchlich ist. Wie man weiss, sind die drei Subzeichen jeder Triade durch eine inhaltliche Operation gekennzeichnet, die Bense „Selektion“ („>“) nennt. Es handelt sich hier um nichts anderes als um eine qualitative Entsprechung der quantitativen Peano-Nachfolge.

4.1. Im Mittelbezug

4.1.1. $(1.1) > (1.2)$ bedeutet, dass aus einer reinen Qualität ein singulärer Zustand selektiert wird. Nach Bense (1979, S. 61) bedeutet dies explizit die Selektion von Quantität aus Qualität. Nachdem aber nach Hegel die Quantität eine Form der Qualität ist, hat die Selektion $(1.1) > (1.2)$ also die folgende mengentheoretische Struktur

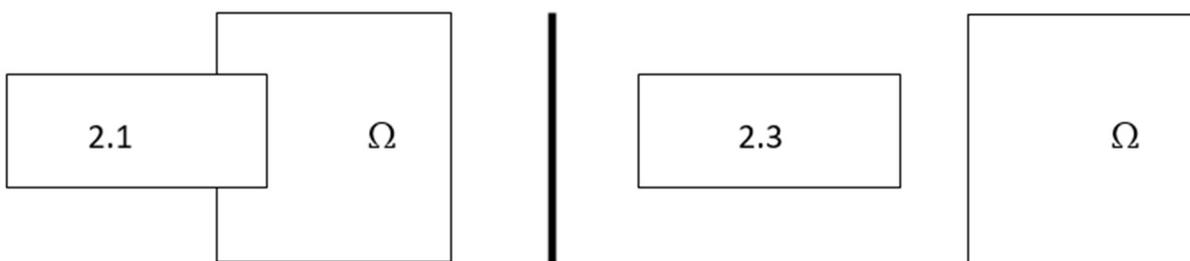


4.2.2. $(1.2) > (1.3)$ bedeutet den Übergang von der Quantität zur „Relation“ bzw. zur „Essenz“ (Bense 1979, S 61). Demnach stellt aber $(1.2) > (1.3)$ keine „Verfeinerung“ der subkategoriablen Bezüge dar, sondern steht ausserhalb der Relation $(1.1) > (1.2)$:

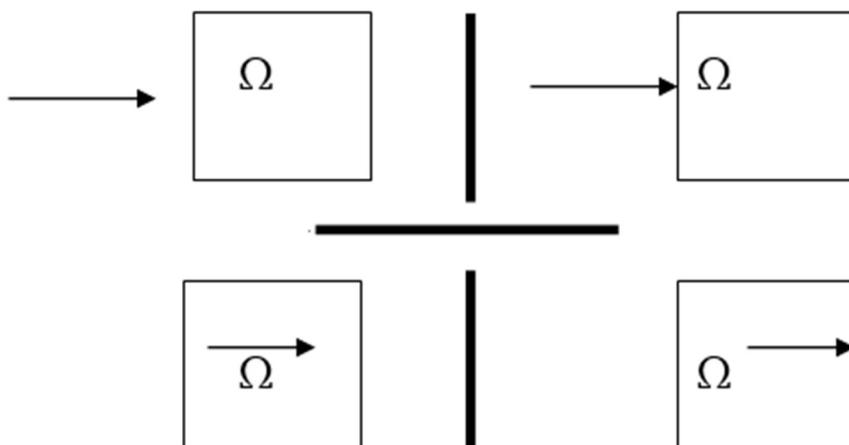


4.2. Im Objektbezug

Hier sind die Verhältnisse etwas anders. Bedient man sich zur Veranschaulichung der gemeinsamen Merkmalsmengen der Venn-Diagramme, dann kann man Icon (2.1) und Symbol (2.3) wie folgt darstellen



Hier findet also die Trennung nicht zwischen (2.1) und (2.2), sondern zwischen (2.1) und (2.3) statt, denn der Index (2.2) nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als er in mindestens 4facher Ausprägung auftreten kann (vgl. Toth 2010):



Der Index kann sich also 1. ausserhalb (oben) und 2. innerhalb (unten) eines Objektes befinden. Beispiele sind der Wegweiser, der auf eine entfernte Stadt verweist und der Pfeil, der in einem Gebäude in die Richtung der Lifte weist.

Der Index kann ferner mit seinem Objekt keinen (links) oder einen (rechts)m gemeinsamen Tangentialpunkt haben. Beispiele sind wiederum der Wegweiser, der die Stadt ja nicht berührt, sowie die Hausnummer, die am Hause, auf das sie verweist, angebracht ist.

Wie man erkennt, stehen der Index und das Symbol insofern in einer Spezifizierungs- und d.h. Selektionsrelation, als wir die Beziehung haben

$$[\cap(2.1, \Omega) \neq \emptyset] \rightarrow [\cap(2.3, \Omega) = \emptyset],$$

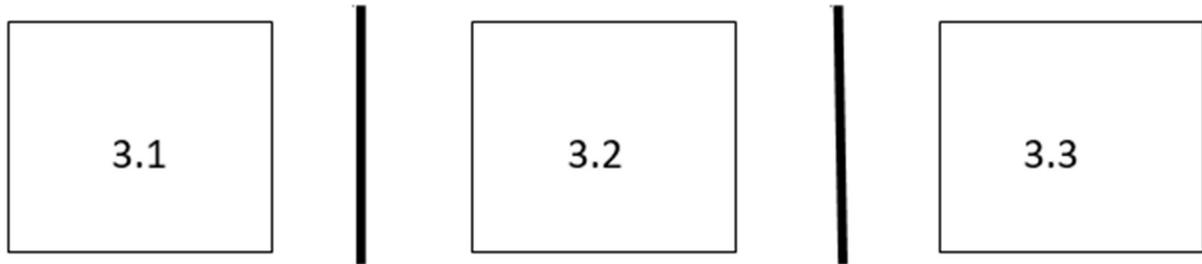
nur fehlt in diesem „Grenzwertprozess“ leider das Mittelglied, oder anders gesagt: der Index ist es nicht, weil seine Struktur so völlig anders ist als diejenige von Icon und Symbol, dass ich in einer früheren Arbeit vorgeschlagen hatte, indexikalische Zeichen völlig von den iconischen und symbolischen zu trennen.

Die 4 Indizes selbst sind allerdings in ihrer inneren Struktur insofern selektiv, als es „Grenzwertprozesse“ in Ansätzen gibt zwischen aussen \rightarrow innen einerseits und Tangentialpunktschnitt \rightarrow leere Menge andererseits, wobei merkwürdigerweise beim Index als zusätzliche Charakteristik dazukommt, dass der semiotische Abstand zwischen Zeichen und Objekt theoretisch unbegrenzt ist. Auch wenn man zwar einen Wegweiser (Paris \rightarrow) in Rovaniemi, Novosibirsk oder Tucson eher als Scherz auffassen würde, zeigt das Beispiel, das sich fromme Muslims, wo auch immer sie sich aufhalten, zum Beten in die Richtung von Mekka drehen, dass unser Satz prinzipiell richtig ist.

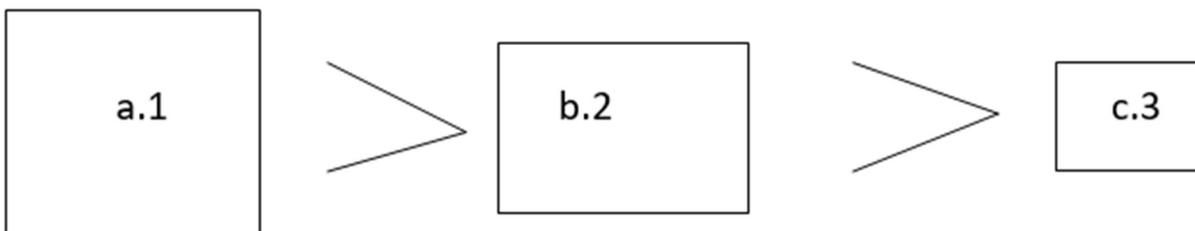
4.3. Im Interpretantenbezug

Völlig ohne erkennbare Selektionsrelationsrelation ist der Peircesche Interpretantenbezug: (3.1) oder das Rhema stellt den Zeichenzusammenhang als offen dar und logisch nicht beurteilbar. (3.2) oder das Dicent stellt einen Zeichenzusammenhang als abgeschlossen und beurteilbar dar. (3.3) schliesslich stellt einen „vollständigen Konnex immer wahrer Aussagen“ dar. Zunächst: Weder sind offene Mengen Teilmengen von geschlossenen Mengen, noch ist eine von beiden oder beide Teilmengen von „vollständigen Mengen“ (die es überdies gar nicht gibt). Noch sind weder wahre noch falsche Aussagen Teilmengen von wahren einerseits und/oder falschen andererseits noch sind

eine von beiden oder beide Teilmengen von Tautologien. Hier ist es also sehr einfach, die völlig Absenz der trotzdem behaupteten Selektionsrelation zu skizzieren:



5. Wir fassen kurz zusammen: Nach Bense sind Trichotomien von Zeichenrelationen durch Selektion, d.h. Spezifizierung i.S.v. qualitativer Peano-Nachfolge charakterisiert. Wir würden demzufolge erwarten:



Wie wir allerdings gefunden haben, ist diese Relation in keinem der drei Bezüge des Zeichens erfüllt. Im Mittelbezug ist das Legizeichen keine Selektion von Quali- und Sinzeichen, im Objektbezug ist der Index weder eine Selektion des Icons, noch kann das Symbol aus dem Index seligiert werden, davon abgesehen, dass das Symbol eine Selektion des Icons ist und der Index 4fach, aber in total differenter Struktur, auftritt. Im Interpretantenbezug schliesslich ist keines der drei Subzeichen eine Selektion des anderen.

6. Wir könnten damit zu einer provisorischen Neuordnung der Zeichenbezüge übergehen. Zunächst halten wir fest: Wir lassen all jene Bezüge weg, die nicht in einer Selektionsrelation zu den anderen derselben Trichotomie stehen. Wegen der Selektionsrelation zwischen Icon und Symbol muss ferner die Ordnung im Objektbezug neu geordnet werden. Damit bekommen wir:

1.1	1.2	|	1.3
2.1	2.3	|	2.2

3.1	|	3.2	|	3.3
-----	--	-----	--	-----

Was also im Kern erhalten bleibt, ist eine Art von Saussureschem dyadischem Zeichenmodell mit Symbol (2.3) anstelle von Index (2.2) und dem Index als separatem Zeichen. Es zeigt sich, dass die Menge all derjenigen Bezüge, welche die geforderte Selektionsrelation verletzen, genau mit der Menge der Interpretantenbezüge, vermehrt um die „konversen Interpretanten“ (1.3) und (2.3), entsprechen. Rein formal und brutal gesagt: Der Interpretantenbezug ist völlig überflüssig, wenigstens solange man das Zeichen auf der qualitativen Nachfolgerrelation der Selektion definiert so wie man die Zahl auf der quantitativen Nachfolgerrelation der Peanonachfolge definiert. Beim Interpretantenbezug ergibt sich die Sinnlosigkeit ferner schon aus inhaltlicher Motivation, denn er nimmt Bezug auf Zeichenzusammenhänge, ist also nicht auf Einzelzeichen anwendbar, denn einzelne Wörter, Verkehrszeichen, der Knoten im Taschentuch, das Markenicon „Bärenmarke“, eine Beinprothese, das Piktogramm „Lift“ usw. bilden weder Konnexe noch sind sie logisch beurteilbar, sondern sie sind Einzelzeichen. Als solche verfügen aber Einzelzeichen nicht über Konnexe. Denn woher sollte ein solcher auf kommen? Nach Bense (1967, S. 9) ist ein Zeichen ein Metaobjekt. Auch wenn Objekte Objektfamilien bilden können, mache ich aber bei der Verknotung meines Taschentuches nicht die Familie der Stofftücher, sondern mein gerade vorhandenes singuläres Taschentuch zum Zeichen.

7. Schauen wir uns nun abschliessend das funktionale Verhältnis zwischen dem rekonstruierten „Restzeichen“

$$\left(\begin{array}{cc} 1.1 & 1.2 \\ 2.1 & 2.3 \end{array} \right)$$

und dem Objekt im Sinne der Metaobjektivation an.

7.1. Im Mittelbezug

$\Omega \rightarrow 1.1$ ist eine Abbildung, welche nur die Qualitäten des Objektes festhält. Wir definieren daher den qualiativen Morphismus

$$\Omega \rightarrow 1.1 := \alpha^*$$

$\Omega \rightarrow 1.2$ ist eine Abbildung, die gemäss der Selektionsrelation nicht nur die Quantität, sondern mit ihr auch die Qualität des Objektes festhält. Wir definieren daher den quantitativen Morphismus

$$\Omega \rightarrow 1.2 := \beta\alpha^*$$

7.2. Im Objektbezug

$\Omega \rightarrow 2.1$ ist eine Abbildung, welche Ähnlichkeiten zwischen dem Objekt und dem Zeichen festhält. Wir definieren daher den abbildenden Morphismus über einen Merkmalsoperator \mathcal{M} :

$$(\mathcal{M}(\Omega) \cap \mathcal{M}(2.1) \neq \emptyset) := (\alpha^0\beta^0)^*$$

$\Omega \rightarrow 2.3$ ist eine Abbildung, welche die Merkmale des Objektes auf den Kern des Zeichens, aufgefasst als Vektorraum abbildet:

$$(\mathcal{M}(\Omega) \cap \mathcal{M}(2.3) = \emptyset) := \ker$$

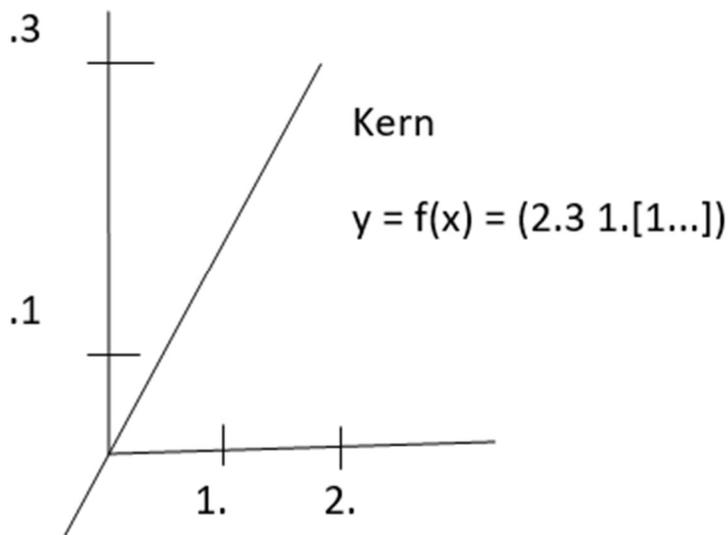
Damit ergeben sich also innerhalb der Zeichen folgende Abbildungen:

$$1.1 \rightarrow 1.2 \quad (\beta\alpha^*)\alpha^*$$

$$1.1 \rightarrow 2.1 \quad ((\alpha^0\beta^0)^*)\alpha^* \quad 1.2 \rightarrow 2.1 \quad ((\alpha^0\beta^0)^*) (\beta\alpha)^*$$

$$1.1 \rightarrow 2.3 \quad \ker(\alpha^*) \quad 1.2 \rightarrow 2.3 \quad \ker(\beta\alpha^*)$$

Nun gibt es genau eine Zeichenrelation, deren Verlängerung durch den Nullpunkt des Kerns führt:



Möchte man also dieses dyadische Zeichenmodell erweitern, so könnte man die Zeichenbezüge als Intervalle definieren:

$$M := [0, 1)_M$$

$$O := [0, 1)_O$$

Man kann dann Funktionen einsetzen, die z.B. für arbiträr gewählte Intervall-Punkte Zeichenwerte ergeben, wobei die 1, d.h. der Fall $\mathcal{M}(ZR) = \mathcal{M}(\Omega)$, wegen der dann erreichten Nichtunterscheidbarkeit von Zeichen und Objekt ausgeschlossen ist. Konkret könnte dies wie folgt aussehen:

$$(1.1) \rightarrow (1.1.1, 1.1.1.1, 1.1.1.1.1, \dots)$$

$$(1.2) \rightarrow (1.2.1, 1.2.2, 1.2.1.1, 1.2.2.1, \dots), \text{ usw.,}$$

d.h. man erhält dann anstatt der Paare Tripel, Quadrupel, ..., allgemein n-Tupel. Innerhalb eines beliebig gewählten n-Tupels, z.B. 1.2.1.1., ist dann die Verteilung von Erstheit $3/5$ und die Verteilung von Zweitheit $2/5$, innerhalb von z.B. 2.1.1.2.2.1.1 ist Erstheit $= 4/10 = 2/5$ und Zweitheit $6/10 = 3/5$, usw., so dass man also die Intervalle auch umgekehrt von den angesetzten n-adischen Zeichenrelationen aus definieren kann. In diesem Falle bräuchte man allerdings Kriterien dafür, welche Zeichen für welches n n-adisch sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, 4 Indizes. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Ein revidiertes Zeichenmodell mit verschachtelten Trichotomien

1. Das Peircesche Zeichen ist nach Bense (1979, S. 53, 67) als eine triadische Relationen mit verschachtelter monadischen, dyadischer und triadischer Relation intendiert:

$$ZR = {}^3R({}^1M, {}^3O, {}^3I) = ({}^1M, (({}^1M \rightarrow {}^2O), ({}^1M \rightarrow {}^2O \rightarrow {}^3I))).$$

Ein Vergleich der triadischen Peircezahlen

$$tdP = (1 < 2 < 3)$$

mit den trichotomischen Peircezahlen

$$ttP = (\{1, 2, 3\} \leq \{1, 2, 3\}, \leq \{1, 2, 3\})$$

zeigt jedoch, dass die Parallelisierung der Haupt- und Nebenwerte gar nicht stattfindet, d.h., dass wegen der trichotomischen Möglichkeit der Gleichheit subsequenter trichotomischer Werte keine Inklusionsrelation stattfindet.

Nach Bense (1981, S. 108) und (1983, S. 57) wird die qualitative Entsprechung der quantitativen Peano-Folge 1, 2, 3, ... in der Semiotik im Falle der Triaden (tdP) mit Koordination und im Falle der Trichotomien mit Selektion bezeichnet:

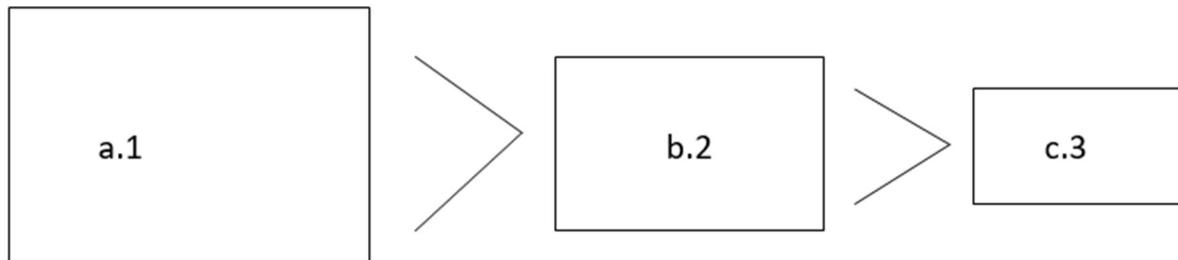
$$tdP \text{ (Koordination): } \quad 1. \rightarrow 2. \rightarrow 3.$$

$$ttP \text{ (Selektion): } \quad .1 > .2 > .3$$

(woraus dann durch „additive Assoziation“ (Bense 1981, S. 204) die dyadischen Subzeichen entstehen, so dass die letztere Operation als die qualitative Entsprechung der quantitativen kartesischen Produktbildung ist).

2. Wenn wir nun die Struktur des Mittel- und des Objektbezuges anschauen, so haben wir Qua > Sin > Leg, bzw. Ic > Ind > Sym, dargestellt mit einem in Toth (2010) eingeführten Merkmalsoperator \mathcal{M} : $\mathcal{M}(\Omega, 1.1) > \mathcal{M}(\Omega, 1.2) > \mathcal{M}(\Omega, 1.3)$, bzw. $\mathcal{M}(\Omega, 2.1) > \mathcal{M}(\Omega, 2.2) > \mathcal{M}(\Omega, 2.3)$, und einem hier vorerst nur anzudeutenden Metaobjektivationsoperator (Bense 1967, S. 9) ϕ : $\phi(\Omega, 1.3) = \Omega \rightarrow 0$ bzw. $\phi(\Omega, 2.3) = \Omega \rightarrow 0$ (Kernabbildungen). D.h. die Strukturen des Mittel- und Objektbezuges stimmen m.o.w. (vgl. Toth 2010 zum Index) mit dem

Selektionsmodell (qual. Modell der Subsequenz für ttP) überein, das man wie folgt skizzieren kann:



3. Dieses Modell stimmt nun aber offensichtlich nicht für den Interpretantenbezug, denn dort entspricht der Abfolge Rhe \succ Dic \succ Arg der offene, geschlossene und vollständige Konnex, bzw. die Menge der logisch unbestimmbaren, der Menge der bestimmbaren und der Menge der immer wahren Sätze. Beide Modelle lassen sich natürlich nicht mit dem obigen Modell verschachtelter Trichotomien in Übereinstimmung bringen. Weder sind offene Mengen Teilmengen abgeschlossener, noch gibt es vollständige Mengen, die Obermengen offener und abgeschlossener sind, usw.

Um aber den Interpretantenbezug, der wegen der Konversionsrelation für die quadratische semiotische Matrix auf Grund von $(1.3)^0 = (3.1)$ und $(2.3)^0 = (3.2)$ erforderlich ist, zu halten, muss er demnach umstrukturiert bzw. uminterpretiert werden. Es wurde ja z.B. bereits von Ditterich (1990, S. 28) darauf hingewiesen, dass der als „sekundäre Bedeutung“ bzw. „triadische Bedeutung über der dyadischen Bezeichnung“ in eigentümlicher Weise redundant ist. Ich schlage deshalb als Neuinterpretation vor:

Rhe := Information

Dic := Kommunikation

Arg := Repräsentation

Information ist eine Abbildung eines Sachverhaltes auf über-Objektsebene, und damit rhematisch, dagegen setzt Kommunikation mindestens ein Subjekt und ein Objekt voraus, sie ist also dicentisch, und Repräsentation, die Hauptfunktion von Zeichen, ist nun endlich die höchste Drittheit (und nicht

irgendwelche „poetische Schlussfiguren“), denn auch sie ist, wie das Legizeichen und das Symbol, eine Kern- und damit 0-Abbildung.

Als neues semiotisches Modell der 3×3-Matrix ergibt sich somit:

.1	.2	.3
1. Qualifizierung	Quantifizierung	Relationalisierung
2. Abbildung	Abstraktion	Substitution
3. Information	Kommunikation	Repräsentation

4. Was bedeutet das nun für Einzelzeichen? Zunächst dies, dass sie überhaupt als solche wahrgenommen werden können, denn die Präsenz des konnexiven Interpretantenbezugs von Peirce machte ja immer Notlösungen und Realitätsverdrehungen nötig, etwa wenn entschieden werden musste, ob der „Konnex“ eines Phonems, Morphems oder Lexems „rhematisch“, „dicentisch“ oder „argumentisch“ ist (vgl. Walther 1979, S. 100 ff.). Man konnte offenbar keine Zeichen ausserhalb der Mengen ihrer Repräsentationssysteme betrachten, paradoxerweise wurde aber in der Definition des Zeichens von M, O und I, nicht etwa von {M}, {O} und {I} ausgegangen, obwohl doch explizit von M-Repertoires, O-Bereichen und I-Feldern die Rede war (Walther 1979, S. 56, 1. Abschnitt). Andererseits verfügt die Semiotik seit Beginn (Bense 1971) über die grundlegenden Operationen der Adjunktion, Iteration und Superisation, die ausdrücklich mit den Kategorien strukturell verbunden sind. Ein Satz braucht also kein „Rhema“ zu sein, sondern eine Aneinanderreihung von Einzelzeichen wie dies ja bereits in der dyadischen Semiotik der Fall ist (die übrigens im obigen Modell enthalten ist). Überhaupt ist der Interpretantenbezug der Logik entnommen und hat also in der Semiotik nichts zu suchen, bzw. einer Pseudo-Logik, die mit „Konnexen“ anstatt mit Mengen operiert, eine Konzeption, die zur Zeit Peirce’s bereits sattsam bekannt gewesen war, und zwar spätestens über die Booleschen Operationen. Hierher gehört übrigens auch die Peirceschen Triadomanie, denn der Peirce ohne Zweifel bekannte Satz von Schröder besagt

ja, dass n-aden auf Dyaden, nicht auf Triaden reduzierbar sind. Günther (1979, S. vi f) vermutete also wohl nicht zu Unrecht hinter Peirce logischer Drittheit letztlich die Trinität.

Andererseits erlaubt uns der neu interpretierte Interpretantenbezug, nun erstmals für jedes Zeichen festzustellen, ob es informativ, d.h. unabhängig von einem Subjekt, kommunikativ, d.h. sowohl von einem Subjekt wie Objekt abhängig ist, oder ob es repräsentativ ist, d.h. ein Subjekt, ein Objekt und sich selbst als Zeichen voraussetzt. Das kann man z.B. anhand von verbalen Zeichen sehr schön zeigen: Die Differenz der beiden Sätze

(1) Es war einmal ein alter König.

(2) Es lebte einmal ein König.

ist die Differenz zwischen Information (1) und Kommunikation (2). Satz 1, der kein Topik enthält, indem aber der König erst als Topik etabliert werden soll, erlaubt keine Transformation auf unmarkierte Satzstellung (*Ein alter König war einmmal), andererseits verlangt (1) im Gegensatz zu (2) die Verteilung der Subjekt-Objekt-Information auf zwei Sätze:

(3) Es war einmal ein alter König, der lebte auf seinem Schloss.

Erst (3) ist repräsentativ. Bei „normalen Sätzen“, d.h. solchen, in denen Topik, Subjekt und Agens (pragmatische, syntaktische und semantische Rolle) zusammenfallen, findet diese Unterscheidung natürlich nicht statt, aber z.B. Einzelphoneme als Qualitäten können wegen der in unserem revidierten Zeichenmodell auch für die Trichotomien durchgezogenen strikten Inklusionsordnung ($<$ anstatt \leq) natürlich nur informativ sein, z.B. als Quantitäten auftretende Signale ($\text{Sig} = f(x_1, x_2, x_3, t)$) nur kommunikativ, und erst Lexeme als repräsentativ.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Ditterich, Joseph, Selbstreferentielle Modellierungen. Klagenfurt 1990

Günther, Gotthard, Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik. 2. Aufl. Hamburg 1991

Toth, Alfred, Müssen wir das Peircesche Zeichenmodell aufgeben? In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Der semiotische Objektbegriff

1. Was tut ein Zeichen mit seinem Objekt? Wie viele Objekte gibt es überhaupt und welche semiotische Relevanz haben sie? Fangen wir der Reihe nach an.

2.1. Da ist das Objekt, das nach Bense (1967, S. 9) im Zuge der Metaobjektivierung zum Zeichen erklärt wird, also eine Abbildung vom „ontologischen“ in den „semiotischen“ Raum mit der Zwischenstufe des Raumes der „disponiblen Kategorien“ (Bense 1975, S. 65 f.).

2.1.1. Darin gibt es also zunächst das Objekt im ontologischen Raum. Wir wollen es wie üblich (Toth 2010) wie Ω bezeichnen.

2.1.2. Ferner gibt es das Objekt im „präsemiotischen“ Raum der disponiblen Kategorien. Bense (1975, S. 45 f., 65 f.) hatte es mit O^0 bezeichnet und durch die Relationalzahl $r = 0$ und die Kategorialzahlen $r > 0$ charakterisiert.

2.2. Das Objekt, das schliesslich im semiotischen Raum aufscheint, und das gewöhnlich mit O bezeichnet wird, kann nicht ausserhalb der Relationen erscheinen, die es einerseits mit dem Mittelbezug und andererseits mit dem Interpretantenbezug eingeht; es wird daher als „internes Objekt“ O bezeichnet und dem „externen“ Objekt Ω gegenübergestellt.

2.2.1. Darin gibt es somit zunächst die Rolle von O als Codomäne des semiotischen α -Morphismus: $\alpha = M \rightarrow O$. Wir sprechen hier von Bezeichnungsfunktion und meinen den Bereich der (linguistischen) Bedeutungssemantik.

2.2.2. Dann gibt es die Rolle von O als Domäne des semiotischen β -Morphismus: $\beta = O \rightarrow I$. Hier sprechen wir von Bedeutungsfunktion und meinen den Bereich der (linguistischen) Sinn-Semantik einerseits sowie der logischen Wahrheitswertsemantik andererseits (da die Logik semiotischen drittheitlich fungiert).

2.2.3. Schliesslich muss aber auch noch die semiotische Gebrauchsfunktion herangezogen werden: $\beta^0 \alpha^0 = I \rightarrow M$, denn als komponierter Morphismus besteht sie aus $(I \rightarrow O) \circ (O \rightarrow M)$ und involviert also das interne Objekt einmal als Codomäne und einmal als Domäne.

3.1. Das externe Objekt Ω ist nach Bense/Walther (1973, S. 71), insofern es sich auf die triadische Zeichenrelation (M, O, I) bezieht, ein „triadisches Objekt“ und tritt daher in allen drei objektalen (ontologischen) Kategorien auf, d.h.

$$\Omega = \{\mathcal{M}, \Omega, \mathfrak{S}\}$$

3.2. Das kategoriale Objekt O^0 tritt nach Bense in allen drei Trichotomien auf, wie der semiotische Objektbezug des internen Objektes, d.h.

$$O^0 = \{O_{2.1}^0, O_{2.2}^0, O_{2.3}^0\}$$

3.3. Das interne Objekt O (bzw. der zugehörige Objektbezug) hat schliesslich neben der bekannten Ausdifferenzierung

$$O = \{2.1, 2.2, 2.3\}$$

noch die beiden „invertierten“ Objektbezüge $(2.1)^0 = (1.2)$ und $(2.3)^0 = (3.2)$.

4. In Toth (2009) sowie weiteren Arbeiten hatte ich darauf hingewiesen, dass bei der „nexalen“ Funktion des Indexes (2.2) unbedingt zwischen den Fällen unterschieden werden muss, wo der Index mit seinem Objekt einen Tangentialpunkt gemeinsamen hat und wo dies nicht der Fall ist. Z.B. kann ein Wegweiser in (prinzipiell) unbegrenzter Entfernung von der Stadt stehen, auf die er verweist, während dies bei einer Hausnummer, einem Autokennzeichen oder einem Grabstein nicht der Fall ist. Umgekehrt wäre ein Wegweiser sogar unnötig, wenn er einen gemeinsamen Tangentialpunkt mit seinem Objekt hätte. Kann bei einem Autokennzeichen in jedem Falle, bei einem Grabstein unter Umständen der „nexale“ Bezug zum referierten Objekt rekonstruiert werden, auch wenn der Tangentialpunkt aufgehoben ist, ist dies z.B. bei Hausnummern, Schlüsseln, häufig auch bei Billetten irgendwelcher Art nicht mehr der Fall, da die aufgedruckte Nummer bzw. das semiotische Objekt allein – bei Schlüsseln u.ä. in voller Absicht, keine Rückschlüsse zum bezeichneten Objekt zulässt.

5. Die in dieser Arbeit unterschiedenen Objektbegriffe in der Semiotik sind mutmasslich vollständig. Sie sollten demnach auch den Vorschlag Kalaga's enthalten, den dieser in einer Reihe von Papers, z.B. in Semiosis 61/62 (1991), gemacht hatte, nämlich die Dichotomie Extension/Intension um das Glied „Antetension“ zu einer Trichotomie zu erweitern. Aus der vagen, hermeneuti-

schen Terminologie Kalagas bleibt indessen unklar, mit welchem Objektbegriff bzw. mit welcher Relation die Antetension zu identifizieren ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotk. Köln 973

Kalaga, Wojciech, Antetension. In: Semiosis 61/62, 1991, S. 33-44

Toth, Alfred, Der indexikalische Objektbezug. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009

Toth, Alfred Zeichen und Objekt. 2 Bde. München 2010

Ein metaphysischer Zugang zu Zeichen

1. Das Zeichen zeige, suggeriert uns die deutsche Sprache. Diese Suggestion besteht aber nicht im Lateinischen und seinen romanischen Tochtersprachen: signum, segno, signo, sign, segn usw., wo der Bezug zu secare „einschneiden, einritzen“ hergestellt wird. Im Ungarischen, um noch eine eher entlegene Sprache heranzuziehen, heisst Zeichen jel, Merkmal. Das Wort für Einkerbung, rövás, wird nur für das konkrete Runen-Zeichen verwendet, und zeigen bedeutet mutatni, d.h. es liegen hier drei völlig verschiedene Begriffsvorstellung dessen vor, was ein Zeichen eigentlich ist.

2. Ein neuer, nicht-etymologischer, aber metaphysischer Vorschlag stammt von Spencer Brown (1966): das Zeichen als Differenz, als Unter-Schied. Das Zeichen ist hier sowohl Differenz qua Existenz, schafft aber erst dadurch den Unterschied zwischen Zeichen und Nicht-Zeichen, etwa so, wie ein in die Landschaft gebautes Haus erst den zunächst vorhandenen Raum in einen Innen- und Aussenraum teilt. Eine interessante, soviel mir bekannt ist, nur bei Joedicke (1985, S. 12 ff.) behandelte Idee besteht darin, dass der zunächst vorhandene Raum nicht von einem, sondern von mindestens zwei Häusern bebaut wird, so dass sich als drittes Glied zwischen Aussen- und Innenraum der Zwischenraum ergibt. Man darf sich daher mit Recht fragen, ob die an sich suggestive Erklärung des Zeichens als „Strich“, als Unterschied, wirklich genügt oder ob das Zeichen nicht vielmehr paarweise eingeführt werden soll, etwa im Sinne Rudolf Kaehrs (2008) als Bi-Zeichen.

3. Das grösste Problem bei Spencer Brown liegt aber darin, dass die Vorstellung, dass eine Entität gleichzeitig Unterschied ist und Unterschied schafft, sich nicht mit der klassischen Logik verbinden lässt. Im täglichen Leben wird ein Gartenzaun dort aufgestellt, wo vorab die Grenzen zu dem oder den anliegenden Grundstücken gesteckt sind. Der Zaun ist dann der Unterschied, indem er ihn markiert, aber ihn nicht macht. Niemand kann es sich erlauben, einen Grenzzaun willfährig setzen – ja nicht einmal, ihn nachträglich zu verschieben: die schauerlichen Sagen der Grenzsteinrücker belehren uns darüber. Die merkwürdigerweise sogar in den Köpfen von Nicht-Semiotikern herumgeisternde Idee, das Zeichen sei im Grunde nicht mehr als ein Strich, dem eine gewisse „Bedeutung“ zukomme, hat also nicht-aristotelische Wurzeln,

denn dieses Zeichen ist gleichzeitig Operand und Operatum. In letzter Konsequenz handelt es sich hier also um eine nicht-determinierte Zeichenvorstellung, die recht gut mit Benses berühmtem Theorem „Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird“ (1967, S. 9) zusammengeht – schliesslich kann ich statt eines Striches auch ein Kreuz, statt Kreide auch Farbe verwenden, und ob ich mein Taschentuch verknote oder den Blumentopf vor mein Bett stelle, dem stehen höchstens praktische, aber keine prinzipiellen Erwägungen entgegen.

4. Es ist also höchste Zeit, dass das Zeichen eine metaphysische Bestimmung bekommt, denn die hat es nicht einmal bei Peirce und Bense. Bense setzte seine axiomatische Bestimmung an den Anfang seines ersten semiotischen Buches und schob später seine umfangreiche Studie „Axiomatik und Semiotik“ (1981) nach. Unsere Frage muss also präziser lauten: Kann das Zeichen wie die Zahl überhaupt axiomatisch begründet werden?

Für Peirce stellte sich diese Frage gar nicht, denn sein semiotisches Universum ist ganz genau wie sein mathematisches Universum „nicht-transzendental, nicht-apriorisch und nicht-platonisch“ (Gfesser 1990, S. 133). In Benses letztem Buch „Die Eigenrealität der Zeichen“ (1992) wuchsen dann bekanntlich diese beiden Universen, das semiotische und das mathematische, zusammen, denn nach Bense ist die Eigenschaft der semiotischen Eigenrealität auch für Zahl gültig, und es bedarf keines Zweifels, dass dieser Schluss Peirce's Zustimmung gefunden hätte.

Allerdings vergessen alle, die dieser Theorie zustimmen, dass in Benses Axiom erstens von einem „Objekt“ bzw. „Etwas“ die Rede ist, das erst zum Zeichen erklärt werden muss, und dass bei dieser Erklärung zum Zeichen zweitens etwas passiert: „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Zeichen mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (1967, S. 9). Darauf folgt also vor allem der gar nicht triviale Schluss, dass, wenn das Zeichen nicht-transzendent ist, es gleichzeitig transzendent ist, denn das Zeichen ist ja ein Metaobjekt, das Objekt selbst gehört aber gemäss Benses Axiom nicht in semiotische Universum. Ein Zeichen ist nach Bense sensu stricto also ein Januskopf auf der Scheide zwischen

Diesseits und Jenseits, man könnte es vielleicht am besten mit Oskar Panizzas „Dämon“ vergleichen (1895, § 23).

5. Kehren wir nun zu den etymologischen Bestimmung des Zeichens zurück: Was tut eigentlich das Zeichen? Kann man von einem Zeichen sprechen, wenn ich das Dokument, das ich gerade schreibe, ausdrücke? Dann wäre der mir in Form von elektronischen Signalen auf dem Bildschirm erscheinende Text das „Original“ und der Ausdruck die „Kopie“. Was passiert aber, wenn ich den Text mehrfach ausdrücke? Sind dann die Blätter (2, ..., n) Kopien der Kopie 1 vom Original 0? Wohl kaum! Dann folgt aber sofort, dass alle Ausdrücke, d.h. 1, ..., n Kopien des einen Originals sind, die damit identisch sein müssen, denn ein Blatt (n+1) ist ja keine Kopie eines Blattes n, wie dies beim Photokopierer der Fall ist. Daraus folgt wiederum, dass das einzige Original (in meinem Bildschirm) theoretisch unendliche viele Kopien hat, die aber nicht nur miteinander vollkommen identisch sind, sondern auch das de facto nicht vorhandene Original, das mir am Bildschirm gezeigt wird, substituieren. Das bedeutet aber wiederum, dass es sich bei den Ausdrucken um Originale handeln muss – merkwürdigerweise aber auch hier unter Aufhebung des aristotelischen Identitätssatzes in theoretisch unendlicher Ausfertigung – denn was mir in Signalen ein Original vorgaukelt, kann in Wahrheit nur Kopie sein.

6. Gibt es also Originale, die Zeichen von Zeichen sind, so wie der Ausdruck meines signalitiven Textes auf dem Bildschirm ja keine Kopie sein kann wie diejenige, die aus einem Photokopierer herauskommt, wenn ich den Ausdruck belichte? Bleiben wir vorerst aber beim Photokopierer. Hier lege ich normalerweise ein Original auf die Glasplatte und erhalte eine Kopie. Zwischen Original und Kopie besteht eine Kontexturgrenze, denn z.B. ist eine Kopie nicht unterschiftenecht. (Übrigens kann ich keinen auf dem Bildschirm geschriebenen, aber nicht ausgedruckten Text unterschreiben, woraus ebenfalls zwingend folgt, dass der Bildschirmtext kein Original sein kann.) In welchem Verhältnis stehen sich aber Original und Kopie? Dass die Kopie ein Abbild ist, d.h. dass Photokopierer weder Indizes noch Symbole, sondern Icons produzieren, wird stets als klar und daher unhinterfragt angenommen. Theoretisch könnte ja beim Kopieren eines Briefes ein Pfeil herauskommen, der auf den Brief verweist, oder ein weisses Blatt mit dem Text „Brief“. Dennoch ist die

Abbildung nicht der metaphysische Zweck eines Zeichens. Ich glaube auch nicht, dass es die seit Peirce so viel beschworene „Repräsentation“ ist, denn das besagt ja im Grunde nichts. Das Wort „Brief“ mag einen Brief „repräsentieren“, aber „repräsentiert“ ein Wegweiser wirklich den Ort, auf den er weist? Das Zeichen substituiert auch nicht, denn dann wäre es in letzter Instanz unmöglich, zwischen Zeichen und Objekt zu unterscheiden – es sei denn, die Substitution sei eine teilweise, aber in diesem Falle wären wir gezwungen, sie genauer zu bestimmen, denn die drei möglichen Fälle des semiotischen Objektbezugs – Abbildung, Hinweis, Zero – kann man kaum unter einen Hut bringen.

Was wäre denn das kleinste gemeinschaftliche „Vielfache“ aller dieser drei so differenten Funktionen? Natürlich das Zero. Das Saussuresche Arbitraritätsgesetz lehrt ebenso wie Benses Fundamentalaxiom, dass irgendein Objekt zum Zeichen für irgendein (anderes) Objekt erklärt werden könne, d.h., dass es überhaupt keine (notwendige) Beziehung zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt gebe. Niemand sagt ja, dass der Regen „Regen“ heißen muss – pluie, pioggia, esó zeigen es, und niemand sagt, ich müsse mein Taschentuch verknoten, damit ich morgen nicht vergesse, meine Tochter aus dem Kindergarten zu holen. Es hindert mich niemand daran, stattdessen z.B. die Zugspitze in meinen Garten zu verpflanzen oder Einsteins Grab zu exhumieren, oder mir ein Ohr abzuschneiden, Hugo Balls „Karawane“ aufzusagen oder die ganze Nacht wach zu bleiben. Von praktischen Problemen sehen wir ja bei metaphysischen Erörterungen ab.

Sowohl aus dem Arbitraritätsgesetz als auch aus dem Fundamentalaxiom folgt daraus also vor allem das nicht-triviale Ergebnis: Vor der Zeichensetzung handelt es sich um 1 oder 2 Objekte, die vorgegeben sein müssen, und es spielt absolut keine Rolle, welches Objekt zum Zeichen des dann „anderen“ Objektes erklärt wird. So ist es also kein Problem, den Bildschirmtext als Kopie und den Ausdruck als Original anzusehen, obwohl das Original eine Kopie ist. Denn das gleiche Original, d.h. der Ausdruck, ist ganz sicher dann ein Original, wenn ich es auf den Kopierer lege, um es zu photokopieren.

Ferner folgt aus beiden semiotischen Axiomen als weiteres nicht-triviales Ergebnis: Das Zeichen substituiert das Objekt nicht einfach, denn ein „Klon“

kann sowohl Original wie Kopie sein, ferner ist ein Index keine Substitution eines Objektes, dies ist bis zu einem gewissen Grade nur bei Icons und Symbolen der Fall. Was das Zeichen aber tut, ist folgendes: **Es verfremdet.** Obwohl dieser Terminus v.a. für die 68-er Literaturwissenschaft im Nachzuge Brechts charakteristisch geworden ist, scheint er mir genau die Fundamentalleistung von Zeichen zu treffen: Das Bensesche Objekt, das „gewissermassen“ Metaobjekt ist: Ein Wolf im Schafpelz Das Photo gaukelt dem einsamen Kameraden die physische Nähe seiner Geliebten vor: Quand on n'a pas ce qu'on aime, il faut aimer ce qu'on a. Der Index vertröstet die müden Wanderer als „Vorposten“ der angestrebten Stadt. Das Symbol macht selbst das Unbenennbare benennbar: denn er ist mathematisch gesprochen eine Kernabbildung!

Ein Knoten in einem Taschentuch ist eine Verfremdung einfach deswegen, weil Taschentücher üblicherweise unverknotet daherkommen (Verfremdung wird hier also wie bei Link 1977 als Differenz zwischen „automatisierter Folie“ und „Novum“ gedeutet, eine geniale Idee, wie ich seit Jahrzehnten behaupte). Genauso würde das Matterhorn auffallen, stünde es plötzlich in meinem Garten. „Künstler“ sind schon auf die Idee gekommen, Bilderrahmen um Büsche zu legen, um sie auf diese Weise zu „ästhetischen Objekten“ zu erklären. Die Schrift, überhaupt alle Symbolsysteme, sind so hochgrad negentropisch, dass hier der Begriff Verfremdung wie aus dem Kindergarten klingt. Der Index verfremdet nicht sein Objekt, sondern die Umgebung dieses Objekts (auf das er verweist): er nimmt somit einmal mehr eine Sonderstellung ein. Das Icon, das grob gesagt zwischen abstrakter Malerei und Holographie pendelt, stellt mathematisch eine Auswahlfunktion der Merkmalsmenge des bezeichneten Objektes dar.

Mathematisch wird man Verfremdung etwa durch die metrische Topologie deuten können, indem der Kugelradius immer kleiner gemacht wird, oder mengentheoretisch, indem immer dichtere Kugelpackungen erzeugt werden. Man kann sogar die Natur dadurch topologisch verfremden, dass man Objekte zusammenrückt, die normalerweise nicht zusammengerückt auftauchen, z.B. einen Frosch auf einem Baum, ein plötzlicher Steinhügel in einer sonst nicht steinigen Landschaft. Hier liegt auch eine der Quellen der Naturmythologie: Wer jemals den Shiprock Im NW Nex Mexicos gesehen hat, fragt sich

unwillkürlich, wie er wohl „dorthin gekommen sei“. Kein Wunder, bedeutet sein Navajo-Name „geflügelter Berg“: er flog dorthin. Der Grund: Er gehört eben dort nicht hin, seine Existenz ist eine Vefremdung der Objektlandschaft.

Man könnte somit auch weniger formal definieren: **Ein Zeichen ist ein Etwas, das Umgebung schafft.**

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden—Baden 1992

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Joedicke, Jürgen, Raum und Form in der Architektur. Stuttgart 1985

Link, Jürgen, Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. München 1977

Panizza Oskar, Der Illusionismus und Die Rettung der Persönlichkeit. Leipzig 1895

Spencer Brown, George, Laws of form. London 1966

Das Zeichen als Deformation

1. Zeichen dürften die einzigen willkürlich eingeführten Duplikate für die Objekte und Ereignisse dieser Welt sein. Doch anders als Zahlen – die in einem gewissen Sinne das Gezählte verdoppeln – steuern Zeichen ihren Objekten nichts Positives bei, sondern werden durchwegs negativ definiert. Zeichen

1.1. stehen für ihre Objekte

1.2. repräsentieren sie

1.3. bilden sie ab

1.4. substituieren sie

1.5. weisen auf sie hin

Ein Zeichen, das für (s)ein Objekt steht, entlässt eben dieses Objekt zurück in seine Objektwelt. Es wäre wohlverstanden falsch zu sagen: es belässt es in seiner Objektwelt, denn durch die Präsenz des Zeichens wurde dieses Objekt von ihm angezogen, da Zeichen Objekte brauchen, denn sie sind Metaobjekte (Bense 1967, S. 9). Wird also ein Objekt zum Zeichen erklärt, laufen zwei Vorgänge ab:

1.1.1. Das Objekt wird zum Zeichen erklärt, indem es in ein Metaobjekt verwandelt wird.

1.1.2. Das ursprüngliche Objekt besteht nun als bezeichnetes Objekt weiter.

Ein Zeichen, das (s)ein Objekt repräsentiert, kann es nicht in seiner Gesamtheit repräsentieren, sondern stellt immer eine Auswahlfunktion des Objektes dar. Formal ausgedrückt: die Merkmalsmenge des Zeichens ist immer kleiner als diejenige seines Objektes: $M(\text{ZR}) < M(\Omega)$.

1.3. Ein Zeichen, das sein Objekt abbildet, kann es nicht vollständig abbilden, auch wenn der technische Rahmen der Abbildung vom Porträt bis zur Holographie reicht. Der Glaube an die perfekte Abbildung („Klonung“) geht auf den Pygmalion-Mythus zurück und ist polykontextural, d.h. die perfekte Abbildung ($M(\text{ZR}) = M(\Omega)$) geht über die aristotelische Logik hinaus. Das Problem liegt allerdings darin, dass

$$[M(ZR) = M(\Omega)] \rightarrow ZR = \Omega$$

und damit die Nichtunterscheidbarkeit von Zeichen und Objekt folgt.

1.4. Substitution ist nur ein Teil der in 1.1.1. und 1.1.2. erwähnten Zeichengenese, der andere ist Verdoppelung. Zwar ersetzt ein Objekt A ein Objekt B, so zwar, dass A als Metaobjekt zum Zeichen von B wird (wobei der Grenzfall $A = B$ nur bei natürlichen Zeichen eintritt), aber B wird nicht durch A absorbiert und kann sogar nach Benses Invarianzgesetz (1975, S. 40) durch A nicht einmal verändert werden.

1.5. Im Grunde treffen die bisher besprochenen Zeichenfunktionen oder Zeichenleistungen nur auf den iconischen und den symbolischen Objektbezug zu, die ja in sich insofern ein Kontinuum bilden, also sie merkmalthetheoretisch ein Intervall $[0, 1)$ definieren, wobei der Fall der Abbildung eines Objektes auf $M(ZR) = 0$ („Kernabbildung“) das Symbol definiert und der Fall der Abbildung eines Objektes auf $M(ZR) < 1$ ein Icon definiert (zum Ausschluss des Falles $M(ZR) = 1$ vgl. 1.3.). Anders gesagt: Der Index, der in der Peirceschen Anordnung des Objektbezuges zwischen Icon und Symbol zu stehen kommt, gehört aus zwei Gründen nicht dorthin: 1. weil die durch den Index ausgedrückte „nexale“ Verbindung zwischen Zeichen und Objekt nicht durch einen Wert des Intervalls $[0, 1)$ ausgedrückt werden kann, und 2. weil der Index als einziger Objektbezug durch die Deixis, d.h. durch seine Hinweisfunktion auf sein zugehöriges Objekt definiert wird.

2. Es führt also weder vom Icon noch vom Symbol aus ein Weg zum Index! So kann man sicher nicht behaupten, ein Index „stehe“ (1.1) für seinen Ort, denn er ersetzt (1.4) sie ja nicht. Weder „repräsentiert“ (1.2) er sie (z.B. als Wegweiser), noch bildet er sie auch ab (1.3). Allerdings kann man behaupten, er verdoppelt sie quasi, indem er als Vorposten des Ortes ihre nun absehbare Entfernung markiert. Mit anderen Worten: Von allen aufgezählten semiotischen Funktionen trifft nur diejenige der Zeichenfunktion als Verdoppelung des Objektes zu, welche für alle drei Objektbezüge (Icons, Indizes, Symbole) zutrifft. Schematisieren wir also wie bereits oben: Gegeben seien zwei vorgegebene Objekte

A, B

B wird nun zum Zeichen für A erklärt

$$B = ZR(A),$$

somit haben wir in

$$A, ZR(A)$$

die Verdoppelung des Objektes, mit dem Unterschiede, dass in $ZR(A)$ nun Benses „Metaobjekt“ vorliegt, und es gelten die folgenden Gesetze

$$1. A \parallel ZR(A)$$

$$2. \neg [ZR(A) \rightarrow A].$$

Axiom 1 besagt, dass nach der Verdoppelung von A durch $ZR(A)$ eine kontexturale Grenze zwischen Objekt und Zeichen etabliert wird. (Das ist nichts Anderes als die Definition des „Andersseins“.) Axiom 2 besagt (aufgrund von Axiom 1), dass A gegenüber dem durch Metaobjektivierung aus ihm entstandenen $ZR(A)$ invariant ist, m.a.W., dass der Prozess der Metaobjektivierung irreversibel ist: „Einmal Zeichen, immer Zeichen“! (Es handelt sich um die von Bense bei Kafka festgestellte „Eschatologie der Hoffnungslosigkeit“, Bense 1952, S. 100.)

3. Indem also Icons und Symbole ihre Objekte verdoppeln, schaffen sie erst Umgebungen dieser Objekte. (Objekte an sich als „facta bruta“ haben keine Umgebungen. Dieser kybernetische Sachverhalt ist lang bekannt.) Dazu werden also im Regelfall jeweils 2 Objekte benötigt, denn nur bei natürlichen Zeichen fallen Zeichen und Objekt zusammen (z.B. bei Eisblumen). Von diesen zwei Objekten wird aber das zweite verfremdet, oder topologisch gesprochen: deformiert, wobei die Entropie möglichst stark herabgesetzt wird. Zeichenprozesse sind ja ästhetische Prozesse, und diese sind stark negentropisch (vgl. Bense 1969, S. 33 ff.). In der Objektskonstellation

$$A, B$$

wird also B dadurch zum Zeichen für A erklärt

$$B = ZR(A),$$

dass B einer Verfremdung oder Deformation unterzogen wird, um den Metaobjektivationsprozess zu kennzeichnen (Bild aus Führer 1977, S. 167):

$$f * g((x_i)_{i=1}^n) := \begin{cases} f((y_{ii})_i^n) & \text{für } x_1 \leq 1/2 \\ g((y_{ii})_i^n) & \text{für } x_1 \geq 1/2 \end{cases}$$

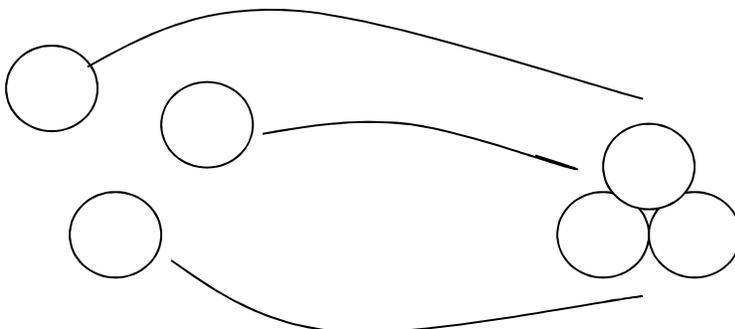
mit $y_i := x_i$ für $i > 1$ und $y_1 := 2x_1$ für $x_1 \leq 1/2$ b

Die Abbildungen sind dabei immer homotop, denn sie bewegen sich ja stets im Intervall der Merkmalsmengen $[0, 1)$. Wir erhalten damit das

Theorem 1: Icons und Symbole entstehen durch homotope Deformation von Objekten.

Anders sieht es dagegen beim Indizes aus. Wird ein Wegweiser in die Landschaft gestellt und in die Richtung eines entfernten Ortes positioniert, so wird nicht das bezeichnete Objekt, d.h. der Ort, verfremdet, sondern die Umgebung des Ortes. Der Wegweiser teilt somit den Raum, d.h. die Umgebung des Ortes, in zwei Teile, so wie es ein in ein offenes Feld gestelltes Gebäude täte: Er teilt zwischen dem Raum des Index (dem Innenraum des Gebäudes) und dem Aussenraum. Damit erhalten wir das

Theorem 2: Indizes entstehen durch Deformation von Umgebungen von Objekten.



In Sonderheit folgt aus Theoremen 1 und 2 im Anschluss an zahlreiche Vorarbeiten, dass der Index ein Fremdkörper in der Peirceschen Zeichenklassifikation ist.

4. Abschliessend müssen wir uns fragen, ob es nicht auch den Fall gebe, wo sowohl Objekte als auch ihre Umgebungen deformiert werden. Dies ist offenbar bei semiotischen Objekten der Fall (vgl. Walther 1979, S. 122 f., Toth 2008), also den Bühlerschen „symphysischen Verwachsungen“ von Zeichen und Objekten wie etwa den bereits in ihrer reinen Indexfunktion behandelten Wegweisern (Zeichenobjekten) sowie den Prothesen (Objektzeichen). Wie bereits oben angetönt, kann man Wegweiser als „Vorposten“ eines nahen Ortes, den man zu erreichen sucht, auffassen. Sie deformieren somit als Objekte die Umgebung des Ortes und als Zeichen die Stadt, die sie quasi verdoppeln. Bei Prothesen ist es so, dass sie einerseits als Zeichen ein Objekt verdoppeln, das (z.B. durch Unfall) ausser Gebrauch gekommen ist (eine Prothese ist ja eine zeichenhafte Nachbildung eines Objektes), und dass sie andererseits als Objekt die Umgebung insofern deformieren, als sie das ausgefallene Glied substituieren. Wir haben damit

Theorem 3: Semiotische Objekte (Zeichenobjekte und Objektzeichen) entstehen durch Deformation sowohl von Objekten als auch von Umgebungen von Objekten.

Abschliessend sei prospektiv angenommen, dass die in diesem Aufsatz vorgeschlagene Neudefinition des Zeichens als topologische Deformation von Objekten und Umgebungen der Beginn einer rein topologischen Semiotik sein könnte, welche die bisherige lange Phase einer rein ordnungstheoretischen Semiotik ablösen können wird.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. Reinbek 1969

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Führer, Lutz, Allgemeine Topologie mit Anwendungen. Braunschweig 1977

Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2008

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Semieose oder Kenose?

1. Das Zeichen ist – so könnte man es im Anschluss an Speiser (1952) definieren –, das „jeweils Andere“ (vgl. Toth 2010a,b). Diese bisher wohl kürzeste, aber auch interessanteste Definition geht dabei zunächst davon aus, dass das Zeichen keine selbständige Entität darstellt, sondern in den weiteren Kontext von bekannten Dichotomien wie Subjekt/Objekt, Sein/Nichts, Wesen/Erscheinung, Tag/Nacht, Leben/Tod usw. gehört. Damit aber kommen wir zu einem eigentümlichen Paradox: Gehen wir etwa von der Dichotomie

Subjekt /Objekt

aus, dann korrespondiert das Zeichen klarerweise mit dem Subjekt, denn die Position des erkenntnistheoretischen Objekts ist eben bereits für diejenige des semiotischen bezeichneten Objektes bestimmt.

Gehen wir jedoch von der vielleicht noch fundamentaleren Dichotomie

Sein/Nichts

aus, dann korrespondiert das Zeichen mit dem Sein und das Objekt mit dem Nichts. Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, dass die in der Linguistik merkwürdigerweise „Binome“ genannten Dichotomien in Sonderheit seit der Optimalitätstheorie untersucht werden, denn ihre Umkehrung ist immer ungrammatisch, d.h. in unserem Falle ist *Objekt/Subjekt ebenso falsch wie *Nichts/Sein. Die „Zähler“ und „Nenner“ entsprechen sind also, und wir bekommen im ersten Fall

Zeichen = Subjekt (= Nichts)

im zweiten Fall aber

Zeichen = Sein.

Das Paradox lässt sich also auf die folgende Formel bringen:

Zeichen = Sein \wedge Zeichen = Nichts.

2. Damit bekommen wir folgende Prozesse:

2.1. Semiose: Nichts \rightarrow Sein

2.2. Kenose: Sein → Nichts

Das Zeichen, das man somit entweder als Funktion $ZR = \langle -, + \rangle$ oder $ZR = \langle +, - \rangle$ darstellen kann (zu reell- und imaginärwertigen Variablenbereichen bei Zeichen vgl. Speiser 1952, S. 65 ff.), ist somit im Falle der Semiose eine Konkretisation und im Falle der Kenose eine Abstraktion, es führt im ersten Falle vom meontischen in den ontologischen und im zweiten Falle vom ontologischen in den meontischen Raum (vgl. Bense 1975, S. 65 f., 1952, S. 78 ff. m. Anm. 72 [S. 115]). Im ersten Fall bedeutet also Benses „Metaobjektivation“ (1967, S. 9), dass die Welt der Objekte, zu denen auch wir primär gehören, die Welt des Nichts ist, und im zweiten Falle, dass wir unsere ganze Kultur und Kommunikation diesem Nichts verdanken.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Speiser, Andreas, Elemente der Philosophie und der Mathematik. Basel 1952

Toth, Alfred, Kenose oder thetische Einführung? In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010a

Toth, Alfred, Das Eigene als Brücke zum Anderen. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010b

Negative und positive Schöpfung

1. Die Ordnung von Dichotomien ist kognitiv determiniert und irreversibel:

0.1. <Zeichen/Objekt>, *<Objekt/Zeichen>

1.1. <Subjekt / Objekt>, *<Objekt / Subjekt>

1.2. <Sein / Nichts>, *<Nichts / Sein>

1.3. <Wesen / Erscheinung>, *<Erscheinung / Wesen>

1.4. <Tag / Nacht>, *<Nacht / Tag>

1.5. <Leben / Tod>, *<Tod / Leben>, usw. (vgl. Müller 1997).

Nun folgt aus (1.1.)

1.6. Zeichen = Subjekt

und aus (1.2)

1.7. Zeichen = Sein.

Hieraus folgt aber

1.8. Subjekt = Sein

und daher

1.9. Objekt = Zeichen

und daher ein Widerspruch.

2. Nach 1.8. ist also das Zeichen Objekt, nach 1.7. und 1.8. ist es aber Subjekt. Wenn wir also mit Bense (1967, S. 9) davon ausgehen, dass die Semiose Metaobjektivation ist, also Transformation eines Objektes in Relation durch „thetische Setzung“ (Fichte), dann kann dieser Prozess in den zwei entgegengesetzten Richtungen verlaufen:

2.1. Sein → Zeichen → Nichts

2.2. Nichts → Zeichen → Sein.

In 2.1. liegt negative Schöpfung vor, in 2.2. positive Schöpfung.

Wenn man dem Wortlaut von Moses I, 1 ff. folgt (Übers. von Buber und Rosenzweig):

Gott sprach: Licht werde! Licht ward. Gott sah das Licht: daß es gut ist. Gott schied zwischen dem Licht und der Finsternis. Gott rief dem Licht: Tag! und der Finsternis rief er: Nacht! Abend ward und Morgen ward: Ein Tag.

Gott sprach: Gewölb werde inmitten der Wasser und sei Scheide von Wasser und Wasser!

so wird klar, dass der Sprechakt die neuen Gegenstände, abstrakt gesagt also das Zeichen das Objekt schafft. Genauer heisst es bei Joh. I, 1 (Luther-Bibel):

¹Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. ²Dasselbe war im Anfang bei Gott. ³Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.

Hier wird also vollends klar, dass das Zeichen sein Objekt erschafft und dass das Zeichen darüberhinaus mit dem Schöpfer identisch ist. Das ist nun nicht nur die Umkehrung der Semiose, in der ein Objekt durch ein Zeichen bezeichnet wird, sondern es folgt daraus, dass nicht nur das Zeichen Nichts ist, sondern auch der Schöpfer. Wenn aber der Schöpfer Nichts ist, dann muss er Teil dieses Nichts sein, das da am Anfang der Welt geherrscht haben muss nach Ausweis der beiden Bibelstellen sowohl des Alten wie des Neuen Testaments, denn das Nichts ist genauso wenig mit Seinsbrocken vermengt wie das Sein Löcher des Nichts aufweist. Wir haben also in Übereinstimmung mit der Negativen Theologie sowie einigen weiteren Vertretern (Amos 5, 18, Teile der Gnosis, Meister Eckehard, A. Silesius; jüdische Tradition des Zimzum usw.) eine Schöpfung aus dem Nichts vor uns.

3. Das Problem geht aber noch viel tiefer (vgl. Toth 2009a, b, 2010). Bisher sind wir ja von Dichotomien ausgegangen, um die Schöpfungsrichtung zu bestimmen, d.h. festzustellen, ob es sich bei der biblischen Schöpfung um eine positive oder negative Schöpfung handelt. Ob positiv oder negativ: Die Schöpfung aber stellt sich immer noch in ihrem dichotomischen Prokrustesbett

dar als das Andere des Schöpfers, der ja mit dem Schöpfungsprozess gleichgesetzt wird. Was also zurückbleibt, sind die weiteren Dichotomien

Schöpfer / Schöpfung, bzw.

Schöpfungsakt / Schöpfungsprodukt,

die also nach unseren bisherigen Untersuchungen folgende Teilergebnisse zeigen:

semiotisch: Nichts → Sein

logisch: Negation → Position

phänom.: Erscheinung → Wesen

ethisch: Böses → Gutes

ästhetisch: Hässliches → Schönes

math.: freie Variable → gebundene Variable

teleol.: Indetermination → Determination

Die biblische Schöpfung ist also ganz genau wie physikalisch-kosmologische Schöpfung eine Schöpfung, die sich energetisch und informationell durch massive Erniedrigung der Entropie auszeichnet, d.h. vom „Chaos zum Kosmos“ (Hausdorff) führt. Erkenntnistheoretisch bewegt sie sich somit vom meontischen zum ontologischen Raum, womit sie vollkommen aus der Rahmen der aristotelischen Logik und der auf ihr aufgebauten Ontologie/Metaphysik fällt, die bekanntlich über keine Todesmetaphysik verfügt, denn nach klassisch-griechischer Auffassung, zu der etwa auch noch Hegel zählt, gilt, „dass im tiefsten Reflexionsgrunde unserer Subjektivität nicht eine unsterbliche ‘Seele’, sondern der Tod wohnt. Und zwar ein platter Tod, ein Tod ohne die geringste metaphysische Relevanz“ (Günther 1980, S. 2; Toth 2007, S. 39).

4. Eine Logik, deren Ontologie über eine Todesmetaphysik verfügt, ist die von Günther geschaffene polykontexturale Logik, ein durch Transoperatoren verbundenes Netzwerk von disseminierten Individualkontexturen, in den die klassische Logik weiterhin gilt. Diese wird also nur dort überstiegen, wo zwischen den Kontexturen, und damit zuallererst zwischen den Dichotomien,

hin- und herbewegt wird (vgl. Kronthaler 1986, S. 38 ff.). Nach polykontexturaler Auffassung befinden sich somit die monokontextural geschiedenen Glieder von Dichotomien innerhalb der jeweils gleichen Kontextur. Die polykontexturale Logik befindet sich daher auf einer viel tieferen Stufe als die aristotelische Logik, insofern sie die für unser abendländisches Denken basale Teilung von Diesseits und Jenseit untergeht. Was monokontextural getrennt ist, ist also polykontextural noch zusammen. Und wenn wir die Schöpfung untersuchen wollen und dabei nicht bereits die dichotomische Teilung hineinragen wollen, um uns am Schluss im Kreise zu drehen, müssen wir sie eben hintergehen, indem wir von Aristoteles eine Stufe hinunter zu Günther und Kaehr steigen.

Auf dieser Stufe fallen nun mit den Gliedern der Dichotomien die Gesetze der Identität, des ausgeschlossenen Dritten, des absolut verbotenen Widerspruchs und natürlich auch der Satz vom Grunde weg: wir bewegen uns ja von der aristotelischen zur Günther-Logik vom Grund zum Abgrund, genauer: von der Ontik zur Meontik, also dorthin, wo Günther gesagt hatte: „Diese Welt hat Gott noch nicht geschaffen, und es gibt auch keinen Bauplan für sie, ehe ihn nicht das Denken in einer Negativsprache beschrieben hat“ (1980, S. 87 f.). Findet also nach aristotelisch-biblischer Auffassung an der Spitze einer als Pyramide gedachten Sublimation von Materie in Geist die coincidentia oppositorum statt, so findet sich nach polykontexturaler Auffassung dort statt, wo Materie und Geist und eben alle Dichotomien noch nicht geschieden sind.

In Spencer Browns „Laws of Form“ lautet Axiom 1: „Draw a distinction!“ (Mach einen Unterschied!), und das zugehörige Lemma heisst: Axiom 1: „Call the space in which [the distinction] is drawn the space severed or cloven by the distinction“ (Spencer Brown 1969, S. 3). Der Unterschied ist also sozusagen der Baustein des Nichts, diese Welt, die sich Gottes Schöpfung entzieht, weil er selbst Teil davon ist. Wer diese Folgerung nicht anerkennt, müsste erklären können, wer Gott geschaffen hat, und das ist unmöglich, weil, er nach Joh. I 1 mit dem Schöpfungsakt identisch ist. Er muss sich also selbst geschaffen haben in diesem von ihm verkörperten Schöpfungsprozess, den wir vor-dichotomisch „Leere“ nennen. Nach der Zeichentheorie Spencer Browns muss er damit aber mit dem „Unterschied“ identisch sein, denn dieser ist es, der den leeren Raum

in zwei Umgebungen teilt und damit die erste elementare Dichotomie errichtet, die später mit der Negativität der Unterschiede, der Zeichen zusammenfällt, aus der die Objekte als positive facta bruta geschaffen werden.

So wie also die Zeichen erkenntnistheoretisch den Objekten vorangehen, gehen die Kenogramme, die Platzhalter der Leere in der Güntherschen Logik, den Zeichen voraus: Die Kenogramme sind die Elemente der Meontik, wie die Zeichen die Elemente der Semiotik und die Objekte die Elemente der Ontik sind. Damit geht aber die Kenose auch der Semiose voraus (Mahler 1995, S. 34). Das bedeutet nun, dass wir zur Rekonstruktion des Schöpfungsprozesses, d.h. zur Erfüllung des am Anfang dieser Studie gegebenen Schemas

Nichts → Zeichen → Sein

die folgenden Abbildungen vornehmen müssen:

Kenogramme → Zeichen → Objekte

Da die Kenogramme und ihre Sequenzen, die Morphogramme, berechenbar sind (Kronthaler 1986, Mahler 1995), da die Zeichen ebenfalls berechenbar sind (z.B. Toth 2006), brauchen wir uns nach einem „Kalkül der Objekte“ umzuschauen, der mindestens mit der Semiotik kompatibel. Ein solcher liegt vor in Stiebings „Objekt-Arithmetik“ (Stiebing 1981). Da Kaehr (2008) nachgewiesen hatte, dass man für triadisch-trichotomische Zeichen am besten von 4 Kontexturen ausgeht, benötigen wir also zur Berechnung der Kenogramme ein qualitativ-mathematisches Tritio-System der Kontextur $K = 4$, die 10 Peirceschen Zeichenklassen und die 8 Objektklassen der Stiebingschen Arithmetik sowie Transformationssysteme, welche die Übergänge zwischen ihnen bewerkstelligen:

T-System K = 4	Zeichenklassen	Objektklassen
0000	3.1 2.1 1.1	000
0001	3.1 2.1 1.2	100
0010	3.1 2.1 1.3	010
0011	3.1 2.2 1.2	001
0012	3.1 2.2 1.3	110
0100	3.1 2.3 1.3	101
0101	3.2 2.2 1.2	011
0102	3.2 2.2 1.3	111
0110	3.2 2.3 1.3	
0111	3.3 2.3 1.3	
0112		
0120		
0121		
0122		
0123		

ingezeichneten, wobei die Abbildung der eigenrealen Schemata mehrdeutig ist. Die Aufdeckung der Gesetze der übrigen Abbildungen bedeutet also nichts weniger als die Aufdeckung der Gesetze des Schöpfungsplanes.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976-80

Kaehr, Rudolf, Sketch on semiotics in diamonds. In: Thinkartlab, <http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Semiotics-in-Diamonds/Semiotics-in-Diamonds.html>, 2008

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Mai 1986

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1995

Müller, Gereon, Beschränkungen für Binomialbildung im Deutschen. Ein Beitrag zur Interaktion von Phraseologie und Grammatik. In: Zs. für Sprachwissenschaft 16/1-2, 1997, S. 5-51

Spencer Brown, George, Laws of Form. London 1969

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Toth, Alfred, Grundlegung einer mathematischen Semiotik. Klagenfurt 2006, 2. Aufl. 2008

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Kenomatisches Licht und pleromatische Finsternis. : Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009a

Toth, Alfred, Die Schöpfung aus der pleromatischen Finsternis. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2009b

Toth, Alfred, Die Selbstschöpfung aus dem Nichts. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Die Erzeugung von Jenseitsen durch das Zeichen

1. In Bd. 7 meiner Gesammelten Werke wird nachzulesen sein, wie ich mich bemühte, das ursprünglich den Theologen verpflichtete Konzept des „Jenseits“ oder das seit der Romantik von den Spintisierern usurpierte Konzept der „Gegenwelt“ nach sehr langer Zeit wieder einer wissenschaftlichen, kontrollierbaren Betrachtung zurückzuführen.

2. Am Anfang der Geschichte steht ein Objekt. Es ist vorgegeben



und wird dann zum Zeichen, z.B. zu

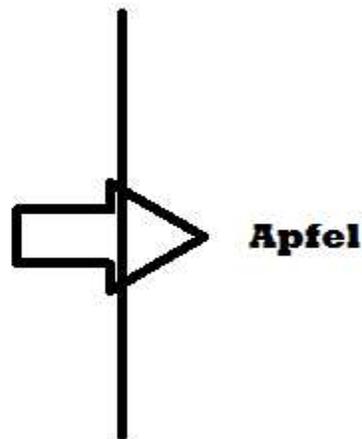
Apfel

und somit nach Bense (1967, S. 9) in ein nicht-vorgegebenes Metaobjekt transformiert. Es ist nun sicherlich korrekt, wenn Bense nachschiebt, das Zeichen selbst sei kein Objekt mehr – aber das ursprüngliche Objekt bleibt bei der Semiose ja bestehen und löst sich nicht in Nichts auf:

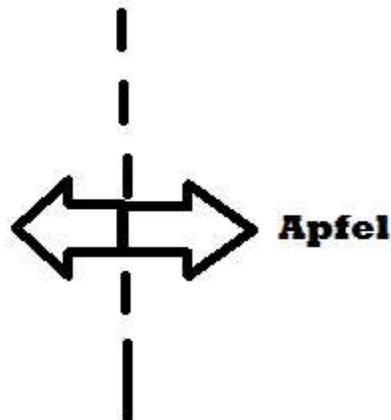


Apfel

und hier erst beginnt es in der Semiotik, wirklich spannend zu werden, denn offenbar ist es erst das Zeichen, welches den metaphysischen Kosmos erstens in ein Diesseits (den ontischen Raum der Objekte) und zweitens in ein Jenseits (den semiotischen Raum der Zeichen) partitioniert. Drittens haben wir dann die Grenze zwischen Zeichen und Objekt, die monokontextural unüberschreitbar bzw. ohne Rückkehr und polykontextural überschreitbar bzw. mit Rückkehr ausgestattet ist:



1. Monokontexturaler Fall: Objekt wird zum Metaobjekt und beide zueinander transzendent.



2. Polykontexturaler Fall: Objekt und Metaobjekt sind austauschbar und beide zueinander nicht-transzendent.

3. Das Zeichen selbst führt nun aber sein ursprüngliches Objekt nicht mit sich, oder besser gesagt: nur als Objektbezug

$$ZR = (M, O, I),$$

denn das ontische Ω Objekt ist nicht in die Peircesche Zeichenrelation eingebettet:

$$ZR^* = (\Omega, M, O, I).$$

Also findet eine Objektverdoppelung statt

$\Omega; O$

und mit ihr eine zweite Partition, diesmal eine Partition des semiotischen Raumes durch das Zeichen



Ontischer Raum ($\{\Omega\}$)

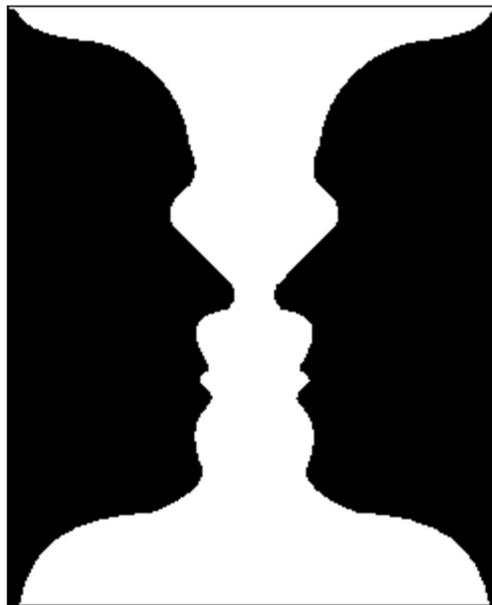


Semiotischer Raum ($\{ZR\}$)



positiver semiotischer Raum ($\{O\}$)	negativer semiotischer Raum ($\{\Omega \setminus O\}$)
--	---

Die zweite Bipartition des semiotischen Raumes in einen positiven und einen negativen lässt sich am besten erläutern anhand von Benses Beispiel des Scherenschnittes (Bense ap. Walther 1979, S. 70) und des ebenfalls von Bense entdeckten Gesetzes, dass die iconische Relation semiotische Räume partitioniert (Bense ap. Walther 1979, S. 128): Zunächst wird ein Objekt iconisch, und anschliessend erzeugt die iconische Abbildung selbst eine Bipartition zwischen dem Scherenschnitt selbst und seiner „negativen“, d.h. komplementären Umgebung, wobei hier das Blatt Papier der semiotischen Bezugsraum ist. Die Verhältnisse zwischen dem „iconischen“ schwarzen positiven Raum und dem „co-iconischen“ (Bense) weissen negativen Raum verhalten sich also wie in der folgenden bekannten Illustration, aus der hervorgeht, dass sich die Verhältnisse von Position und Negation auch umgekehren können, denn es gibt Menschen, die nicht primär die beiden schwarzen Gesichter sehen, sondern die weisse Vase:



Obwohl sich also Position und Negation austauschen lassen – denn die Negation ist ja nichts anderes als die Wiederholung der Position, da ein Drittes in einer 2-wertigen Logik ja per definitionem ausgeschlossen ist -, sind sie nicht äquidimensional, denn wie in dieser Arbeit endlich gezeigt werden konnte, entstehen Partitionen, die zu dichotomischen Oppositionen führen, nur aus der Negativität, denn Zeichen selbst sind, wie hier nachgewiesen wurde, negative Einheiten, daher schaffen sie Jenseitse und mit jedem Jenseits ein neues

Jenseits. Reflexion und Kreativität verdanken sich also der Dunkelheit der Meontik, aus der in Wahrheit das Licht kommt, d.h. der Pleromatik der Finsternis und nicht der Kenomatik der Helle, denn die Position hat nicht mehr „Licht“ als ein Stein als factum brutum, das es reflektiert.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die Notwendigkeit der Annahme von Subjektivität im Universum

Stephen Hawking: God Has No Role in Universe

LONDON (Sept. 2) — Entering the ongoing debate between faith and science, renowned British scientist Stephen Hawking claims that modern physics has now proved that God played no role in the creation of the universe.

In a new book — "The Grand Design," co-written with American physicist Leonard Mlodinow — the theoretical physicist sets out to demolish Sir Isaac Newton's claim that an "intelligent and powerful Being" must have shaped the universe, which he believed could not have emerged from chaos. Hawking and Mlodinow rule out the possibility of divine intervention, saying that new theories have made the idea of a supernatural creator redundant.

"Because there is a law such as gravity, the universe can and will create itself from nothing," the pair write, in an extract published in today's London Times. "Spontaneous creation is the reason there is something rather than nothing, why the universe exists, why we exist. It is not necessary to invoke God to light the blue touch paper and set the Universe going."

Evan Agostini, AP

British physicist Stephen Hawking, shown here at the World Science Festival in New York City this summer, says he's changed his mind about the role of God in the universe's creation.

"The Grand Design," which goes on sale next week, is a significant shift away from Hawking's previous comments on the divine. In his 1988 best-seller, "A Brief History of Time," he suggested that it was possible to believe in the concept of God as creator and also hold a scientific view of the universe. "If we do discover a complete theory ... of why it is that we and the universe exist ... it would be the ultimate triumph of human reason — for then we would know the mind of God," he wrote.

And in a 2007 interview, he appeared to portray himself as an agnostic. "I believe the universe is governed by the laws of sci-

ence," he told the BBC. "The laws may have been decreed by God, but God does not intervene to break the laws."

Hawking now argues that Newton's assertion that the laws of nature cannot alone explain the existence of life and the universe started to fall apart in 1992, when astronomers discovered the first extrasolar planets (planets beyond our own solar system) orbiting other sunlike stars.

"That makes the coincidences of our planetary conditions — the single Sun, the lucky combination of Earth-Sun distance and solar mass, far less remarkable, and far less compelling evidence that the Earth was carefully designed just to please us human beings," he writes. Hawking believes that other universes, as well as other solar systems, are also likely to exist. But if God's purpose was to create mankind, he wonders, why would He make those redundant and out-of-reach worlds?

Richard Dawkins, an evolutionary biologist and high-profile atheist, welcomed the book, telling the Times that Hawking had developed a theory of Darwinism for the entirety of nature, not simply the creatures that live within it. "That's exactly what he's saying," Dawkins told the paper. "I know nothing of the details of the physics, but I had always assumed the same thing."

Sponsored Links

However, religious commentators have criticized Hawking's theorizing, saying he can never hope to explain what is essentially unexplainable.

"If all the physical laws had been explained and proved — which is a million miles from the case — our understanding of the actions of God would not be one whit greater: his existence and his actions are of a different order," writes Quentin de la Bekeyere, science editor of the U.K.'s Catholic Herald newspaper. "Most particularly it would not touch the question of how something existing comes out from nothing. That is a question which science cannot answer, and will never answer, because nothingness is not within its domain. ... Neither [Hawking], nor you, nor I will ever explain creation, except through faith."

Follow us on Facebook and Twitter.

©2010 AOL Inc. All Rights Reserved.

2. Hawking vergisst, dass die Physik eine Theorie toter Objekte ist, d.h. dass sie nur unter Ausschluss der Subjektivität "aufgeht". Damit stellt sich allerdings die

Frage, wo und wie die Subjektivität in das Universum kommt, v.a. in den Menschen, der, diesen Kosmos beschreibend, gleichzeitig ein Teil dieses Kosmos ist (Schrödinger-Paradox). Während z.B. die objektive Welt strenge Symmetrien aufweist (Atommodelle, Molekülstruktur: DNA/RNA, usw.), ist die subjektive Welt hochgradig asymmetrisch („quot homes, tot sententiae“). Mathematisch gesehen, bedeutet das, dass die sog. Noether-Theoreme nur in der Objektivität greifen, nicht aber in der Subjektivität. Deshalb gibt es auch nur quantitative (Einstein-Gesetz, Impulserhaltung usw.), nicht aber qualitative Erhaltungssätze (die Antroposophen glauben allerdings an solche und einige Theosophien sowie z.B. die meisten Richtungen der Gnosis). Es gibt also keinen Weg, die Subjektivität von der Objektivität her zu erklären, auch das Umgekehrte funktioniert nicht, denn in der zweiwertigen Logik, auf der nicht nur unser ganzes Denken, sondern auch ausnahmslos unsere Wissenschaften ruhen, gibt kein Drittes als Brücke zwischen den beiden dichotom geschiedenen Polen der Erkenntnis. Allein damit ist also eine physikalische Erklärung (explanation, Hawking) des Universum ausgeschlossen.

3. Mit der Subjektivität kommen allerdings Sinn und Bedeutung in die Welt, die der Objektivität ganz fremd sind. Z.B. kommunizieren nur organische Wesen, nicht aber Steine und andere Objekte, d.h. nur Belebtes benutzt Zeichen, aber der Zeichenbegriff setzt bereits ein Bewusstsein voraus, das wiederum in der Subjektivität gründet. Die Objektivität besitzt kein Bewusstsein. Beim Atheisten Nietzsche heisst es immerhin, das Bewusstsein sei "auf Druck der Aussenwelt in uns gekommen". Das wurde im 19. Jh. gesagt, ist aber viel näher dem gegenwärtigen Status der Wissenschaft, da der Begriff Aussenwelt ein Subjekt voraussetzt: Steine haben keine Umgebungen, organische Wesen schon, z.B. kommen bestimmte Pflanzen nur in speziellen Plätzen sowie in bestimmten strukturellen Erscheinungsformen vor, Tiere nur in bestimmten Erdteilen, sich ordnend in Herden, Rudeln, Schwärmen, usw. Ein Stein gehört aber nicht a priori einer Familie von Steinen (z.B. Mineralien) an, sondern erst a posteriori durch die Interpretation des Objektes durch ein Subjekt.

4. Quantitative Erhaltungssätze setzen mathematisch ein topologisch abgeschlossenes Universum voraus, d.h. ein Universum, das „von aussen“ weder

Materie, noch Energie noch Information empfangen noch annehmen kann, i.a.W. es setzt ein Universum ohne Umgebung voraus, d.h. das Universum wird selbst als Objekt betrachtet, woraus folgt, dass die Annahme einer schöpferischen Subjektivität als unnütz abgelehnt wird. Da wir nun aber Subjektivität vorfinden in diesem Universum und diese nicht aus der Objektivität emergieren kann, folgt, dass das Universum nicht abgeschlossen sein kann bzw. wir kommen zur einigermaßen paradoxen Folgerung, dass das Universum wegen der physikalischen Erhaltungssätze quantitativ abgeschlossen ist, aber wegen der fehlenden semiotischen Erhaltungssätze qualitativ offen sein muss. Das bedeutet aber nichts anderes als dass es zwischen Objektivität und Subjektivität eine dritte Instanz, d.h. einen dritten logischen Wert geben muss, wo von „ausserhalb des Universums“ (das somit als Univerusm „mit Umgebung“ konzipiert wird) Subjektivität zufließen und abfließen kann. Da für die Objektivität selbst in mehrwertigen Logiken ein einziger Wert ausreicht, sind alle zusätzlichen Werte, um die man die ursprüngliche 2-wertige Logik vermehrt, subjektive Werte, d.h. aber: Werte für Subjekte. Es macht nun zwar keinerlei Schwierigkeiten, gemäss den Gepflogenheiten in Günther-Logiken, das 1. (klassische) Subjekt mit dem „Ich“, dann das 2. (nicht-klassische) Subjekt mit einem „Du“, das 3. (nicht-klassische) Subjekt mit einem „Wir“, usw. zu identifizieren, aber damit ist immer noch die anfangs gestellte Frage unbeantwortet, woher **die ursprüngliche Subjektivität** komme.

5. Nach den Ausführungen in Hawking/Mlodinow (2010) ist das objektive Universum selbstreproduktiv allein durch die Gravitationskraft. Wie wir spätestens seit Bense (1992) wissen, ist das subjektive Universum selbstreproduktiv durch die Eigenrealität seiner Zeichen. Falls es also möglich sein sollte, die Entstehung des Universums in seiner Ganzheit, d.h. ihres physikalisch-objektiven ebenso wie ihres semiotisch-subjektiven Teils zu einer „Uniformed Theory“ zusammenzufassen (vgl. Toth 1988), so muss die Frage nach der Emergenz von Subjektivität auf die Frage nach der Entstehung von Zeichen, genauer: nach der Entstehung von Semiose, zurückgeführt werden. Nun entstehen aber Zeichen nicht aus dem Nichts, sondern sie sind phänomenologisch betrachtet Meta-Objekte (Bense 1967, S. 9), d.h. sie setzen Interpretanten – und damit mit Bewusstsein ausgestattete Subjekte – voraus, die in

einem (intentionalen) Willensakt die Welt der Objekte insofern verdoppeln, als sie ihnen auf sie referierende Substitute gegenüberstellen. Ohne Bewusstsein gibt es jedoch keine Subjekte, aber ohne Subjekte gibt es auch keine Zeichen, und ohne Zeichen ist das Unversum, das Bedeutung und Sinn ebenso enthält wie tote Objekte, keineswegs erklärt. Paradoxerweise leisten also die Schlussfolgerungen in Hawking/Dawkins (2010) gerade einer theologischen Schöpfungstheorie, d.h. einer aus Gott emergierenden und nicht aus dem Nichts emanierenden Kosmologie Vorschub. Auf eine Formel gebracht: Der physikalische objektive Reduktionismus führt paradoxerweise dazu, dass sich durch die Hintertür der Theorie der deus progenitor wieder einschleicht.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Hawking, Stephen/Mlodinow, Leonard, The Grand Design. Bantam Book 2010

Toth, Alfred, Review: Hawking, Stephen W., Eine kurze Geschichte der Zeit (Reinbek 1988). In: Semiosis 54, 1989, S. 51-52

Zwei als Einheit

1. Wir wollen einmal mehr vom Anfang von Benses „Semiotik“ ausgehen: „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (1967, S. 9). Wird ein Objekt zu einem Zeichen erklärt, sondern wird das Objekt zwar repräsentationell, aber nicht materiell durch das Zeichen substituiert, denn das Objekt bleibt ja bestehen. (Daraus folgt somit, dass ein Objekt mehrfach zum Zeichen erklärt werden kann. Eine Tatsache, die m.W. noch nie untersucht wurde.) Durch das dem Objekt zugeordnete Zeichen besteht ferner eine Relation, die über einen Abgrund führt, denn Zeichen und Objekt sind sich ewig transzendent: Aus dem Bildnis meiner Frau wird niemals meine Frau, und umgekehrt. Es handelt sich somit bei Mtaobjektivationsprozess um die Herstellung einer jener Dichotomien, bei denen das eine Glied im Diesseits verbleibt, das andere jedoch ins Jenseits gestellt wird, wie die Basisdichotomie „Diesseits : Jeseits“. Beim Objekt und seinem Zeichen ist es jedoch so, dass der Sachverhalt demjenigen der Bezeichnung invers ist, da nämlich das Objekt im Diesseits bleibt und das Zeichen ins Jenseits kommt. Der Ontik als Lehrer vom Objektiven steht damit die Semiotik als Meontik im Sinne der Lehre vom Subjektiven gegenüber.

2. Diese an sich völlig einleuchtende Erklärung der elementaren Semiose oder Zeichengenese trifft auf unerartete böse Hindernisse, wenn sich die beiden ersten Zahlen anschaut:

1, 2,

denn die 2 ist die erste Ganzheit in der Reihe der natürluchen Zahlen, aber sie ist auch aus 2 Einheiten zusammengesetzt;

$$2 = 1 + 1.$$

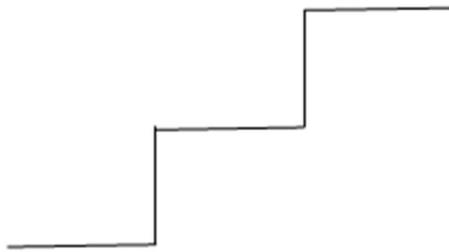
Genauer müsste man die Zahlprogression also durch

1, (1, 2)

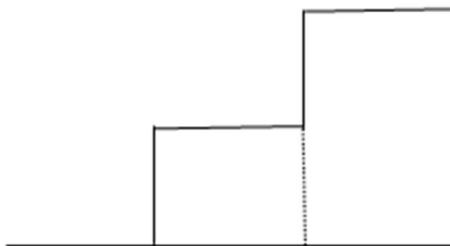
als Ausschnitt von

1, (1, 2), (1, (1, 2), 3), ...

darstellen. Die Zahlenreihe wäre dann weniger eine „Treppe“ (Menninger 1958, S. 56),



als vielmehr ein „Treppenkasten“ wie

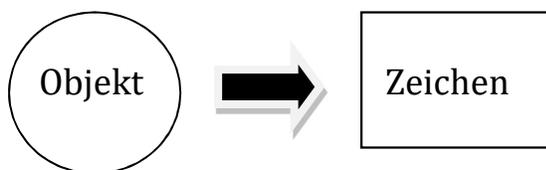


und entspricht somit genau dem Modell der Zeichenrelation, wie sie Bense (1979, S. 53 eingeführt hatte:

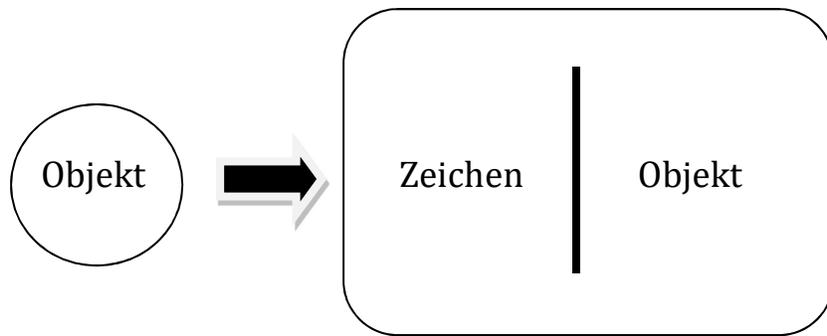
$$ZR = (M, ((M \rightarrow O), (M \rightarrow O \rightarrow O))).$$

Arithmetisch bedeutet das, dass die Zwei sich selbst und die 1 enthält, und nur auf diese Weise kann sie selbst Einheit im Sinne Menninger (1958, S. 24 ff.) sein.

3. Das hat jedoch empfindliche Konsequenzen für die Semiose-Theorie Benses, denn anstatt den folgenden Prozess



haben wir nun den folgenden Vorgang



Wird ein Objekt zum Zeichen erklärt, spannt es also nicht nur ein Jenseits für sich gegenüber dem Objekt als Objekt auf mit einer einfachen Kontexturgrenze zwischen sich und dem Objekt, sondern eine eigene Dichotomie, d.h. eine Kontextur mit einer vollgültigen Kontexturengrenze zusätzlich zur Grenze zwischen dem ursprünglichen Objekt und dem Zeichen. Bei der ersteren, einfachen Grenze zwischen Objekt und (Zeichen/Objekt) handelt es sich dabei in Kronthalers Sprachweise um eine Trans-, bei der Grenze zwischen (Zeichen/Objekt) um eine Intra-Grenze. Bei der Semiose entsteht damit ein System aus Objekt, Zeichen, Kontextur sowie Intra- und Transgrenze.

Literatur

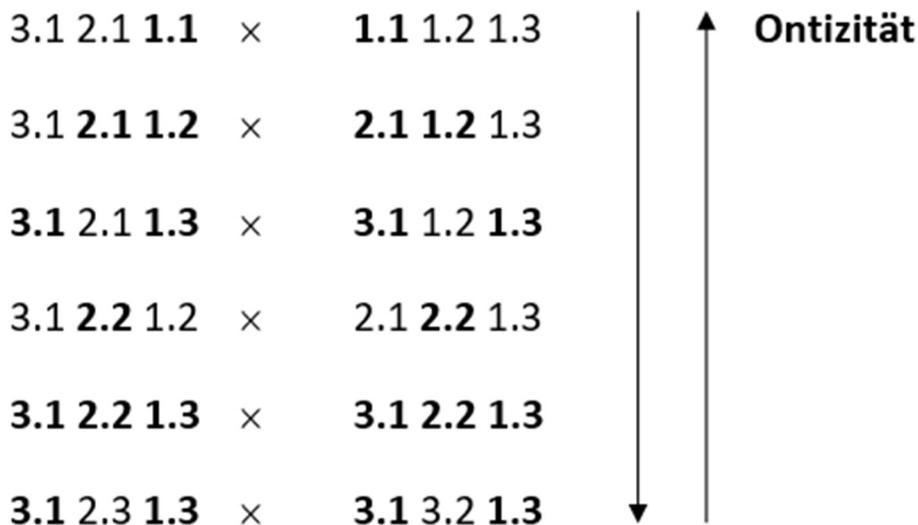
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

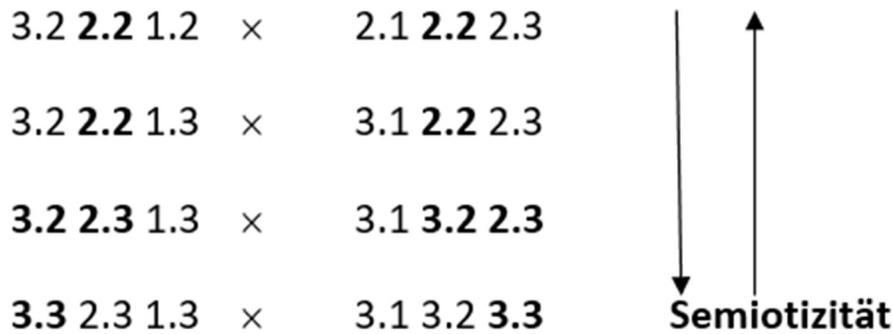
Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Menninger, Karl, Zahlwort und Ziffer. Heidelberg 1958

Semiotizität und Ontizität

1. Das Universum der Zeichen ist ein abgeschlossenes; es erlaubt keine Osmose mit der Welt der Realität. Ontischer und semiotischer Raum sind nach Bense (1975, S. 65 f.) zwar vermittelt, aber diskret. Wird ein Objekt durch Semiose metaobjektiviert (Bense 1967, S. 9), besteht das Objekt zwar weiter, aber das aus ihm entstandene Zeichen kommt in eine transzendente Relation zu ihm, so dass fortan kein Weg mehr vom Zeichen zurück zu seinem Objekt und umgekehrt führt (Invarianzprinzip von Bense 1975, S. 39 ff.). „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“, lautet das semiotische Basis-Axiom von Bense (1981, S. 11), d.h. in der Welt der Zeichen ist Realität nur noch als durch Zeichen vermittelte wahrnehmbar. Das Zeichen vermittelt zwar zwischen Welt und Bewusstsein (Bense 1975, S. 16), aber seine beiden Pole sind vermittelt Ontizität statt Welt und Semiotizität statt Bewusstsein (Bense 1976, S. 39, 60). Konkret bedeutet das, dass die Zeichenklassen als erkenntnistheoretische Subjektpole die Objekte als Zeichen repräsentieren, dass aber auch die Realitätsthematiken als erkenntnistheoretische Objektpole die Realität dieser Objekte wiederum nur aus einer dualen Zeichen-Repräsentationsstruktur erschliessen lassen. Man scheint sich in einem Zirkel zu bewegen, und trotzdem sind die Thematisationsstrukturen von Zeichenklassen und Realitätsthematiken nicht identisch:





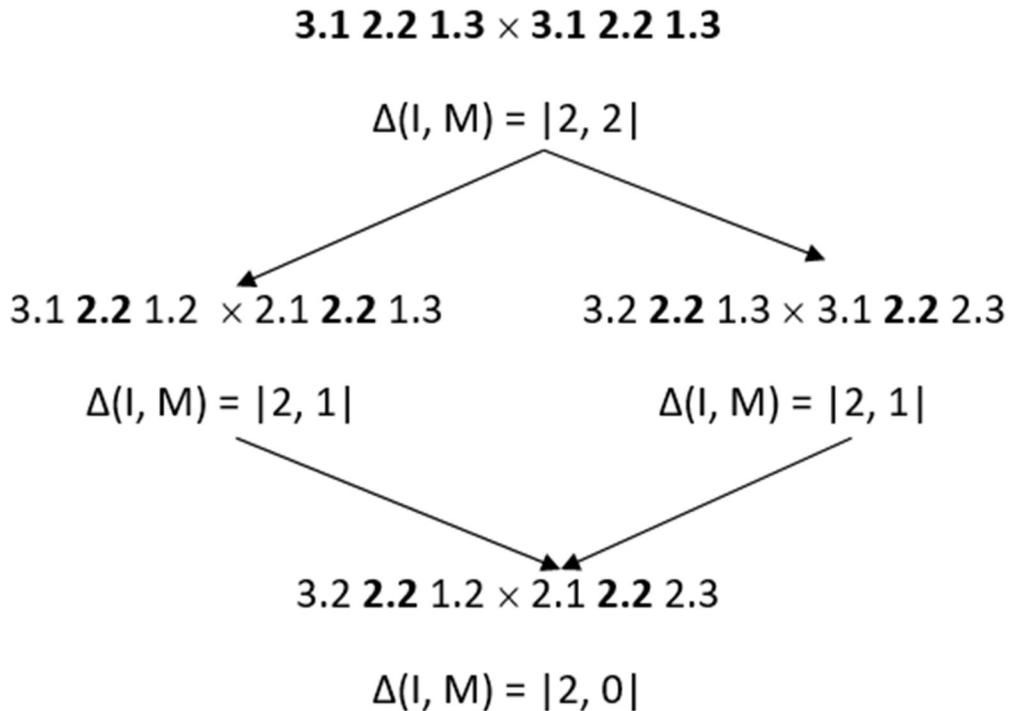
2. Während also die Messung der „generellen Unbestimmtheit des Zeichens“ (Bense ap. Walther 1979, S. 141) den Abstand zwischen bezeichnetem externem Objekt und Zeichen betrifft,

$$U_z = \Delta(\Omega, ZR),$$

muss man sich nun bei Zeichen darauf beschränken, die internen Abweichungen zwischen Eigenrealität und Kategorienrealität zu berechnen (vgl. Toth 2010a, b). Benutzt man also als Pole nicht Welt und Bewusstsein, sondern Ontizität und Semiotizität, so handelt es sich um den Abstand des Zeichens nicht von seinem objektalen, sondern von seinem semiotischen, inneren Objekt:

$$U_z = \Delta(ZR, O),$$

so dass man hier also von „interner Unbestimmtheit“ des Zeichens sprechen könnte:



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

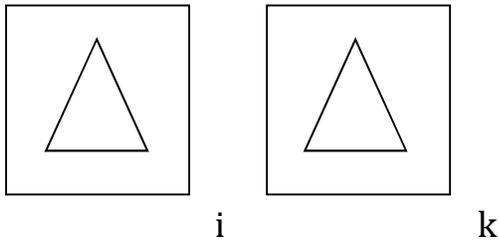
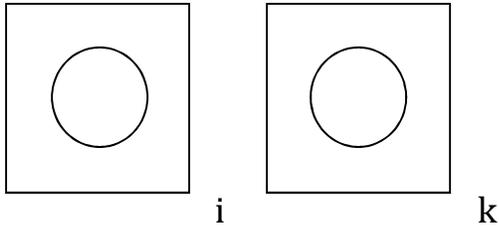
Toth, Alfred, Die Verselbständigung der Systeme. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotic, 2010a

Toth, Alfred, Semiotische Identität und Kategorienrelität. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotic, 2010b

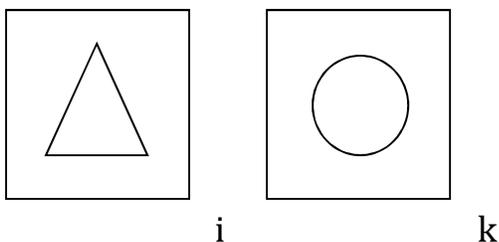
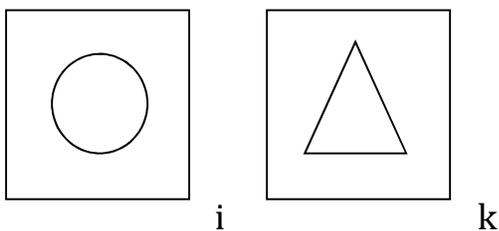
Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Eigen und fremd bei vorgegebenen Kontexturen

1. Wir benutzen ein kreisförmiges Symbol für das Objekt und ein dreiecksförmiges für das Zeichen (wobei auch die umgekehrte Zuschreibung möglich ist) und drücken die Tatsache, dass ein Objekt bzw. ein Zeichen in einer Kontextur eingebettet ist, dadurch, indem wir den Kreis bzw. das Dreieck in ein Quadrat hineinlegen. Dann bekommen wir die folgenden 4 Möglichkeiten:



2. Falls also die Kontexturen nicht erst durch die Zuordnung (Substitution) von Zeichen und Objekt entstehen, sondern beiden zum vornherein inhärieren, sind also noch die folgenden 4 weiteren Fälle möglich:



3. Unter Benutzung des in Toth (2010) eingeführten Schemas bekommen wir nun folgende Transformationen:

Zeichen		Objekt	
Anderes _o		—	
—		Anderes _z	

Objekt		Zeichen	
Anderes _z		—	
—		Anderes _o	

↓

↓

Zeichen		Objekt	
A _o	A _o	—	—
—	—	A _z	A _z

Objekt		Zeichen	
A _z	A _z	—	—
—	—	A _o	A _o

4. Wenn wir wiederum an den Stellen von — die E's einführen, erhalten wir schliesslich:

Zeichen		Objekt	
A _o	A _o	E _o	E _o
E _z	E _z	A _z	A _z

Objekt		Zeichen	
A _z	A _z	E _z	E _z
E _o	E _o	A _o	A _o

Dieses Modell setzt also voraus, dass Kontexturen sowohl den Objekten wie den Zeichen vorgegeben sind, d.h. die Bildung von Zeichen muss nicht „ex nihilo“ erfolgen. Erst damit kann man streng genommen die Bildung von Gleichem, d.h.

Eigenem aus Eigenem ausschliessen (und damit die Identität von Zeichen und Objekt). Dies ist also nichts anderes als eine konsistente Erklärung des bei Bense etwas mystisch eingeführten Metaobjektivationsprozesses (Bense 1967, S. 9). Sind aber die Konturen vorgegeben, so sind auch bereits die „Wurzeln“ der Transzendenz vorgegeben, d.h. Transzendenz erscheint nicht als wie ein „diabolus ex machina“ bei der mysteriösen Zuordnung eines (mysteriös gebildeten, jedenfalls aber nicht einfach das Objekt verdoppelnden) Zeichens zu einem Objekt (das dann ebenfalls mysteriös „sein bezeichnetes Objekt“ genannt wird).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Eigen und fremd. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Die Bezeichnung äusserer und innerer Objekte

1. Nach Bense (1981, S. 11) sind externe Objekte vorgegeben, während Zeichen thetisch eingeführt sind. Objekte sind also primär und Zeichen sekundär, wobei der Prozess, mit dem ein Objekt in einem Zeichen überführt wird, nach Bense (1967, S. 9) Metaobjektivierung genannt wird.

2. Bezeichnen wir, wie schon in früheren Arbeiten, externe Objekte mit Ω , so kann man die Tatsache, dass z.B. eine Eisblume ein „natürliches“ Zeichen, d.h. ein Zeichen physisch des Klimas ist, durch Einführung eines externen Mittels \mathcal{M} in der folgenden pars-pro-toto-Beziehung ausdrücken:

$$\mathcal{M} \subset \Omega.$$

Dies besagt also nichts anderes, als dass Zeichenträger und externes Objekt aus demselben „Stoff“ sind.

3. Wenn wir nun die Eisblume photographieren oder abzeichnen, verändert sich von den beiden Korrelaten nur \mathcal{M} , insofern z.B. die Graffitistriche anstelle der Eispatterns treten:

$$\mathcal{M}_1 \rightarrow \mathcal{M}_2.$$

Indessen, wir kommen durch fortlaufende Substitution der Zeichenträger niemals zu dem, was Bense den Mittelbezug genannt, denn dieser ist ja nicht als Substanz (Stoff, Materie), sondern als Relation (genauer: monadische Relation) definiert, und in der Tat hätten wir grosse Probleme zu erklären, was

$$\mathcal{M} \subset \Omega$$

semiotisch bedeutet, denn diese Beziehung besagt, dass eine Relation eine Teilmenge einer Substanz ist. Am ehesten könnte man hierin den Mechanismus der Aussendung von „Eidyllia“ sehen, welche nach einer antiken Wahrnehmungstheorie die Perzeption von Objekten ermöglichte.

4. An dieser Stelle scheint es angebracht, gleich auch noch den umgekehrten Fall zu behandeln:

$$\mathcal{M} \subset O.$$

In dieser Beziehung emaniert nicht die Substanz eidetische „Partikel“, sondern eidetische Objekte senden materiale Partikel aus. Im Grunde könnte man von dieser und der letzten Beziehung aus also den Anschluss an Panizzas Wahrnehmungstheorie herstellen (vgl. zuletzt Toth 2010) und die Relation $M \subset \Omega$ als Grundrelation des Materialismus und die Relation $\mathcal{M} \subset O$ als Grundrelation des Idealismus herausstellen.

5. Die letzte verbleibende Beziehung

$$M \subset O$$

ist drückt dann einfach aus, dass die 1-stellige Relation M in der 2-stelligen Relation O eingeschlossen ist, sie entspricht logisch der Implikation ($M \rightarrow O$), arithmetisch der Peano-Nachfolge ($\sigma(M) = O$, $\sigma\sigma(M) = I$, und semiotisch der benseschen „Generation“ ($M \Rightarrow O$). Nun setzt, wie man von Peirce weiss, die Ablösung des externen Objektes durch das interne, semiotische Objekt, den Begriff des Interpretanten voraus, denn die Beziehung

$$\mathcal{M} \subset \Omega,$$

die man als Ausgangsbasis einer Semiose annehmen kann (ich nehme einen Kiesel, um den ganzen Berg zu „repräsentieren“) funktioniert eben nicht ohne das „Ich“, das die anschliessende Beziehung

$$M \subset O$$

in einen Subjektkontext einbettet:

$$I(\mathcal{M} \subset \Omega) \rightarrow (M \subset O),$$

denn die Beziehung

$$(\mathcal{M} \subset \Omega) \rightarrow (M \subset O)$$

ist ganz ausgeschlossen, da der GRUND für die Transformation fehlt.

Indessen, das bereits oben angeschnittene Problem ist aus hier nicht lösbar, denn während der Übergang des aktuellen Objektes Ω in das konzeptuelle Objekt O einigermaßen problemos los („Schliesse die Augen, und Du siehst nun den Tisch, den zu vorher als externes Objektes perzipierst hast, als Zeichen, d.h. als internes, semiotisches Objekt“), ist der Übergang

$\mathcal{M} \rightarrow M$

im Grunde völlig ungeklärt. Alles, was wir darüber wissen, ist, dass diese Transformation stattfinden muss, damit wir nicht in den Clinch der heterogenen, substantiell-relationalen bzw. relational-substantiellen Ausdrücke geraten, aber dass Wie des Vorganges liegt hier vollkommen im Dunkeln.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Erweiterung von Panizzas Bewusstseinstheorie. In: Electronic Journal of Mathematical Semiotics, 2010

Die Verdoppelungsfunktion des Zeichens

1. Wäre das scholastische „aliquid stat pro aliquo“ korrekt, so müsste sich die Welt der Objekte mit zunehmender Semiotisierung entleeren; tatsächlich aber bleiben die Objekte zurück. Eine Semiose verwandelt also streng genommen nicht ein Objekt in Zeichen (Bense 1967, S. 9), sondern das Metaobjekt tritt an die Seite des Objektes und etabliert so neben dem ontischen Raum einen semiotischen Raum, wobei die Anwärterobjekte der Zeichen zwischen ihnen den präsemiotischen Raum der disponiblen Objekte bilden (Bense 1975, S. 65 f., Toth 2008).

2. Wie in Toth (2010) dargestellt, wurde im Objektbezug des Zeichens, der übrigens mit dem Zeichen identifiziert wurde, nur zwischen εἶκων und σημεῖον bzw. Icon und Symbol unterschieden (so noch bei Saussure und seinen Nachfolgern). Der Index, der von Peirce im Rahmen des Objektbezugs des Zeichens zwischen das Icon und das Symbol gepflanzt wurde, hat dort gar nichts zu suchen, denn er vermittelt nicht zwischen Icon und Symbol oder zwischen quasi-vollen und leeren Durchschnitten der Merkmalsmengen von Zeichen und bezeichnetem Objekt. Die Deixis des Index passt auch nicht zum scholastischen „aliquid stat pro aliquo“, das sowohl das Icon als „sachentsprechendes Bild“ als auch das Symbol als „willkürliches Zeichen“ charakterisiert. Dagegen stehen bei Peirce die vermittelnden Glieder der Dichotomien im Mittelbezug und im Interpretantenbezug nicht zwischen, sondern ausserhalb, in der drittheitlichen Position, aber auch hier gilt, dass weder „Essenz“ (Bense 1979, S. 61) zwischen Qualität und Quantität im Mittelbezug noch das Argument zwischen Rhema und Dicent im Interpretantenbezug vermitteln. Da die ganze nicht auf der Peirceschen Semiotik basierende Wissenschaft monokontextural ist, d.h. auf Dichotomien aufgebaut ist, bereitet das Suchen vermeintlicher „zu ergänzender“ dritter Glieder im Rahmen der Systeme dieser Dichotomien immer wieder beträchtliche Schwierigkeiten, etwa dann, wenn man in den Ansätzen einer „semiotischen Linguistik“ die nicht zu verneinende Tatsache, dass in Grammatiken bestimmten Formen bestimmte Inhalte zugewiesen werden, also erstheitliche Elemente zweitheitlichen Elementen zugeordnet werden,

dadurch zu vernebeln gezwungen ist, dass irgendwie noch „kontextuelle Abbildungen“ phantomatischer Dritter Art hinzuhalluziniert werden müssen.

3. In der folgenden Abbildung stehen die Glieder der von Peirce durchbrochenen Dichotomien in Klammern:

Mittelbezug: [Qualität / Quantität] Essenz (Bense)

Objektbezug: [Icon] Index [Symbol]

Interpretantenbezug: [Offener Konnex / Geschlossener Konnex] vollst. Konn.

Wenn wir also die falschen und überflüssigen drittheitlichen „Vermittlungen“ weglassen, bleibt eine „Matrix“ von drei Dichotomien:

M: Qualität /Quantität

O: Icon/Symbol (Bild/Name)

I: Offenes System/abgeschlossenes System

Ferner verlangen wir, dass die Ordnung der Fundamentalkategorien der Zeichenrelation der zeitlichen Ordnung der Semiose entspricht, d.h.

$\Sigma = \langle \Omega, DK, FK \rangle$,

wobei DK disponible und FK fundamentale Kategorien sind. Dadurch erhalten wir

$ZR = (O, I, M)$,

d.h. nicht M, sondern I tritt als Vermittlung auf. Die meinstellige Relation M kann niemals die zweistellige Relation O und die dreistellige Relation I vermitteln! Analog zur polykontexturalen Logik nehmen wir ausserdem mehrere Interpretanten, d.h. ontologische Orte an, die wir entsprechend den logischen Negationszyklen wachsen lassen können. Diese Interpretanten können also die Rolle von semiotischen Transjunktionen spielen, während die M und O die „Intrajunktionen“ sind. Wir erhalten somit

$ZR^* = (O, \{I_1, \dots, I_n\}, M)$.

Ferner darf eine polykontexturale Semiotik das bezeichnete Objekt nicht ausschalten, d.h. aber, auch nicht zum „externen“ oder „kategorialen“ Objekt degradieren, denn die Aufhebung der Zeichen-Objekt-Transzendenz der Peirceschen Semiotik (wie jeder nicht-arbiträren Semiotik) ist eine der wichtigsten Voraussetzungen einer polykontexturalen Semiotik. Schliesslich haben wir also

$$ZR^{**} = (\Omega, O, \{I_1, \dots, I_n\}, M),$$

und hiermit ist endlich das scholastische Prinzip des „aliquid stat pro aliquo“ aufgehoben, denn sowohl das aliquid ($O, \{I_1, \dots, I_n\}, M$) als auch das pro aliquo (Ω) befinden sich in derselben Zeichenrelation ZR^{**} . ZR^{**} ist die Relation der Verdoppelungsfunktion des Zeichens.

4. Modelle

4.1. Matrizen

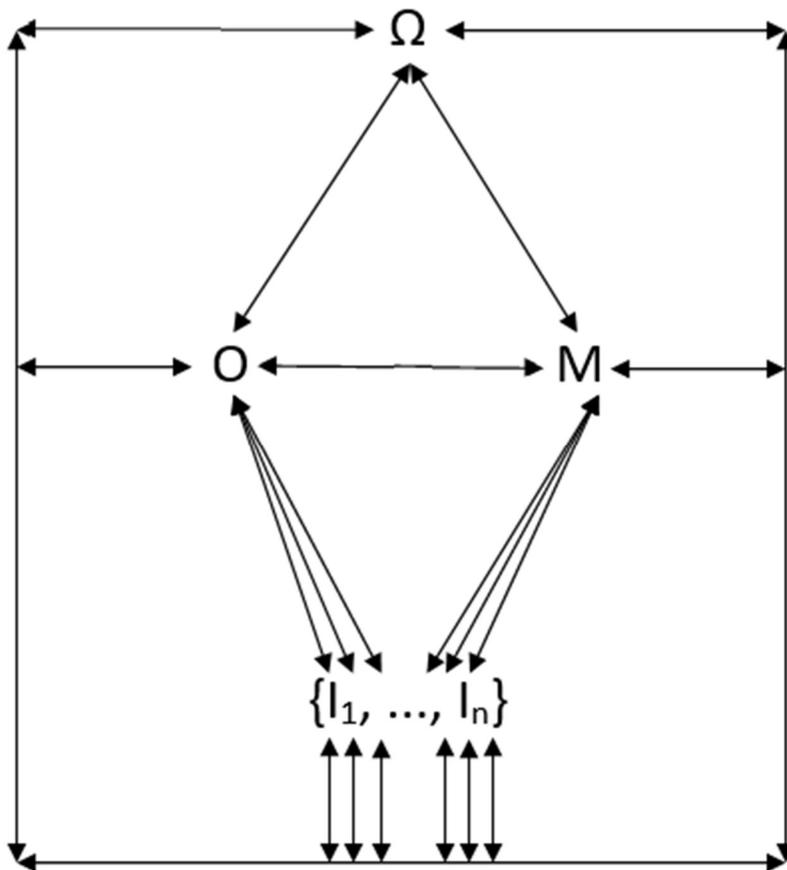
4.1.1. Quadratische Matrix

	Ω	O	$\{I_1, \dots, I_n\}$	M
Ω	$\Omega \Omega$	ΩO	$\{\Omega I_1, \dots, \Omega I_n\}$	ΩM
O	$O \Omega$	OO	$\{O I_1, \dots, O I_n\}$	OM
I_1	$I_1 \Omega$	$I_1 O$	$\{I_1^2, \dots, I_n^2\}$	$I_1 M$
...
I_n	$I_n \Omega$	$I_n O$	$\{I_n^n, \dots, I_n^n\}$	$I_n M$
M	$M \Omega$	MO	$\{M I_1, \dots, M I_n\}$	MM

4.1.2. Nicht-quadratische Matrix

	Ω	O	$\{I_1, \dots, I_n\}$	M
Ω	$\Omega \Omega$	ΩO	$\{\Omega I_1, \dots, \Omega I_n\}$	ΩM
O	$O \Omega$	OO	$\{OI_1, \dots, OI_n\}$	OM
I_1	$I_1 \Omega$	$I_1 O$	$\{I_1^2, \dots, I_n^2\}$	$I_1 M$
...
I_{n-m}	$I_{n-m} \Omega$	$I_{n-m} O$	$\{I_n^{n-m}, \dots, I_n^{n-m}\}$	$I_{n-m} M$
M	$M \Omega$	MO	$\{MI_1, \dots, MI_n\}$	MM

4.2. Ordnungstheorie



4.3. Relationentheorie

Wir setzen entsprechend den Peirceschen Zeichenklassen

$\Omega := 0$, $0 = .2.$, $I = .3.$, $M = .1.$ und erhalten so folgende maximale relationale Matrix:

	0	2	$\{3_1, \dots, 3_n\}$	M
Ω	0.0	0.2	$\{0.3_1, \dots, .0.3_n\}$	0.1
2	2.0	2.2	$\{2.3_1, \dots, 2.3_n\}$	2.1
3_1	$3_{1.0}$	$3_{1.2}$	$\{3_1^2., \dots, 3_n^2.\}$	$3_{1.1}$
...
3_n	$3_{n.0}$	$3_{n.2}$	$\{3_n^n., \dots, 3_n^n.\}$	$3_{n.1}$
1	1.0	1.2	$\{1.3_1, \dots, 1.3_n\}$	1.1

Es gibt keine Ordnungsbeschränkung auf $ZR^{**} = (\Omega, 0, \{I_1, \dots, I_n\}, M)$, d.h. es können minimal $4^4 = 256$ und maximal ∞ Zeichenklassen erzeugt werden. Die (duale) Erzeugung von Realitätsthematiken erübrigt sich natürlich wegen $\Omega \subseteq ZR^{**}$.

Die triadische Peircesche Matrix ist ein Fragment der obigen Matrix mit $n = 1$ (für I_n):

	0	2	$\{3_1, \dots, 3_n\}$	M
Ω	0.0	0.2	$\{0.3_1, \dots, .0.3_n\}$	0.1
2	2.0	2.2	$\{2.3_1, \dots, 2.3_n\}$	2.1
3_1	$3_{1.0}$	$3_{1.2}$	$\{3_1^2., \dots, 3_n^2.\}$	$3_{1.1}$
...
3_n	$3_{n.0}$	$3_{n.2}$	$\{3_n^n., \dots, 3_n^n.\}$	$3_{n.1}$
1	1.0	1.2	$\{1.3_1, \dots, 1.3_n\}$	1.1

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme.

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Der Objektbezug des Zeichens und die Konsequenzen. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Was ist das Komplement eines Zeichens?

1. Vom Komplement einer Menge zu sprechen ist nur dann sinnvoll, wenn die Grundmenge beider Mengen bekannt ist. So könnten in der Semiotik etwa folgende komplementäre Zeichen unterschieden werden:

1.1. $G =$ Menge triadischer Subzeichen eines Bezugs. Dann ist $G \setminus (a.b) = C(a.b)$.

1.2. $G =$ Menge trichotomischer Subzeichen eines Bezugs. Dann ist $G \setminus (b.a) = C(b.a)$.

1.3. $G =$ Kleine semiotische Matrix ($= \sqcup$ von 1.1. und 1.2). Dann ist $G \setminus (a.b) = C(a.b) \cup C(b.a)$ und $G \setminus (b.a) = C(b.a) \cup C(a.b)$.

Ferner kann man höhere semiotische Einheiten wie Trichotomische Triaden usw. als Grundmengen bestimmen, usw.

2. Die Frage ist allerdings, ob das Komplement eines Zeichens notwendig ein Zeichen sein muss, d.h. ob die Grundmenge nur Zeichen oder auch etwas anderes enthält. Nach Bense (1967, S. 9) entsteht ein Zeichen durch Metaobjektivierung aus einem Objekt. Es wäre allerdings falsch, daraufhin die Welt als Grundmenge $G = \{\text{Objekte, Zeichen}\}$ zu definieren, da man hiermit voraussetzt, dass die Objekte durch die Semiose verschwinden. In Wahrheit bleiben sie aber da, denn jedes Objekt ist ein potentielles Zeichen. Gilt aber auch das Umgekehrte, d.h. ist auch jedes Zeichen ein potentielles Objekt? Da die Semiose irreversibel ist („Einmal Zeichen, immer Zeichen“), kann man hingegen sagen, dass jedes Zeichen ein vorheriges Objekt ist, ein gewesenes Objekt, da Zeichen nur aus Objekten thetisch eingeführt werden können:

Grundmenge = $\{\text{Objekte}\} \cup \{\text{Objekte} \rightarrow \text{Zeichen}\} \cup \{\text{Zeichen} \leftarrow \text{Objekte}\}$

Diese Gleichung kann mit den gewöhnlichen mathematischen Mitteln nicht gelöst werden; sie bedeutet allerdings, dass bei der Semiose die Welt der Objekte verdoppelt wird. Man bedenke ferner, dass die Symmetrie der Eigenrealität das Walthersche Dualitätssystem stiftet und so wegen des Noether-Theorems einen semiotischen Erhaltungssatz produziert, so dass wir also auf jeden Fall eine abgeschlossene Grundmenge haben. Damit bekommen wir

$C(\text{Zeichen}) = 2 \text{ mal } \{\text{Objekte}\},$

d.h. jedes Zeichen hat zwei Objekte als sein Komplement, nämlich das originale (vorgegebene) Objekte sowie das seligierte Objekt, die „Kopie“ des „Originals“, aus dem das Zeichen metaobjektiviert ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Die Vorgegebenheit der Zeichen

1. In Toth (2010) wurde argumentiert, dass am Anfang des Erkenntnisprozesses Zeichen und nicht Objekte stehen. Objekte wurden als monokontexturalisierte Zeichen aufgefasst. Vor der Semiose steht in Einklang mit der Polykontextualitätstheorie (vgl. Mahler 1985, S. 33) die Kenose und an ihrem Anfang Keno- und Morphogrammatik. Demnach ist ein Objekt also nicht ein nicht oder noch nicht semiosisiertes Etwas, sondern ein maximal desambiguiertes Zeichen, welches wir daher als absolut im Sinne des *factum brutus* wahrnehmen. Mit dieser Methode kann man vor allem vermeiden, dass es nach der Metaobjektivierungstheorie Benses (vgl. Bense 1967, 9) drei Sorten von Objekten gibt: 1. nicht-semiosierte Objekte, 2. metaobjektivierte Objekte (d.h. Zeichen), 3. Objekte im Objektbezug des Zeichens (und vielleicht noch mehr, wenn man die Präsemiotik hinzuzieht: kategoriale Objekte, disponible Objekte).

2. Gibt es ein Etwas mit Umgebung, das kein Zeichen ist? Jedenfalls steht fest, dass wir niemals isolierte Objekte wahrnehmen, sondern sie treten immer entweder in Objektfamilien oder in Umgebungen anderer Objekte auf. Damit ist freilich etwas anderes gemeint als: Objekte zu Zeichen zu erklären. Hier liegt eine bloße Verfremdung vor, und das vielzitierte Beispiel vom Knoten im Taschentuch hat keine als eine rein private Relevanz, man spricht hier auch eher von „Gedächtnisstützen“ als von Zeichen. Hingegen bilden die Qualitäten, die wir bei der Wahrnehmung der Natur vorfinden, sofort Zeichenrelationen, insofern wir sie nämlich anhand von Prä-Kategorien wie Form, Farbe, Funktion, Gestalt, Grösse usw. gliedern, da wir sie sonst von anderen Objekten nicht unterscheiden könnten. Ob man hier von semiotischer Objektrelation oder von präsemiotischer Zeichenrelation spricht, ist im Grunde irrelevant. Jedenfalls tauchen auf dieser tiefsten semiotischen Ebene bereits Kategorien wie Sekanz, Semanz und Selektanz auf (Götz 1982, S. 4, 28), die man unschwer als Vorläufer der Peirceschen Universalkategorien erkennt.

3. Auf einer nächsten Stufe kommt es dann zur Ausbildung der triadischen Zeichenrelationen, und zwar spielt es nach dem hier zugrunde gelegten Modell keine Rolle, ob wir Zeichen *physei* oder Zeichen *thesei* vor uns haben. Was den ersteren der Interpret, ist den zweiten der Zeichensetzer, hier kommt also

erstmals das voluntative Subjekt zum Zuge, denn Eisblumen sind für ihre Objekte ebenso wenig Zeichen wie Ritzungen auf spätsteinzeitlichen Scherben für eine Kultur, welche diese Ritzungen nicht versteht (bzw. nicht einmal entscheiden kann, ob es blasse mechanische Verletzungen oder tatsächlich Schriftzeichen sind). Da die Icons durch ihre Vor-Bilder stark determiniert sind und die Indizes durch ihre nexal-hinweisende Funktion wenigstens schwach determiniert sind, handelt es sich bei ihnen a priori um motivierte Zeichen. Wir müssen somit den Motivationsgrad nur bei den Symbolen untersuchen. Wie wir wissen, gehen z.B. sämtliche Schriften und Zahlensysteme der Welt auf piktoriale Vorläufer zurück, d.h. auf Icons. Auch die Musik- und Blindenschrift sind mnemotechnisch, d.h. motiviert. Es dürfte in der Tat – falls jemand sich für die Mühe einer systematischen Untersuchung zur Verfügung stellte – nur noch das Lexikon der zahlreichen Sprachen der letzte Hort für angebliche Arbitrarität bleiben. Die Geschichte der Semiotik zeigt aber, dass man, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, bis kurz vor Saussure (d.h. ca. 1910) Semiotiken mit motivierten Zeichen besessen hat. Der tiefere Sinn der Zeichen ruht ja in der Kommunikation, und wo Zeichen und Objekte Ähnlichkeiten besitzen, wird auf jedenfalls das Lernen und Anwenden der Kommunikation erheblich erleichtert. Novalis sprach vom „sympathischen Abgrund“ zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt (vgl. Toth 2008).

4. Zeichenklassen sind Mengen von Zeichen, und diese stehen für/repräsentieren/substituieren/weisen auf, usw. Objekte. Diese Mengenfunktion können sie nur darum übernehmen, weil abstrakte Zeichenrelationen keine konkreten Zeichen sind und die Kategorien der Zeichendefinition ideal und nicht real sind, d.h., wie Bense (1975, S. 16) sich ausdrückte, „zwischen Welt und Bewusstsein vermitteln“. Zeichen liegen daher auch in mehreren und in verschiedenen Kontexturen, und erst dann, wenn wir sie künstlich aus ihrem Mengenzusammenhang herausreißen und sie monokontextualisieren, bekommen wir etwas, das wir „als illusionistisches Produkt“ (Panizza) „Objekt“ nennen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Strukturen und Prozesse. Baden-Baden 1975

Götz, Matthias, Schjein Design. Diss. Stuttgart 1982

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1985

Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Die Abschaffung der Universalkategorien. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Semieose und Kontexturübergang

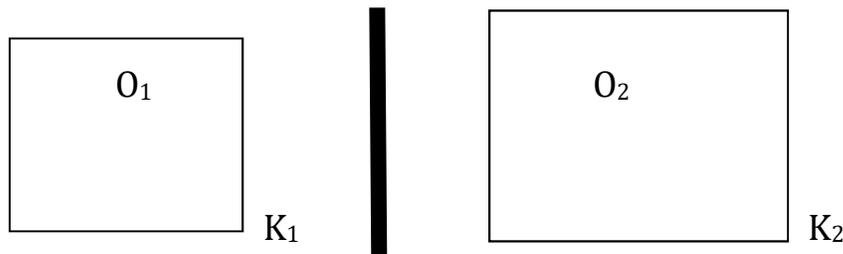
1. Nach Bense (1967, S. 9) entsteht ein Zeichen dadurch, dass ein Objekt metaobjektiviert wird. Damit wird die Welt gleichsam verdoppelt: denn das zum Zeichen erklärte Objekt besteht ja weiterhin, von nun an allerdings mit einer ontologisch differenten „Kopie“, einem „Substitut“ oder „Verweis“, der an Objektes Stelle verwendet wird. Besonders bemerkenswert ist dabei, dass trotz der ontologischen Differenz Zeichen und Objekte „Symbiosen“ bzw. „Verwachsungen“ (K. Bühler) eingehen können, etwa bei einer Prothese, die ein Objektzeichen ist, da sie als künstlich hergestelltes Objekt zeichenhaft das reale Objekt nachbildet oder bei einem Wegweiser, der ein Zeichenobjekt ist, wo die Orts- und Richtungsangaben nur dank dem materialen Objekt, das als Zeichenträger dient, sinnvoll sind.

2. In Toth (2010) wurde damit argumentiert, dass das Zeichen sich das Jenseits schafft und damit in kontextuellen Gegensatz zum Objekt steht, das erst jetzt, d.h. durch das Zeichen, eine Kontextur bekommt. Objekte sind damit vorgegeben, Kontexturen nicht, Kontexturen entstehen erst durch nicht-vorgegebene Objekte wie Zeichen. Es ist immer das Zeichen, das im Jenseits steht, denn vom Diesseits aus herrscht die Welt der Objekte. Da kein Zeichen, wie es scheint, ein Objekt kreieren kann, ist die Verteilung der Objekte auf die Diesseits und der Zeichen auf die Jenseits vorab festgelegt. Natürlich geht aber die Transzendenzrelation in beide Richtungen: so wie das Zeichen vom Objekt aus transzendent ist, ist das Objekt vom Zeichen aus transzendent.

3. Was wir im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit festhalten wollen, ist: man verdoppelt nicht ungestraft, denn sonst fallen sowohl das Original wie auch die Kopie in separate Kontexturen, damit der Geist des Doppelgängers nicht umgehen kann („Lass mir dein Spiegelbild, du innig Geliebter, es soll mein und bei mir bleiben immerdar“. – ‘Giulietta’, rief Erasmus ganz verwundert, ‘was meinst du denn? – Mein Spiegelbild?’ [...]. Da rief Erasmus, wahnsinnig vor tötendem Liebesschmerz: ‘Muss ich denn fort von dir? – Muss ich fort, so soll mein Spiegelbild dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht – der Teufel soll es dir nicht entreissen, bis du mich selbst hast mit Seele und Leib’. Giuliettas Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen, dann liess sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus

sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giuliettas Arme glitt, wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand” (E.T.A. Hoffmann, Die Abenteuer der Silvesternacht, in: H.R. Leber (Hrsg.), Werke in 4 Bänden. Salzburg 1985, S. 284).)

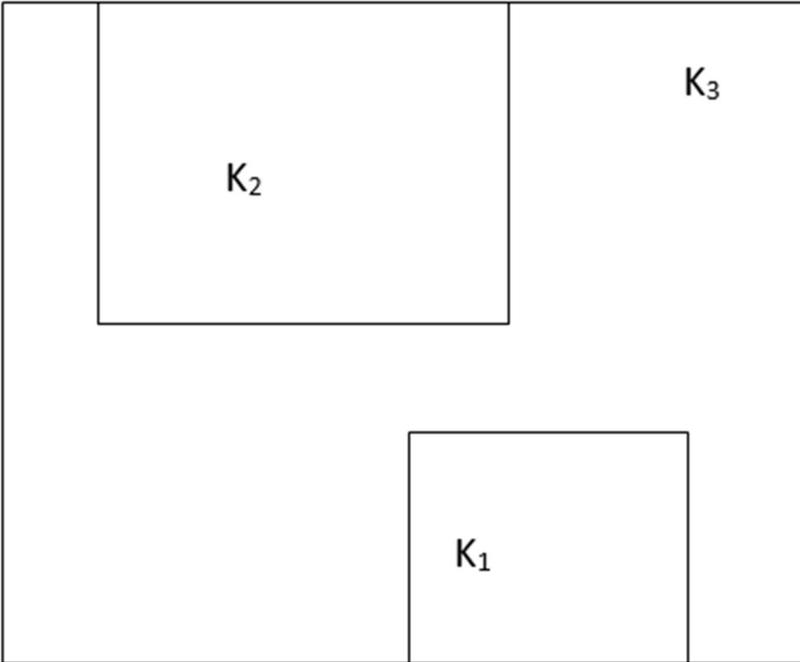
4. Wie verhält es sich nun mit den Kontexturen? Wie wir bemerkt hatten, bekommen auch vorgegebene Objekte, indem sie zu Zeichen erklärt werden, ihre Kontextur, die somit der Kontextur des Zeichens gegenübersteht:



mit (Kaehr 2010)

$$(u_1 \cap_{1.2} u_2) \cap_{1.2.3} u_3 = \emptyset$$

Falls K₁ das Diesseits ist, ist also O₁ das Objekt, das im Jenseits des K₂ zum Zeichen (O₂) erklärt wird. In Wahrheit kann aber der Kontexturübergang, dessen Existenz in der obigen Formel durch die leere Menge verbürgt ist, niemals aufgehoben werden, denn das würde z.B. die Identität von Leben und Tod eines Individuums oder diejenige von Zeichen und Objekte – damit aber auch deren Ununterscheidbarkeit und somit die totale Sinnlosigkeit des Kontexturbegriffs implizieren. Daher wurde in Toth (2010) als Lösungsvorschlag des Problems das folgende Modell vorgeschlagen:



Es ist also mereotopologisch (mit c = closure operator, i = internal operator)

$$K_1 \mid K_2 \rightarrow c(K_3) \supset (c(K_2), c(K_1)) \text{ mit } K_1 \cap K_2 = \emptyset,$$

Die beiden ursprünglichen Kontexturen K_1 und K_2 sind also zu Teilmengen der *Ränder* einer neuen Kontextur K_3 geworden. Da sie selber Ränder enthalten, sind sie abgeschlossen in Bezug auf eine Zugehörigkeit zu K_3 . K_1 und K_2 sind also weiter getrennt ($K_1 \cap K_2 = \emptyset$), aber nun in der neuen Kontextur K_3 quasi „aufgehoben“. Das Jenseits K_2 partizipiert also nicht an K_1 , noch partizipiert K_1 an K_2 .

Damit kommen wir zum Schluss: Bei der Metaobjektivierung entsteht ein Zeichen und damit 2 Kontexturen, nämlich diejenige des Objekts und diejenige des Zeichens selbst. Dagegen entsteht beim Kontexturübergang eines Objektes O_1 aus der Kontextur K_1 zu einem Objekt O_2 aus der Kontextur K_2 eine 3. Kontextur, deren Ränder die beiden ursprünglichen Kontexturen angehören und in der sie „aufgehoben“ sind. Diese „Asymmetrie“ ist bei kontexturierten Zeichenklassen zu berücksichtigen.

Literatur

Kaehr, Rudolf, From Universe to Polyverses.

<http://works.bepress.com/cgi/viewcontent.cgi?article=1041&context=thnkartlab> (2010)

Toth, Alfred, Eine grundsätzliche Frage zur kontextuellen Vereinigung von Kontexturen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Präsentation und Repräsentation von Objekten

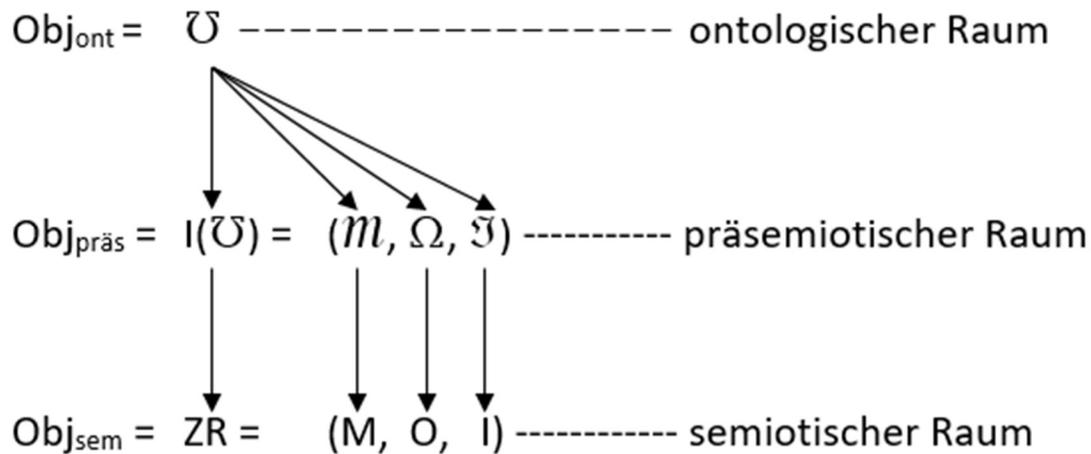
1. Per definitionem kann ein „Natur-Objekt“ durch die drei Parameter [+ gegeben], [+ determiniert], [+ antizipierbar] charakterisiert bzw. im Rahmen einer „Objekt-Arithmetik“ formal dargestellt werden (vgl. Stiebing 1981). Die Frage, die sich allerdings stellt, ist die: In welchen erkenntnistheoretischen Raum gehört solch ein Objekt? Klarerweise setzen die drei Parameter ein Bewusstsein voraus, für welches das Objekt gegeben, determiniert und antizipierbar ist, denn das vom Bewusstsein isolierte Objekt kümmert sich ja nicht darum. Folgt man nun der Stiebingschen Objekt-Arithmetik, so steht das „Natur-Objekt“ am unteren Ende einer Skala von $2^3 = 8$ Objekten, an deren oberen Ende das „Kunst-Objekt“ steht, das durch die Parameter [- gegeben], [- determiniert], [- antizipierbar] charakterisiert ist. Es kann also kein Zweifel daran bestehen, dass ein Stiebingsches Objekt durch $[\pm \text{ gegeben}]$ in Bezug auf seinen präsemiotischen Mittelbezug, durch $[\pm \text{ determiniert}]$ in Bezug auf seinen präsemiotischen Objektbezug, und durch $[\pm \text{ antizipierbar}]$ in Bezug auf seinen präsemiotischen Interpretantenbezug vorbestimmt ist, d.h. dass es sich also um ein präsemiotisches Objekt und nicht um ein ontisches Objekt handeln. Innerhalb der Objekt-Arithmetik bewegen wir uns also im präsemiotischen Raum. Wenn wir das vorauszusetzende ontische Objekt mit \mathcal{U} bezeichnen, haben wir also

\nearrow	\mathcal{M}	---	Gegebenheit
$I(\mathcal{U}) \rightarrow$	Ω	---	Determiniertheit
\searrow	\mathfrak{S}	---	Antizipierbarkeit

Das präsemiotische Objekt wird danach wie folgt definiert:

$$\text{Obj}_{\text{präs}} = I(\mathcal{U}) = (\mathcal{M}, \Omega, \mathfrak{S}).$$

2. Ein weiteres Problem, das sich uns nun jedoch stellt, besteht darin, dass $\text{Obj}_{\text{präs}}$ weder präsentamentisch (wie \mathcal{U}) noch repräsentamentisch (wie ZR) ist; es nimmt, wie der Name präsemiotisch andeutet, eine Mittelstellung ein zwischen dem ontischen Objekt und dem „metaobjektierten“ Objekt, d.h. dem Zeichen (Bense 1967, S. 9):



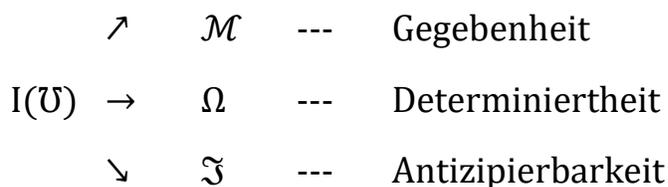
Wegen der Partizipation des präsemiotischen Raumes sowohl am ontologischen wie am semiotischen Raum sehen die Verhältnisse etwa wie folgt aus:

Ontol. Raum	Präsem Raum	Ontol. Raum
----------------	----------------	----------------

3. Damit haben wir also zwei und nicht nur einen Übergang zu klären: 1. denjenigen von ontischen zu präsemiotischen und 2. denjenigen von präsemiotischen zu semiotischen Objekten.

3.1. Übergang Ontizität → Präsemiotik

Dieser Fall ist bereits oben behandelt worden:



Das präsemiotische Objekt wird danach wie folgt definiert:

$$\text{Obj}_{\text{präs}} = I(\mathcal{U}) = (\mathcal{M}, \Omega, \mathfrak{S}).$$

3.2. Übergang Präsemiotik → Semiotik

Bedeute $\text{Sp}(\text{ur})$, $\text{Ke}(\text{im})$, $\text{Cat}(\text{egorie})$, und seien

$$\text{Sp} = (x \in X, \rightarrow) \equiv x_{\rightarrow}/x^{\rightarrow}$$

$$\text{Ke} = (y \in Y, \rightarrow) \equiv \leftarrow x/\leftarrow x$$

$$\text{Cat} = (x \in X, y \in Y, \rightarrow) \equiv (x \rightarrow y)$$

$$\text{Salt} = (y \in Y, x \in X, \leftarrow) \equiv (x \leftarrow y),$$

dann gilt für Spuren:

$$1. \times 0.1 = 1_1 \equiv 1_{\rightarrow 1}/1^{\rightarrow 1} \quad 2. \times 0.1 = 2_1 \equiv 2_{\rightarrow 1}/2^{\rightarrow 1} \quad 3. \times 0.1 = 3_1 \equiv 3_{\rightarrow 1}/3^{\rightarrow 1}$$

$$2. \times 0.2 = 1_2 \equiv 1_{\rightarrow 2}/1^{\rightarrow 2} \quad 2. \times 0.2 = 2_2 \equiv 2_{\rightarrow 2}/2^{\rightarrow 2} \quad 3. \times 0.2 = 3_2 \equiv 3_{\rightarrow 2}/3^{\rightarrow 2}$$

$$3. \times 0.3 = 1_3 \equiv 1_{\rightarrow 3}/1^{\rightarrow 3} \quad 2. \times 0.3 = 2_3 \equiv 2_{\rightarrow 3}/2^{\rightarrow 3} \quad 3. \times 0.3 = 3_3 \equiv 3_{\rightarrow 3}/3^{\rightarrow 3}$$

Und für Keime:

$$.1 \times 0.1 = {}_1 1 \equiv {}_{1 \leftarrow} 1/{}^1 \leftarrow 1 \quad .2 \times 0.1 = {}_2 1 \equiv {}_{1 \leftarrow} 2/{}^1 \leftarrow 2 \quad .3 \times 0.1 = {}_3 1 \equiv {}_{1 \leftarrow} 3/{}^1 \leftarrow 3$$

$$.2 \times 0.2 = {}_1 2 \equiv {}_{2 \leftarrow} 1/{}^2 \leftarrow 1 \quad .2 \times 0.2 = {}_2 2 \equiv {}_{2 \leftarrow} 2/{}^2 \leftarrow 2 \quad .3 \times 0.2 = {}_3 2 \equiv {}_{2 \leftarrow} 3/{}^2 \leftarrow 3$$

$$.3 \times 0.3 = {}_1 3 \equiv {}_{3 \leftarrow} 1/{}^3 \leftarrow 1 \quad .2 \times 0.3 = {}_2 3 \equiv {}_{3 \leftarrow} 2/{}^3 \leftarrow 2 \quad .3 \times 0.3 = {}_3 3 \equiv {}_{3 \leftarrow} 3/{}^3 \leftarrow 3$$

Kategorien entstehen also durch Zusammensetzung von Spuren und Keimen bzw. umgekehrt:

$$\text{Cat} = (x_{\rightarrow} \square\square\square y_{\leftarrow}) = (x \rightarrow y), x \in X, y \in Y.$$

Es ist

$$\times(\text{Sp}) = \text{Ke}; \times(\text{Ke}) = \text{Sp}.$$

Damit erhalten wir zwei 2-elementige Mengen:

$$\text{Sp} = \{x_1; x^1\}$$

$$\text{Ke} = \{{}_1 y; {}^1 y\},$$

Wir haben dann also

$$x_1 \circ {}_1y = (x.y)$$

$$x_1 \circ x_1 = (x.x.)$$

$${}_1y \circ x_1 = (.yx.)$$

$${}_1y \circ {}_1y = (.y.y).$$

und somit durch Einsetzung für $x, y \in \{1, 2, 3\}$ zwei homogene Matrizen für Spuren

$$\begin{pmatrix} 1_1 & 1_2 & 1_3 \\ 2_1 & 2_2 & 2_3 \\ 3_1 & 3_2 & 3_3 \end{pmatrix} \quad \begin{pmatrix} 1^1 & 1^2 & 1^3 \\ 2^1 & 2^2 & 2^3 \\ 3^1 & 3^2 & 3^3 \end{pmatrix}$$

und zwei homogene Matrizen für Keime

$$\begin{pmatrix} {}_11 & {}_21 & {}_31 \\ {}_12 & {}_22 & {}_32 \\ {}_13 & {}_23 & {}_33 \end{pmatrix} \quad \begin{pmatrix} {}^11 & {}^21 & {}^31 \\ {}^12 & {}^22 & {}^32 \\ {}^13 & {}^23 & {}^33 \end{pmatrix}$$

Da eine Spur eine Kategorie ohne Codomäne und ein Keim eine Kategorie ohne Domäne ist, kann man die drei Basisspuren auch als (trichotomische) Zeilenvektoren und die drei Basiskeime auch als (triadische) Spaltenvektor, welche beide die eingebettete Peircesche 3×3 -Matrix quasi wie ein Hüllensystem umgeben und einbetten, notieren:

$$\begin{array}{c|ccc} - & \emptyset_1 & \emptyset_2 & \emptyset_3 \\ \hline 1_{\emptyset} & 1_1 & 1_2 & 1_3 \\ 2_{\emptyset} & 2_1 & 2_2 & 2_3 \\ 3_{\emptyset} & 3_1 & 3_2 & 3_3 \end{array}$$

Damit ergeben sich also zwei Reihen von Übergängen aus der Präsemiotik in die Semiotik:

1. Keime \rightarrow Subzeichen: $\emptyset_i \rightarrow (x.y)$

2. Spuren \rightarrow Subzeichen: $a_{\emptyset} \rightarrow (x.y)$

$(x \in \{1., 2., 3.\}, I \in \{y \in \{.1, .2, .3\}\})$.

Nun handelt es sich hier im Gegensatz zu den innersemiotischen Übergängen α und β , deren Kompositionen und Konversen, um qualitative (Kontextur-)Übergänge. Wir bezeichnen sie daher mit β_i und ω_i ($i = 1, 2, 3$). Diese qualitativen Übergänge entsprechen also den bereits von Bense angesetzten Übergängen von „disponiblen“ zu „relationalen“ Kategorien (Bense 1975, S. 45 f.).

4. Nun hatte aber Bense (1975, S. 16) festgestellt: „(...) der bemerkenswerte erkenntnistheoretische Effekt der Semiotik, also der Umstand, dass die Semiotik, im Unterschied zur Logik, die als solche nur eine ontologische Seinsthematik konstituieren kann, darüber hinaus auch die erkenntnistheoretische Differenz, die Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag“.

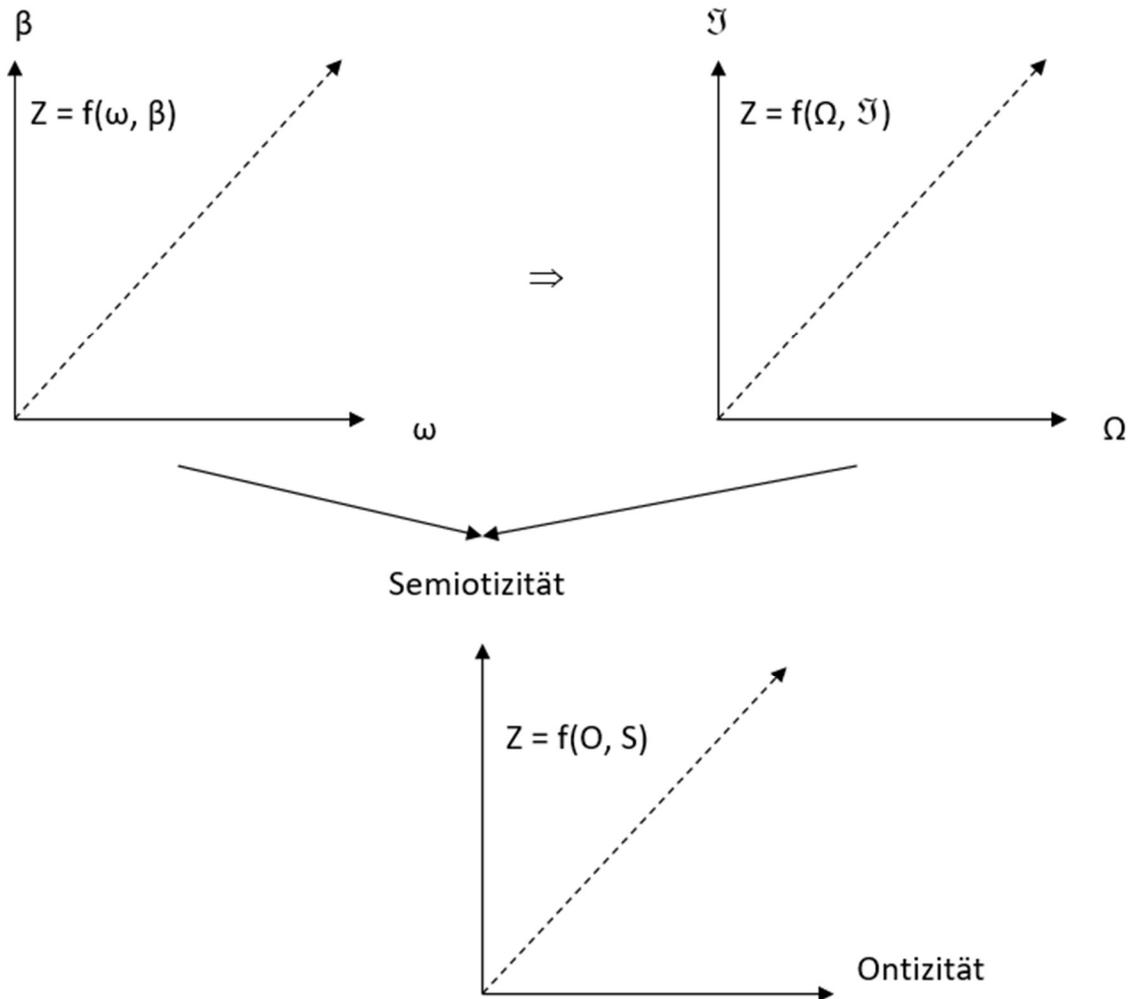
Hieraus erhalten wir folgende Definition des Zeichens:

$Z = f(\omega, \beta)$,

dem in unserer obigen Notation

$Z = f(\Omega, \mathfrak{S})$

entspricht:



Der Zusammenfall beider obigen Graphen zum unteren erfolgt somit, dadurch, dass die folgenden Übergänge vollzogen werden:

Welt \rightarrow Ontizität

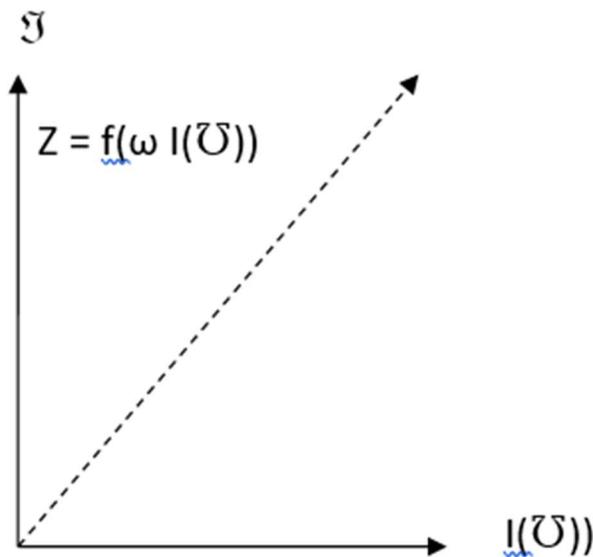
Bewusstsein \rightarrow Semotizität.

Dies hat allerdings enorm weitreichende Konsequenzen:

Die Welt ist die Welt der Objekte. Deren Wahrnehmung setzt apriorische Perzeption voraus. Ein Zeichen, das durch $Z = f(\omega, \beta)$ definiert ist, vermittelt also zwischen apriorischen Objekten und reinen Bewusstseinen. Davon abgesehen, dass kein Mensch über diese Eigenschaften verfügt, müsste ferner erklärt werden, wie die reinen Objekte ohne Keime zu präsemiotischen Objekten „imprägniert“ werden, auf dass sie das zu Zeichen erklärt werden

können. So paradox es klingt: Zeichen, die von apriorischen Objekten abgezogen werden, sind arbiträr!

Nimmt man dagegen $I(\mathcal{U})$ statt ω bzw. Ω , dann enthält die x-Achse $x \rightarrow = \{(x, y) \mid y = 0\}$ verkeimte, d.h. präsemiotische anstatt apriorischer (ontischer) Objekte. Hier liegt dann also der von Novalis festgestellte „sympathische Abgrund“ anstatt arbiträrer Beziehung zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt vor. Die y-Achse $y \rightarrow = \{(x, y) \mid x = 0\}$ ist gegenüber der ersten Zeichendefinition $Z = f(\omega, \beta)$ in $Z = f(\omega, I(\mathcal{U}))$ also unverändert. Beide der ersten zwei obigen Graphen sind also als Zeichenmodelle unbrauchbar; was wir brauchen, ist



Ein solches Zeichen vermittelt also nicht zwischen der „Disjunktion von Welt und Bewusstsein“, sondern zwischen der Welt der wahrgenommenen Objekte und ihrer Interpretation. Dieses Theorem bildet damit die unmittelbare Voraussetzung zu

5. Benses bekanntem (und anfechtbarem) „Theorem über Ontizität und Semiotizität“: „Mit wachsender Semiotizität steigt auch die Ontizität der Repräsentation an“ (Bense 1976, S. 60), das er wie folgt erklärt: „Das reine triadische ordinal-kategoriale System ‘Erstheit, Zweitheit, Drittheit’ [...] stellt zwar das fundamentale und universale zeichentragende (bzw. zeichenfundierende) System dar, fungiert aber selbst nicht als Zeichen oder Zeichenrelation (im Sinne repräsentierender Semiotizität. Es hat Ontizität, aber keine Semiotizität. Es präsentiert das vollständige System aller

Zeichenklassen und ihrer (semiotischen) Realitätsthematiken, aber es repräsentiert sie nicht“ (1976, S. 61). In Wahrheit hat aber, wie wir aus dem oben Gesagten schliessen dürfen, kein ontisches Objekt präsentamentische Funktion, denn dieser Begriff setzt wieder ein Bewusstsein voraus, für das präsentiert wird, d.h. $I(\mathcal{U})$ anstatt Ω . In Benses Theorem allerdings geht es um ein weiteres, bisher nicht behandeltes Objekt: um O . O ist die R Relation des bezeichneten Objekt zum Mittel, $O = (M \rightarrow O)$, denn O ist ja eine zweistellige Relation. O ist also weder apriorisches noch aposteriorisches Objekt und streng genommen überhaupt kein Objekt, sondern symbolischer Ausdruck dafür, was in der Peirceschen Zeichenrelation mit einem Objekt geschieht.

Auch mit dem Übergang des „Theorems über Welt und Bewusstsein“ zum „Theorem über Ontizität und Semiotizität“ haben wir es wieder mit einem enorm einschneidenden Schritt zu tun: Der Übergang von $I(\mathcal{U}) \rightarrow ZR$ und damit von $\mathcal{M} \rightarrow M$, von $\Omega \rightarrow O$ und von $\mathfrak{S} \rightarrow I$ bedeutet nämlich faktisch die Verabschiedung von der transzendentalen Funktion des Zeichens, denn ursprünglich kontextural geschiedenes

$\mathcal{U} \parallel ZR$ (Zeichen vs. bezeichnetes Objekt)

wird nun zugunsten von

$\mathcal{U} \rightarrow O$

in die Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ hineingenommen, denn eine transzendente Zeichenrelation müsste immerhin \mathcal{U} selbst besitzen, also z.B. wie $ZR^* = (M, O, I, \mathcal{U})$ aussehen. Genau das ist jedoch der Zweck der Peirceschen Semiotik, dabei aber ihr grosses Paradox: Obwohl explicite die Semiose als Metaobjektivierung, d.h. als Übergang eines Objektes in ein Zeichen definiert wird (z.B. Bense 1967, S. 9), ist nach vollzogener Semiose nicht mehr die Rede von diesem Objekte. Objekte gibt es eigentlich gar nicht im semiotischen Raum, wenn man von der Abkürzung O absieht (siehe oben). Der semiotische Raum ist ein konsequent nicht- und sogar anti-transzendentaler Raum, dem Zeichen wird von Bense (1975, S. 16) zwar eine Brückenfunktion zwischen der Welt der Objekte und der Welt des Bewusstseins zugestanden, dieser Unterschied wird aber sogleich in einer Weder-Fisch-noch-Vogel-Definition verwischt, denn das

Zeichen, obwohl per definitionem zwischen beiden Welten vermittelnd, gehört selbst keiner der beiden Welten an (sondern einer dritten!). Das ist etwa dasselbe, wie eine von A und den Abgrund C nach B führende Brücke D, die weder in A noch in B festgemacht wäre und C angehörte, also eine Art nicht-fixiertes Monstrum, das über dem Abyss kreist. Niemand könnte eine solche Brücke benutzen, man könnte sie weder betreten, noch, einmal betreten, wieder verlassen, denn damit würde man die Existenz des Raumes mit dem Punkt A sowie des Raumes mit dem Punkt B (des ontologischen und des Bewusstseinsraumes) voraussetzen, und damit würde (sogar eine doppelte!) Transzendenz zugestanden. Es handelt sich beim Zeichen also um eine wahrhaft kafkaeske Erscheinung: „Was [bei Kafka, A.T.] an vermeintlichen Realien auftritt, Figuren, Geschehnisse, Dinge, es sind keine Realien und daher auch keine Geschöpfe Gottes; es fehlt der zureichende Grund“ (Bense 1952, S. 96). Bei der Semiotik handelt es sich also um eine „Eschatologie der Hoffnungslosigkeit“, denn „die einfache Erfahrung, dass man seiend dem Sein nicht entrinnen kann“ (Bense 1952, S. 98) wird in ihr zur Frage gesteigert, ob man nicht-seiend dem Repräsentiertsein entrinnen könne. Die Antwort auf diese Frage hängt nun eben davon ab, ob man von einer transzendentalen oder einer nicht-transzendentalen Semiotik ausgeht. Für die nicht-transzendente Peircesche Semiotik gilt die erbarmungslose Aussicht in Benses Worten: „Die Gegebenheit des Seienden und seines Seins ist eine Frage ihrer Repräsentierbarkeit. Gegeben ist, was repräsentierbar ist. Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voraus. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln“ (Bense 1981, S. 11).

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Zeichen und Objekte in derselben Welt

1. Wir setzen voraus:

1.1. Ein Universum von Objekten

$$\mathcal{U} = \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\}$$

1.2. Ein Universum von Zeichen

$$\mathcal{Z} = \{Z_1, Z_2, Z_3, \dots, Z_n\}$$

2.1. Nach Bense (1967, S. 9) gilt, dass jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt werden kann, d.h. wir haben

$$\Omega_i \rightarrow Z_j \text{ (wobei } i = j \text{ sein kann).}$$

Jedoch ist der konverse Prozess

$$Z_i \rightarrow \Omega_j$$

Prozess ausgeschlossen ist, d.h. Semiosen sind nicht-umkehrbar: Einmal Zeichen, immer Zeichen. Es gibt somit ein Universum, das Objekte enthält, die noch nicht zu Zeichen geworden sind und Objekte, die zu Zeichen geworden sind:

$$U = \mathcal{U} \cup \mathcal{Z},$$

und die Annahme, dass es sich hier wirklich um ein einziges Universum U handelt, rechtfertigt sich daraus, dass in der Semiose

$$(\Omega_i \rightarrow Z_j) \Rightarrow \{\Omega_i \cup Z_j\} \text{ bzw.}$$

$$\Omega_i \Rightarrow \{\Omega_i \cup Z_j\}$$

das Objekt, das zum Zeichen erklärt wird, als Objekt ja bestehen bleibt, nur, dass man durch die Semiose zusätzlich ein Substitut oder Kopie davon bekommt: Durch die Semiose wird die Welt der Objekte quasi-verdoppelt.

Wir können unser Universum U, das sowohl Zeichen als auch Objekte enthält, demnach wie folgt vollständig beschreiben:

$$U = \mathcal{U} \cup \mathcal{Z} = \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\} \cup \{Z_1, Z_2, Z_3, \dots, Z_n\} =$$

$$U = \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\} \cup \{U \cup \mathfrak{Z}\} =$$

$$U = \{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\} \cup [\{\Omega_1, \Omega_2, \Omega_3, \dots, \Omega_n\} \cup \{Z_1, Z_2, Z_3, \dots, Z_n\}],$$

wobei hier klar wird, dass die Welt der Objekte in U zweimal aufscheint: als reine Objekt (bruta facta) und als Zeichensubstrate, d.h. in der Terminologie Benses als „Meta-Objekte“.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Die Semiose als Referenzrahmen

1. Nach Bittner (2004) verfügen wir über eine kognitive Fähigkeit, alles, was wir erkennen, sogleich in bestimmte „Schubladen“ zu packen: z.B. Orangen, Äpfel und Erdbeeren in Früchte, Kartoffeln, Tomaten und Lauch in Gemüse, usw. Dieser kognitive Mechanismus lässt sich als eine Abbildung von einer Domäne, Zellenstruktur genannt, auf eine Codomäne, Zieldomäne genannt, verstehen. Vorausgesetzt wird dabei, dass sowohl die Domäne wie die Codomäne Halbordnungen sind:

A frame of reference is a triple,

$$G = \langle (Z, \subseteq), (\Delta, \leq), \pi \rangle .$$

(Z, \subseteq) is a *cell structure* with a partial ordering defined by \subseteq which forms a finite tree. (Δ, \leq) is the *target domain* which is a partial ordering which satisfies the axioms of extensional closure mereology (CEM)^{Var96}. The projection mapping $\pi : Z \rightarrow \Delta$ is an order-homomorphism from Z into Δ .

2. Dank der Halbordnungsbedingung in der Domäne, sind Referenzrahmen bequem auf die Semiotik anwendbar. Denn nach Bense (1981, S. 33) nehmen wir Objekte via eine sog. Werkzeugrelation wahr:

WkR (Mittel, Gegenstand, Gebrauch),

und zwar bevor wir es zum Zeichen erklären. Die drei präsemiotischen Trichotomien (Götz 1982, S. 4, 28 spricht von „Sekanz“, „Semanz“ und „Selektanz“) sind dabei halbgeordnet (und werden bei einer Semiose auf das Zeichen vererbt, vgl. Toth 2008, S. 166 ff.):

WkR \rightarrow ZR = (Mittel, Gegenstand, Gebrauch) \rightarrow (M, O, I),

d.h. nicht nur das wahrgenommene Objekt als Domäne, sondern auch das erklärte Zeichen als codomäne ZR = (M, O, I) ist dank Vererbung halbgeordnet, wobei die Semiose die Rolle der Abbildung zwischen Zeichen und Objekt einnimmt:

$$\langle (Z, \subseteq), (\Delta, \leq), \pi \rangle = \langle (\Omega, \subseteq), (ZR, \subseteq), \sigma \rangle .$$

Da nun die Semiose σ nicht nur ein Objekt zum Metaobjekt, d.h. zum Zeichen ZR, erklärt, sondern da sie ferner das ursprüngliche Objekt Ω unangetastet lässt, ist σ wie π ein echter Homomorphismus.

Literatur

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bittner, Thomas, 2004, A mereological theory of frames of reference.

International Journal on Artificial Intelligence Tools 13/1, 2004, S. 171–198

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2007

Zwischenheit bei semiotischen Relationen

1. Die Aussage Max Benses in einem Film zu seinem 60. Geburtstag (gedreht von seinem Sohn Georg Bense 1970): „Existenz ist nicht hier und nicht dort – sie ist dazwischen“ ist bekannt. Obwohl Zwischenheit logisch betrachtet eine 3-stellige Relation ist, ist in diesem Zitat jedoch nicht klar, was für einen metaphysischen Status Bense dem „Hier“ und dem „Dort“ einräumt. Man erinnert sich an eine bemerkenswerte, weit über Peirce hinausgehende Definition des Zeichens: „(...) dass die Semiotik, im Unterschied zur Logik, die als solche nur eine ontologische Seinsthematik konstituieren kann, darüber hinaus auch die erkenntnistheoretische Differenz, die Disjunktion zwischen Welt und Bewusstsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag“ (Bense 1975, S. 16).

Damit ergibt sich als erstes mögliches Modell:

Hier = Welt (ω) \longleftrightarrow Zeichen \longleftrightarrow Dort = Bewusstsein (β)

ZR = $f(\omega, \beta)$

2. Nun gilt allerdings, dass „für die Semiotik Peircescher Prägung „eine absolut vollständige Diversität von ‘Welten’ und ‘Weltstücken’, von ‘Sein’ und ‘Seiendem’ (...) einem Bewusstsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar“ ist (Bense 1979, S. 59). Dennoch wird das Bewusstsein verstanden als „ein die Subjekt-Objekt-Relation erzeugender 2-stelliger Seinsfunktork“ (Bense 1976, S. 27), denn Peirce hält „den Unterschied zwischen dem Erkenntnisobjekt und –subjekt fest, indem er beide Pole durch ihr Repräsentiert-Sein verbindet“ (Walther 1989, S. 76). Genauer gesagt, gibt „der Realisationszusammenhang der Zeichenklasse auch das erkenntnistheoretische Subjekt, der Realisationszusammenhang der Objektthematik auch das erkenntnistheoretische Objekt“ an (Gfesser 1990, S. 133): „Wir setzen damit einen eigentlichen (d.h. nicht-transzendenten) Erkenntnisbegriff voraus, dessen wesentlicher Prozess darin besteht, faktischen zwischen (erkennbarer) ‘Welt’ und (erkennendem) ‘Bewusstsein’ zwar zu unterscheiden, aber dennoch eine reale triadische Relation, die ‘Erkenntnisrelation’, herzustellen (Bense 1976, S. 91).

Damit gilt also: „Gegeben ist, was repräsentierbar ist“ (Bense 1981, S. 11), d.h. die Semiotik ist, wie es Gfesser formulierte, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ (1990, S. 133). Sehr einfach ausge-sagt, gilt: Die Semiotik leugnet nicht nur apriorische Objekte, sondern sie schränkt sogar die Menge der aposteriorischen Objekte dadurch ein, dass sie ihnen nur dann Existenz zugesteht, wenn sie dem Bewusstsein repräsentierbar sind. Seiendes ist also nur durch die Filter unserer Sinne zugänglich, damit aber natürlich bereits kein „reines“ Seiendes mehr. Die Semiotik bewegt sich somit in einer grossen Paradoxie, denn gemäss Bense (1967, S. 9) gilt: „Jedes beliebige Etwas kann zum Zeichen erklärt werden“. Das bedeutet aber, dass es vorgegebene Objekte geben muss, die keine Zeichen, d.h. nicht repräsentiert sind, bevor sie nicht innerhalb einer Semiose „metaobjektiviert“ werden. Allerdings gilt vom Standpunkt der eigenrealen Semiotik, dass auch die Objekte der Zeichen nur vermittelt sind: „Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln“ (Bense 1981, S. 11).

Damit ergibt sich als zweites mögliches Modell:

Repräsentationszusammenhang: $Z_{th} \rightarrow \times \leftarrow R_{th}$

$ZR = f\langle R_{th}, Z_{th} \rangle$.

Formal sieht dies wie folgt aus:

$Z_{th} = (3.a \ 2.b \ 1.c)$, $R_{th} = \times Z_{th} = \times(3.a \ 2.b \ 1.c) = (c.1 \ b.2 \ a.3)$

Repräsentationszusammenhang = $R((3.a \ 2.b \ 1.c), (c.1 \ b.2 \ a.3)) =$

$R((3.a), (c.1)) \vee R((2.b), (b.2)) \vee R((1.c), (a.3)) =$

$((3.c) \ (a.1)), ((2.b) \ (b.2)), ((1.a) \ (c.3)))$.

3. Als drittes mögliches Modell lässt sich aufstellen:

$Z_{kl} \leftarrow \Omega$

$$ZR = f(\Omega),$$

die Umkehrung des Pfeiles würde bedeuten, dass die Semiose reversibel ist, was unmöglich ist („Einmal Zeichen, immer Zeichen“). Die Untersuchung der Beziehung eines Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt bedarf der Topologie, denn es geht hier um die relative „Nähe“, bei der nur der Kollaps beider, d.h. die Identität der Merkmalsmengen von Zeichen und Objekt

$$M(ZR) = M(\Omega)$$

ausgeschlossen ist. Da ein Zeichen eine Relation ist, kommt man in der Semiotik mit einer Punktmengentopologie i.a. nicht sehr weit. Es bietet sich daher der seit einiger Zeit weit entwickelte „Region Connection Calculus“ (RCC) an, der auf einer Bereichstopologie basiert.

Die Intuition sagt uns, dass ein Zeichen, das mit seinem Objekt gemeinsame Merkmale teilt, d.h.

$$M(ZR) \subset M(\Omega),$$

der iconische Objektbezug (2.1) ist. Sind Zeichen und Objekt dagegen „arbiträr“, d.h. gilt

$$M(ZR) \neq M(\Omega),$$

liegt der symbolische Objektbezug (2.3) vor.

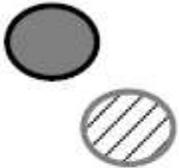
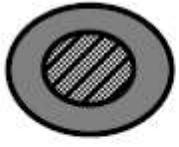
Beim Index (2.2) gibt es zwei hauptsächliche Möglichkeiten: Das Zeichen kann, evtl. weit entfernt, in die Richtung seines Objektes weisen (z.B. ein Strassenschild in Berlin auf die Autobahn, die nach München führt). Das Zeichen kann allerdings auch sein Objekt in einem Punkt berührt, z.B. der Uhrzeiger die Stundenmarkierung, ein Gartenweg den Garten, ein Weg zum Haus das Haus, ein Wasserkanal den Fluss, usw. Im ersten Fall gleicht also den Index dem Symbol, im zweiten jedoch liegt tangentialer Verbindung vor. Setzen wir H für „Hülle“, so kann man die beiden Fälle wie folgt formal darstellen:

$$M(2.2) \cap H(\Omega) = 1$$

$$M(2.2) \cap H(\Omega) = 1$$

Streng genommen nimmt der Index unter den Objektbezügen somit insofern eine Sonderrolle ein, da er, anders als Icon und Symbol, keine Relation zwischen Zeichen und Objekt, sondern zwischen Zeichen und Hülle eines Objektes darstellt.

Mit dem Objektbezug sind allerdings noch nicht alle topologisch möglichen – und auch nicht alle in der Semiotik aufscheinenden – Fälle behandelt. Schliessen wir die von Walther (1979, S. 122 f.) nur marginal behandelten „semiotischen Objekte“, d.h. Zeichenobjekte und Objektzeichen, ein, so gibt es noch 4 weitere Fälle, die jedoch „kausativ“ zu zwei Paaren zerfallen: 1. A ist in B enthalten / 2. B enthält A; 3. A überdeckt B / 4. B wird von A überdeckt. Weniger strikt als in der Mathematik, ersetzen wir „Überdeckung“ zu „Bedeckung“, da der erstere Fall in der Semiotik praktisch nicht aufscheint. So ist ein Zeichen in einem Objekt enthalten, wenn es wie der Thermostat in einem Haus fungiert. Ein Objekt ist in einem Zeichen enthalten, wenn es wie ein Markenprodukt fungiert: Im einfachsten Fall ist einfach eine Banderole, z.B. „Bärenmarke“, um das Objekt Kondensmilch gewickelt, oder das Objekt trägt einen Namen. Im weitesten Fall ist das Objekt selbst nach der Marke designt, d.h. das Design des Objektes selbst repräsentiert die Marke (wie z.B. die unter sämtliche Mineralwassern herausstechende Form des „Perriers“, ferner beim Citroën 2-CV („Ente“), dem ursprünglichen Volkswagen („Käfer“), usw. Ein Zeichen bedeckt ein Objekt, wenn es wie eine Uniform fungiert. Ein Objekt bedeckt ein Zeichen, wenn es als semiotisches Objekt primär objektal und sekundär zeichenhaft ist, wie etwa bei Prothesen, die realen Körperteilen als Objekten nachgebaut sind, und zwar so, dass ihre Form iconisch ist. Wenn wir den bereits oben erwähnten, realiter ausgeschlossenen Fall $M(ZR) = M(\Omega)$ dazurechnen, haben wir die 8 bereichstopologischen Basisrelationen, die im unten stehenden Bild aus Egenhofer (1994) einerseits mengendiagrammatisch, andererseits durch binäre topologische Matrizen charakterisiert sind:

			
$\begin{pmatrix} \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ disjoint	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ contains	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \emptyset & \emptyset \\ \neg\emptyset & \emptyset & \emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ inside	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \emptyset & \emptyset \\ \emptyset & \neg\emptyset & \emptyset \\ \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ equal
			
$\begin{pmatrix} \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ meet	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \emptyset & \emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ covers	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \emptyset & \emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ coveredBy	$\begin{pmatrix} \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \\ \neg\emptyset & \neg\emptyset & \neg\emptyset \end{pmatrix}$ overlap

Die 8 binären topologischen Relationen sind also die Hauptfälle der Relationen zwischen Zeichen und bezeichnetem Objekt: $Zkl \leftarrow \Omega$; $ZR = f(\Omega)$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Egenhofer, Max J., Deriving the composition of binary topological relations. In: Journal of Visual Languages and Computing 5/2, 1994, S. 133-149

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen für Zeichen [Festschrift Max Bense]. Baden-Baden, S. 129-141

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce, Leben und Werk. Baden-Baden
1989

Objekt und Realitätsthematik

1. Am Anfang der Semiotik steht nicht das Zeichen, sondern das Objekt. Dieses ist vorgegeben und wird durch thetische Einführung zu einem Zeichen, „gewissermassen Meta-Objekt“ (Bense 1967, S. 9). Allerdings ist jedoch nur das „gegeben, was repräsentierbar ist“ (Bense 1981, S. 11). Daraus folgt streng genommen, dass auch das vorgegebene Objekt im Widerspruch zur Voraussetzung repräsentierbar, d.h. als Zeichen gegeben sein muss. Ein Zeichen ist aber kein vorgegebenes, sondern ein nicht-vorgegebenes Objekt (Stiebing 1981).

2. Wirft man einen Blick auf Stiebings „Objekt-Arithmetik“, so erkennt man, dass von $2^3 = 8$ Objektarten nur 4 gegeben sind, ferner genügt, wie Stiebing gezeigt hat, der Parameter $[\pm \text{GEGEBEN}]$ nicht, um ein Objekt vollständig zu charakterisieren, denn es sind immer drei Parameter nötig:

$\text{Obj} = [[\pm \text{GEGEBEN}], [\pm \text{ANTIZIPIERBAR}], [\pm \text{DETERMINIERT}]]$.

„Ein Objekt wird als antizipierbar gekennzeichnet, wenn ihm ein unmittelbarer Gebrauchswert zugesprochen wird“. (Stiebing 1981, S. 23)

„Ein Objekt wird als gegeben gekennzeichnet, wenn es direkter Nutzung (d.h. ohne konstruktive/gestalterische Veränderung) zugänglich ist“. (a.a.O.)

„Ein Objekt wird als determiniert gekennzeichnet, wenn es im Gebrauch eine systematisch bedingte Funktion erfüllt“. (a.a.O.)

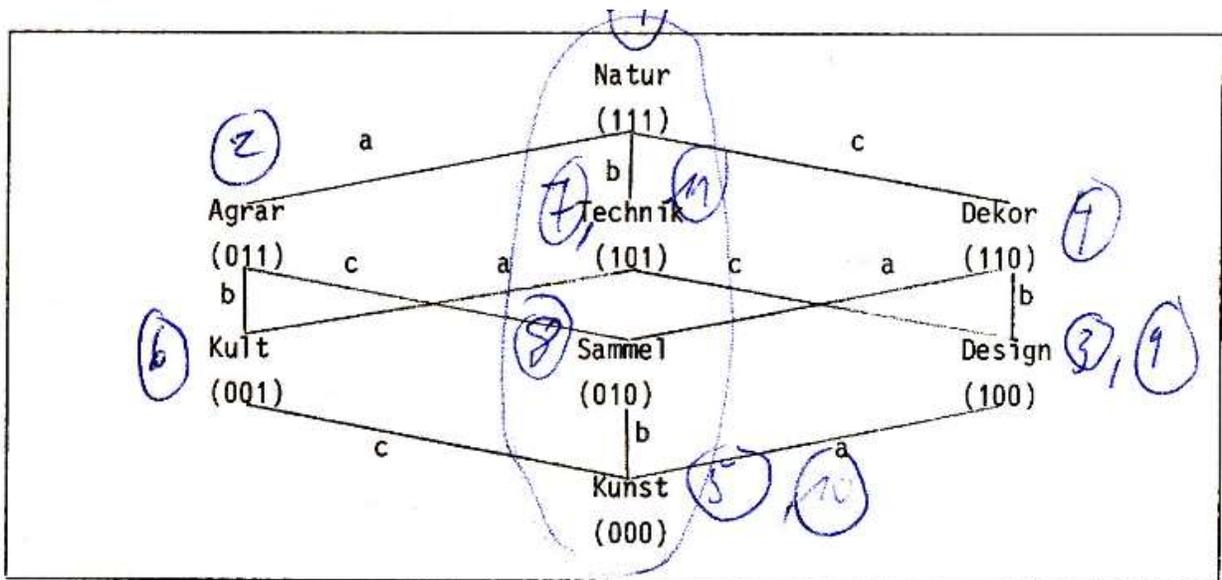
Da das Zeichen gemäss Definition ein Meta-Objekt ist, stellt sich die Frage, um was für ein Objekt es sich handelt. Wir wissen bereits, dass ein Zeichen $[-\text{GEGEBEN}]$ ist, da es ja thetisch eingeführt werden muss. (Dasselbe ist richtig für natürliche Zeichen, d.h. Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$, da die Physis, d.h. die Natur Objekte produziert, die erst vom menschlichen Betrachter als Zeichen interpretiert werden. Es tritt hier also die Interpretation von Objekten an die Stelle der thetischen Einführung von Zeichen.) Da das Zeichen sein Objekt vermittelt, d.h. per definitionem repräsentiert, ist es $[-\text{ANTIZIPIERBAR}]$. Da das Zeichen von seinem Objekt aus (und gemäss Bense 1975, S. 16 ebenfalls vom Bewusstsein des Setzers/Verwenders aus) transzendent ist, ist es $[-\text{DETERMINIERT}]$. Ein Zeichen als Objekt lässt sich also wie folgt parametrisch charakterisieren:

Ze_i = [[- GEGEBEN], [- ANTIZIPIERBAR], [- DETERMINIERT]].

Damit ist die Objektparametrisierung des Zeichens nach dem Stiebingschen Schema identisch mit derjenigen des „Kunstobjektes“ (000). Am anderen Ende der Hierarchie steht das „Naturobjekt“ (111):

NO_{bj} = [[+ GEGEBEN], [+ ANTIZIPIERBAR], [+ DETERMINIERT]].

Von den 8 Grundtypen der Objekte her gesehen bedeutet Semiose also den graduell-hierarchischen Verlust der drei positiven Parameter Gegebenheit, Antizipierbarkeit und Determiniertheit. Es ist also nicht „gleich weit“ vom Objekt zum Zeichen, sondern die Anzahl der Pfade vom Zeichen (unten) zum Objekt (oben) hängt vom Objekt ab:



Eine Semiose ist also jeder Pfad, der im obigen Graphen/Verband bei (111) beginnt und bei (000) endet.

3. Die nächste Frage ist: Ist es egal, welches der 8 Objektarten welchem der 10 differenzierbaren Peirceschen Zeichenklassen zugeordnet wird? Obwohl die drei Objektspamerter nichts zu tun haben mit den drei semiotischen Fundamentalkategorien, scheint man diese Frage dennoch verneinen zu müssen, denn man wird kaum ein Kunstobjekt, das als Zeichen ja dem „Zeichen als solchem“, d.h. nach Bense (1992) der eigenrealen Zeichenklasse (3.1 2.2 1.3) zugehört, etwa mit durch die Zeichenklasse der reinen Qualität (3.1 2.1 1.1) oder, noch schlimmer, durch die Zeichenklasse der reinen Objektivität (3.2

2.2 1.2) repräsentieren. Dasselbe dürfte für das andere Ende der Hierarchie zutreffen: Ein im Bachbett vorgefundener Stein darf nicht als Kunstobjekt interpretiert und damit durch (3.1 2.2 1.3) repräsentiert werden. Wir haben also für die beiden eindeutigen Fälle:

Naturobjekt (111) ↔ (3.2 2.2 1.2)

Kunstobjekt (000) ↔ (3.1 2.2 1.3)

Da 8 Objekttypen 10 Zeichenklassen gegenüberstehen, ist die Zeichentypologie feiner als die Objekttypologie, ohne jedoch ein eindeutige gegenseitige Zuordnung zuzulassen.

4. Eine spätestens hier sich stellende Frage ist jedoch: Jeder Zeichenklasse ist ja dual eine Realitätsthematik eindeutig zugeordnet; steht sie nicht dem bezeichneten Objekt näher als die Zeichenklasse? Und wie ist das formale Verhältnis von Zeichenklasse und Realitätsthematik? Bense stellte fest: „Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter der Zeichenrelation eindeutig ermitteln“ (1981, S. 11). Das bedeutet also:

$\text{Obj} \rightarrow \text{Zkl} \rightarrow \text{Rth}$,

aber nicht

$\text{Obj} \rightarrow \text{Rth} \rightarrow \text{Zth}$,

wie es doch die natürliche Ordnung empfähle. Da also das Verhältnis zwischen dem Objekt und der Realitätsthematik ein vermitteltes ist, fragt man sich, was diese Vermittlung, die ja formal durch die Dualisation bewerkstelligt wird, inhaltlich bedeutet.

4.1.1. Beginnen wir zuerst mit einer Zeichenklasse. Als Beispiel stehe (3.1 2.1 1.3). Ihre duale Realitätsthematik ist $\times(3.1 2.1 1.3) = (3.1 1.2 1.3)$ mit der strukturellen Realität eines Mittel-thematisierten Interpretanten ($3.1 \leftarrow (1.2 1.3)$). Die gesuchten bezeichneten Objekte müssen mit konventionellen Mitteln, also z.B. den Buchstaben einer Sprache, ausgedrückt sein, im Objektbezug

iconisch, d.h. ihre Objekt abbildend, sein, und im Interpretantenbezug keinen logischen Aussagen, sondern nur Teiläusserungen, sog. „offenen“ Konnexen entsprechen. Man denkt also z.B. an Adjektive, Metaphern, Metonymien, literarische Symbole usw.

4.1.2. Geht man von der strukturellen Realität aus, so können wir zwar das bezeichnete Objekt nicht aus dem drei Subzeichen, wie bei der Zeichenklasse (4.1.1.), rekonstruieren, aber wir suchen nach einem Etwas, das ein Interpretant, also eine abstrakte Entität, ist, die durch Mittel, also Qualitäten im weitesten Sinne, thematisiert wird. Hier denkt man zwar gewiss nicht sogleich als abbildende verbale Zeichen, aber an Diagramme, Schemata, Übersichten, usw., die abstrakte Dinge vermitteln, d.h. veranschaulichen. Wie man aus der semiotischen Praxis weiss, erfüllen sowohl die verbalen Entitäten in 4.1.1. als auch die non-verbalen Entitäten in 4.1.2. die Zkl (3.1 2.1 1.3) bzw. die Rth (3.1 1.2 1.3) mit der strR (3.1 \leftarrow (1.2 1.3)).

Es ist also so, dass man durchaus bezeichnete Objekte von Realitätsthematiken aus und nicht nur von Zeichenklassen aus rekonstruieren kann. Nur kommt man i.d.R. zu verschiedenen Resultaten, denn im Falle von (3.1 2.1 1.3) haben wir zwar sowohl in Zkl wie in Rth als Interpretant (3.1), aber in der Zkl, jedoch nicht in der Rth einen Objektbezug, dafür aber im Mittelbezug der Zkl nur (1.3), was uns auf verbale Zeichen führt, im Mittelbezug der Rth jedoch daneben (1.2), was nun die non-verbalen Zeichen einschliesst. Man kann somit zwar nicht von den Realitätsthematiken, jedoch von ihren strukturellen Realitäten aus bezeichnete Objekte rekonstruieren. Vermutlich ist es sogar möglich, vorgegebene Objekte statt Zeichenklassen strukturellen Realitäten zuzuordnen. Nur muss man sich in diesem Fall bewusst sein, dass die von den 10 Peirceschen Zeichenklassen präsentierten strukturellen Realitäten nur ein Fragment des Gesamtpotentials struktureller semiotischer Realitäten sind, deren allgemeine Formen wie folgt aussehen:

- | | | |
|------------------------|-----------------------|-------------------------------------|
| 1.a $XY \rightarrow A$ | 2.a $A \leftarrow XY$ | 3.a $X \rightarrow A \leftarrow Y$ |
| 1.b $YX \rightarrow A$ | 2.b $A \leftarrow YX$ | 3.b $Y \rightarrow A \leftarrow X,$ |

zuzüglich der Fälle, wo die XY bzw. YZ gleiche triadische Hauptwerte haben, wo also alle drei Subzeichen einem anderen triadischen Bezug angehören

(paarweise Verscheidenheit), wo somit triadische und nicht dyadische strukturelle Realitäten vorliegen. Kurz gesagt: Würde man also Objekte direkt strukturellen Realitäten zuweisen, so wäre wohl die Chance, nur die „regulären“, d.h. die der abstrakten Form $\times(3.a\ 2.b\ 1.c) = (c.1\ b.2\ a.3)$ entsprechenden, zu finden, recht gering.

4.2. Jetzt fangen wir umgekehrt mit den vorgegebenen Objekten an. Wie bereits gesagt: es ist unmöglich, sie erst nach dem Stiebingschen Schema zu klassifizieren und sie hernach entweder Zeichenklassen oder Realitätsthematiken bzw. ihren strukturellen Realitäten zuzuordnen. Keine dieser drei Möglichkeiten würde, von den beiden Polen der Stiebingschen Hierarchie abgesehen, gelingen. Allerdings ist die ganze Situation völlig verändert: Vom Naturobjekt und vom Kunstobjekt abgesehen, sind wir relativ, frei welche der verbleibenden 6 Objekttypen wir welche der 10 Zeichenklassen zuordnen. Wie man aus der neueren Kunst weiss, kann man durch die geringste Verfremdung jedes Objekt (3.2 2.2 1.2) in den „ästhetischen Zustand“ (3.1 2.2 1.3) überführen. Durch reine Qualitäten kann man sogar Institutionen, also hochkomplexe, normalerweise interpretantendeterminierte Objekte thematisieren, vgl. die Farbe rot für Bordelle („Das rote Haus“ bei Panizza). Aber auch hier gibt es natürlich ausgeschlossene Grenzfälle: So wird man nicht dem Stein im Bachbett der argumentischen Zeichenklasse zuordnen, die z.B. logische oder poetische Schlussfiguren repräsentiert. Es scheint jedoch, wenigstens tendentiell, so zu sein, dass die Semiose von Objekt zum Zeichen ein volitiver, die Rekonstruktion des Objektes aus dem Zeichen (Zkl/Rth/strR) jedoch ein kognitiver Akt ist. Nun gelten aber, wenigstens in einer monokontexturalen Weltauffassung, für Volition andere Gesetze als für Kognition. Das Objekt, wie es am Anfang der Semiotik steht, ist also ein Portemanteau-Begriff, der für eine ganze Klasse völlig verschiedener Dinge steht: 1. für das vorgegebene, bezeichnete Objekt, 2. für eine Klasse von 8 durch die drei Stiebing-Parameter klassifizierbaren Objekttypen, 3. als kategoriales Objekt für das disponible Objekt innerhalb einer Semiose (vgl. Bense 1975, S. 65 f.), 4. als internes Objekt im Sinne des Objektbezugs der Zeichenrelation, 5. für das erkenntnistheoretische Objekt im Sinne der der Zeichenklassen dual koordinierten Realitätsthematik und 6. für den Objektbegriff der durch die

Realitätsthematiken präsentierten „strukturellen“ oder „entitatischen“ Realitäten. Wie man trotz der in diesem Aufsatz behandelten wichtigsten Beziehungen zwischen diesen 6 semiotischen Realitäten erkennt, ist, dass die Gesamtheit der Interrelation zwischen ihnen sowie den 10 Zeichenklassen alles andere als systematisch erforscht ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Stiebing, Hans Michael, Die Semiose von der Natur zur Kunst. In: Semiosis 23, 1981, S. 21-31

Der Monosemiose-Mythos

1. Es bedarf keiner Klärung darüber, dass ja bereits der Begriff „Zeichenklasse“ klar sagt, dass es sich hier um eine Zusammenfassung MEHRERER Zeichen zu einem Ganzen handelt. Wie man ferner anhand der Möglichkeit, anstelle von Zeichenklassen thematisierte Realität zur semiotischen Klassifizierung zu verwenden sieht, sind semiotische Repräsentationssysteme erstaunlich weit gefasst. Etwas übertrieben gesagt: Mit etwas Biegen und Brechen bringt man fast alle Objekte dieser Welt dazu, z.B. ein Mittel-thematisiertes Objekt zu sein: Man könnte nämlich z.B. sagen, es genüge, als Mittel die Sprache oder irgendein anderes Beschreibungs-, Kommunikations- oder Informationsmedium zu nehmen und als Objekt einfach jedes mögliche Etwas zu setzen. Daraus folgte dann, dass jedes mögliche Etwas, das sich in irgendeinem Medium beschreiben liesse, eben ein Mittel-thematisiertes Objekt wäre.

2. Andererseits aber lautet Benses semiotisches Fundamental-Axiom klar: „Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden“ (1967, S. 9). Auch darüber, was nach abgeschlossener Semiose vor uns liegt, wird nichts im Unklaren gelassen: „Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (a.a.O.). Die entsprechende Formel lautet also

$\Omega \rightarrow ZR$

und nicht

$\{\Omega\} \rightarrow ZR$ oder $\{\Omega\} \rightarrow \{ZR\}$.

Das ist nicht so gesucht, wie es klingt, denn wenn ich z.B. einen BESTIMMTEN Fall zum Zeichen erkläre, so wird jeder, der das Zeichen versteht, d.h. die entsprechende triadische Relation herstellen kann, jedes „ähnliche“ Objekt als Ball identifizieren können. D.h. es scheint ein semiotisch-kognitives Gesetz zu geben, das man wie folgt formulieren könnte:

Es ist unmöglich, ein isoliertes Objekt zum Zeichen zu erklären, ohne zugleich alle Mitglieder³ der entsprechenden Objekt-Familie zum Zeichen zu erklären ($\{\Omega\} \rightarrow ZR$).

Auch für $\{\Omega\} \rightarrow \{ZR\}$ gibt es hinlänglich Belege: Wenn ich irgendein Behältnis, z.B. eine Tasse, zum Zeichen erklären, dann erkläre ich nicht nur alle ähnlichen, ebenfalls als „Tasse“ zu bezeichnenden Mitglieder der Objektfamilie der Tasse zum Zeichen, sondern biete sie durch Abbildung gleich noch ein in die Menge der Zeichen für ähnliche, aber nicht als „Tassen“ zu bezeichnende Objekt, z.B. Gläser, Seidel, Humpen, Vasen, Flaschen usw. Hier wird also eine Objektfamilie auf eine Zeichenfamilie abgebildet.

3. Trotz der Beziehung ($\Omega \rightarrow ZR$) gilt ebenfalls nach Benses Polyaffinitäts-Theorem

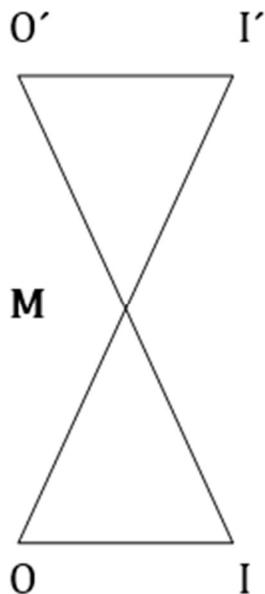
$\Omega \rightarrow \{ZR\}$,

und zwar dürfte der Grund in den bereits erwähnten, sehr unspezifisch formulierbaren thematisierten strukturellen Realitäten liegen: „Man muss sich (...) auch vergegenwärtigen, dass jede Zeichenklasse bzw. Realitätsthematik vielfach bestimmend (poly-repräsentativ) ist, so dass, wenn eine bestimmte triadische Zeichenrelation (...) eines gewissen, vorgegebenen Sachverhaltes (z.B. des „Verkehrszeichens“) feststeht, auf die entsprechend äquivalente Zeichenrelation eines entsprechend affinen Sachverhaltes (z.B. der „Regel“) geschlossen werden darf“ (Bense 1983, S. 45).

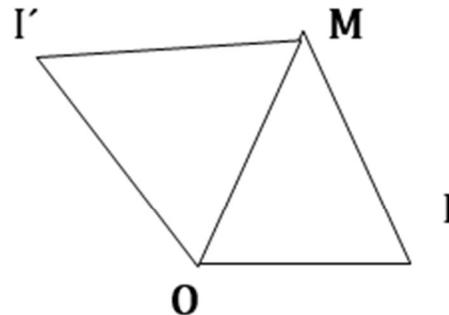
4. Andererseits hatte aber Bense – wiederum auf die „Monosemiose“ ($\Omega \rightarrow ZR$) sich abstützend, keinen Zweifel daran gelassen, das Homonymien, Polysemien und Verwandtes mit Hilfe von zwei Zeichen dargestellt werden müssen (Bense 1975. S. 78 ff.)

³ Streng genommen geht es hier also nicht um die Menge als abstrakte „Ganzheit“, sondern um die „Kollektion“ der einzelnen Mitglieder.

Homonymer Fall:



Polysemer Fall:



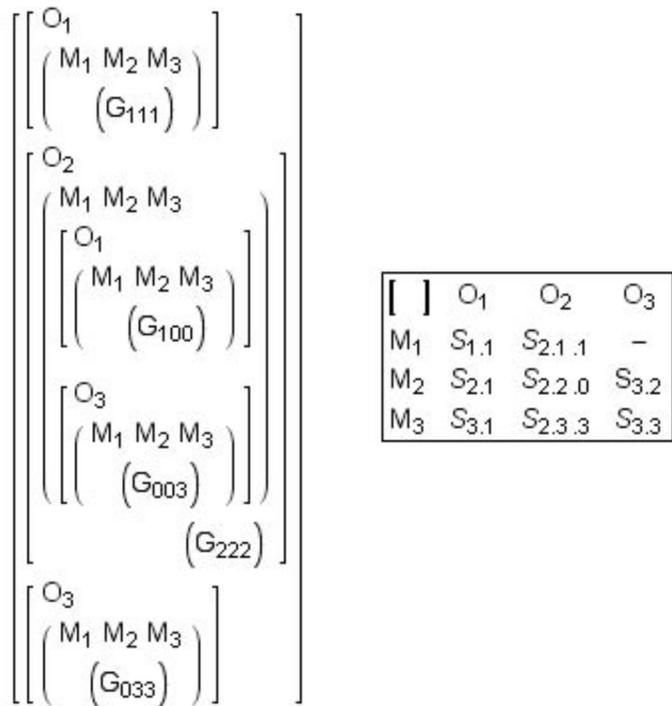
Hier gilt also:

Hom: $2 M \rightarrow 2 ZR$

Polys: $2 M, 2 O \rightarrow 2 ZR$

In Hom scheint allerdings kein Problem mit der Vorstellung verbunden zu sein, dass ein Interpretantenbezug geteilt ist, und in Poly, dass eines der beiden nur einen selbständigen Interpretantenbezug enthält.

5. Rudolf Kaehr hat nun in mehreren Arbeiten seit 2008 gezeigt, dass man die Subzeichen der Matrix durch polykontexturale Operationen vermehren kann, z.B. durch Reflexion, Iteration und „Replikation“ (worunter Kaehr etwas anderes als das, was in der Stuttgarter Semiotik gemeint ist, versteht). Ferner können Subzeichen ihre Plätze durch Zusammenspiel semiotischer Systeme tauschen (Interaktionalität). Das folgende Beispiel für das Zusammenspiel von Interaktionalität, Reflexionalität und Replikativität stammt aus Kaehr (2009, S. 7):



Semiotisch wird hier also nicht

$$ZR = \{M, O, I\},$$

sondern

$$ZR = \wp\{\{M\}, \{O\}, \{I\}\}$$

vorausgesetzt. Triadisch gibt es also die 6 möglichen Definitionen $\{M\}, \{O\}, \{I\}$, $\{M\}, \{I\}, \{O\}\}$, $\{O\}, \{M\}, \{I\}\}$, $\{O\}, \{I\}, \{M\}\}$, $\{I\}, \{M\}, \{O\}\}$, $\{I\}, \{O\}, \{M\}\}$,

wobei natürlich

$$\{M\} = \{M_1, \dots, M_n\}$$

$$\{O\} = \{O_1, \dots, O_n\}$$

$$\{I\} = \{I_1, \dots, I_n\}$$

definiert werden. $\{M\}$ passt unabhängig davon besser zur Zeichenrelation, da es das Repertoire darstellt, aus dem die M_i selektiert werden. Die O_i stellen die Objektfamilie und die I_i die möglichen Interpretanten dar. Mit Hilfe der I_i wird man z.B. Ambiguerungs- und Desambiguierungsphänomene (wiederum z.B. im Zusammenhang mit Polysemie, wofür das Modell bei Bense 1975, S. 78 ff.)

untauglich ist) formal präzise darstellen können. Wenn man also ZR wie oben als Menge über Mengenfamilien definiert, kann man ferner die Triadizität der Zeichenrelation beibehalten anstatt n mal M, O und I als Relata einer Relation, d.h. als Elemente einer Menge einzuführen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Kaehr, Rudolf, Interpretations of the kenomic matrix.
<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Matrix/Matrix.pdf>, 2009

Thetische Einführung oder Interpretation kenomischer Matrizen?

1. Die Peircesche Semiotik beginnt in der Version von Max Bense im 1. Kapitel seines ersten semiotischen Buches (Bense 1967, S. 9) wie folgt:

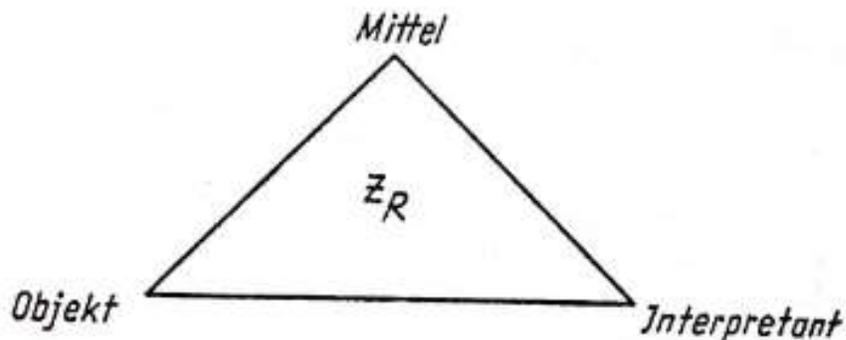
Abstrakte Semiotik

Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird.

Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden.

Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt.

Die Zuordnung, die mit einem zum Zeichen erklärten Etwas gegeben wird, ist triadisch: das Etwas ist als „Mittel“ einem „Objekt“ für einen „Interpretanten“ zugeordnet. Wir sprechen daher von der „triadischen Zeichenrelation“.



D.h. die klassische, monokontexturale Semiotik geht aus von einem Prozess (Ω stehe für Objekt)

$\Omega \rightarrow ZR$,

der im Anschluss an Fichte auf „thetische Einführung“ genannt und von Bense wie folgt begründet wird:

Einführung des Zeichens. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß ein →Zeichen nicht wie ein Naturobjekt gegeben ist, sondern durch ein Bewußtsein „eingeführt“ wird. Diese Einführung kann als „Setzung“, als „Erklärung“, als „Selektion“ verstanden werden. Ein Zeichen ist also nur als „thetisches“ Etwas zu verstehen; es hat grundsätzlich „thetischen Charakter“, und dementsprechend ist jede →Zeichenthematik, jeder →Zeichenprozeß primär thetischer Natur; sie thematisieren oder generieren letztlich nicht faktische objektive Objekte, sondern künstliche Metaobjekte (die sich im Sinne der →triadischen Relation) auf faktische Objekte beziehen. Bs
Literatur: M. Bense, Zeichen und Design, Baden-Baden 1971.

2. Obwohl das sehr einleuchtend klingt: Ich nehme z.B. ein Objekt, genannt „Taschentuch“, verknote („verfremde“) es und verwende es als Zeichen dafür, dass ich morgen früh meine Tochter vom Kindergarten abholen soll. Oder ich male ein bestimmtes Objekt „Kreidenstrich“ an die Wandtafel, damit er als Zeichen für den Buchstaben oder Laut „A“ stehe, usw. Dennoch gibt es hier mindestens zwei gravierende Probleme:

2.1. Erstens wird mit Hilfe der thetischen Einführung die Welt der Objekte durch ihre Zeichen genannten Spiegelbilder verdoppelt. Das eigentliche Problem ist, dass die den Objekten zugeordneten Metaobjekte ja immer noch die ursprünglichen Objekte sind, nur dass sie nach erfolgter Semiose eine doppelte Funktion ausüben (ich kann immer noch meine Nase ins verknotete Taschentuch schneuzen), d.h. trotz der Verdoppelung der Objekte existieren sie immer noch nur einmal. Es gibt also nicht zwei Existenzen, sondern zwei Essenzen, indem das gleiche Objekt einmal als Objekt und einmal als Substitut für Anderes interpretiert wird. Nur ist dieses Andere nicht das Andere dieses Objektes, sondern von etwas Anderem, das jedoch nicht einmal zu existieren braucht, wenn man z.B. an die Gestalten der Märchen, Sagen und Legenden denkt. Das Zeichen bedient sich also irgendeines beliebigen Objektes, um für etwas Drittes zu stehen. Dieser Vorgang ist jedoch weniger metaphysisch als mystisch, der thetische Introdutor gleicht einem Magier mit Zauberstab, der ein Objekt nicht nur zum Zeichen erklärt, sondern es vielmehr in ein Zeichen verwandelt.

2.2. Zweitens muss man, was noch gravierender ist, den ganzen Transformationsprozess $\Omega \rightarrow ZR$ anzweifeln, und zwar weil sich die Frage erhebt, wo denn in der Peirceschen Semiotik überhaupt Platz für Objekte ist. Das von Peirce nach 2.1. thetisch eingeführte Zeichen ist zu seinem Objekt transzendent, so wie das vorgegebene Objekt zum nicht-vorgegebenen Zeichen transzendent ist. Nun ist aber die Peircesche Semiotik, wie Gfesser (1990, S. 133) zutreffend feststellte, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“. Somit kann es in der Peirceschen Semiotik Objekte nur als durch Zeichen vermittelte, d.h. als Objekt-Bezüge geben. In einer solchen Pansemiotik gibt es folglich auch keine Ontologie, es sei denn, sie sei aus den ebenfalls zeichenvermittelten Realitätsthematiken rekonstruierbar.

3. Wenn wir die radikalen Konsequenzen dieser Kritik ziehen, sind wir gezwungen, die Idee einer thetischen Einführung von Zeichen aufzugeben. Wir werden vielmehr in eine hermetisch abgeschlossene Zeichenwelt hineingeboren, aus der es kein Entrinnen gibt. Das Merkwürdigste an unserer ganzen Geschichte ist allerdings, dass Bense dies (und schon sehr früh) gewusst hat. In der „Theorie Kafkas“ liest man: „Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität“ (1952, S. 80). Einige Seiten später bringt es Bense mit seinem Bonmot von der „Eschatologie der Hoffnungslosigkeit“ der Zeichenwelt Kafkas, in der eine Hoffnung ohne Theodizee herrsche wie in der Peirceschen Semiotik, auf den Punkt (1952, S. 100). Damit stellt sich nun allerdings die Frage, woher Zeichen kommen, wenn sie nicht mystische Projektion auf nicht-existente Objekte sind. Die vielversprechendste Antwort findet man in Thomas Mahlers unter der Supervision des bedeutenden Logikers und Mathematikers Rudolf Kaehr erarbeiteten „Morphogrammatik“ (1993), einem eigentlichen Highlight der modernen Logik, Mathematik, Ontologie und Erkenntnistheorie:

Die Kenogramme der

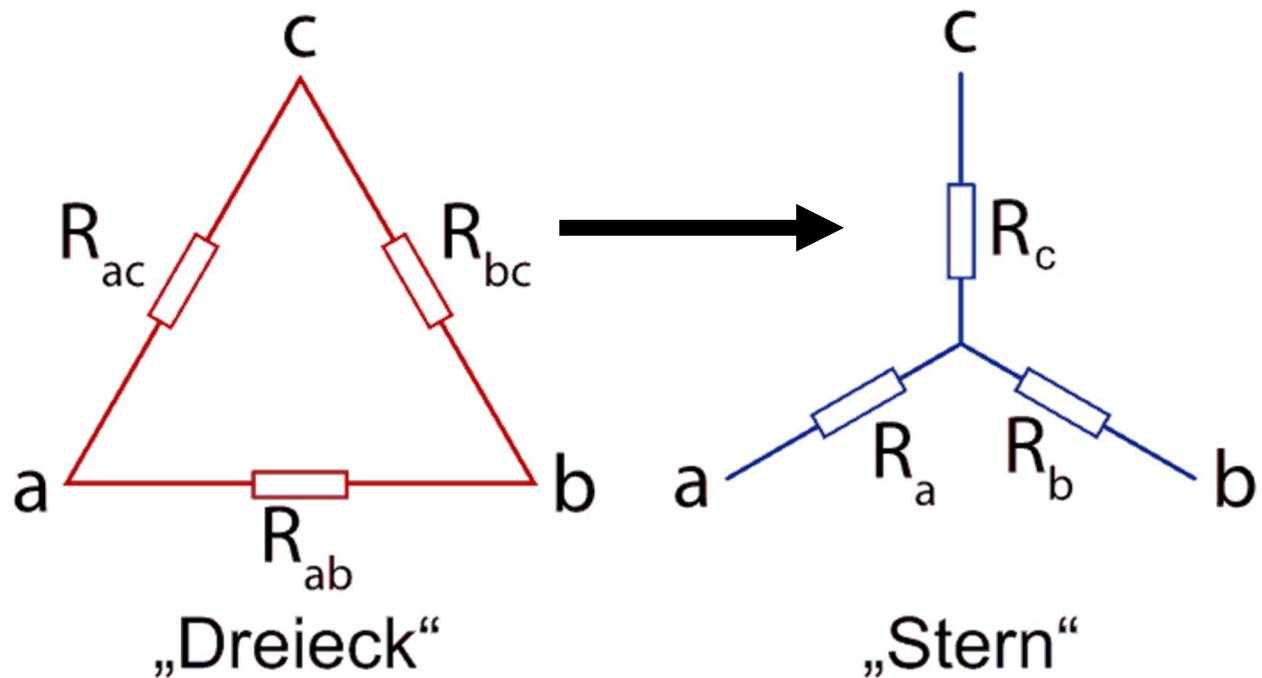
Kenogrammatik sind als Leerstellen (als Orte) intendiert, an denen semiotische Zeichenprozesse eingeschrieben werden können. In der Kenogrammatik existiert also eine fundamentale Differenz zwischen Ort und Zeichen (und nicht wie in der Semiotik eine Ineinssetzung). Somit ist in der Kenogrammatik die Orthaftigkeit von Zeichenprozessen notierbar.

Die Kenogrammatik geht historisch und konstruktiv aus der Semiotik hervor, kenogrammatische Strukturen werden zunächst als Abstraktionen semiotischer Zeichenreihen definiert (*Kenosis*). Da die semiotischen Gesetzmäßigkeiten für die kenogrammatischen Strukturen aber nicht mehr gelten, können sie nicht als abgeleitete semiotische Konstrukte betrachtet werden. Vielmehr erweisen sich Zeichen vom erweiterten Standpunkt der Kenogrammatik als Reduktionen oder Kristallisationen von Kenogrammen. Die Semiotik kann Zeichen nur als aus einem schon gegebenen Alphabet stammend voraussetzen, den semiotischen Zeichen ist aber die Semiose, der Prozeß der Zeichengenerierung selbst vorgeordnet. Die Kenogrammatik, insofern sie den Prozeß der Semiose notierbar macht, muß also der Semiotik systematisch vorgeordnet werden, da sie diese überhaupt ermöglicht.

Noch etwas radikaler formuliert, bedeutet das für die Semiotik: Anstatt wie bei Peirce und Bense von vorgegebenen, gegenständlichen Objekten auszugehen, die durch ein Subjekt zum Zeichen erklärt werden, begeben wir uns auf die tiefste Ebene der Meontologie (auch diese ist bei Bense 1952, S. 80 mit Anm. 72 auf expliziten Verweis auf Günther und dessen damals noch unpublizierte einschlägige Arbeiten), also dorthin, wo es noch keine Scheidung zwischen Subjekt und Objekt gibt, sondern nur Leerstellen, d.h. Orte, wo z.B. die Werte der Logik oder der Semiotik oder die Zahlen der Mathematik eingeschrieben werden können. Ob wir also einen logischen, mathematischen oder semiotischen Ausdruck bekommen, hängt dann von der Interpretation der kenomischen Matrix ab, welche die thetische Einführung ablöst. Damit können wir problemlos den Weg von der Keno-Ebene zum Zeichen als Semiose und den umgekehrten Weg vom Zeichen zur Keno-Ebene im Sinne von Mahler und Kaehr (1993) als Kenose definieren.

Zum Verständnis des folgenden Modells sei noch vorausgeschickt, dass ich in Toth (2011) den Vorschlag gemacht habe, als geortetes Zeichenmodell den auch von Peirce nach Brunning (1987) zuerst verwendeten Stern zu benutzen und die anschließende Monokontextualisierung des Zeichenmodells als konverse Stern-Dreicks-Transformation zu beschreiben. Der Stern enthält im

Gegensatz zum Dreicksmodell einen inneren Punkt, durch den die drei Hauptmorphismen des triadischen Zeichens verlaufen müssen:



Sei $a = M, b = O, c = I$, dann gilt:

$$ab = a \rightarrow b := (M \rightarrow O) = \alpha$$

$$bc = b \rightarrow c := (O \rightarrow I) = \beta$$

$$ca = c \rightarrow a := (I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ$$

Nach der Transformation haben wir also:

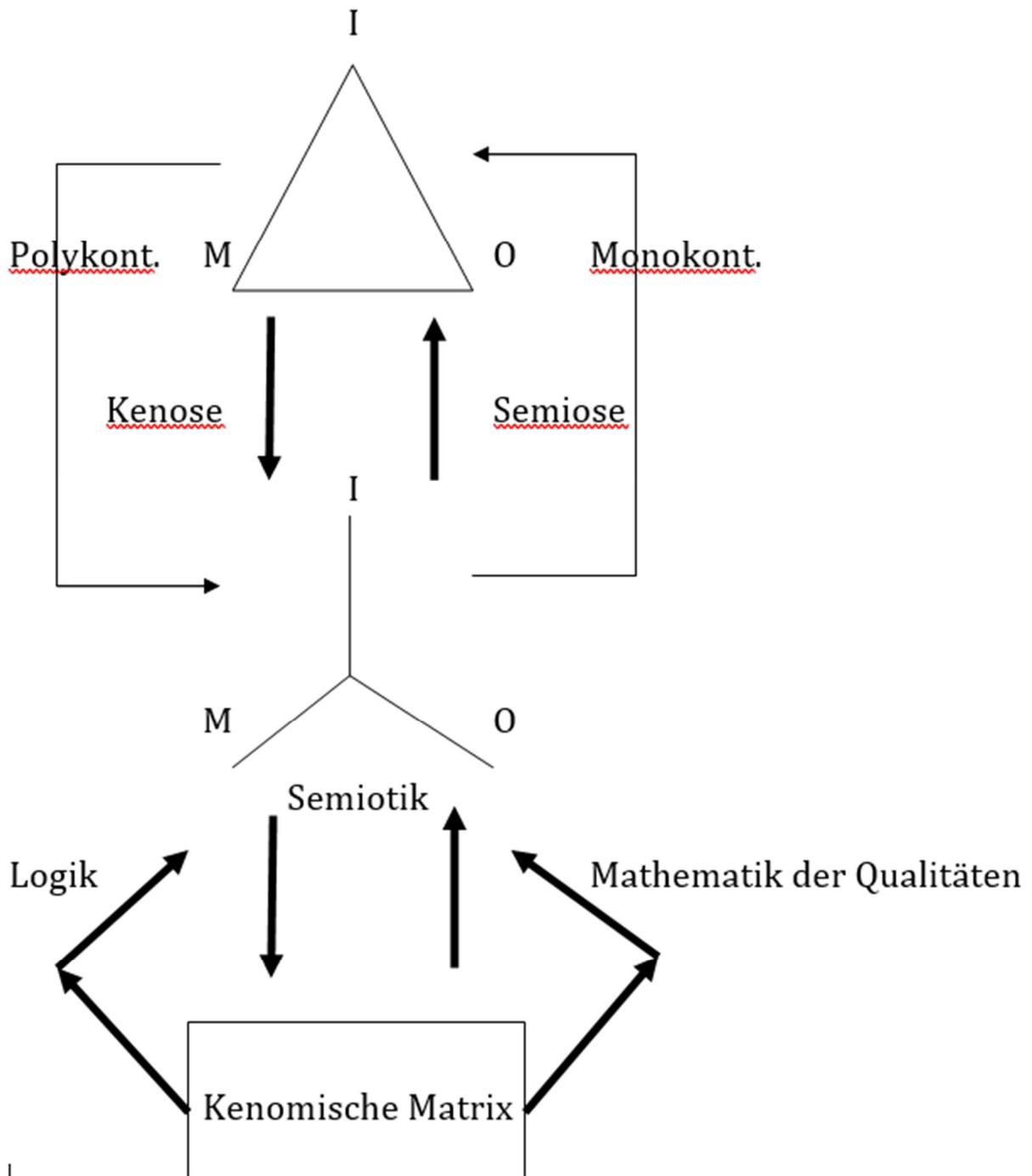
$$(M \rightarrow O) = \alpha = (a \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow b)$$

$$(O \rightarrow I) = \beta = (b \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow c)$$

$$(I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ = (c \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow a)$$

Die Morphismen werden somit in Q geortet, indem ihnen dort Kontexturen zugeschrieben werden (Polykontexturalisierung), bei umgekehrter Transformation verlieren sie diese bzw. werden alle in eine einzige Kontextur gesetzt (Monokontexturalisierung). Mathematisch hat die Stern-Dreicks-Transformation vor allem den Vorteil, dass man ohne topologische Faserungen auskommt, wie sie noch Kronthaler (1986) annehmen musste.

Nach den Ausführungen in diesem Aufsatz schlage ich al vor, die thetische Einführung von Zeichen als Semiose/Kenose-Modell wie folgt zu skizzieren:



Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Brunning, Jacqueline, Genuine Triads and Teridentity. In: Houser, Nathan/Roberts, Don D./Van Evra, James, Studies in the Logic of Charles Sanders Peirce. Bloomington 1997, S. 252-263

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt 1986

Mahler, Thomas/Kaehr, Rudolf, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Stern, Dreieck und die 4. Kategorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Überlegungen zu einer Neubestimmung der Semiotik

1. Im „Wörterbuch der Semiotik“ liest man:

Einführung des Zeichens. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß ein \rightarrow Zeichen nicht wie ein Naturobjekt gegeben ist, sondern durch ein Bewußtsein „eingeführt“ wird. Diese Einführung kann als „Setzung“, als „Erklärung“, als „Selektion“ verstanden werden. Ein Zeichen ist also nur als „thetisches“ Etwas zu verstehen; es hat grundsätzlich „thetischen Charakter“, und dementsprechend ist jede \rightarrow Zeichenthematik, jeder \rightarrow Zeichenprozeß primär thetischer Natur; sie thematisieren oder generieren letztlich nicht faktische objektive Objekte, sondern künstliche Metaobjekte (die sich im Sinne der \rightarrow triadischen Relation) auf faktische Objekte beziehen. Bs
Literatur: M. Bense, Zeichen und Design, Baden-Baden 1971.

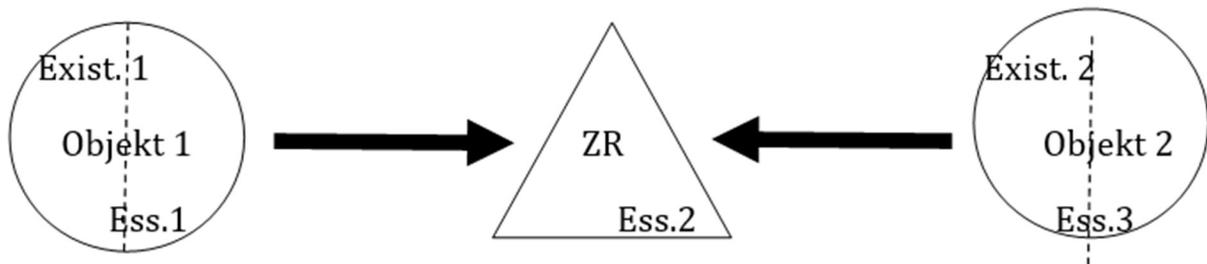
Wir können die thetische Einführung wie folgt formal fassen:

$\Omega \rightarrow ZR,$

wobei der Pfeil eine Kopierabbildung ist, da nach dieser Auffassung die Objekte als Objekte neben den zu Zeichen gewordenen Objekten bestehen bleiben. Mit dieser wird also quasi die Welt verdoppelt. Jede objektale Existenz erhält eine semiotische Essenz. Hier ergibt sich aber ein Problem, denn wie Gfesser (1990, S. 133) zutreffend feststellte, ist die Peircesche Semiotik „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“. Wo also bleiben dann die Objekte als Existenzen? Innerhalb des semiotischen Raums können sie nicht sein, denn dort gibt es nur semiotische Essenzen. Aber ausserhalb des semiotischen Raums können sie auch nicht sein, denn es gibt ihn ja nicht.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Peirce-Bense-Semiotik von nicht-existenten Objekten ausgeht und sie durch eine Zauberhandlung „thetisch“ als Zeichen einführt, wodurch sich wundersamerweise eine 2. Essenz aus den Objekten abspaltet, die darüberhinaus als Zeichen nicht etwa für die originalen Objekte, sondern für „jedes beliebige Etwas“ (Bense 1967, S. 9)

stehen können (andernfalls würde ja das Objekt als Zeichen für sich selbst stehen und wäre damit weitgehend überflüssig):

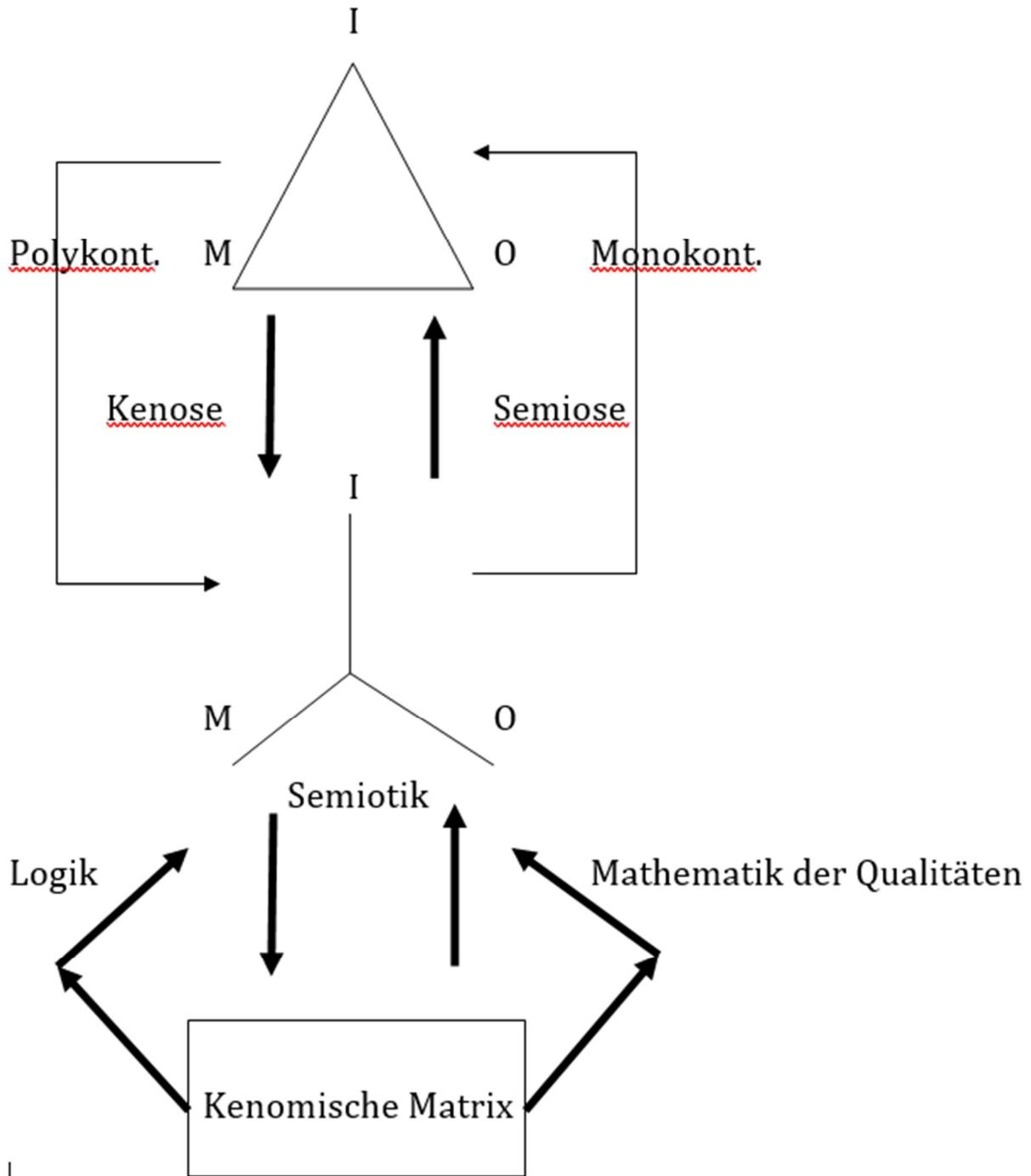


Dazu ist noch zu sagen, dass das Zeichen selbst natürlich nur dann Existenz hat, wenn es einen materialen Zeichenträger besitzt. Da dieser ein Mittel (also eine 0-stellige Relation) ist, der nicht mit dem Mittelbezug des Zeichens (der eine 1-stellige Relation ist) zu verwechseln ist, hat also die durch $ZR = (M, O, I)$ definierte Peircesche Zeichen keine Existenz und bezieht sie als konkretes Zeichen $kZR = (\mathcal{M}, M, O, I)$ mit $\mathcal{M} = \text{Mittel}$ nicht etwa von Objekt 2, sondern von Objekt 1 (das Zeichen, das etwa als verknotetes Taschentuch für eine Handlung steht, die ich anderntags zu erfüllen habe, bezieht sein materiales Substrat vom ursprünglichen Objekt, also dem Stoff oder der Cellulose des Taschentuchs, und nicht von der abstrakten Handlung).

2. Abgesehen also davon, dass die Peircesche Semiotik Objekte benötigt, um sie zu Zeichen erklären, dabei aber ihre aussersemiotische Existenz negiert und dass der Prozess der thetischen Einführung weitgehend ein Simalabim bleibt, ist es auch fraglich, ob die Mehrheit der Zeichen wirklich, wie etwa das einzige immer gehörte Beispiel des verknoteten Taschentuchs behauptet, ein vorgegebenes Objekt zur Metaobjektivierung erfordern. Wer z.B. einen architektonischen Raum betritt, der betritt primär ein Objekt, und, falls er sich bewusst ist, dass es sich um ein Kunstobjekt handelt, dann ein Zeichen, das der und nicht der Beschauer thetisch eingeführt hat. Kurz gesagt, nicht also der Beschauer ein bereits vorliegendes Zeichen wahr. Wenn hier also die Ursprünglichkeit von Zeichen gegen ihre thetische Einführung vertreten, dann lässt sich dies mathematisch damit begründen, dass ein Zeichen ja nur ein ganz bestimmter Relationentyp ist und dass es unendlich viele weitere Relationentypen gibt, deren semiotischer Status bisher völlig ungeklärt ist und nie untersucht wurde (einige bemerkenswerte Ausnahmen in den Arbeiten Rudolf

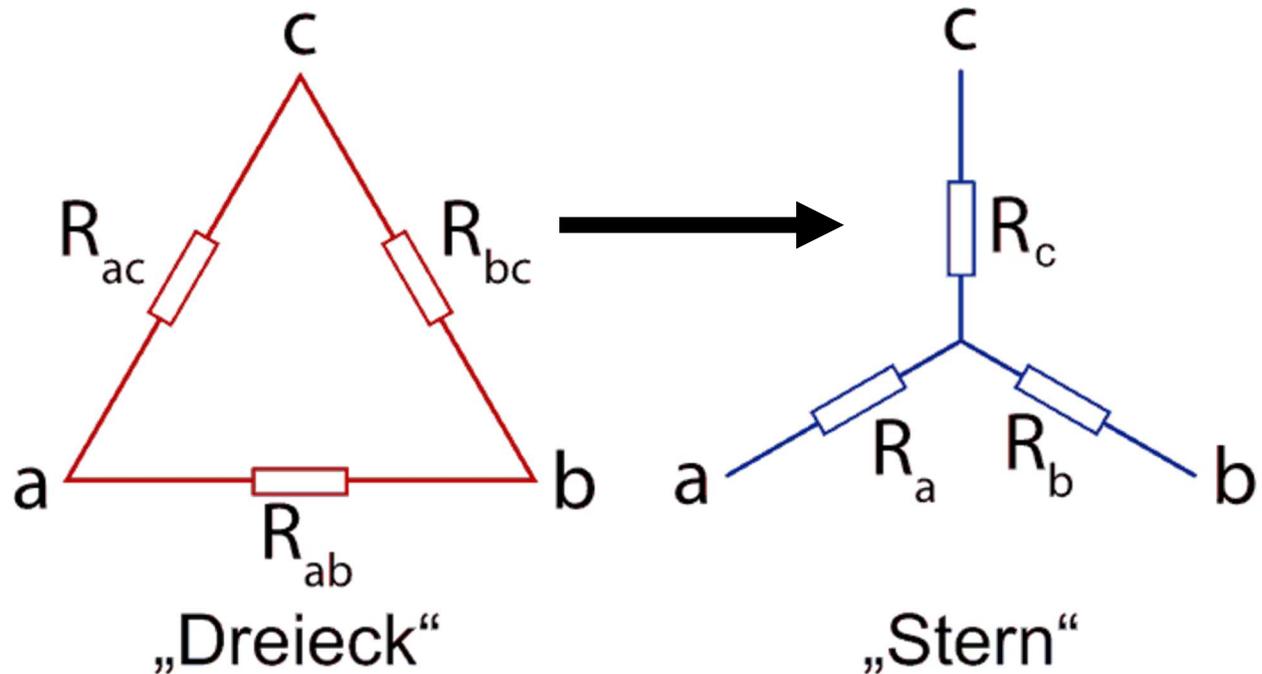
Kaehrs). Objekte sind relationentheoretisch einfach 0-stellige Relationen wie alle Konstanten, d.h. man benötigt keinen Zauberspruch, Semiose oder Metaobjektivierung genannt, um sie in eine (Zeichen-)Relation zu verwandeln: denn sie sind ja bereits Relationen. Anstatt Ursprung und Wesen der „Semiose“ zu untersuchen, würde man sich also besser darauf konzentrieren, die logische Relationentheorie und die mathematische Ordnungstheorie (wie das Studium der geordneten Mengen von den Bourbakis genannt wurde) unter dem Blickpunkt der Semiotik zu untersuchen. Dadurch erledigen sich auf theorieinduzierte Artefakte wie die seit 1916 andauernde Diskussion, ob das Saussuresche oder das Peircesche Zeichenmodell präponderant sei und ob das letztere wirklich eine Erweiterung des ersteren sei, von selbst, denn dyadische Relationen sind einfach Teilrelationen von triadischen. **Ein Zeichen ist dann kein „metaobjektiviertes“ Objekt, sondern eine interpretierte Relation.** (Mit dem Begriff der Interpretation ergibt sich dann quasi automatisch der Begriff des Modells, und man wird eine semiotische Modelltheorie unter der Fragestellung konstruieren müssen, **unter welchen relationalen Bedingungen ein Relationen-Sein ein Zeichen, d.h. ein Repräsentations-Sein ist.**) Es ist zu erwarten, dass unsere bisherige Vorstellung von dem, was alles Zeichen ist bzw. Zeichen sein kann, durch unseren neuen Ansatz bedeutend erweitert werden wird.

3. Ich habe deshalb in Toth (2011) das folgende erste, noch skizzenhafte Modell vorgeschlagen:



Die Semiotik ist somit 1. EINE unter mehreren möglichen Interpretationen der kenomischen Matrix und 2. setzt sie die logische einerseits und die qualitativ-mathematische Interpretation der kenomischen Matrix voraus. Wichtig in diesem Modell ist der Sterngraph, auf den die interpretierte semiotische Matrix abgebildet wird, bevor sie auf das semiotischen Dreiecksmodell abgebildet. Der

Stern, das ursprüngliche Peircesche Zeichenmodell (vgl. Brunning 1987) enthält im Gegensatz zum Dreiecksmodell einen inneren Punkt, durch den die drei semiotischen Hauptmorphismen laufen müssen und der als „Ortung“ der semiotisch interpretierten Relationen fungiert:



Sei $a = M$, $b = O$, $c = I$, dann gilt:

$$ab = a \rightarrow b := (M \rightarrow O) = \alpha$$

$$bc = b \rightarrow c := (O \rightarrow I) = \beta$$

$$ca = c \rightarrow a := (I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ$$

Nach der Transformation haben wir also:

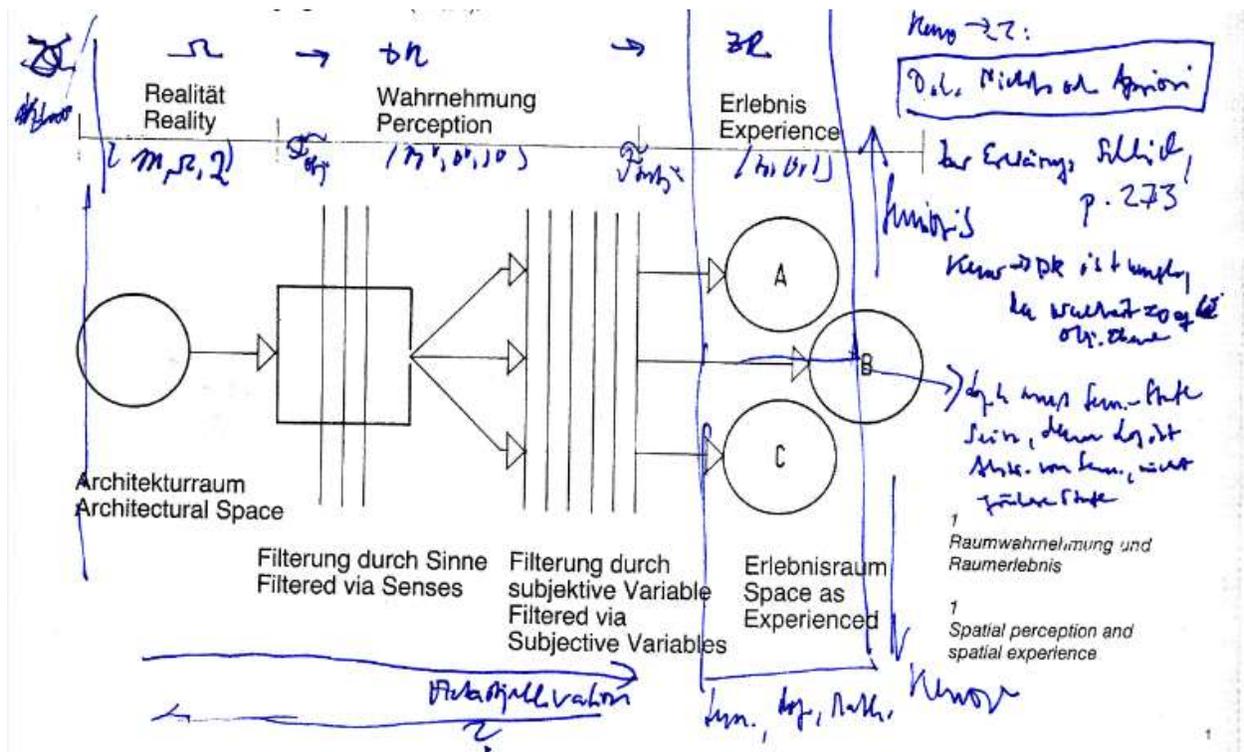
$$(M \rightarrow O) = \alpha = (a \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow b)$$

$$(O \rightarrow I) = \beta = (b \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow c)$$

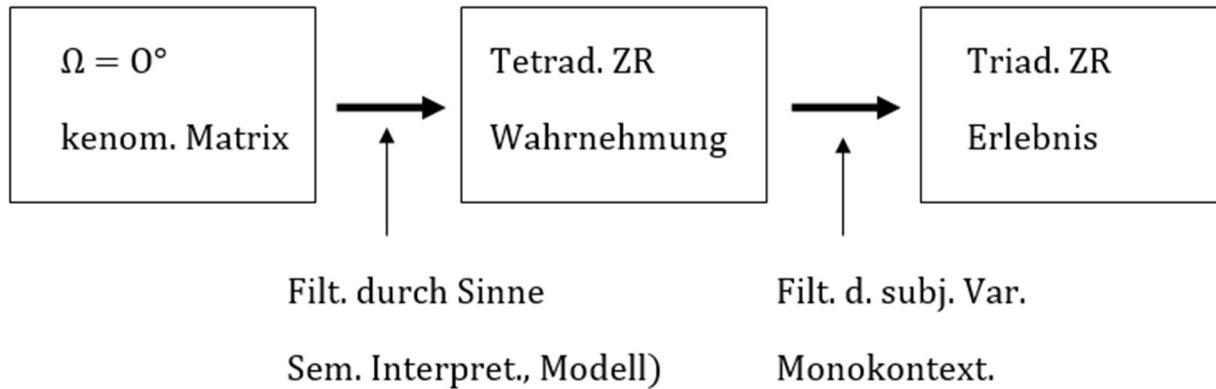
$$(I \rightarrow M) = \alpha^\circ \beta^\circ = (c \rightarrow Q) \circ (Q \rightarrow a)$$

An diesem Punkt Q , den wir nacheinem Vorschlag Kronthaler (1992) als „Qualität“ auffassen, werden also den Subzeichen der semiotisch interpretierten kenomischen Matrix Kontexturenzahlen zugeschrieben. Dies funktioniert also gänzlich ohne topologische Faserung.

Wir sollten uns hier aber nach der semiotischen Relevanz dieses Modells fragen. Die folgende (von mir arg „verschriebene“) Darstellung stammt aus Joedicke (1985, S. 10) und zeigt das „Erlebnis“ eines architektonischen Objektes vom Status purer Objektalität („Realität“) über dessen „Wahrnehmung“:



In diesem Modell wird nun doppelt gefiltert: Einmal zwischen „Realität“ und „Wahrnehmung“ und einmal zwischen „Wahrnehmung“ und „Erlebnis“. Es dürfte keine Probleme machen, die semiotische Interpretation der kenomischen Matrix mit der „Filterung durch Sinne“ und die Monokontextualisierung, d.h. die Stern-Dreiecks-Transformation, im Sinne der „Filterung durch subjektive Variable“ zu bestimmen. Wir haben damit



d.h. das Joedicke-Modell entspricht formal exakt unserem Kenose-Semiose-Modell.

Während das Peirce-Bense-Modell mit $\Omega \rightarrow \text{ZR}$ irreversibel ist, da kein Zeichen zurück in sein Objekt transformiert werden kann ($\Omega \leftarrow \text{ZR}$), ist der zur Semiose konverse Vorgang im obigen Modell in der Form der Kenose mindestens nicht ausgeschlossen, denn es handelt sich ja um nichts anderes als um die Rückführung von als spezifisch semiotisch selektierten Relationen in Proömalrelationen, und dies ist in jedem Fall möglich (vgl. Günther 1979, S. 203-240).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Brunning, Jacqueline, Genuine Triads and Teridentity. In: Houser, Nathan/Roberts, Don D./Van Evra, James, Studies in the Logic of Charles Sanders Peirce. Bloomington 1997, S. 252-263

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 2. Bd. Hamburg 1979

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 2828-302. Frankfurt a. M. 1986

Toth, Alfred, Stern, Dreieck und die 4. Kategorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Thetische Einführung vs. Interpretation

1. Der folgende Text kann als formal gedrängte Zusammenfassung meiner bisherigen Arten zur Semiose gelesen werden; sie sind alle in meinem „Electronic Journal for Mathematical Semiotics“ leicht zugänglich.

2. Ein natürliches Zeichen oder Anzeichen ist ein dyadisches Zeichen, bei dem die Bezeichnungsfunktion nicht durch einen Interpretantenkonnex, sondern durch Kausalität geregelt wird, also Physis statt cogitatio oder voluntas:

$$ZR_{\text{nat}} = (M, O)$$

Dagegen ist ein künstliches Zeichen nach Peirce eine triadische Relation, die zwischen Bezeichnung und Bedeutung unterscheiden kann:

$$ZR_{\text{kün}} = (M, O, I)$$

Wird einem Anzeichen eine Bedeutung a posteriori stipuliert, z.B. durch Hypostasierung einer natürlichen, evtl. göttlichen Kraft oder einer simplen Interpretation, dann entsteht aus der dyadischen Anzeichenrelation eine triadische, allerdings eine, bei der die morphismischen Abbildungen durch Teilmengenrelationen ersetzt sind:

$$ZR_{\text{Anz}} = (M \subset O \subset I)$$

$$ZR_{\text{Zei}} = (M \rightarrow O \rightarrow I).$$

3. Es gelten somit die Definitionen folgender Dreier- und nicht nur Zweier-Unterscheidungen;

$$ZR_{\text{nat}} = (M \subset O)$$

$$ZR_{\text{int}} = (M \subset ((M \subset O), (O \rightarrow I)))$$

$$ZR_{\text{kün}} = (M \rightarrow ((M \rightarrow O), (O \rightarrow I)))$$

zusammen mit den entsprechen Temporalindizes

$$ZR_{\text{nat}} = (M^\downarrow \subset O^\downarrow).$$

$$ZR_{\text{thet}} = (M^\downarrow \rightarrow ((M^\downarrow \rightarrow O^\downarrow), (O^\downarrow \rightarrow I^\rightarrow)))$$

$$ZR_{\text{inter}} = (M^\downarrow \subset ((M^\downarrow \subset O^\leftarrow), (O^\leftarrow \rightarrow I^\rightarrow))).$$

4. Das Zeichen entsteht somit als ein abstraktes Schema (Kenogrammschema, Morphogrammkomplex, kenomic grid, kenomische Matrix), das einem Objekt überstülpt wird und welches das Objekt in einen präsemiotischen Raum versetzt (Bense 1975, S. 65 f.), aus dem im Falle eintretender Semiose Benses Metaobjektivierung (Bense 1967, S. 9) stattfindet.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Semiotik als Primär- oder Sekundärmathematik?

1. In seinem letzten semiotischen Buch (Bense 1992, S. 28 ff.) hatte Max Bense auf die von Neumannsche Scheidung zwischen Primär- und Sekundärmathematik (von Neumann 1958) hingewiesen und dabei die Semiotik als eine Metamathematik der Primärmathematik bezeichnet:

Wenn es nun einleuchtend sein soll, daß es überhaupt eine monosystematische, tiefstliegende, operationelle Verarbeitungstechnik material und kategorial differenzierbarer Elemente und Momente als besondere, relational-strukturierte **Funktions-Schicht** und als **Prozeß-Verband** gibt, deren Wirkung bis ins **Bewußtsein** hineinreicht, dann wird es annehmbar sein, wenn man das gesamte relationale Repräsentationssystem der **universalen, kategorialen** und **fundamentalen** Zeichenbegriffe berücksichtigt, die Ch. S. Peirce einführte und die zu einer Theorie vervollständigt wurden, als metamathematische **Primärmathematik** aufzufassen.

2. Dagegen waren wir in Toth (2011) zum Schluss gekommen, dass Zahlen präsemiotische Phänomene sind. Da bei ihnen der Übergang zur vollständigen Zeichenrelation **noch nicht** stattgefunden hat, sind sie auf **Quantitäten als der phylogenetischen Vorstufe von Qualitäten** beschränkt. Nach dieser Auffassung wäre Quantität also nicht einfach, wie Hegel sagte, eine Form der Qualität, sondern eine ältere Entwicklungsstufe vor der Ausbildung der Qualität. Man beachte, dass bei Günther Qualitäten als nichts anderes als stellenwertige und distribuierte Quantitäten eingeführt werden, denn das polykontexturale Universum setzt sich aus unendlich vielen monokontexturalen Teiluniversen zusammen! Falls dies also korrekt ist, müsste Qualität nicht primär, sondern sekundär sein, und zwar genauso wie in der Geschichte der Mathematik, wo die Proto-, Deutero- und Trito-Zahlen erst am lange nach der Entdeckung der Körper und Schiefkörper der quantitativen Zahlen eingeführt wurden.

3. Zahlen sind, wie bei Menninger (1958, S. 18) heisst, von den Dingen unabhängig. Wir suchen also nach einem semiotischen Objektbezug, in dem nicht nur der „lien“, d.h. die Abbildung, zwischen Zeichen und Objekt, sondern das (bezeichnende) Zeichen selbst arbiträr ist. Und zwar sollen diese Zeichen

selbst, wie es ebenfalls bei Menninger heisst, leer sein. D.h. wir sind inhaltlich gezwungen, ein Nullzeichen in die Peircesche Semiotik einzuführen. Dieses ist selbstverständlich arbiträr, da 0 a priori kein Objekt iconisch abbildet oder auf eines indexikalisch verweist. Es ist ferner völlig unabhängig von einem Objekt und daher prinzipiell auf sämtliche Objekte abbildbar.

Formal gesehen entsteht das Nullzeichen bereits dann, wenn man aus der Menge der Primzeichen, die Bense (1981, S. 17 ff.) eingeführt hat, die Potenzmenge bildet:

$$\wp(1, 2, 3) = ((1), (2), (3), (1, 2), (1, 3), (2, 3), (1, 2, 3), \emptyset).$$

Ferner hat man für die Umwandlung geordneter Mengen, z.B. der Subzeichen, in ungeordnete mindestens die folgenden drei auf Wiener und Kuratowski zurückgehenden Definitionen zur Verfügung:

$$(a, b) = \{\{a\}, \{a, b\}\}$$

$$(a, b) = \{\{b\}, \{a, b\}\}$$

$$(a, b) = \{\{a, 0\}, \{b, 1\}\},$$

wobei im letzteren Falle $1 = \{1, 2, 3\}$ und $0 = \emptyset$ gesetzt werden kann.

Nun kann man natürlich nicht einfach $ZR^* = ZR \cup \emptyset$ setzen, denn das Nullzeichen muss in die STRUKTUR der Zeichenrelation selbst eingebettet werden. Nach einem Vorschlag von Toth (2007) geschieht dies folgendermassen:

$$ZR^* = (3.a \ 2.b \ 1.c \ 0.d)$$

wobei (0.) nichts anderes als die von Bense in die Semiotik eingeführte Nullheit ist, welche eine Ebene unterhalb der Semiotik, d.h. den „ontologischen Raum“, wie Bense sagt, charakterisiert. Damit gilt aber

$$(0.) \approx 0^\circ \approx \Omega,$$

d.h. die Nullheit korrespondiert dem 0-relationalen Objekt (d.h. das Objekt hat die Relationszahl $r = 0$, vgl. Bense 1975, S. 65) und beide dem bezeichneten (externen) Objekt. Durch die Semiose wird letzteres zum bezeichnenden (inneren) Objekt: $\Omega \rightarrow 0$.

4. Damit ist aber das Objekt, das gezählt werden soll, ebenfalls in eine präsemiotische Relation, nämlich ZR^* , eingebettet, obwohl sie als 0-stellige Relation mit der Peirceschen Zeichenrelation nicht relational verbunden ist. Inhaltlich bedeutet das, dass die von Götz (1982, S. 4, 28) aufgestellten präsemiotischen Kategorien Sekanz (0.1), Semanz (0.2) und Selektanz (0.3) für eine präsemiotische Klassifizierung beim Wahrnehmungsakt eines Objektes quasi automatisch benutzt werden – noch bevor es (u.U.) durch den anschliessenden Apperzeptionsakt zum Zeichen metaobjektiviert wird (Bense 1967, S. 9). Das bedeutet also, dass wir bereits bei der Perzeption eines Objektes, nämlich dadurch, dass wir es als zuvor Unterschiedenes überhaupt wahrnehmen – und damit zählen - können, diese Unterscheidung mit Hilfe von Sekanz, Semanz und Selektanz vornehmen: „der Sekanz als einer diaphragmatischen Bedingung, die allererst als solche bezeichnet werden muss, um semiotische Vermittlung zu ermöglichen – Ungeschiedenes ist nicht repräsentabel -, der Semanz als der Bedingung, Form als Form beschreibbar zu lassen, und endlich der Selektanz als Bedingung nachträglicher Nutzung, wenn diese als selektiver Vorgang aufgefasst ist, oder allgemein: als Umgang mit dem Objekt“ (Götz 1982, S. 4).

5. Das demzufolge präsemiotisch unterschiedene und daher zählbare Objekt kann nun, wie ebenfalls aus der Theorie der Präsemiotik (vgl. Toth 2007) hervorgeht, bereits 3fach mit Hilfe der drei präsemiotischen Trichotomien hinsichtlich seines Zahlencharakters unterschieden werden: Man kann nämlich problemlos die drei von Bense (1981, S. 26) unterschiedenen Zahlenarten den drei präsemiotischen Trichotomien zuordnen:

(0.1) ← Kardinalzahl, d.h. Repräsentation als Mächtigkeit

(0.2) ← Ordinalzahl, d.h. Repräsentation als Nachfolge

(0.3) ← Relationalzahl, d.h. Repräsentation als Konnex

Wenn also Menninger darauf hinweist, dass wir nur das, was unterscheidbar ist, zählen können (1958, S. 17), dann betrifft diese Feststellung die Zahl als Anzahl, d.h. (0.1). Wenn er ferner darauf hinweist, dass „unsere Zählreihe das Gesetz des unendlichen Fortgangs verkörpert“ (1958, S. 18), dann hebt er auf die Zahl als Ordnungszahl, d.h. (0.2) ab. Diese Dichotomie ist jedoch

unvollständig, denn sobald man über die Peano-Zahlen hinausgeht, ist es erforderlich, zwischen endlichen und unendlichen, abzählbaren, oder nicht-abzählbaren sowie überabzählbaren und zwischen assoziativen und kommutativen oder nur kommutativen und nur assoziativen (oder gar nur alternativen) Zahlenfolgen, die einen Körper oder Schiefkörper und damit verschiedene Konnexen bilden, zu unterscheiden.

Der zu ziehende Schluss ist also klar: Indem der semiotische Zeichenbegriff, der ja mit Qualitäten UND Quantitäten operiert, jünger ist und insofern eine Sekundärmathematik repräsentiert, ist der präsemiotische Zahlbegriff, der auf reine Quantität fixiert ist, älter und betrifft als solcher im Sinne der von Neumannschen Klassifikation eine Primärmathematik.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Götz, Matthias, Schein Design. Diss. Stuttgart 1982

Menninger, Karl, Zahlwort und Ziffer. Göttingen 1958

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Zahl und Nullzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

von Neumann, John, The Computer and the Brain. Yale U.P. 1958

Die Brücke zwischen Sinn und Sein

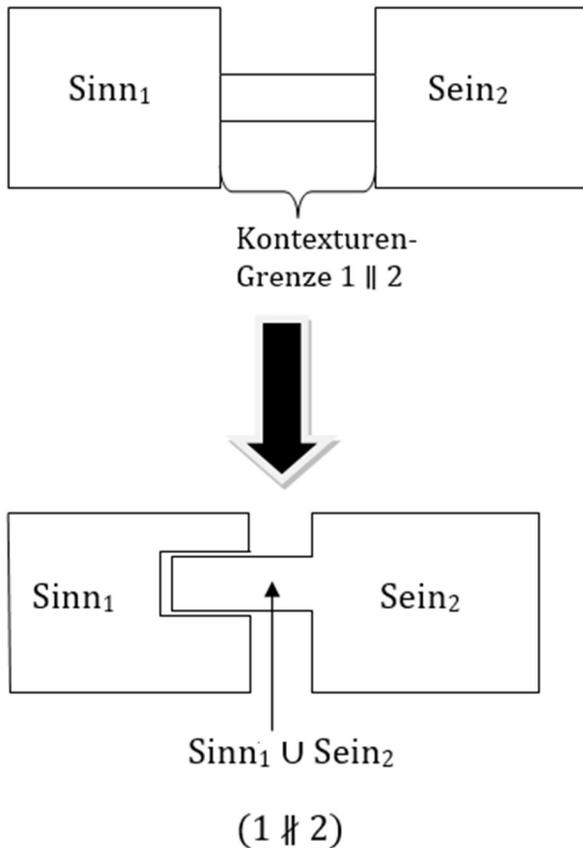
1. Engelbert Kronthaler schreibt: „Denn die Brücke zwischen Sinn und Sein ist nicht, wie die klassische Tradition glaubt, in der Positivität des Seins selbst, sondern in der Dimension des Negativen zu suchen“ (1990, S. 60). Die Differenz zwischen Sinn und Sein reiht sich damit ein in die grössere Differenz der fundamentalen Dichotomie von Subjekt und Objekt bzw. Zeichen und Objekt. Sobald das Objekt zum Zeichen erklärt wird, d.h. in Benses Terminologie zum „Metaobjekt“, also einer blossen „Zuordnung“ (Bense 1967, S. 9) geworden ist, tut sich ein kontextureller Abbruch zwischen zwei fundamental geschiedenen Thematiken auf: der ontologischen Thema von Sein und Nicht-Seiendem einerseits und der „meontologischen“ Thematik von Nichts und Nichtseiendem (vgl. bereits Bense 1952, S. 80 m. Anm. 72 zu G. Günther, von dem der Begriff „meontisch“ bzw. „meontologisch“ stammt). Diese sind in einer Welt, die auf der 2-wertigen aristotelischen Logik beruht, ewig geschieden, denn die Negativität ist hier durch simple Verneinung der Positivität und vice versa definiert. Es gibt kein drittes, vermittelndes Glied. Dafür wird eine fundamental andere Logikkonzeption benötigt, wie sie heute vor allem in den Arbeiten Gotthard Günthers und Rudolf Kaehrs vorliegt, aber noch längst nicht vollendet ist.

2. Grundsätzlich gibt es zwei Möglichkeiten der Annäherung von Sinn und Sein:

Sinn → Sein

Sein → Sinn

Die erste setzt allerdings voraus, dass man sich in der Negativität des Sinnes befindet und scheidet damit aus vor dem Hintergrund einer logisch-ontologischen Konzeption, in der die Positivität mit dem Objektbegriff gekoppelt ist. Darum hat Kronthaler sicher recht, wenn er die zweite Konzeption ohne weitere Begründung zur einzigen Möglichkeit, eine Brücke zwischen Sinn und Sein zu schlagen erklärt. Systemtheoretisch betrachtet, bedeutet das jedoch folgendes: Ein Teil des Sinn muss ins Sein hinübertransformiert werden, und dieser Teil ist dann sozusagen das Material, aus dem die Brücke zwischen Sinn und Sein oder Sein und Sinn hergestellt wird:



3. Mit Hilfe der systemtheoretischen Semiotik bekommen wir sogleich die folgenden Entsprechungen:

$$\text{Sinn} \parallel \text{Sein} \approx \text{II} \parallel \text{OO}$$

$$\text{Sinn} \nmid \text{Sein} \approx (\text{II} \cup \text{IO}) \nmid \text{OO},$$

wobei die kontextueller Vereinigung ($\text{II} \cup \text{IO}$) die Brücke zwischen Sinn und Sein beschreibt, indem ein Teil des Innen des Innen zum Innen des Aussen geworden ist, indem ein Teil der meontologischen Subjektivität zu ontologischer Objektivität geworden ist.

Nun gibt es nur eine Zeichenrelation, in der systemtheoretischer Struktur

$$\text{ZR} = [[\text{S}, \text{O}], [\text{S}, \text{O}], [\text{S O}]]$$

(vgl. Toth 2008) $\text{S} \equiv \text{O}$ ist, d.h. wo die trichotomischen und die triadischen Werte identisch sind, und das ist die sog. Peircesche Kategorienklasse

$$\text{ZR} = (3.3 \ 2.2 \ 1.1) \times (1.1 \ 2.2 \ 3.3).$$

Die IO-Klasse par excellence, nämlich diejenige des Zeichens selbst (Bense 1992) ist die eigenreale, dualidentische Zeichenrelation

$$ZR = (3.1 \ 2.2 \ 1.3) \times (3.1 \ 2.2 \ 1.3).$$

In anderen Worten: Den systemtheoretischen Transformationsprozess

$$II \rightarrow IO$$

können wir semiotisch als

$$(3.3 \ 2.2 \ 1.1) \rightarrow (3.1 \ 2.2 \ 1.3)$$

fassen (zur Transformation vgl. bereits Bense 1992, S. 22). Wir erhalten schliesslich

$$(II \cup IO) \approx (3.3 \ 2.2 \ 1.1) \cup (3.1 \ 2.2 \ 1.3) = ((3.3 \cup 3.1), (2.2), (1.1 \cup 1.3))$$

als systemtheoretisch-semiotische Formalisierung der Brücke zwischen Sinn und Sein.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Kronthaler, Engelbert, Gänsemarsch und Seitensprünge. In: Spuren 33 (1990), S. 56-62

Toth, Alfred, Das Phänomen der Subjekt-Objekt-Spaltung in der Zeichenvermittlung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Logisch-epistemologische Ordnung der Fundamentalkategorien

1. Nach Toth (2007, S. 61 ff.) ist die Korrespondenz zwischen den logisch-epistemologischen Funktionen und den semiotischen Fundamentalkategorien wie folgt festgesetzt:

$$\text{LER} = (\text{OI}, \text{IO}, \text{OO}, \text{II})$$

$$\text{4ZR} = (.0., .1., .2., .3.)$$

Hinzu tritt als korrespondierende systemtheoretische Relation (Kaehr 2011):

$$\text{SZR} = (\lfloor, \lrcorner, \ulcorner, \rceil).$$

Es gilt also für alle drei Typen von Relationen die Ordnung

$$\text{OI} < \text{IO} < \text{OO} < \text{II}$$

$$.0. < .1. < .2. < .3.$$

$$\lfloor < \lrcorner < \ulcorner < \rceil$$

2. Die Frage ist nur, ob das richtig ist. Auch wenn wir hier 4 logisch-epistemologische Funktionen haben, so ist deren kombinatorische Basis doch die zweiwertige Dichotomie von Subjekt und Objekt. Die klassische, übrigens bereits vorsokratische Pyramide führt vom Objekt zum Subjekt, von der ungeformten Materie bis hinauf zur entlösten Hyle, der reinen Form. Kombinationen, d.h. Mischformen zwischen Materie und Form sind also Zwischenprodukte innerhalb und nicht ausserhalb der Dichotomie, und zwar muss, in unsere Terminologie übertragen, IO vor OI gelten, da ersteres noch ein Objekt ist, letzteres jedoch bereits ein Subjekt. Damit kommen wir nun zu einer von der obigen ganz verschiedenen Ordnung:

$$\text{OO} < \text{IO} > \text{OI} > \text{II}$$

$$.2. < .1. < .0. < .3.$$

$$\ulcorner < \lrcorner < \lfloor < \rceil.$$

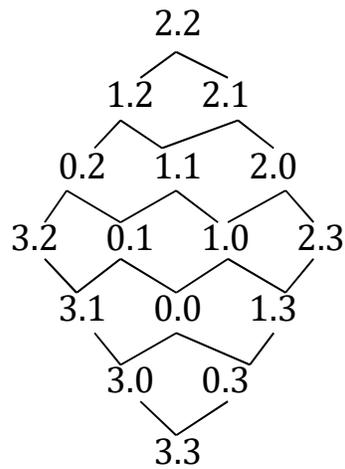
Die Semiose startet also in Einklang mit Bense (1967, S. 9) mit dem thetisch einzuführenden Objekt und endet mit Meta-Objekt, denn dieses ist als Zeichen selber drittheitlich, weil der Interpretant das Zeichen im Zeichen ist, das es

ermöglicht, die Zeichenrelation als („verschachtelte“) „Relation über Relationen“ zu definieren (vgl. Bense 1979, S. 53). Die obige Ordnung ist also eine nach der zunehmenden Semiotizität und damit der abnehmenden Ontizität (vgl. Bense 1976, S. 60 ff.).

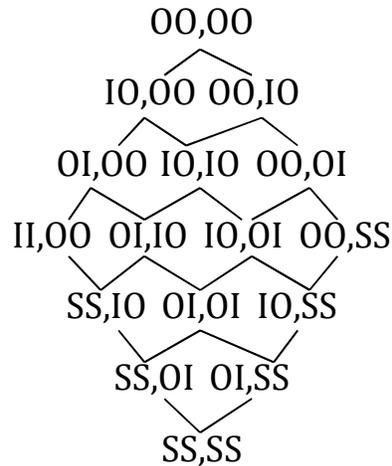
Damit erhalten wir natürlich eine ebenfalls ganz verschiedene 4×4 -Matrix:

	.2	.1	.0	.3
2.	2.0	2.1	2.0	2.3
1.	1.2	1.1	1.0	1.3
0.	0.2	0.1	0.0	0.3
3.	3.2	3.1	3.0	3.3

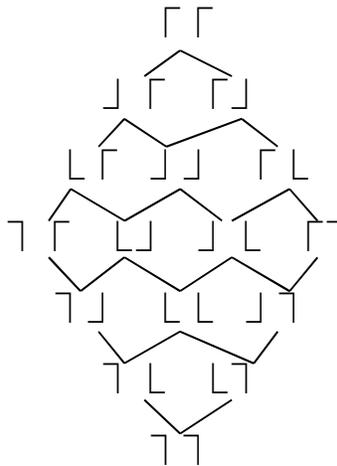
und im Anschluss an Toth (2011) einen völlig verschiedenen semiotischen Verband:



einen völlig verschiedenen systemtheoretischen Verband in der „I-O-Notation“:



sowie einen ganze neuen Verband in der symbolischen Notationsweise:



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Kaehr, Rudolf, Quadralectic Diamonds: four-foldness of beginnings. Semiotic studies with Toth's "Theory of the Night". In: Thinkartlab 2011,

<http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Quadralectic%20Diamonds/Quadralectic%20Diamonds.html>

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Tetradsche semiotische Verbände. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2011

Semiosis und Kenosis

1. Eines der grössten Verdienste der Kaehrschen Semiotik – sie verdient diesen Namen, weil Rudolf Kaehrs es war, welcher die Semiotik auf eine völlig neue, alles bisher Dagewesene weit hinter sich lassende Basis gestellt hatte (vgl. Kaehr 2010) - besteht im Nachweis, dass so, wie die Semiosis die Transformation vom Objekt zum Zeichen, von Bense „Metaobjektivierung“ (1967, S. 9) genannt, ermöglicht, ein dazu anti-parallelereleler bzw., wie Kaehr sich ausdrückt, „parallaktischer“ Prozess angenommen werden muss, der das Objekt in der Kenogrammatik fundiert (vgl. auch Mahler und Kaehr 1993, S. 33).

2. Nun wurde zuletzt in Toth (2011) nachgewiesen, dass der von den „Grammatologen“ so gern verwendete und wohl von Spencer Brown geprägte Begriff der „Differenz“ bzw. der „Différence“ semiotisch mit der Arbitrarität, mathematisch mit der Quantität und logisch mit der Zweiwertigkeit der aristotelischen Logik koinzidiert. Ferner wurde gezeigt, dass die Semiotik zwei „Wurzeln“ der Différence kennt: die Kategorienklasse

(3.3 2.2 1.1) R (1.1 2.2 3.3)

und die Zeichenklasse der Eigenrealität

(3.1 2.R.2 1.3) R (3.1 2.R.2 1.3).

Da die Kategorienklasse von Bense (1992, S. 40) ausdrücklich als „Eigenrealität schwächerer Ausprägung“ bezeichnet wird, darf man also sagen, dass die Aufhebung der logischen Zweiwertigkeit Hand in Hand geht mit der semiotischen Aufhebung der Eigenrealität.

3. Eigenrealität, vor dem Hintergrund der Zweiwertigkeit bzw. des sie verbürgenden logischen Identitätssatzes gesprochen, bedeutet ja nichts anderes, als dass sich Zeichenthematik und Realitätsthematik in ein und derselben Kontextur befinden (Invarianz des Dualisationsoperators!). Man kann somit Zeichen dadurch aus ihrer Zweiwertigkeit und d.h. Monokontexturalität befreien, dass man sie „polykontexturalisiert“. Nun hatte Kaehr (2010, S. 251 ff.) einen konkreten solchen Vorschlag für eine Matrix eines Zeichens in 4 Kontexturen gemacht:

$$\begin{bmatrix} 3.x, 2.y, 1.z, -- \\ --, 3.x, 2.y, 1.z \\ 3.x, 2.y, --, 1.z \\ 3.x, --, 2.y, 1.z \end{bmatrix}$$

Wir können somit Kenosis definieren als den zweifachen Reduktionsprozess der beiden eigenrealen Zeichenklassen auf ihre entsprechenden 4-kontextuellen Matrizen:

1. Rückführung der Kategorienrealität (schw. ER)

$$(3.3 \ 2.2 \ 1.1) \rightarrow \begin{pmatrix} 3.3, 2.2, 1.1, -- \\ --, 3.3, 2.2, 1.1 \\ 3.3, 2.2, --, 1.1 \\ 3.3, --, 2.2, 1.1 \end{pmatrix}$$

2. Rückführung der Eigenrealität (stärk. ER)

$$(3.1 \ 2.2 \ 1.3) \rightarrow \begin{pmatrix} 3.1, 2.2, 1.3, -- \\ --, 3.1, 2.2, 1.3 \\ 3.1, 2.2, --, 1.3 \\ 3.1, --, 2.2, 1.3 \end{pmatrix}$$

Nun betrifft die stärkere ER die Zeichenklasse des „Zeichens selbst“, während die schwächere ER die „Relation der Realitäten“ (Bense 1992, S. 32) betrifft. Mit anderen Worten: Die Semiotik besitzt deshalb eine zweifache Différence-Repräsentation, weil sie als zweiwertige Wissenschaft über bzw. vor der proemialen Ausgliederung von Zeichen und Objekt verankert ist. Dementsprechend ist es notwendig, Zeichen und Objekt separat auf die kenogrammatische Ebene zurückzuführen, die ja unterhalb der Proemialität und damit vor der Zeichen-Objekt-Ausgliederung angesiedelt ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Kaehr, Rudolf, Polycontextuality of Signs? In: ders., Diamond Semiotic Short Studies. Glasgow 2010, S. 251-262. Digitalisat:
<http://www.thinkartlab.com/pkl/media/Short%20Studies/Diamond%20Semiotic%20Short%20Studies.pdf>

Mahler, Thomas/Kaehr, Rudolf, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Der Zusammenhang von Arbitrarität und Differenz. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Zwei Formen semiotischer Supplementation

1. Wir beginnen mit dem folgenden Ausschnitt aus Derridas "Grammatologie" (1983, S. 250):

Das Supplement fügt sich hinzu, es ist ein Surplus; Fülle, die eine andere Fülle bereichert, die Überfülle der Präsenz. Es kumuliert und akkumuliert die Präsenz. Ebenso treten die Kunst, die *techné*, das Bild, die Repräsentation, die Konvention usw. als Supplement der Natur auf und werden durch jede dieser kumulierenden Funktionen bereichert. Diese Art der Supplementarität determiniert in bestimmter Weise alle begrifflichen Gegensätze, in die Rousseau den Begriff der Natur einschreibt, insofern dieser sich selbst genügen sollte.

Aber das Supplement supplementiert. Es gesellt sich nur bei, um zu ersetzen. Es kommt hinzu oder setzt sich unmerklich *an-(die)-Stelle-von*; wenn es auffüllt, dann so, wie wenn man eine Leere füllt. Wenn es repräsentiert und Bild wird, dann wird es Bild durch das vorangegangene Fehlen einer Präsenz. Hinzufügend und stellvertretend ist das Supplement ein Adjunkt, eine untergeordnete, stellvertretende Instanz. Insofern es Substitut ist, fügt es sich nicht einfach der Positivität einer Präsenz an, bildet kein Relief, denn sein Ort in der Struktur ist durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Irgendwo kann etwas nicht *von selbst* voll werden, sondern kann sich nur vervollständigen, wenn es durch Zeichen und Vollmacht erfüllt wird. Das Zeichen ist immer das Supplement der Sache selbst.

2. Dass die Supplementation die Hauptfunktion des Zeichens sein dürfte, daran kann im Grunde kein Zweifel bestehen, denn in beiden von Derrida genannten Fällen steht das Zeichen für ein Objekt, d.h. es ersetzt es, wobei sich nur die Frage stellt, ob durch diesen Substitutionsakt das Objekt bleibt oder verschwindet. Falls das Zeichen bleibt, tritt also dem Objekt das Zeichen als Anderes gegenüber, das durch seinen puren Schöpfungsakt in Relation zu dem tritt, was es ersetzt. Die Referenz-, Verweise-, Zeige- und schliesslich die Repräsentationsfunktion entstehen auf diese Weise. Falls das Zeichen jedoch verschwindet, kann es alle diese Funktionen nicht geben. Das Zeichen – falls man überhaupt *sensu proprio* von ihm sprechen kann – ersetzt dann schrittweise die Objekte, die Semiose ist nicht wie im ersten Fall Verdoppelung,

sondern Auslöschung dieser Welt, Ersatz von Substanz durch Bedeutung, allerdings Bedeutung, die ins Leere trifft, denn bestenfalls kann sich das Zeichen nur noch auf sich selbst beziehen.

Im ersten Fall ist die Semiose also wie eine Frankiermaschine, sie klebt den Objekten (wie es bei Paracelsus steht) „Schellen und Glocken“ an, das ist die „Zuordnung zu etwas, was Objekt sein kann“, wie Bense (1967, S. 9) sagt, also die Transformation eines Objektes in ein Metaobjekt, so zwar, dass das Metaobjekt nicht an die Stelle des Objektes tritt, sondern neben es, d.h. einen Zwischenraum zwischen sich und dem Objekt offenlässt, eine kontexturale Grenze, die, einmal aufgetan, das Objekt dem Zeichen „ewig transzendent“ sein lässt, wie Kronthaler (1992) sagte. Das Problem geht hier aber weiter: Was ermöglicht es eigentlich, das Objekt quasi verdoppelt in einen „Raum“ neben es zu setzen? Von diesem Raum war ja nie die Rede. Bense (1975, S. 65 f.) nennt ihn „semiotischen Raum“ im Gegensatz zum „ontologischen Raum“. Die Frage lautet also präziser: Schafft die Semiose diesen Raum oder muss er wie das Objekt als vorgegeben stipuliert werden?

Im zweiten Fall werden dem Objekt keine „price tags“ wie im ersten Fall aufgeklebt, die Semiose gleicht hier eher einem kognitiven Staubsauger, der die Objekte vernichtet, nachdem er sie aufgesaugt hat. Auch hier stellt sich aber die Frage nach dem Leerraum, der sich auftun muss, nachdem das Objekt vernichtet und bevor das Zeichen an seine Stelle gesetzt ist. Derrida spricht von einem Vakuum, und man kann sich fragen, ob es sich nicht auch hier, wie im ersten Fall, um einen transzendenten Raum handelt. Man könnte dann beide Fälle dadurch erklären, dass Transzendenz dann entsteht, wenn das Objekt sozusagen weggehoben wird: Im zweiten Fall erscheint der transzendente Raum dann als Vakuum an der Objektstelle, die sofort durch ein Zeichen aufgefüllt wird, im ersten Fall erscheint der transzendente Raum neben der Objektstelle, dort, wo das Zeichen zu stehen kommt, so zwar, dass er nur das Zeichen, nicht aber das Objekt enthält, wobei sich zwischen dem verbliebenen Objekt-Raum und dem neu entstandenen Zeichen-Raum eine Art Niemandsland entwickelt, das also weder dem Objektraum noch dem Zeichenraum angehört.

3. Man könnte somit wie folgt zusammenfassen: Sobald ein Objekt entfernt oder sonstwie affiziert wird, entsteht Transzendenz. Diese tritt entweder am Ort des Objekt selbst oder neben ihm auf. Im ersten Fall entsteht natürlich kein Niemandsland und damit auch keine kontextuelle Grenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der natürlichen Zeichen sowie der ganzen motivierten Semiotik. Im zweiten Fall gibt es streng genommen drei Räume: den ontologischen Raum des Objekts, dem semiotischen Raum des Zeichens und das „präsemiotische“ Niemandsland (vgl. ausführlich Toth 2007). In diesem dritten, vermittelnden, aber dadurch auch trennenden Raum, verläuft die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt: das ist der Fall der künstlichen Zeichen sowie der ganzen arbiträren Semiotik.

Wenn wir verabreden, dass $a \setminus b$ bedeuten soll: „a wird durch b ersetzt“, dann können wir den ersten Fall wie folgt formalisieren:

$$1. (\mathcal{D} \rightarrow \mathcal{D} \setminus Z) \rightarrow (\emptyset \rightarrow Z)$$

Der zweite Fall stellt sich hingegen wie folgt dar:

$$2. (\mathcal{D} \rightarrow \mathcal{D} \setminus Z) \rightarrow \mathcal{D}, \emptyset \rightarrow \mathcal{D}, Z.$$

Im 1. Fall gibt es also auf dieser Welt über kurz oder lang keine Objekte mehr, denn der semiosische Staubsauger transformiert sie nacheinander alle in Zeichen. Das ist also die Formel der Pansemiotik.

Im 2. Fall wird die Welt durch die semiosische Frankiermaschine in steter Tätigkeit verdoppelt, indem jedem Objekt sein Zeichen zugeordnet wird. Bemerkenswerterweise beruht die Pansemiotik von Peirce auf diesem 2. und nicht auf dem 1. Fall, denn obwohl sie, wie Gfesser richtig sagt, „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ ist (1990, S. 133), d.h. einen semiotischen Raum bildet, in den weder Objekte eindringen noch Zeichen hinausdiffundieren können, dessen Grenzen (falls es solche überhaupt gibt) also völlig impermeabel sind, setzt sie die Semiose insofern voraus, als ein vorgegebenes Objekt durch Metaobjektivation zum Zeichen erklärt wird (Bense 1967, S. 9). Woher kommen dann aber diese Objekte, die zum Zeichen erklärt werden können, sie setzten ja einen transzendentalen Aussenraum zum semiotischen Universum voraus? Ein anderer

Grund, weshalb die Peircesche Semiotik überhaupt nicht zum 2. Fall passt, als dessen Modell die Saussuresche Semiotik stehen kann, liegt darin, dass das Zeichen ausdrücklich als „Relation über Relationen“ konzipiert ist, insofern der Mittelbezug im Objektbezug und beide im Interpretantenbezug eingeschlossen sind. Damit müssen sie natürlich nicht-arbiträr sein (das gilt sogar für das Symbol, (2.3), dessen duale Entsprechung ja das logisch entscheidbare Dicot, (3.2), ist !!). Als dadurch total-motivierte Semiotik müsste die Peircesche Zeichentheorie somit zu den Typen des 1. Falles gehören.

Anm.: Ich hatte in meinen Schriften wiederholt auf die erstaunliche sympathetische Nähe der Peirceschen Semiotik zu zentralen Eigenschaften der Polykontextualitätstheorie hingewiesen. Maser (1973, S. 29 ff.) geht sogar soweit, die Peircesche Semiotik ausdrücklich unter die „transklassischen“ Wissenschaften zu rechnen. Dafür bin ich oft kritisiert, z.B. durch Kaehr, der zurecht darauf hinwies, dass in der Semiotik ja der logische Identitäts-satz trotz aller dieser polykontexturaler Merkmale erhalten blieb. Kaehr hat natürlich vollkommen recht. Dennoch sehe ich in den Ausführungen des letzten Kapitels dieses Aufsatzes, d.h. darin, dass die Peircesche Semiotik im Grunde dem falschen, nämlich arbiträren Typ von Zeichen angehört, obwohl sie eine vollkommen motivierte Pansemiotik ist, den Grund für diese frappanten polykontexturalen Übereinstimmungen. Wie ich nämlich in Toth (2011) gezeigt hatte, ist auch die polykontexturale Semiotik (vgl. Kaehr 2010) eine motivierte Semiotik, da sie ja die kontextuellen Abbrüche zwischen Zeichen und Objekten beseitigt bzw. die geschiedenen Kontexturen logisch durch Transjunktionen (Günther) und mathematisch durch Transoperationen (Kronthaler) in ein Verbundsystem transformiert.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Derrida, Jacques, Grammatologie. Frankfurt am Main 1983

- Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990
- Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotic Short Studies. Glasgow 2010. Digitalisat: <http://www.thinkartlab.com/pkl/media/Short%20Studies/Diamond%20Semiotic%20Short%20Studies.pdf>
- Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992
- Maser, Siegfried, Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie. 2. Aufl Berlin 1973
- Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007
- Toth, Alfred, Motivierte Zeichentheorie und Polykontextualitätstheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Semiotische transzendente Räume

1. Wenn man ein Etwas zum Zeichen erklärt, so tritt dieses Etwas notwendig in Bezug zu einem Anderen, das es auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten substituiert (vgl. Toh 2011): entweder durch Auslöschung des Etwas oder durch Verdoppelung des Etwas in einem Anderen:

$$1.1. \mathcal{O} \setminus Z \rightarrow \emptyset \rightarrow Z$$

In diesem Fall entsteht eine Art von Vakuum, denn das Objekt muss zerstört werden, bevor das Zeichen an seine Stelle tritt, und das Zeichen kann nur an SEINE Stelle treten, denn es gibt sonst keinen Raum. Das Zeichen ist in diesem Fall keine Zuordnung zu einem Etwas, sondern dessen wirklicher Ersatz, der mit einem Kategorienwechsel verbunden ist: An die Stelle der ontologischen Kategorie des Objekts tritt die semiotische Kategorie des Zeichens. Da der Prozess 1.1. keinen Restriktionen unterliegt, fungiert diese Art der Semiose als „Staubsauger“: Er saugt alle Objekte auf, um sie zu zerstören und sie durch Zeichen zu substituieren. Es ist somit nur eine Frage der Zeit, bevor die Welt von Objekten entleert sein wird, der ontologische Raum als Menge der Objekte wird immer mehr ausgedünnt, und am Schluss wird er in den semiotischen Raum verwandelt, der nur noch Zeichen enthält. Dieser Fall setzt also vor allen Dingen voraus, dass es möglich sei, Objekte durch Zeichen zu ersetzen. Das funktioniert aber nur dann, wenn eine primordiale Identität von Zeichen und Objekt angenommen wird.

$$1.2.1. \mathcal{O} \setminus Z \rightarrow \mathcal{O} \square \rightarrow \mathcal{O} \parallel Z$$

$$1.2.2. \mathcal{O} \square \setminus Z \rightarrow \mathcal{O} \parallel Z$$

Wie man sieht, wurde der 2. Fall in Erweiterung der Ausführungen in Toth (2011) in 2 Teilfälle untergliedert. Der erste Teilfall behauptet, dass die Intention, ein Objekt durch ein Zeichen zu ersetzen, automatisch einen transzendenten Raum um das Zeichen schafft, der als Platz für das Zeichen vorgesehen ist, der quasi das Objekt verdoppelt. Der zweite Teilfall behauptet, dass jedes Objekt sich bereits in einem transzendentalen Raum befindet, d.h. dass Objekte nur deshalb immanent existieren, weil sie transzendental begründet sind. Hier kommt also der Heideggersche „Satz vom Grund“ ins Spiel

und mit ihm die Überzeugung, dass das Nichts in Sein (des Seienden) wohnt, dass der „Überstieg“ eben im Sein ansetzt, da er ja nur so etwas, nämlich das Objekt, übersteigen kann. Da man beim 1. Teilfall erklären müsste, wie eine Intention Transzendenz erzeugen kann, plädiere ich dafür, den 2. Teilfall vorzuziehen, zumal er sich auf zahlreiche verwandte metaphysische Konzepte in der Philosophiegeschichte stützen kann.

2. Somit muss es Aufgabe der Semiotik sein, den Einbettungsprozess eines Objektes in einen Raum, dem es nur sekundär zugehört, zu erklären. Erst durch die Annahme von Transzendenz ist es ja trivialerweise sinnvoll, von Immanenz zu sprechen. Da der transzendente „Hüllenraum“ eines Objektes für dessen thetische Einführung zum Zeichen reserviert ist, müsste in diesem Fall dem Objekt bereits „etwas Zeichenhaftes“ anhaften, d.h. es wäre sinnlos, die Annahme eines transzendenten Raumes anzunehmen und gleichzeitig die völlige Unmotiviertheit eines Zeichens und damit der Semiose, die das Objekt ergreift, anzunehmen. Damit ergibt sich ein grosser Vorteil, denn Fall 1 lässt sich jetzt bequem subsumieren: Das Vakuum, das entsteht, wenn ein Objekt vollständig durch ein Zeichen ersetzt wird, so zwar, dass dabei das Objekt aufhört zu existieren, ist dann nichts anderes als der transzendente Raum, der zurückbleibt, nachdem das Objekt entfernt ist. Daraus wiederum schliesst man, dass der transzendente Raum nicht an das Da-sein des Objektes gebunden ist (so wie das Grinsen der Cheshire Cat, das noch dann zurückbleibt, nachdem die Katze vollständig verschwunden ist), sondern weitgehend von ihm unabhängig ist. Kurz gesagt: Der transzendente Raum ist da, bevor ein Objekt in ihn gelangt, das damit einen immanenten Unterraum begründet. Dieser immanente Unterraum muss daher eine Funktion des Objektes sein, und der transzendente Raum ist ihm übergeordnet. Im Anfang der Welt, d.h. bevor Gott die Objekte dadurch schuf, dass er ihre Namen nannte, im Anfang dieser semiotischen Objekterzeugung war also die Erde „wüst und leer“, d.h. es herrschte die Transzendenz, die damit sogar vor dem creator mundim existierte und deren Vorhang, um auf Günther anzuspähen, Gott zur Seite schob, um die Welt mit aus Zeichen kreierten Objekten zu füllen. Die interessanteste Konsequenz dieses logischen Szenarios ist jedoch die, dass damit die Primordialität des Zeichens über das Objekt (und des Sinnes über das Sein) folgt: Die Semiose transformiert somit nicht mehr länger Objekte in Zeichen, indem sie sie „metaobjektiviert“

(Bense 1967, S. 9), sondern sie verwandelt Zeichen in Objekte, indem sie „desemiotisiert“. Am Anfang der Welt kann also nicht der Prozess

$\mathcal{O} \rightarrow Z$

gestanden haben, sondern der konverse Prozess

$Z \rightarrow \mathcal{O}$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Zwei Formen semiotischer Substitution. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Der semiotische Schöpfungsprozesses

1. Wir gehen aus vom Anfang des Prologes des Johannes-Evangeliums:

Das Evangelium nach Johannes, Kapitel 1

Der Prolog: 1,1-18

1 Im Anfang war das Wort, / und das Wort war bei Gott, / und das Wort war Gott.

2 Im Anfang war es bei Gott.

3 Alles ist durch das Wort geworden / und ohne das Wort wurde nichts, was geworden ist.

4 In ihm war das Leben / und das Leben war das Licht der Menschen.

5 Und das Licht leuchtet in der Finsternis / und die Finsternis hat es nicht erfasst.

Darin wird folgendes berichtet:

Zeile 1: Das Wort, d.h. das Zeichen, ist primordial über das Objekt.

Zeile 2: Gott ist das Zeichen, d.h. er ist Subjekt und steht damit seiner Schöpfung als Menge von Objekten gegenüber.

Zeile 3: Es gibt keine andere als eine **semiotische Schöpfung**, d.h. ALLE Objekte sind durch Zeichen geschaffen.

Zeile 4: Das Subjekt ist das Licht.

Zeile 5: Die Welt der Objekte hat das Licht nicht erfasst.

Das subjektive Licht, von dem hier so nachdrücklich die Rede ist, ist somit negativ, genauso wie das Subjekt in der 2-wertigen aristotelischen Logik negativ ist, während das Objekt positiv designiert wird. Es handelt sich somit um ein kenomatisches, nicht um ein pleromatisches Licht (vgl. Toth 2010), zu dem man die folgenden, in Toth (2007, S. 122) versammelten Textstellen vergleiche:

"Daß das Kenoma sein eigenes Licht (gleich pleromatischer Finsternis) besitzt, das ist in der Tradition schüchtern angedeutet; aber selten wird so deutlich ausgesprochen, welche Rolle Gott in der Kenose spielt, als bei Amos 5, 18, wo wir lesen: 'Weh denen, die des Herren Licht begehren! Was soll er euch? Denn des Herren Tag ist Finsternis, und nicht Licht.'" (Günther 1976-80, III: 276). Es gibt viele weitere Zeugen des kenomatischen Lichts durch die Jahrhunderte hindurch. So lesen wir etwa in der negativen Theologie des Dionysios Areopagita (1. Jh. n. Chr.): "Möchten doch – auch wir! – in jenes Dunkel eindringen können, das heller ist als alles Licht" (1956: 165). Meister Eckehart (1260-1327): "Es war ein Zeichen dafür, daß er das wahre Licht sah, das da Nichts ist" (ap. Lanczkowski 1988: 207). Quirinus Kuhlmann (1651-1689, wegen seiner Lehren auf Geheiß des Zaren in Moskau verbrannt): "Je dunkler, je mehr lichter: / Je schwärzer alls, je weißer weißt sein Sam. / Ein himmlisch Aug ist Richter: / Kein Irdcher lebt, der was vernahm; / Es glänzt je mehr, je finster es ankam. / Ach Nacht! Und Nacht, die taget! / O Tag, der Nacht vernünftiger Vernunft! / Ach Licht, das Kaine plaget / Und helle strahlt der Abelzunft! / Ich freue mich ob deiner finstern Kunft" (ap. Staiger und Hürlimann 1948: 87). Georg Heym (1887-1912): "Tief unten brennt ein Licht, ein rotes Mal / Am schwarzen Leib der Nacht, wo bodenlos / Die Tiefe sinkt" (1947: 60).

Dass die Welt dieses Licht nicht erfasst, dürfte somit klar sein: es ist das in der Finsternis brennende subjektive Licht, das die Objekte kaum erleuchtet. Der Anfang des Johannes-Evangeliums ist somit im selben Geiste geschrieben wie die bereits von Günther zitierte Stelle Amos V 18: Gott ist selbst als Subjekt das Licht in der Finsternis der von ihm semiotisch geschaffenen Objekte.

2. Die biblische Schöpfung, wenigstens soweit sie im Johannes-Evangelium mitgeteilt wird, steht somit in eklatantem Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Schöpfung, die ihrerseits auf der 2-wertigen aristotelischen Logik basiert, für die, wie gesagt, die Objektivität die Domäne des Wahren, Guten und Schönen, kurz: Positiven und folglich die Subjektivität die Domäne des Falschen, Schlechten und Hässlichen, kurz: Negativen ist. Auf der 2-wertigen Logik beruht nun aber auch die Semiotik, und sie basiert auf einem Semiose-Modell, das wiederum beim Objekt und nicht beim Zeichen ansetzt und das Zeichen und nicht Objekte schafft:

$\mathcal{O} \rightarrow \mathcal{Z}$.

Diese harmlos aussehende Formel besagt nicht mehr, als dass ein Objekt (das damit als vorgegeben, d.h. geschaffen vorausgesetzt wird), in ein Zeichen transformiert wird. Bei Bense wird das so formuliert: „Jedes beliebige Etwas

kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermassen Metaobjekt“ (1967, S. 9). Die Frage ist, wodurch denn das Objekt nach dieser Auffassung geschaffen werden konnte. Der zu denkende Prozess

$$Z \rightarrow \mathcal{O} \rightarrow Z$$

wäre nämlich vollkommen sinnlos, da in diesem Fall die Zwischenschöpfung der Objekte vollkommen unnötig wäre.

Nun geht setzt aber die biblische Schöpfung des umgekehrten Prozess voraus, d.h.

$$Z \rightarrow \mathcal{O},$$

d.h. es handelt sich hier um eine nicht-arbiträre, motivierte Semiotik, als deren grosser und einziger Interpretant der creator mundi, Gott, als das universale Subjekt, fungiert. Gott selber hat offenbar keinen Ursprung, d.h. er muss eigenreal sein im Sinne der Dualinvarianz der Zeichenklasse des Zeichens selbst (Bense 1992), das, wie ich gezeigt hatte (Toth 1989), zugleich als Modell für die Kosmologie Hawkings dienen kann, soweit sie im Buch „A Brief History of Time“ (Hawking 1988) dargelegt ist.

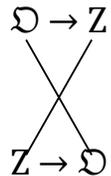
Ich möchte betonen, dass eine Semiotik mit der „konversen“ Semiose $Z \rightarrow \mathcal{O}$ deshalb eine motivierte Semiotik ist, da hier die Zeichen dem Objekt mit Notwendigkeit zukommen, d.h. dass das, was bezeichnet werden kann, auch wirklich existieren muss. Da wir nun z.B. über Einhörner, Meerjungfrauen und Gargoyles sprechen können, folgt, dass sie effektiv vorhanden sind, denn sonst hätten die Zeichen ja gar keinen Sinn. Rückendeckung erhält diese Form der Semiotik z.B. dadurch, dass es erstens sogar möglich ist, diese „irrealen“ Objekte zu zeichnen und dass sie sich zweitens erstaunlich gleichen, und zwar in allen Erdteilen, wo sie auftauchen, und dies sogar mit erstaunlichen Übereinstimmungen.

3. Demgegenüber ist es auch möglich, die „nicht-konverse“ Semiose der Form

$$\mathcal{O} \rightarrow Z$$

als motivierte Semiotik aufzufassen, dann nämlich, wenn der Pfeil wiederum, wie schon im Falle von $Z \rightarrow \mathcal{O}$, als Determinationsfunktion aufgefasst wird. Könnte man also den ersten Fall als „idealistisch“ bezeichnen, so liegt hier das „materialistische“ Gegenstück vor: Es kann nur das bezeichnet werden, was de facto existiert. Ist man allerdings im ersten Fall zur Annahme der Realität von „irrealen“ Objekten gezwungen, führt dieser zweite Fall dazu, dass man sich in völliger Aporie befindet, wenn man erklären muss, wieso wir denn überhaupt Zeichen von „irrealen“ Objekten haben können.

Wir haben somit eine auf der 2-wertigen Logik basierende Semiose $\mathcal{O} \rightarrow Z$ und eine auf den semiotischen Schöpfungsbericht zurückgehende Semiose $Z \rightarrow \mathcal{O}$, die in einem chiastischen Verhältnis zueinander stehen:



Während also nach dem logischen und naturwissenschaftlichen Semiose-Modell das Leben eines Subjekts mit dem Objekt und im Sein beginnt und im Objekt und im Sein endet („Asche zu Asche, Staub zu Staub“), beginnt es nach dem biblischen und mehrwertigen Semiose-Modell mit dem Zeichen und im Sinn und endet im Zeichen sowie im Sinn.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Eugenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Hawking, Stephen, A Brief History of Time. London 1988

Toth, Alfred, Rez. Hawking, A Brief History of Time. In: Semiosis 54, 1989, S. 51-52

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Die Schöpfung aus der pleromatischen Finsternis. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft 51/1, 2010, S. 90-94

Die Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekt

Nach üblicher Ansicht (vgl. Kronthaler 1992) trennt das Zeichen von seinem Objekt eine Kontexturgrenze. Das bedeutet also, daß das Zeichen oder das Subjekt einer Kontextur angehört und daß das Objekt einer eigenen Kontextur angehört:

$$Z_1 \parallel \Omega_2$$

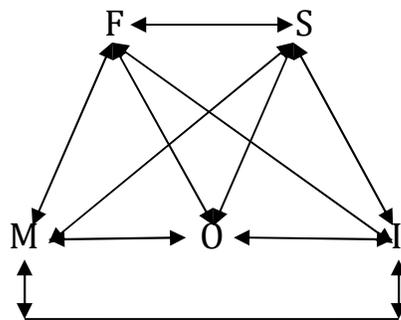
Nun hat das Zeichen als 3-stellige Relation bekanntlich drei 2-stellige Partialrelationen. Ferner kann man das Objekt in der Form

$$\Omega = f(F, S),$$

d.h. als Funktion von Form und Substanz definieren (Toth 2011). Damit ergeben sich sowohl interne wie externe Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekt, und zwar genau 10:

Ω

Z



1. $M \parallel O$
2. $O \parallel I$
3. $M \parallel I$
4. $F \parallel S$
5. $M \parallel F$
6. $M \parallel S$
7. $O \parallel F$
8. $O \parallel S$
9. $I \parallel F$

10. I || S

Da nach Toth (2011) die Form der Ordnung und die Substanz der Komplexität entsprechen, wie sie für ästhetische Zustände durch den Birkhoff-Quotienten definiert sind (vgl. Bense 1969, S. 43 ff.), gilt für die obigen Kontexturgrenzen

$F \sim O$

$S \sim C.$

Literatur

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. Reinbek
1969

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992

Toth, Alfred, Informationsverlust durch Metaobjektivation. In: Electronic
Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Relativität der Transzendenz

1. Nach Bense (1975, S. 65) ist der der 3-stelligen semiotischen Relation $ZR = (M, O, I)$ vorangehenden 0-stelligen Relation ein „ontischer Raum aller verfügbaren Etwase“ vorangestellt. Da „jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden kann“ (Bense 1967, S. 9), ist also der 0-stellige semiotische Raum der dem semiotischen Raum der Zeichen gegenüberzustellende ontologische Raum der Objekte. Wir haben somit schematisch

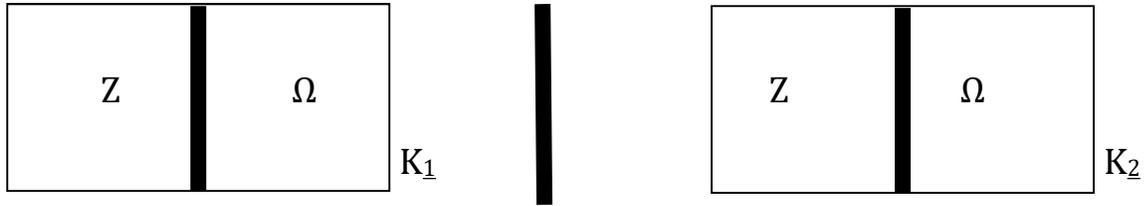


$K_1 \parallel K_2$

$K_1 \parallel K_2$

d.h. Zeichen und Objekt bzw. Subjekt und Objekt sind diskontextual voneinander geschieden (vgl. Kronthaler 1992).

2. Somit kann es nicht stimmen, daß die Semiotik „ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon“ (Gfesser 1990, S. 133) ist, denn wie sonst sollte die thetische Einführung funktionieren, die ja die Idee der Vorgegebenheit apriorischer Objekte präsupponiert? Gerade die Aufhebung dieser später leider auch von Bense (z.B. Bense 1986) vertretenen Vorstellung von der Unizität und Abgeschlossenheit eines „semiotischen Universums“ verhindert einen von vielen Semiotikern (vgl. z.B. Eco 1977, S. 111 ff.) bereits bei Peirce konstatierten (oder mindestens unterschobenen) „Pansemiotismus“. Das Zeichen ist also seinem Objekt transzendent. Das ist das eine. Das andere aber ist, daß das Zeichen selbst im Gültigkeitsbereich des logischen Identitätssatzes, damit aber im Geltungsbereich der zweiwertigen aristotelischen Logik ist. Daraus resultiert nun in Ergänzung zum obigen, ersten Typ von Transzendenz der folgende, zweite, den wir wie folgt schematisieren:



$K_1 \parallel K_2$

$K_1 \parallel K_2.$

Sind die beiden Arten von Transzendenz in ein polykontexturales System eingebettet, so werden die Kontexturübergänge des transzendentalen Typs 1 durch Intra- und diejenigen des transzendentalen Typs 2 durch Trans-Operatoren bewerkstelligt (vgl. Kronthaler 1986).

3. Aus $K_1 \parallel K_2$ und $K_1 \parallel K_2$ mit $K_1, K_2 \in \{Z, \Omega\}$ folgt aber wegen

$$Z = (M, O, I)$$

eine dreifache Untergliederung der Transzendenz des Typs 1:

1. $M \parallel O$
2. $M \parallel I$
3. $O \parallel I.$

Setzt man mit Toth (2011)

$$\Omega = f(F, S),$$

dann ergeben sich weitere 7 Untergliederungen der Transzendenz des Typs 2:

4. $F \parallel S$
5. $M \parallel F$
6. $M \parallel S$
7. $O \parallel F$
8. $O \parallel S$
9. $I \parallel F$
10. $I \parallel S,$

zusammen also 10 verschiedene Typen von Transzendenz und damit Kontexturübergängen. Sei nun

$$\alpha := Z_1 \rightarrow \Omega_2$$

$$\alpha^\circ = Z_1 \leftarrow \Omega_2,$$

dann haben wir

$$\beta := [Z_1, \Omega_2]_{\underline{1}} \rightarrow [Z_1, \Omega_2]_{\underline{2}} = \alpha_{\underline{1}} \rightarrow \alpha_{\underline{2}}$$

$$\beta^\circ := [Z_1, \Omega_2]_{\underline{1}} \leftarrow [Z_1, \Omega_2]_{\underline{2}} = \alpha_{\underline{1}} \leftarrow \alpha_{\underline{2}}.$$

Somit ist

$$[Z_1, \Omega_2]_{\underline{1}} \rightarrow [\Omega_2, Z_1]_{\underline{2}} = \alpha_{\underline{1}} \rightarrow \alpha^\circ_{\underline{2}}$$

$$[\Omega_2, Z_1]_{\underline{1}} \rightarrow [Z_1, \Omega_2]_{\underline{2}} = \alpha^\circ_{\underline{1}} \rightarrow \alpha_{\underline{2}}$$

$$[\Omega_2, Z_1]_{\underline{1}} \rightarrow [\Omega_2, Z_1]_{\underline{1}} = \alpha^\circ_{\underline{1}} \rightarrow \alpha^\circ_{\underline{2}},$$

d.h. die 10 Phänotypen von Transzendenz lassen sich auf eine kleine Menge von Archetypen von Transzendenz zurückführen.

4. Damit scheint aber die Geschichte noch nicht zu Ende zu sein, denn nach Bense (1981, S. 33) gibt es eine „Werkzeugrelation“

WR = (Mittel, Gegenstand, Gebrauch),

der ein gesonderter Raum entspricht, der anzusiedeln ist zwischen dem der 0-stelligen Relation attribuierten ontologischen Raum und dem der (1, 2, 3)-stelligen Relation attribuierten semiotischen Raum. Ich nenne ihn (vgl. Toth 2008) „präsemiotischen“ Raum. Er ist offenbar identisch mit den von Bense (1975, S. 45 f.) so genannten „disponiblen“ Relationen. Zur schematischen Darstellung muß man sich klarmachen, daß dieser intermediäre Raum sowohl im ontologischen als auch im semiotischen Raum verankert sein muß, denn der erstere bildet die Voraussetzungen und der letztere die Ergebnisse der Disposition, d.h. es handelt sich um einen sozusagen zwischen Edukten und Produkten vermittelnden ontologisch-semiotischen Raum:

ontol. Raum	prä- R	sem au	iot. m	semiot. Raum
----------------	---------------	---------------	---------------	-----------------

Wenn wir also für den abstrakten Typ der Inter-Transzendenz

α

und für den abstrakten Typ der Trans-Transzendenz

$\alpha_i \rightarrow \alpha_j$

haben, dann muß auf präsemiotischer Ebene eine weitere Abbildung

$\beta = \alpha \rightarrow (\alpha_i \rightarrow \alpha_j)$

angenommen werden, d.h. die präsemiotische Ebene läßt sich in stark vereinfachter Form als Funktionenraum

$F = [\alpha, \alpha_i \rightarrow \alpha_j]$

definieren. Intuitiv korrespondiert diese Menge von Abbildungen F mit der an sich selbst zu beobachtenden Tatsache, daß wir außer Stande sind, Objekte „als solche“ wahrzunehmen, sondern daß wir sie beim Perzeptionsakt immer schon hinblicklich ihrer Form und Substanz, allenfalls sogar ihrer Funktion registrieren. (Es dürfte jedermann klar sein, daß selbst ein Kind bei der Wahrnehmung eines Berges diesen zwar wie den Kiesel als „Stein“ auffaßt, daß ihm aber bereits klar ist, daß man nur den Kiesel, nicht aber den Berg z.B. aufs Wasser schleudern kann). Wir prä-selektieren also aus der uns prinzipiell unzugänglichen Apriorität, aber nicht so, daß wir alles, was wir wahrnehmen, gleichzeitig bereits zum Zeichen erklären, denn die Wahrnehmung ist ein reflexartiger und kein intentionaler Akt wie die Zeichensetzung.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1896

Eco, Umberto, Zeichen. Frankfurt am Main 1977

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer, Zeichen von Zeichen für Zeichen. Baden-Baden 1990

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Informationsverlust durch Metaobjektivation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Zu einer multiregionalen Semiotik

1. Die von mir kürzlich skizzierte regionale und in Sonderheit die erweiterte regionale Semiotik (vgl. z.B. Toth 2011a, b) gehen davon aus, daß die von Bense (1967) beschriebene Objekt-Semiose und damit die Definition der Semiotik als einer Theorie der Meta-Objekte nicht die einzige Möglichkeit sind, Zeichentheorie zu betreiben. Wir können diese „objektale“ Semiotik wie folgt schematisieren:

$$\Omega \rightarrow ZR$$

Dagegen setzt die sog. „regionale“ Semiotik eine Region (im topologischen, speziell mereotopologischen) Sinne voraus, und damit natürlich die Präsenz von mindestens zwei verschiedenen Objekten:

$$[\Omega_1, \Omega_2, R] \rightarrow ZR,$$

worin R für die Menge der sphärischen topologischen Relationen stehe, welche die Lage der Objekte innerhalb ihrer Region beschreiben (vgl. Egenhofer 2005).

2. Theoretisch kann man noch einen bedeutenden Schritt weiter gehen und statt Objekte innerhalb einer einzigen Regionen solche Fälle betrachten, wo die Semiose an einer Mehrzahl von Regionen ansetzt:

$$[[\Omega_a \dots \Omega_i, R_r], [\Omega_j \dots \Omega_n, R_s], R_t] \rightarrow ZR,$$

d.h. wir müssen im Falle einer „multiregionalen“ Semiotik nicht nur die topologischen Relationen zwischen den Objekten jeder beteiligten Region, sondern zusätzlich diejenigen zwischen den Regionen bestimmen, die selbstverständlich ebenfalls sphärisch sind.

Während also für die objektale Semiotik Subzeichen der Form

$$(a.b) \text{ (mit } a, b \in \{1, 2, 3\})$$

ausreichend sind,

benötigt man für eine regionale Semiotik (wie zuletzt in Toth 2011b) dargestellt, Subzeichen der Form

$$(a.b), (-a.b), (a.-b), (-a.-b).$$

Im Falle einer multiregionalen Semiotik hingegen benötigen wir somit offenbar Kombinationen von Paaren (Dyaden) von Subzeichen der Form

$((a.b), (a.b)), ((a.b), (-a.b)), ((a.b), (a.-b)), ((a.b), (-a.-b));$

$((-a.b), (a.b)), ((-a.b), (-a.b)), ((-a.b), (a.-b)), ((-a.b), (-a.-b));$

$((a.-b), (a.b)), ((a.-b), (-a.b)), ((a.-b), (a.-b)), ((a.-b), (-a.-b));$

$((-a.-b), (a.b)), ((-a.-b), (-a.b)), ((-a.-b), (a.-b)), ((-a.-b), (-a.-b)),$

wobei die Abbildungen zwischen den Dyaden der Dyadenpaare selbst semiotisch sind, d.h. wir haben als allgemeine Form

$((\pm a.\pm b)) \rightarrow_{\sigma} ((\pm a.\pm b))$

mit $\sigma \in \{\alpha, \beta, id_x\}$,

wobei gilt (vgl. Toth 1993, S. 21 ff.)

$\alpha := (1 \rightarrow 2)$

$\beta := (2 \rightarrow 3),$

zuzüglich der konversen und komponierten Abbildungen. Da allerdings auch in diesem Fall sphärische Relationen angenommen werden müssen, bleibt die bis heute in der Mathematik ungelöste Frage, wie man planare und sphärische topologische Relationen mit Hilfe der Kategorietheorie unterscheidet. Da die Morphismen sowohl als Domänen wie als Codomänen nicht Subzeichen, sondern Primzeichen haben, beschränkt sich das Problem immerhin auf die folgenden Fälle:

$(a \rightarrow b), (a \rightarrow -b), (-a \rightarrow b), (-a \rightarrow -b).$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Egenhofer, Max, Spherical topological relations. In: Journal on Data Semantics 3, 2005, S. 25-49

Toth, Alfred, Negative topologische Relationen in der Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a

Toth, Alfred, Zu einer regionalen semiotischen Zahlentheorie I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011b

Ein systemtheoretisches Kenose-Semiose-Modell

1. Die Notwendigkeit der Einbeziehung der Kenose neben der Semiose im Zeichengenese-Prozeß wurde bereits von Kaehr und Mahler (1993, S. 31 ff.) aufgezeigt. Wie in Toth (2012a) gezeigt, kann man die in Toth (2012b) eingeführte systemtheoretische Zeichenrelation

$$ZR_{\text{sys}} = [\omega, [\omega, 1], [[\omega, 1], 1]]$$

mittels relationaler Einbettungszahlen wie folgt notieren

$$ZR_{\text{REZ}} = [[1, a], [[1-1, b], [1-2, c]]].$$

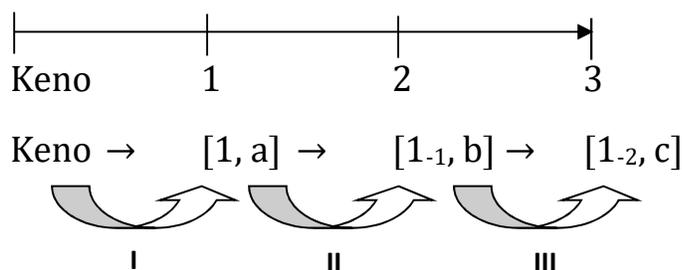
Sowohl in ZR_{sys} als auch in ZR_{REZ} befinden sich die Kontexturgrenzen zwischen den Glieder der Dichotomie [Außen, Innen] *innerhalb* der die ursprünglichen Kategorien ersetzenden Abbildungen, denn es gilt nach Toth (2012b)

$$\omega = (A \rightarrow I)$$

$$[\omega, 1] = ((A \rightarrow I) \rightarrow A)$$

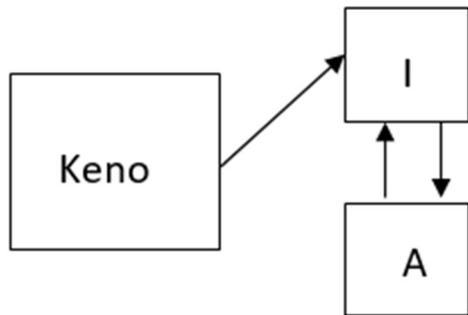
$$[[\omega, 1], 1] = (((A \rightarrow I) \rightarrow A) \rightarrow I).$$

2. Daraus folgt aber, daß am Anfang dieses Prozesses nicht, wie in der Peirce-Bense-Semiotik (vgl. Bense 1967, S. 9), das Objekt, und an seinem Ende nicht das Zeichen steht, sondern vor der elementaren Abbildung $\omega = (A \rightarrow I)$ muß der Unter-Schied zwischen A und I bestehen, der erst ein System ermöglicht. Bedenkt man ferner, daß zwar die beiden Abbildungen ω und $[[\omega, 1], 1]$ als Codomänen I, die Abbildung $[\omega, 1]$ jedoch als Codomäne A hat, folgt, daß wir von einem Zeichengenese-Modell wie folgt ausgehen müssen

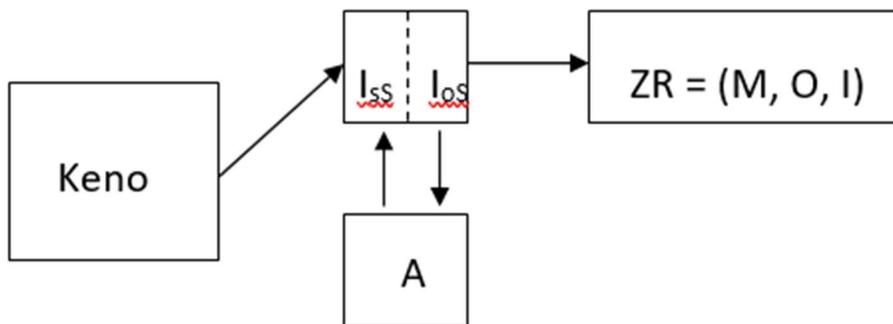


Der Transformationsprozeß I ist also die Etablierung des Unterschieds zwischen Außen und Innen, d.h. allgemein die Entstehung von Dichotomien

und damit der Beginn der Gültigkeit der 2-wertigen Logik. Diese geht also auf jeden Fall der Semiotik voraus. Die daran anschließenden fortlaufenden hierarchischen Einbettungen sind jedoch qualitativ heterogen, da, wie bereits erwähnt Einbettung II eine Objektsabbildung ist, wogegen die Abbildungen I und III Subjektabbildungen sind. Aus diesem Grunde kann also das Keno-Semiose-Modell nicht so, wie oben skizziert, linear sein, sondern es muß viel etwa wie das folgende Modell aussehen:



d.h. bei der Abbildung I von der Keno-Ebene auf die systemtheoretische Repräsentation potentiell zeichenhafter Relationen gibt es Subjektpriorität; die Objektabbildung ist also sekundär. Zu den Doppelpfeilen, welche die Abb. II und III des oberen Diagramms bezeichnen, sollte man sich ferner bewußt sein, daß sie bereits logisch-epistemisch differenziert sind, denn die Abb. II hat als Codomäne das objektive Subjekt, die Abb. III jedoch das subjektive Subjekt. Deshalb muß der oben nicht-unterteilte I-Bereich also logisch zweigeteilt sein, und wir bekommen nun folgendes Kenose-Semiose-Modell, in das wir gleiche die erweiterte Semiose einzeichnen



Dieses erweiterte Kenose-Semiose-Modell bringt v.a. zum Ausdruck, daß das Zeichen niemals direkt aus der Keno-Ebene generierbar ist und also erst des systemisches „Zwischenschrittes“ bedarf, da bekanntlich nicht alles Systemische eo ipso zeichenhaft ist. Das bedeutet aber, daß dieser „Zwischenschritt“ v.a. die Möglichkeit gibt, endlich die sog. Präsemiotik (vgl. Bense 1975, S. 65 f.; Bense 1981, S. 28 ff. [im Zus.hang m.d. der semiotischen Morphogenese]; Toth 2007a, b; 2008, S. 166 ff.) system-intern zu behandeln ohne artifizielle Konstrukte wie Zero-ness, ontologischen Raum, kategoriale Objekte u.ä. einführen zu müssen (vgl. auch Götz 1982, S. 4, 28). Die Objekte sind also genauso Konstrukte, nämlich Konsequenzen aus dem fundamentalen Akt der Subjekt-Objekt-Scheidung wie das Zeichen relativ zu seinem bezeichnenden Objekt, nur daß das Zeichen ein abgeleitetes Konstrukt ist, das ein primäres Konstrukt, d.h. sein bezeichnetes Objekt, referentiell substituiert, womit sich natürlich trotzdem Benses Bestimmung des Zeichens als eines „Metaobjektes“ (1967, S. 9) aufrecht erhalten läßt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Götz, Matthias, Schein Design. Die Form und ihre Planung in semiotischer Sicht.
Diss. Stuttgart 1982

Mahler, Thomas/Kaehr, Rudolf, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Semiotische Strukturen und Prozesse. Klagenfurt 2008

Toth, Alfred, Relationale Einbettungszahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Formen der Semiose

1. In Teil I der Untersuchungen zu den Formen von Semiose (Toth 2012a) war gezeigt worden, daß die dyadische logische Funktion der Postpendenz, welche durch die folgende Wahrheitstabelle

Ω	Z	σ	
W	W	W	
W	F	F	
F	W	W	
F	F	F	[1010]

charakterisiert ist (vgl. z.B. Menne 1991, S. 35), unter der Bedingung, daß man die beiden logischen Aussagen im Sinne von semiotischen Aussagen zur Existenz oder Nicht-Existenz von Objekt und Zeichen verstehen darf, als semiotische Funktion der Semiose interpretiert werden kann. Hat also die Semiose σ die gleiche Wahrheitwertverteilung wie die logische Postpendenz, dann bedeutet dies, daß σ nur dann existiert, wenn mindestens ein Zeichen (eventuell auch ein Objekt) gegeben sind. Wie es nun scheint, trifft dies präzise den Sinne der thetischen Einführung von Zeichen, wie sie von Bense (1967, S. 9) gegeben wurde, insofern Zeichen zum einen als Metaobjekte, zum andern jedoch autoreproduktiv erzeugt werden.

2. Im folgenden II. Teil wollen wir unter den soeben gegebenen Voraussetzungen die Haupttypen von Semiosen betrachten und kurz kommentieren.

2.1. Nichtexistente Semiosen

2.1.1. Objekttyp

Ω	Z	σ
■	□	□

2.1.2. Zeichentyp

□	■	□
---	---	---

Im Objekttyp kommt also die Semiose nicht zustande, weil das Zeichen nicht gegeben ist, und im Zeichentyp kommt die Semiose nicht zustande, weil das Objekt nicht gegeben ist. Der Objekttyp beschreibt demnach das isolierte, d.h. nicht wahrgenommene Objekt. Was den Zeichentyp betrifft, so kann man darin ein mögliches Schema des (semiotisch kaum je überhaupt behandelten) "Gedankenzeichens" sehen, d.h. ein Zeichen, das mindestens durch keine explizite Semiose eingeführt wird und zu dem es mindestens kein reales Objekt gibt. Hierunter fallen also z.B. zahlreiche Phantasiegestalten wie Einhörner, Meerjungfrauen, Vampire usw.

2.2. Existente Semiosen

2.2.1. Objekttyp

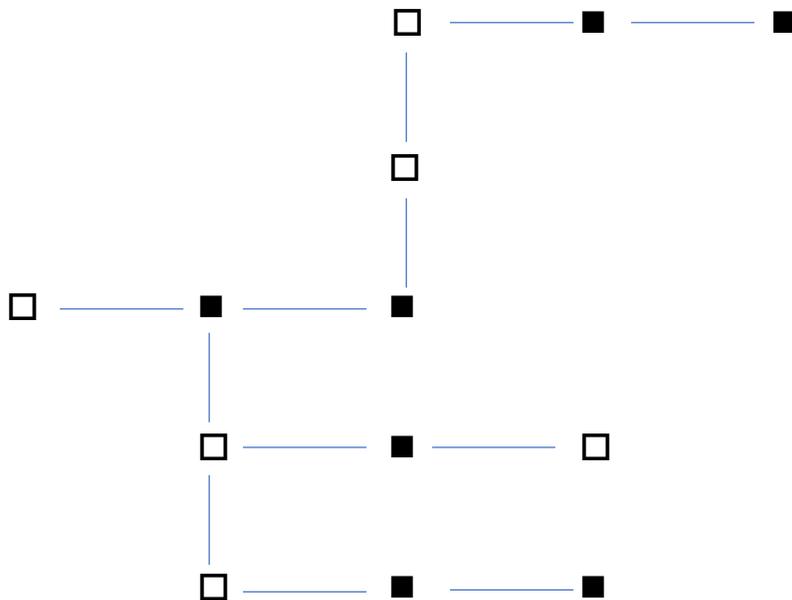
Ω	Z	σ
■	□	■

2.2.2. Zeichentyp

Ω	Z	σ
□	■	■

Bei den existenten, d.h. tatsächlich stattfindenden Semiosen, bedeutet der Objekttyp, daß trotz vorhandener Semiose kein Zeichen generiert wird. Dieser Typ ist also die zu 2.1.2. komplementäre Semiose, wo ein Objekt nicht isoliert, sondern in seiner "Objektfamilie" wahrgenommen wird. Eine solche Objektfamilie wird z.B. durch die zahlreichen sprachlichen Bezeichnungen für das Objekt "Stein" präsupponiert: Kiesel, Schotter, Geröll, Stein, Ziegel, Bruchstein, Fels, Berg usw. Der Zeichentyp bedeutet, daß die Semiose trotz fehlendem Objekt zustande kommt; er ist somit ein mögliches Schema der Autoreproduktion von Zeichen (Bense 1981, S. 134 ff.).

3. Man sich außerdem diese Formen existenter und nicht-existenter Semiosen vom Objekt- oder Zeichentyp als semiotische Hierarchien vorstellen wie z.B.



und sie mit Hilfe der zuletzt in Toth (2012b) behandelten REZ-Relationen formal beschreiben.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Menne, Albert, Einführung in die formale Logik. 2. Aufl. Darmstadt 1991

Toth, Alfred, Formen der Semiose. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Morphismen, Funktoren, natürliche Transformationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Systemische Verfremdung

1. Den (letztlich wohl auf Brecht zurückgehenden bzw. mindestens durch dessen theoretische Schriften verbreiteten) Begriff der Verfremdung für die strukturalistische Literaturwissenschaft nutzbar gemacht zu haben, gebührt Link (1979), vgl. Toth (2009) zur semiotischen Verfremdung.
2. Das Peircesche Zeichen wird von Bense (1967, S. 9) ausdrücklich als "Metaobjekt", genauer: als eine "Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann)" (ibd.) bestimmt. Das bedeutet, daß das Zeichen nicht etwas Natürliches, Vorgegebenes ist, sondern einer expliziten Einführung, der sog. thetischen Introduction, bedarf. Das Zeichen substituiert somit sein bezeichnetes Objekt nicht, sondern es verdoppelt sozusagen die Welt, indem es jedem zum Zeichen erklärten Objekt ein Gebilde zuordnet, das von Bense als "Relation über Relationen" (1979, S. 53) bezeichnet wird.
3. Das Problem bei dieser Benseschen Definition des Zeichenbegriffs besteht vor allem darin, daß die Zeichengenesse oder Semiose einen Willensakt voraussetzt; dieser muß nach Benses Definition natürlich deswegen vorausgesetzt werden, weil es sonst vorgegebene Zeichen gäbe und damit die thetische Introduction entfielen. Die Semiotik müßte in diesem Falle also eher Kriterien dafür angeben, WARUM Objekte als Zeichen wahrgenommen werden und warum nicht. Gerade dies scheint nötig zu sein, wenn wir uns z.B. fragen, warum wir einen Stein als Stein (und nicht z.B. als ein Stück Holz) wahrnehmen und warum wir sogar imstande sind, die ontologische Verwandtschaft zwischen einem Kiesel und einem Bergmassiv korrekt festzustellen. Objekte treten in Objektfamilien auf, und diese sind natürlich das Projektionsprodukt unserer Wahrnehmung. Nun erklären wir diese Objekte aber nicht explizit-voluntativ im Sinne einer thetischen Einführung zum Zeichen, bevor wir sie wahrnehmen. Will man also die thetische Einführung trotzdem beibehalten, müssen wir zwei Zeichentypen unterscheiden: sog. Objektzeichen, die keiner thetischen Einführung bedürfen sowie den thetisch eingeführten Zeichen, eine Unterscheidung, die natürlich in keiner Weise mit der klassischen Unterscheidung zwischen natürlichen ($\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$) und künstlichen Zeichen ($\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$) zusammenfällt.

4. Geht man also, anstatt wie bisher mit Bense von der thetischen Introduction, davon aus, daß ein Zeichen zunächst jede irgendwie wahrgenommene Verfremdung eines Objektes bzw. an einem Objekt ist, dann ist es möglich, auf diese Weise beide neu bestimmten Haupttypen von Zeichen gemeinschaftlich zu behandeln. Als Modell bietet sich die in Toth (2012) ausführlich eingeführte systemische Semiotik an, welche die Dichotomie [Zeichen, Objekt] der Peirce-Bense-Semiotik, welche die Kontexturgrenze zwischen den Gliedern der Dichotomie außerhalb des "semiotischen Universums" setzt, durch die systemische Dichotomie [Außen, Innen] ersetzt, die die systemischen Kontexturgrenzen, welche allgemeiner sind als die semiotischen, diese jedoch mit-repräsentieren, nunmehr innerhalb der Dichotomie enthält. Für die Peirce-Bense-Semiotik gilt also

$(\text{Objekt} \rightarrow \text{Zeichen}) = \text{Objekt} // \text{Zeichen}$

für die systemische Semiotik gilt indessen

$[\text{Zeichen}, \text{Objekt}] \rightarrow [\text{Außen}, \text{Innen}]$.

Unter Verfremdung können wir somit die folgende Abbildung verstehen

$\text{Objekt} \rightarrow [\text{Außen}, \text{Innen}]$,

und diese Abbildung, d.h. der "Pfeil" im soeben gegebenen Schema, kann entweder im Sinne der thetischen Einführung definiert werden oder nicht. Im letzteren Falle bedeutet das Schema die Einbettung eines wahrgenommenen Einzelobjektes in eine Objektfamilie, im ersteren Falle die Bensesche Metaobjektivierung.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Link, Jürgen, Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. 2. Aufl. München 1979

Toth, Alfred, Zeichen als Verfremdung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2009

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2012

Thetisch eingeführte und nicht thetisch eingeführte Zeichen

1. Wie in Toth (2012a) ausgeführt, besteht das Hauptproblem bei Benses Bestimmung des Zeichens als eines Metaobjekts im Sinne einer "Zuordnung zu etwas, was Objekt sein kann" (1967, S. 9) vor allem darin, daß die Zeichengenese oder Semiose einen WILLENSAKT voraussetzt; dieser muß nach Benses Definition natürlich deswegen vorausgesetzt werden, weil es sonst vorgegebene Zeichen gäbe und damit die thetische Introduction (und somit Benses Zeichendefinition) entfiel. Aufgabe der Semiotik wäre es daher vielmehr, Kriterien dafür anzugeben, WARUM Objekte als Zeichen wahrgenommen werden und warum nicht. Wenn wir uns z.B. fragen, warum wir einen Stein als Stein (und nicht z.B. als ein Stück Holz) wahrnehmen und warum wir sogar imstande sind, die ontologische Verwandtschaft zwischen einem Kiesel und einem Bergmassiv festzustellen, so gibt es dafür nur eine Antwort: Objekte treten in Objektfamilien auf, und diese sind natürlich das Projektionsprodukt unserer Wahrnehmung. Nun erklären wir diese Objekte aber nicht explizit-voluntativ im Sinne einer thetischen Einführung zum Zeichen, bevor wir sie wahrnehmen. Will man also die thetische Einführung trotzdem beibehalten, müssen wir zwei grundsätzliche Zeichentypen unterscheiden: sog. OBJEKTZEICHEN, DIE KEINER THETISCHEN EINFÜHRUNG BEDÜRFEN sowie den THETISCH EINGEFÜHRTEN ZEICHEN. Dies ist eine Unterscheidung, die natürlich in keiner Weise mit der klassischen Unterscheidung zwischen natürlichen ($\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$) und künstlichen Zeichen ($\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$) zusammenfällt.

2. Geht man also, anstatt wie bisher mit Bense von der thetischen Introduction, davon aus, daß ein Zeichen zunächst jede irgendwie wahrgenommene VERFREM-DUNG eines Objektes bzw. an einem Objekt ist, dann ist es möglich, auf diese Weise beide neu bestimmten Haupttypen von Zeichen gemeinschaftlich zu behandeln. Als Modell bietet sich die in Toth (2012b) ausführlich eingeführte und seither vielfach ausgebaute systemische Semiotik an, welche die Dichotomie [Zeichen, Objekt] der Peirce-Bense-Semiotik, welche die Kontexturgrenze zwischen den Gliedern der Dichotomie außerhalb des "semiotischen Universums" ansetzt, durch die systemische Dichotomie [Außen, Innen] ersetzt, welche die systemischen Kontexturgrenzen, welche natürlich

allgemeiner sind als die semiotischen, diese jedoch mit-repräsentieren, nunmehr INNERHALB der Dichotomie enthält.

Für die Peirce-Bense-Semiotik gilt also

$(\text{Objekt} \rightarrow \text{Zeichen}) = \text{Objekt} // \text{Zeichen};$

für die systemische Semiotik gilt indessen

$[\text{Zeichen}, \text{Objekt}] \rightarrow [\text{Außen}, \text{Innen}].$

Unter Verfremdung können wir somit die folgende Abbildung verstehen

$\text{Objekt} \rightarrow [\text{Außen}, \text{Innen}],$

und diese Abbildung kann entweder im Sinne der thetischen Einführung definiert werden oder auch nicht. Im letzteren Falle bedeutet das Schema die Einbettung eines wahrgenommenen Einzelobjektes in eine Objektfamilie, im ersteren Falle die Bensesche Metaobjektivierung.

3.1. Gehen wir also aus von

$\Omega \rightarrow [A \rightarrow I],$

dann bekommen wir mit Toth (2012a)

$ZR_{\text{sys}} = [[A \rightarrow I], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I]],$

und somit ist

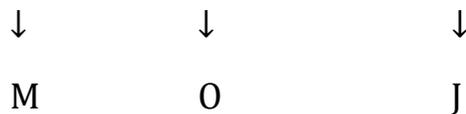
$\Omega \rightarrow [[A \rightarrow I], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I]].$

Dies ist nach dem oben informell Gesagten somit die Abbildung der Einbettung eines Objektes in einen Systemzusammenhang, wodurch gleichzeitig der Unterschied zwischen Beobachtetem und Beobachter bzw. System und Umgebung etabliert wird, der ja erst die Wahrnehmung eines Objektes und dadurch dessen Zuordnung zu einer Objektfamilie ermöglicht.

3.2. Wie ist aber auf der Basis der obigen Abbildung, die wir zuvor als diejenige nicht thetisch eingeführter Zeichen bestimmt haben, formal die thetische Einführung zu fassen, also der Fall, wo die Apperzeption auf die Perzeption bzw. in diesem Falle die bewußte Zeichensetzung eines Objektes auf die Wahrnehmung dieses Objektes folgt? Die Antwort auf diese Frage lautet kurz:

THETISCHE INTRODUKTION BEDEUTET KATEGORIALE EINGLIEDERUNG DES WAHRGENOMMENEN OBJEKTES, und zwar kommen hier im Falle der theoretischen Semiotik von Peirce und Bense natürlich nur die "Fundamentalkategorien" Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug in Frage, welche bekanntlich den ursprünglich von Peirce eingeführten modalen semiotischen Kategorien der Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit korrespondieren (vgl. Walther 1979, S. 46 ff.). Die kategoriale Eingliederung können wir nun als Abbildung bzw. Transformation

$$\Omega \rightarrow [[A \rightarrow I], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A], [[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I]]].$$



fassen, und wie bisher haben wir damit als allgemeine Relation thetisch eingeführter Zeichen

$$ZR = (M, O, I).$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Systemische Verfremdung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zwei Formen von Realitätstestung

1. In Toth (2011a) hatte ich einen möglichen semiotischen Mechanismus von Realitätstestung untersucht. Dieser v.a. in der Schizophrenieforschung verwandte Begriff wird semiotisch dahingehend verstanden, daß jemand sich dadurch der Kontexturgrenzen zwischen Zeichen und Objekt bewußt ist, daß er die semiotische Realität von Zeichen an der ontischen Realität von Objekten testen kann. Diese Definition setzt natürlich voraus, daß es Zeichen ohne ontische Objekte gibt, wie z.B. Einhörner, Nixen, Schneewittchen usw. In diesem Zusammenhang kommt der Peirce-Benseschen Semiotik ja gerade deswegen eine ganz besondere Bedeutung zu, als diese "ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" darstellt (Gfesser 1990, S. 133), für das also in Benses frühen Worten der Satz: "Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" gilt (Bense 1952, S. 80). Kronthaler (1992) spricht im gleichen Sinne von der dem Zeichen "ewigen Transzendenz des Objektes", und natürlich gilt auch die Umkehrung der ewigen Transzendenz des Zeichens relativ zu seinem Objekt.

2. Streng genommen ist also die Peircesche Semiotik pansemiotisch. Zwar beginnt ihre Einführung durch Bense (1967, S. 9) mit der Metaobjektivation eines Objektes in ein Zeichen, aber aus dem semiotischen Universum, einmal betreten, gibt es kein Entkommen mehr, denn das Zeichen erreicht wegen Benses Invarianzprinzip (Bense 1975, S. 41 ff.) sein Objekt nicht mehr, es stellt eine Funktion dar, um die "Disjunktion von Welt und Bewußtsein zu überbrücken" (Bense 1975, S. 16) und verhält sich also sowohl zur Welt- als auch zur Bewußtseinsachse asymptotisch. Daraus folgt ferner, daß zwar jedes Objekt zu einem (oder mehreren) Zeichen erklärt werden kann, aber umgekehrt kann kein Zeichen in sein oder ein anderes Objekt zurücktransformiert werden. Für das "semiotische Universum" (Bense 1983) gilt somit das von Bense ebenfalls schon sehr früh festgestellte Prinzip einer "Eschatologie der Hoffnungslosigkeit" (Bense 1952, S. 100), das semiotische Universum ist keine "ontisch erhellte Welt", sondern eine "ontisch verdunkelte Welt" (Bense 1952, S. 78). Wie den Objekten in Kafkas "Landarzt", fehlt den Zeichen des semiotischen Universums der zureichende Grund (Bense 1952, S. 96), und wenn Bense von der "einfachen Erfahrung" spricht, "daß man seiend dem Sein

nicht entrinnen kann" (1952, S. 98), so könnte man ergänzen, daß ein repräsentiertes Etwas dem repräsentationellen semiotischen Universum ebenfalls nicht entfliehen kann, denn sein Gegenstandsbereich ist nicht die Ontik, sondern die ihr korrespondierende Meontik (vgl. dazu Bense 1952, S. 115, Anm. 72 mit explizitem Bezug auf G. Günther).

3. Definieren wir mit Toth (2011b) ein Objekt als System

$$\Omega = [A, I],$$

so erhalten wir im Anschluß an Toth (2012a) die Transformation

$$I(\{[A, I]_1, \dots, [A, I]_n\}) \rightarrow M$$

einer Objektfamilie im Sinne eines interpretierten Systems, das auf einen semiotischen Mittelbezug abgebildet wird, d.h. diese Abbildung stellt eine kontextuelle Transgression dar, wie sie von Kronthaler (1986) mit Hilfe von qualitativen mathematischen Transoperatoren dargestellt worden war. Nachdem ich in meinem Buch "In Transit" (Toth 2007) die Rahmenbedingungen dargestellt hatte, die zu einem weitgehenden Verlust von Realitätstestung im Sinne dieser kontextuellen Transformation führen, möchte ich hier im Anschluß an einige neuere Arbeiten (vgl. z.B. Toth 2012b, c, d) diese Transformation vor dem Hintergrund der systemischen Semiotik kurz skizzieren.

Dem semiotisch-meontischen System

$$ZR = [M \rightarrow [[M \rightarrow O] \rightarrow [M \rightarrow O \rightarrow I]]]$$

steht das ontische System

$$\Omega R = [I \rightarrow A], [[I \rightarrow A] \rightarrow A], [I \rightarrow [[I \rightarrow A] \rightarrow A]]]$$

gegenüber. Wird Realitätstestung im psychiatrischen Sinne, d.h. im Sinne der Testung von Zeichen an realen, d.h. externen oder ontischen Objekten, verstanden, so finden die folgenden kontextuellen Partialtransgressionen statt:

$$\begin{array}{c}
 \text{ZR} = [M \rightarrow [[M \rightarrow O] \rightarrow [M \rightarrow O \rightarrow I]]] \\
 \downarrow \quad \downarrow \quad \downarrow \quad \downarrow \\
 \Omega R = [I \rightarrow A], [[I \rightarrow A] \rightarrow A], [I \rightarrow [[I \rightarrow A] \rightarrow A]],
 \end{array}$$

d.h. das Objekt, das als solches natürlich nur deshalb erkennbar ist, da es kraft seiner Zugehörigkeit zu einer Objektfamilie sich von anderen Objekten, die ebenfalls (anderen) Objektfamilien angehören, unterscheidet, steht in einer koexistentiellen Substitutionsbeziehung mit dem Zeichen, oder anders gesagt: Wird ein identifiziertes Objekt zum Zeichen erklärt, so ersetzt das Zeichen das Objekt natürlich nicht, sondern das ontische Objekt erhält eine quasi verdoppelte Existenz durch ein relationales meontisches Gebilde, wobei durch diese Semiose erst die Kontexturgrenze zwischen Objekt und Zeichen etabliert wird. Fehlende Realitätstestung besteht somit formal gesehen darin, dass die Abbildungen in

$$\text{ZR} \rightarrow \Omega R$$

ganz oder teilweise unterbrochen werden. An die Stelle der transkontextuellen Transformation $\text{ZR} \rightarrow \Omega$ tritt dann die intrakontextuelle Transformation

$$\text{ZTh} \times \text{RTh}$$

(vgl. Bense 1981, S. 104 ff.), womit die externe (ontische) Objektstestung durch die interne (semiotisch-meontische) Objektstestung ersetzt wird, die aber selbst zirkulär definiert ist insofern, als ZTh durch RTh und umgekehrt RTh durch ZTh definiert wird:

$$\times (3.a \ 2.b \ 1.c) = (c.1 \ b.2 \ a.3),$$

d.h. wir haben die intrakontextuellen Übergänge

$$(1.c) \rightarrow (c.1)$$

$$(2.b) \rightarrow (b.2)$$

$$(3.a) \rightarrow (a.3),$$

die somit formal lediglich im Austausch der Position eines Primzeichens (und damit in der Vertauschung von semiosischem Haupt- und Stellenwert) beruhen. Diese treten damit an die Stelle der transkontextuellen, die externe (ontische) Realitätstestung ermöglichenden Übergänge

$[I \rightarrow A] \rightarrow (1.c)$

$[[I \rightarrow A] \rightarrow A] \rightarrow (2.b)$

$[I \rightarrow [[I \rightarrow A] \rightarrow A]] \rightarrow (3.a).$

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, S. 282-302

Toth, Alfred, Zur semiotischen Mechanik von Schizophrenie als Abwesenheit von Realitätstestung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen I, II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011b

Toth, Alfred, Arithmetik-Autonomie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, An der Grenze von Zeichen und semiotischen Objekten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, An der Grenze von konkreten Zeichen und semiotischen Objekten.
In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Toth, Alfred, Objektfamilien und semiotische Prototypen. In: Electronic Journal
for Mathematical Semiotics, 2012d

Zur Systemik einer meontischen Semiotik

1. "So tritt also das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt, infolgedessen ist es beständig gegenwärtig wie auch beständig abwesend. Die meontologische Differenz erscheint als ontologische Ambivalenz. Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden, sofern sich dieses in jedem Seienden kundgibt" (Bense 1952, S. 81). Es dürfte klar sein, daß in dieser frühen semiotischen Konzeption Benses die Semiotik noch kein "nicht-transzendentes, nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133) ist, wie sie erst später, wohl unter dem unheilvollen Einfluß von Hausdorffs früher Kosomologie, die Bense 1976 neu herausgegeben hatte, konzipiert werden sollte. Noch 1967 stellte Bense fest: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (1967, S. 9). Das bedeutet also, daß hier noch klar zwischen Objekt und Zeichen geschieden wird, d.h. das Objekt ist ein Element des "ontischen Raumes", das Zeichen aber ein Element des "semiotischen Raumes", wie Bense noch kurz vor der Hausdorff-Neuaufgabe differenziert hatte (Bense 1975, S. 65 ff.). Später allerdings ist nur noch die Rede vom "internen" bzw. "semiotischen Objekt", d.h. dem Objektbezug, gegeben ist nur noch das, was repräsentierbar ist: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (Bense 1981, S. 11), und an die Stelle der ontischen Realität tritt eine zirkulär zur Zeichenthematik definierte semiotische Realität, die sogenannte Realitätsthematik: "Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln" (Bense 1981, S. 11).

2. In der frühen, d.h. vor-hausdorffschen semiotischen Konzeption Benses wird somit klar zwischen Objekt und Zeichen geschieden, und ein Objekt wird durch Metaobjektivierung zum Zeichen. Im Ideal- und Normalfall wird einem ontischen Objekt ein relationales Zeichen zugeordnet und damit eine Kontexturgrenze zwischen ontischem und semiotischem Raum errichtet, die auf dem Boden der zweiwertigen aristotelischen Logik wegen des Drittsatzes unüberbrückbar ist und ebenfalls zur Folge hat, daß die Semiose irreversibel ist, d.h. daß ein

einmal in ein Zeichen transformiertes Objekt niemals in ein Objekt zurückverwandelt werden kann. Das dergestalt zu seinem Objekt transzendente Zeichen erreicht wegen Benses Invarianzprinzip (Bense 1975, S. 41 ff.) sein Objekt nicht mehr, es stellt eine Funktion dar, um die "Disjunktion von Welt und Bewußtsein zu überbrücken" (Bense 1975, S. 16) und verhält sich also sowohl zur Welt- als auch zur Bewußtseinsachse asymptotisch. Für den semiotischen Raum gilt somit das von Bense ebenfalls schon sehr früh festgestellte Prinzip einer "Eschatologie der Hoffnungslosigkeit" (Bense 1952, S. 100), d.h. für ein Zeichen gibt es kein Entrinnen aus seiner Repräsentationalität, das semiotische Universum ist keine "ontisch erhellte Welt", sondern eine "ontisch verdunkelte Welt" (Bense 1952, S. 78). Wie den Zeichen-Objekten in Kafkas "Landarzt", fehlt den Zeichen des semiotischen Raumes im Gegensatz zu den Objekten des ontischen Raumes der zureichende Grund (Bense 1952, S. 96), denn sein Gegenstandsbereich ist nicht die Ontik, sondern die ihr korrespondierende Meontik (vgl. dazu Bense 1952, S. 115, Anm. 72 mit explizitem Bezug auf G. Günther).

3. Definieren wir mit Toth (2012) ein Objekt als System

$$\Omega = [A, I],$$

so erhalten wir wegen Toth (2011)

$$\Omega = [[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$$

und somit

$$[A, I] = [[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]].$$

Da nach dem oben Gesagten die Glieder der Dichotomie [Seiendes, Sein] im ontischen Raum den Gliedern der Dichotomie [Zeichenthematik, Realitätsthematik] im semiotischen Raum korrespondieren, bekommen wir

$$\times\Omega = \times[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]] =$$

$$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]],$$

d.h. der relational-systemische Ausdruck für die Dichotomie [Seiendes, Sein] ist

$[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$

×

$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]].$

4. Für Zeichen gilt natürlich im Anschluß an Bense (1979, S. 53)

$ZR = [1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]],$

d.h. das duale Verhältnis von Zeichenthematik und Realitätsthematik kann in der Form

$[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$

×

$[[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]$

dargestellt werden.

Nun gilt wegen Benses eingangs zitierter (und auf Heidegger sowie dessen Vorgänger) zurückgehender Konzeption

$[Nichtseiendes, Nichts] \subset [Seiendes, Sein].$

Somit gilt also relational-systemisch

$[[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]] \times [[[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]] \subset [[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]] \times [[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]].$

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo, Zeichen von Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Toth, Alfred, Universale Zeichenrelationen I, II. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Zwei Formen von Realitätstestung. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2012

Zur arithmetischen Semiotik

1. In Toth (2012) wurde von den beiden Möglichkeiten, die Gesamtinformation eines zum Zeichen erklärten, d.h. im Sinne Benses (1967, S. 9) metaobjektivierten Objekts,

a) $(\{\Omega_1, \dots, \Omega_n\} \rightarrow I \rightarrow M)$

b) $(I \rightarrow \{\Omega_1, \dots, \Omega_n\} \rightarrow M),$

ausgegangen. Wenn einem mit der Möglichkeit einer arithmetischen Semiotik ernst ist, sollte man sich an Benses Einführung der Primzeichen (wiederabgedruckt in Bense 1981, S. 17 ff.) erinnern. In der Peirceschen Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ repräsentiert nach Bense M "die Kardinalität der Zahl im Sinne der Repräsentation als Mächtigkeit", O repräsentiert "die Ordinalität der Zahl im Sinne der Repräsentation als Nachfolge", und I repräsentiert "die Relationalität der Zahl im Sinne der Repräsentation als Konnex" (Bense 1981, S. 26).

2. Obwohl es natürlich bekannt ist, daß man die Grundrechenarten nicht einfach von den Zahlen auf die Subzeichen und Zeichen übertragen kann, sollte man sich der Tragweite der beiden obigen Formen von "Arithmetik-Autonomie" bewußt sein. Genauso wie bei einer Zahl von pragmatischen und semantischen Relationen abstrahiert und gerade dadurch die universale Anwendbarkeit der Zahlen ermöglicht wird, können Zeichen nur dann auf der gleichen Abstraktionsstufe wie Zahlen behandelt werden können, wenn auch sie wie die Zahlen rein syntaktisch behandelt werden. Bekanntlich hatte Hermes (1938) einen Überblick elementarer logischer Operation für eine solche Semiotik im Sinne einer "Theorie der Zeichengestalten" gegeben. Aber eine echte arithmetische Semiotik ist nur dann möglich, wenn die Primzeichen je gesondert im Sinne von Repräsentationen kardinaler, ordinaler und relationaler Zahlen behandelt werden, d.h. wenn man eine je gesonderte kardinale, ordinale und relationale Arithmetik für die Semiotik entwickelt, denn auch auf rein mathematischer bzw. logischer Ebene ist es bekanntlich unmöglich, Zahlen und Relationen oder kardinale und ordinale Zahlen usw. zu addieren, zu subtrahieren, usw. Man benötigt somit

- a) für eine kardinale arithmetische Semiotik die Übertragung der Grundrechenarten von Zahlen auf Zeichen, vgl. z.B. Landau (1930)
- b) für eine ordinale arithmetische Semiotik die Übertragung der transfiniten Arithmetik von Zahlen auf Zeichen, vgl. z.B. Bachmann (1967) und Toth (2011)
- c) für eine relationale arithmetische Semiotik die Übertragung der Relationskalküls von logischen Ausdrücken auf Zeichen, vgl. z.B. Menne (1991, S. 138 ff.).

Literatur

Bachmann, Heinz, Transfinite Zahlen. Berlin 1967

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Hermes, Hans, Semiotik. Eine Theorie der Zeichengestalten als Grundlage für Untersuchungen von formalisierten Sprachen. Leipzig 1938

Menne, Albert, Einführung in die formale Logik. 2. Aufl. Darmstadt 1991

Landau, Edmund, Grundlagen der Analysis. Leipzig 1930

Toth, Alfred, Sind Peirce-Zahlen transfinit? In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Arithmetik-Autonomie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Verweisung und Zuhandenheit

1. Die Zeichenkonzeption Heideggers bedarf gerade im Hinblick auf die von mir entwickelte semiotische Objekttheorie dringend einer Aufarbeitung. So stellt er bereits in "Sein und Zeit" fest: "Das Zeichen selbst kann das Gezeigte vertreten nicht nur im Sinne des Ersetzens, sondern so, daß immer das Zeichen selbst das Gezeigte ist" (1986, S. 82). In unserer Terminologie (vgl. z.B. Toth 2011) liegt hier ein ostensives Zeichenobjekt oder Objektzeichen vor. Als Ursprung dieses Phänomens erklärt Heidegger: "Das Zusammenfallen gründet nicht in einer ersten Objektivierung, sondern im gänzlichen Fehlen einer solchen", genauer handelt es sich um "ein Noch-nicht-Freiwerden des Zeichens vom Bezeichneten. Solcher Zeichengebrauch geht noch völlig im Sein zum Gezeigten auf, so daß sich ein Zeichen als solches noch nicht ablösen kann" (ibd.). Bemerkenswert an diesen Ausführungen ist also, daß der Ursprung des Zeichens nicht wie bei Bense (1967, S. 9) in der Zuordnung einer Relation zu einem Objekt, von Bense "Metaobjektivierung" genannt, liegt, sondern umgekehrt in der ursprünglichen Einheit von Objekt und Zeichen, indem dem Objekt eine primordiale Verweisungsfunktion zugesprochen wird. Aus diesem Grunde kann Heidegger sagen: "Die Verweisung selbst kann daher, soll sie ontologisch das Fundament für Zeichen sein, nicht selbst als Zeichen begriffen werden. Verweisung ist nicht die ontische Bestimmtheit eines Zuhandenen, wo sie doch Zuhandenheit selbst konstituiert" (1986, S. 83). Zuhandenheit ist daher nicht das Seiende, sondern das Sein eines Objektes, insofern Verweisung Zuhandenheit konstituiert und diese das Sein des Seiendes jenes Objektes ist, das einen "Zeige-Charakter" hat. Damit enthält also bereits das Objekt eine Verweisungsfunktion, d.h. es liegt eine transzendente Objektkonzeption vor, jedoch nicht dergestalt, daß das Zeichen als phantomatische Relation einem "vorgegebenen" Objekt auf mysteriöse Weise zugeordnet wird und damit die reziproke Transzendenz von Objekt und Zeichen etabliert wird, und auch nicht so, daß das Objekt (auf ebenso mysteriöse Weise) ein Zeichen "entläßt", worauf sich Transzendenz einstellt, sondern das Objekt enthält mit seiner Verweisungsfunktion qua Sein seines Seienden zugleich die Transzendenz sozusagen in nuce in sich.

2. Obwohl nun die semiotische Objekttheorie (Toth 2012) völlig unabhängig von der Heideggerschen Zeichenkonzeption entstanden ist, decken sie sich die beiden Theorie in ihren Grundzügen, insofern die ontische Dichotomie von Sein und Seindem, formal:

$[[I \rightarrow A], [A \rightarrow [I \rightarrow A]], [I \rightarrow [A \rightarrow [I \rightarrow A]]]]$

×

$[[[[A \rightarrow I] \rightarrow A] \rightarrow I], [[A \rightarrow I] \rightarrow A], [A \rightarrow I]].$

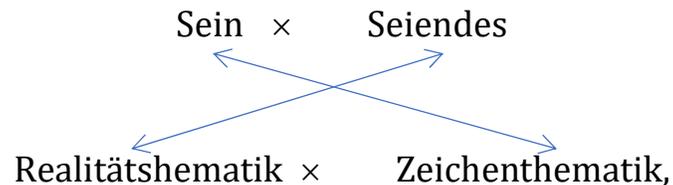
der semiotischen Dichotomie von Zeichen- und Realitätsthematik

$[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]$

×

$[[[3 \rightarrow 2 \rightarrow 1] \rightarrow [2 \rightarrow 1]] \rightarrow 1]$

in zwar struktureller Korrespondenz, jedoch in chiasmischer Relation zugeordnet wurde, d.h. es gilt



denn: "Das Präsentamen [d.h. die Dichotomie von Sein und Seindem, A.T.] geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik" (Bense 1981, S. 11), d.h. bedeutet aber, daß das Sein nicht etwa mit der Realitätsthematik, sondern mit der Zeichenthematik und das Seiende nicht etwa mit der Zeichenthematik, sondern mit der Realitätsthematik über die Kontexturgrenze zwischen Objekt und Zeichen verbunden sind. Lehnt man also eine transzendente Objektkonzeption ab, dann kann man im Grunde nicht erklären, warum es überhaupt Zeichen gibt und warum diese Objekte sogar vollständig substituieren können, indem sie sich von ihnen ablösen. Schlägt man ferner die Eigenschaft der Etablierung von Zeichen-Objekt-Transzendenz nicht dem Objekt zu, dann muß man sie wohl oder übel dem Zeichen zuschlagen, allerdings ist aber die Existenz von Zeichen und nicht diejenige von Objekten sogar in der Bense-Semiotik erklärungsbedürftig, da die Objekte ja axiomatisch als vorgegeben betrachtet

werden. Wenn in diesem Falle aber das Zeichen die Transzendenz erzeugt, muß zuerst erklärt werden, wie Zeichen denn entstehen, dazu aber benötigt man bereits die Objekt-Zeichen-Transzendenz, d.h. man endet in einem *circulus vitiosus*.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Heidegger, Martin, Sein und Zeit. 16. Aufl. Tübingen 1986

Toth, Alfred, Ostensiva. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Zur Systemik einer meontischen Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Vom Zeichenträger zum Zeichen

1. Nach Bense (1973, S. 137) benötigt jedes (realisierte) Zeichen einen Zeichenträger. Da dieser substantiell oder energetisch ist, fällt er in die semiotische Objekttheorie, die ja nur zwischen Zeichen (Metaobjekten) und Nicht-Zeichen (Objekten) unterscheidet. Nun sind bloße Zeichenträger durch die physikalisch-energetische Meyer-Epplersche Signalfunktion

$$\text{Sig} = f(x, y, z, t)$$

formal beschreibbar (vgl. Toth 2012). Für Zeichenträger genügt diese Funktion bzw. sogar ihre Teilfunktion $y = f(x, y, z)$, da die Zeitkoordinate für Zeichen im Gegensatz zu Signalen praktisch nie relevant ist. Ferner üben Zeichenträger natürlich keine Zeichenfunktionen aus, da sie als 0-stellige Objekte dem "ontischen Raum" und nicht dem "semiotischen Raum" des Zeichens (vgl. Bense 1975, S. 65 f.) gehören.

Da somit jedes Signal ein Zeichenträger ist und jedes Zeichen einen Zeichenträger hat, wobei allerdings zwar jedes Signal ein Zeichen, aber umgekehrt nicht jedes Zeichen ein Signal ist, stellt sich die Frage, was beim Übergang vom Signal zum Zeichen eigentlich passiert bzw. wie diese bereits von Bense (1969, S. 19 ff.) behandelte Transformation abläuft. Dabei genügt es nicht, wie Bense dies tut, dem Signal eine triadische Signalrelation "Form – Substanz – Intensität" zuzuschreiben, denn diese ist bestenfalls zur Repräsentation des semiotischen Mittelbezugs, nicht aber des Objekt- und Interpretantenbezugs geeignet. Ferner setzt die von Bense angesetzte drittheitliche Intensität die Präsenz der Zeitkoordinate in der Signalfunktion voraus, die für die meisten Zeichen entweder irrelevant oder gar nicht gegeben ist.

2. Einen interessanten Ansatz bietet jedoch Bense selbst in seiner Theorie der "disponiblen" Relationen. Sie illustrieren die von Bense sporadisch behandelten Übergänge zwischen dem "nullheitlichen" ontischen Raum und dem erst-, zweit- und drittheitlichen semiotischen Raum (Bense 1975, S. 39 ff., S. 65 f.). So unterscheidet Bense (1975, S. 45) z.B. die folgenden Transformationen zwischen dem ontischen Raum und einem zu supponierenden "prä-semiotischen" Raum:

- $O^\circ \rightarrow M^\circ$: drei disponible Mittel
- $O^\circ \rightarrow M_1^\circ$: qualitatives Substrat: Hitze
- $O^\circ \rightarrow M_2^\circ$: singuläres Substrat: Rauchfahne
- $O^\circ \rightarrow M_3^\circ$: nominelles Substrat: Name.

Die Übergänge von diesem präsemiotischen Raum zum semiotischen Raum illustrieren folgende Beispiele Benses (1975, S. 45 f.):

- $M^\circ \rightarrow M$: drei relationale Mittel
- $M^\circ \rightarrow M_1$: Qualizeichen: Hitze
- $M^\circ \rightarrow M_2$: Sinzeichen: Rauchfahne
- $M^\circ \rightarrow M_3$: Legizeichen: "Feuer".

Es ist also gemäß Bense so, daß die 0-stelligen Relationen, d.h. Objekte des ontischen Raumes nicht direkt auf die 1-, 2-, 3-stelligen Relationen, d.h. Metaobjekte des semiotischen Raumes abgebildet werden, sondern daß intermediär ein präsemiotischer Raum disponibler Relationen eingeschaltet ist, der nichtleere Schnitträume sowohl mit dem ontischen als auch mit dem semiotischen Raum besitzt. Wir haben also mit Bense für die konkrete Zeichenrelation

$$KZR = (\Omega_1, (M, O(\Omega_2), I))$$

mit $\Omega_1 \neq \Omega_2$ (d.h. der Zeichenträger ist nicht mit dem Referenzobjekt identisch) die folgenden Transformationen

$$\begin{array}{rclcl} \Omega_1 & \rightarrow & M^\circ & \rightarrow & M \\ \Omega_2 & & \rightarrow & & O \\ \Sigma & & \rightarrow & & I, \end{array}$$

wobei nur die Objekte, die als Zeichenträger fungieren, sozusagen ein doppeltes Selektionsverfahren durchlaufen, d.h. der präsemiotische Raum ist notwendig ein 1-stelliger Relation, während also die disponiblen präsemiotischen Relation für die übrigen Abbildungen nicht existieren, d.h. daß dort direkte Abbildungen vom ontischen auf den semiotischen Raum stattfinden. Kurz gesagt: Es hängt

somit alles am Zeichenträger. Auf präsemiotischer Ebene entscheidet sich somit auch bereits, ob ein M° durch Hinzunahme einer Zeitkoordinate zu einem Signal oder ohne Zeitkoordinate zu einem Zeichen werden soll. Die konkrete Zeichenrelation kann man damit praemissis praemittendis auch in der Form

$$KZR = (M^\circ, (M, O, I))$$

schreiben, indem man sie sozusagen vom ontischen in den präsemiotischen Raum hinaufverschiebt. Damit werden streng genommen bei der Semiose nicht direkt den ontischen Objekten, welche als Zeichenträger selektiert werden, sondern den zwischen ihnen und den semiotischen Mitteln vermittelnden disponiblen Mitteln Bedeutung und Sinn zugeschrieben. Man beachte dabei in Sonderheit, daß sowohl die semiotischen Mittelbezüge (M) als auch die präsemiotischen disponiblen Mittel (M°) 1-stellige Relationen sind. Im Unterschied zu den M, die Teilrelationen der 2- und 3-stelligen Objekt- und Interpretantenrelationen sind, sind allerdings die M° nicht in höhere Relationen eingebettet, da der präsemiotische Raum offenbar nur 1-stellige Relationen des Typs M° aufweist.

Literatur

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. Reinbek 1969

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Die Lokalisation von Zeichen durch Zeichenträger. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Künstliche Objekte als thetische Metaobjekte

1. Künstliche Objekte wurden von Bense (1973, S. 75) als thetische Metaobjekte definiert. Als letztere werden von ihm jedoch auch Zeichen definiert (1973, S. 62; vgl. bereits Bense 1967, S. 9). Darunter werden Objekte verstanden, die sich auf andere beziehen und "nur dadurch Realität und Sinn" gewinnen (ibd.). Das Problem bei diesen Definitionen liegt also darin, daß Metaobjekte im Sinne von Zeichen gerade keine Objekte, sondern Relationen sind, während semiotische Objekte keine Relationen, sondern Objekte sind.

2. Man könnte das Problem lösen, indem man statt von der abstrakten Peirce-schen Zeichenrelation $ZR = (M, O, I)$ von der konkreten Zeichenrelation

$$KZR = (\Omega, (M, O, I))$$

(vgl. Toth 2012a) ausgeht und KZR als Metaobjekt definiert, insofern nach Toth (2012b) jedes semiotische Objekt gleichzeitig ein konkretes Zeichen, d.h. eine realisiertes, manifestiertes und einen Zeichenträger besitzendes, darstellt. Demzufolge wäre das Zeichen ein Grenzfall für $\Omega = \emptyset$.

3. Allerdings sind die Verhältnisse in Wahrheit wesentlich komplexer, denn Bense (1975, S. 45) unterschied die folgenden Transformationen zwischen dem ontischen Raum und einem zu supponierenden "präsemiotischen" Raum:

$O^\circ \rightarrow M^\circ$: drei disponible Mittel

$O^\circ \rightarrow M_1^\circ$: qualitatives Substrat: Hitze

$O^\circ \rightarrow M_2^\circ$: singuläres Substrat: Rauchfahne

$O^\circ \rightarrow M_3^\circ$: nominelles Substrat: Name.

Die Übergänge von diesem präsemiotischen Raum zum semiotischen Raum illustrieren folgende Beispiele Benses (1975, S. 45 f.):

$M^\circ \rightarrow M$: drei relationale Mittel

$M^\circ \rightarrow M_1$: Qualizeichen: Hitze

$M^\circ \rightarrow M_2$: Sinzeichen: Rauchfahne

$M^\circ \rightarrow M_3$: Legizeichen: "Feuer".

Es ist also gemäß Bense so, daß die 0-stelligen Relationen, d.h. Objekte des ontischen Raumes nicht direkt auf die 1-, 2-, 3-stelligen Relationen, d.h. Metaobjekte des semiotischen Raumes abgebildet werden, sondern daß intermediär ein präsemiotischer Raum disponibler Relationen eingeschaltet ist, der nichtleere Schnitträume sowohl mit dem ontischen als auch mit dem semiotischen Raum besitzt. Wir haben also mit Bense für die konkrete Zeichenrelation

$$\text{KZR} = (\Omega_1, (M, O(\Omega_2), I))$$

mit $\Omega_1 \neq \Omega_2$ (d.h. der Zeichenträger ist nicht mit dem Referenzobjekt identisch) sowie die folgenden Transformationen

$$\begin{array}{lcl} \Omega_1 & \rightarrow & M^\circ \rightarrow M \\ \Omega_2 & & \rightarrow O \\ \Sigma & & \rightarrow I, \end{array}$$

d.h. nur diejenigen Objekte, die als Zeichenträger fungieren, durchlaufen ein doppeltes Selektionsverfahren, d.h. der präsemiotische Raum ist notwendig ein 1-stelliger Relation, während die disponiblen präsemiotischen Relation für die übrigen Abbildungen nicht existieren, d.h. daß dort direkte Abbildungen vom ontischen auf den semiotischen Raum stattfinden. Die konkrete Zeichenrelation kann man damit auch in der Form

$$\text{KZR} = (M^\circ, (M, O, I))$$

schreiben. DAMIT WERDEN ALSO IN DER SEMIOSE NICHT DIREKT DEN ONTISCHEN OBJEKTEN, WELCHE ALS ZEICHENTRÄGER SELEKTIERT WERDEN, SONDERN DEN ZWISCHEN IHNEN UND DEN SEMIOTISCHEN MITTELN VERMITTELNDEN DISPONIBLEN MITTELN BEDEUTUNG UND SINN ZUGESCHRIEBEN. Nach Toth (2012b) sind nun semiotische Objekte solche konkreten Zeichen, für die gilt

$$\text{SO}_1 = (\Omega_1, (M, O(\Omega_2), I)) \text{ mit } \Omega_1 \neq \Omega_2$$

$$\text{SO}_2 = (\Omega_1, (M, O(\Omega_2, \Omega_3), I)) \text{ mit } \Omega_1 = \Omega_2,$$

d.h. konkrete Zeichen, bei denen im Falle der Koinzidenz des primären Objektes mit dem Zeichenträger ein weiteres Objekt als Referenzobjekt vorhanden ist. Wir können diese Definitionen daher problemlos umformen zu

$$SO_1 = (M^\circ, (M, O(\Omega_i), I)) \text{ mit } M^\circ \neq \Omega_i$$

$$SO_2 = (M^\circ, (M, O(\Omega_i, \Omega_j), I)) \text{ mit } M^\circ = \Omega_i \text{ und } i \neq j.$$

Hierdurch befinden sich nun also auch semiotische Objekte, d.h. Zeichenobjekte und Objektzeichen hinsichtlich ihrer Zeichenträger im präsemiotischen Raum. Da nun die präsemiotische Vermittlung zwischen ontischem und semiotischem Raum auch für das Zeichen selbst gilt

$$ZR = ((M^\circ \rightarrow M), O, I),$$

kann man thetische Objekte sowohl für Zeichen als auch für semiotische Objekte (konkrete Zeichen) einfach durch die thetische Selektion $(M^\circ \rightarrow M)$ definieren. Bei konkreten Zeichen erzeugt sie also den Zeichenträger und bei semiotischen Objekten deren Zeichenanteil (neben dem Objektanteil).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Vom Zeichenträger zum Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Konkrete Zeichen und semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Disponibile Relationen und natürliche Zeichen

1. Bekanntlich (vgl. z.B. Toth 2012a) hatte Bense (1975, S. 45) die folgenden Transformationen zwischen dem ontischen Raum und einem zu supponierenden "präsemiotischen" Raum unterschieden

$O^\circ \rightarrow M^\circ$: drei disponible Mittel

$O^\circ \rightarrow M_1^\circ$: qualitatives Substrat: Hitze

$O^\circ \rightarrow M_2^\circ$: singuläres Substrat: Rauchfahne

$O^\circ \rightarrow M_3^\circ$: nominelles Substrat: Name.

Die Übergänge von diesem präsemiotischen Raum zum semiotischen Raum illustrieren folgende Beispiele Benses (1975, S. 45 f.):

$M^\circ \rightarrow M$: drei relationale Mittel

$M^\circ \rightarrow M_1$: Qualizeichen: Hitze

$M^\circ \rightarrow M_2$: Sinzeichen: Rauchfahne

$M^\circ \rightarrow M_3$: Legizeichen: "Feuer".

2. Dagegen gibt es offenbar keine präsemiotischen Vermittlungen für die Objekt- und die Interpretantenebene, d.h. wir können eine konkrete Zeichenrelation (vgl. Toth 2012b) durch

$KZR = (\Omega_1, (M, O(\Omega_2), I))$

mit $\Omega_1 \neq \Omega_2$ (d.h. der Zeichenträger ist nicht mit dem Referenzobjekt identisch) sowie den folgenden Transformationen

$\Omega_1 \rightarrow M^\circ \rightarrow M$

$\Omega_2 \rightarrow O$

$\Sigma \rightarrow I$

definieren. Diese Definition gilt nun natürlich auch für semiotische Objekte (vgl. Toth 2012c)

$SO_1 = (M^\circ, (M, O(\Omega_i), I))$ mit $M^\circ \neq \Omega_i$

$SO_2 = (M^\circ, (M, O(\Omega_i, \Omega_j), I))$ mit $M^\circ = \Omega_i$ und $i \neq j$.

sowie für Zeichen selbst

$ZR = ((M^\circ \rightarrow M), O(\Omega_i), I),$

so daß die thetische Selektion von der ontischen Domäne auf die präsemiotische Domäne translozierbar ist

$(\Omega \rightarrow M) \rightarrow (M^\circ \rightarrow M)$

und diese Translokation mit Toth (2012c) als notwendige Bedingung der Unterscheidung von Objekten und Metaobjekten (vgl. Bense/Walther 1973, S. 62 u. Bense 1967, S. 9) definiert werden kann.

3. Die metaobjektive Translokationsbedingung $(\Omega \rightarrow M) \rightarrow (M^\circ \rightarrow M)$ liefert nun ferner eine neue, zusätzliche Möglichkeit, um natürliche und künstliche Zeichen, d.h. Zeichen $\varphi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ und Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ einheitlich und zugleich unterscheidend zu definieren. Danach sind natürliche Zeichen solche Zeichen, für die

$ZR = ((\Omega_i \rightarrow M^\circ \rightarrow M), O(\Omega_i), I),$

gilt, während künstliche Zeichen solche Zeichen sind, für die

$ZR = ((\Omega_i \rightarrow M^\circ \rightarrow M), O(\Omega_j), I)$

(mit $i \neq j$) gilt. Man beachte, daß die Bedingung ($i \neq j$) eine Kontexturgrenze zwischen dem Zeichen und seinem bezeichneten Objekt impliziert! Diese Kontexturgrenze ist also nur bei künstlichen, nicht aber bei natürlichen Zeichen präsent, und die volkstümliche Bezeichnung "Anzeichen" für die letzteren trifft eigentlich ganz genau den Kern der Sache, insofern das "An", das eine Minimierung der Distanz zwischen Zeichen und Objekt impliziert, das Fehlen der Kontexturgrenze zwischen ihnen ausdrückt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Vom Zeichenträger zum Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Konkrete Zeichen und semiotische Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Künstliche Objekte als thetische Metaobjekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Kenose und Semiose

1. Bei der Einführung des Zeichens als Metaobjekt, d.h. bei der thetischen Selektion (vgl. Bense 1967, S. 9), wird natürlich die Semiose selbst vorausgesetzt, d.h. der Prozeß, wie und warum überhaupt jemand ein Objekt metaobjektivieren und damit Mitrealität kreieren kann. Um nicht in die Huhn-und-Ei-Problematik zu verfallen, kann man den der Semiose gegenläufigen Prozeß der Kenose einführen. Während die Semiose vom Objekt zum Zeichen führt, führt jedoch die Kenose sowohl unter das Objekt als auch unter das Zeichen, nämlich in den Bereich der Güntherschen "strukturierten Leere". Dabei sind die Erörterungen Th. Mahlers zu berücksichtigen: Die Kenogrammatik geht historisch und konstruktiv aus der Semiotik hervor, kenogrammatische Strukturen werden zunächst als Abstraktionen semiotischer Zeichenreihen definiert (Kenosis). Da die semiotischen Gesetzmäßigkeiten für die kenogrammatischen Strukturen aber nicht mehr gelten, können sie nicht als abgeleitete semiotische Konstrukte betrachtet werden. Vielmehr erweisen sich Zeichen vom erweiterten Standpunkt der Kenogrammatik als Reduktionen oder Kristallisationen von Kenogrammen. Die Semiotik kann Zeichen nur als aus einem schon gegebenen Alphabet stammend voraussetzen, den semiotischen Zeichen ist aber die Semiose, der Prozeß der Zeichengenerierung selbst, vorgeordnet. Die Kenogrammatik, insofern sie den Prozeß der Semiose notierbar macht, muß also der Semiotik systematisch vorgeordnet werden, da sie diese überhaupt ermöglicht" (Kaehr und Mahler 1993, S. 34).

2. Gestützt auf Toth (2012) können wir nun erstmals, ausgehend vom Zeichen, alle wichtigen Stationen der Kenose vom Zeichen zum "Kenozeichen" aufzählen:

2.1. Aufhebung des "Axioms" der Konstanz der triadischen Werte

$$\mathbb{Z}R^3 = ((3.a), (2.b), (1.c)) \rightarrow R^3 = ((a.b), (c.d), (e.f))$$

2.2. Aufhebung des "Axioms" der Triadizität (bzw. der triadischen Reduktibilität) von Relationen

$$R^3 = ((a.b), (c.d), (e.f)) \rightarrow R^3 = ((a.b), (c.d), (e.f), \dots, (n.m)) \text{ mit } n, m \in \mathbb{N}.$$

2.3. Aufhebung des "Axioms" der Trichotomizität

$$R^3 = ((a.b), (c.d), (e.f), \dots, (n.m)) \rightarrow S = (1, 2, 3, \dots) (S \subseteq \mathbb{N}).$$

2.4. Anwendung der 3 Schadach-Theoreme (vgl. Schadach 1967) auf $(S \subseteq \mathbb{N})$:

2.4.1. Theorem der Proto-Äquivalenz

$$\text{card } B^A / \underline{p} = \min \{ \text{card } A, \text{card } B \}$$

2.4.2. Theorem der Deutero-Äquivalenz

$$\mu_1 \sim^d \mu_2 \Leftrightarrow A/\ker \mu_1 \cong A/\ker \mu_2$$

2.4.3. Theorem der Trito-Äquivalenz

$$\text{card } B^A / \underline{d} = \sum_{k=1}^M P(n, k)$$

Damit können wir aus einem desweiteren anzunehmenden Repertoire qualitativ zu differenzierender Leerstellen, z.B. $L = \{\square, \diamond, \circ, \blacksquare, \blacklozenge, \bullet, \dots\}$ Keno-gramm-Sequenzen, d.h. Morphogramme, konstruieren (vgl. Kronthaler 1986, S. 14 ff., Kaehr und Mahler 1993, S. 37 ff.). Es versteht sich von selbst, daß die beiden Prozesse Kenose und Semiose nicht umkehrbar-eindeutig sind und daß es ferner unmöglich ist, in unvermittelter Weise Kenozeichen auf Zeichen bzw. umgekehrt abzubilden.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Kaehr, Rudolf/Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Kronthaler, Engelbert, Grundlegung einer Mathematik der Qualitäten. Frankfurt am Main 1986

Schadach, Dieter J., A Classification of Mappings. BCL Report No. 2/2. Department of Electrical Engineering, Univ. of Illinois, Urbana, Illinois 1967

Toth, Alfred, Zu einer Strukturtheorie semiotischer Zahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Semiotische Transzendenz und Transzendentalität

1. Bekanntlich ist die Peirce-Bense-Semiotik "ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133). Bense selbst sprach vom "semiotischen Universum", dessen Kern-Axiom ebenfalls bekannterweise "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" lautet (Bense 1981, S. 11). Daraus folgt also, daß Präsentierbares nicht-gegeben ist, und damit ist das semiotische Universum als pan-semiotisches Universum definiert, wie es für die mittelalterlichen Semiotiken typisch ist. Allerdings hatte Bense paradoxerweise in seinem ersten semiotischen Buch das Zeichen als "Metaobjekt" definiert, d.h. die Semiose setzt gerade die Vorgegebenheit eines Objektes voraus, das in ein Zeichen transformiert werden kann (Bense 1967, S. 9). Einige Jahre später differenzierte Bense zwischen semiotischem und ontischem Raum (1975, S. 65 f.) und führte die "disponiblen Kategorien" ein, die zwischen den beiden somit nicht-diskreten Räumen vermitteln.

2. Trotz dieser Widersprüche ist Realität innerhalb des semiotischen Universums nur als zeichenvermittelte Realität, d.h. als Realitäts-Thematik, zugänglich. Andererseits aber ersetzt diese Realitäts-Thematik die ontische, d.h. nicht-semiotische Realität insofern, als sie dem Zeichen "kategorial und realiter vorangeht" (Bense 1981, S. 11). Das bedeutet also, daß Bense wegen der Immanenz und Anti-Transzendenz seines semiotischen Universums gezwungen ist, Zeichen und Objekt durch zirkuläre Definitionen von Zeichen- und Realitätsthematik einzuführen: Die Realitätsthematik ist einerseits der Zeichenthematik primordial, andererseits wird sie aber erst aus letzterer durch Dualisation erzeugt. Wesentlich ist aber für unser gegenwärtiges Anliegen, daß die Peirce-Bensesche Zeichendefinition

$$Z_{R_{imm}} = (M, O, I)$$

eine rein immanente Relation über drei rein immanenten Kategorien ist. Sie steht daher in weiterem Widerspruch zu Benses Bestimmung des Zeichens als einer Funktion, welche "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein überbrückt" (1975, S. 16), denn ZR besitzt keinerlei "welthaltige" Bestandteile. Führt man aber neben dem Mittelbezug M das reale Mittel \mathcal{M} , neben dem

Objektbezug O das reale Objekt \mathcal{O} und neben dem Interpretantenbezug den realen Interpreten \mathcal{I} ein, bekommt man eine transzendente Zeichenrelation

$$ZR_{\text{trans}} = ((M, \mathcal{M}), (O, \mathcal{O}), (I, \mathcal{I})),$$

allerdings vermittelt dieses Zeichen nicht zwischen Welt und Bewußtsein, sondern wird durch die den semiotischen korrespondierenden ontischen Kategorien quasi in der Objektwelt verankert. Streng genommen müßte man also noch eine Serie von Bewußtseinskategorien, d.h. neben ontischen und semiotischen zusätzlich noch "epistemische" Kategorien (hier durch \mathfrak{M} , \mathfrak{O} , \mathfrak{I} bezeichnet) einführen

$$ZR_{\text{trans}2} = ((\mathcal{M}, M, \mathfrak{M}), (\mathcal{O}, O, \mathfrak{O}), (\mathcal{I}, I, \mathfrak{I})),$$

dann wäre das Zeichen als eine zwischen Ontik und Epistemik vermittelnde Funktion durch

$$M = f(\mathcal{M}, \mathfrak{M})$$

$$O = f(\mathcal{O}, \mathfrak{O})$$

$$I = f(\mathcal{I}, \mathfrak{I}),$$

$$\text{d.h. } ZR^* = f(f(\mathcal{M}, \mathfrak{M}), f(\mathcal{O}, \mathfrak{O}), f(\mathcal{I}, \mathfrak{I}))$$

definierbar, und die durch Bense (1979, S. 53) eingeführte Meta-Relation wäre als Meta-Funktion, d.h. als Funktion über Funktionen, definierbar. Streng genommen ist also die Kenose nicht einfach durch die in Toth (2012) angegebenen "Dekonstruktions-Schritte" vollziehbar, d.h. man kann im Grunde nicht direkt von ZR zu Kenozeichen gelangen, wenn man nicht zuvor ZR in der Form ZR^* definiert hat, denn M , O und I sind ja selbst Funktionen über Argumenten, die den zueinander orthogonalen Achsen von Welt- und Bewußtseinsdaten entstammen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Bayer, Udo (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Toth, Alfred, Kenose und Semiose. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Motivierte und polykontexturale Semiotik

1. Theoretisch können Zeichen und Objekt in den folgenden Relationen zueinander stehen:

1.1. $Z \parallel O$

1.2. $Z \nparallel O$

1.2.1. $Z = O$

1.2.2. $Z \subset O$

1.2.3. $Z \supset O$.

1.1. bezeichnet die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt, d.h. die wechselseitige Transzendenz beider. Diese Relation kennzeichnet somit die nicht-arbiträren (unmotivierten) Semiotiken wie z.B. diejenige von de Saussure und Peirce. Allerdings fallen bereits die natürlichen Zeichen (Zeichen φύσει) unter die Relation 1.2, und zwar genau wie die zuletzt in Toth (2012) behandelten Ostensiva unter (1.2.1.), d.h. es besteht im Bereich von 1.2. eine intrinsische Relation zwischen Zeichen und Objekt, die demnach durch keine Kontexturgrenze voneinander getrennt und also einander auch nicht transzendent sind. Die Fälle unter 1.2. kennzeichnen somit die arbiträren (motivierten) Semiotiken, wie sie bes. im Mittelalter und in der Neuzeit noch bei Walter Benjamin sowie natürlich in der Kabbala und der ihr assoziierten Zahlenmystik vertreten sind.

2.1. $Z \parallel O$

Zeichen und Objekt sind nur deshalb einander transzendent, weil innerhalb der 2-wertigen aristotelischen Logik das Tertium non datur gilt, d.h. es gibt nichts Vermittelndes zwischen Z und O, und demzufolge werden sie durch eine Kontexturgrenze voneinander getrennt. Eine Vereinigung von Z und O bedarf also des Überganges zu einer Logik, in der ein Quartum, Quintum usw. non datur gilt, d.h. einer mindestens 3-wertigen Logik.

2.2. $Z = O$

Natürliche Zeichen und Ostensiva zeichnen sich dadurch aus, daß sich das Zeichen nicht aus ihnen verselbständigen kann, wie dies wegen der Arbitrarität z.B. bei Symbolen der Fall ist. Z.B. repräsentiert eine Eisblume nur sich selbst, aber im Gegensatz zur Eigenrealität der Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ eben als Objekt und nicht als Zeichen. Somit tritt an die Stelle der thetischen Einführung die Interpretation, da man der Eisblume wohl keine thetische Selbstintroduktion unterstellen kann. Ferner koinzidieren bei natürlichen Zeichen somit Realität und Mitrealität, d.h. sie stehen für nichts anderes als sich selbst. Etwas anders liegt der Fall bei Ostensiva. Es handelt sich hier zwar nicht um Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$, die sich selbst präsentieren statt anderes zu repräsentieren, aber auch sie werden nicht etwa thetisch eingeführt: Das "Sich-selber-sprechen-Lassen" von Objekten funktioniert ja nur dann, wenn das Objektzeichen in eine Situation eingebettet ist, die keine Ambiguitäten zuläßt. Das bedeutet aber, daß wir neben der thetischen Einführung von Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ und der Interpretation von Zeichen $\phi\acute{\upsilon}\sigma\epsilon\iota$ noch die situationsbestimmte Zeichenhandlung bei Ostensiva unterscheiden müssen. Mit diesen drei Prozessen werden also Objekte zu Zeichen befördert.

1.2.2. $Z \subset O$

Typisch für diesen Fall ist die paracelsische Semiotik: "Die semiologische Ordnung des Paracelsus ist nicht nur eine Form des Wissens, sondern die Mimesis der in den Zeichen wirksamen Lebendigkeit der Natur. Das Zeichen ist das Wesen der Dinge" (Böhme 1988). Man beachte, daß dieser Fall impliziert, daß das Subjekt Teil des Objekts und damit das Objekt inhomogen, also Güntherisch gesprochen mit "Reflexionsbrocken durchsetzt" ist. Hier zeigt sich also eine intrinsische Beziehung zur v.a. von Heidegger und sogar dem früheren Bense vertretene Auffassung, wonach das Nichts ins Sein eingebettet ist (vgl. z.B. Bense 1952, S. 80 f.).

1.2.3. $Z \supset O$.

Dieser Fall, für den ich mindestens bislang keinerlei Zeugnisse gefunden habe, würde besagen, daß das Objekt ein Teil des Subjekts und also das Sein ein Teil des Nichts ist. Damit wird also die Semiose umgekehrt, die somit nicht mehr

vom Objekt zum Zeichen, sondern vom Zeichen zum Objekt führt, d.h. nicht das Zeichen ist das Metaobjekt des Objektes (Bense 1967, S. 9), sondern es ist umgekehrt das Objekt ein Metazeichen des Zeichens. Hier kündigt sich also sozusagen die Polykontextualitätstheorie in Umkehrung des Heideggerschen Verhältnisses von Ontik und Meontik an, als deren einfachster Ausdruck wir die Transformation $(Z \parallel O) \rightarrow (Z \nparallel O)$ bestimmen können.

Man beachte, daß $(Z \parallel O)$ den Fall $(Z \neq O)$ einschließt und daß somit der Gegensatz $(Z \parallel O) \neq (Z \nparallel O)$ auf denjenigen von $(Z = O) \neq (Z \neq O)$ zurückgeführt werden kann. Zwischen diesen beiden Haupttypen des Verhältnisses von Zeichen und Objekt vermitteln somit die Typen $(Z \subset O)$ und $(Z \supset O)$ mit den Grenzfällen $(Z \subseteq O)$ und $(Z \supseteq O)$ für natürliche Zeichen und Ostensiva.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Toth, Alfred, Ostensiva und Spuren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Arbitrarität und Unsichtbarkeit

1. Bekanntlich herrschte die sog. objektive Semiotik, die auf einem nicht-arbiträren, d.h. motivierten Zeichenbegriff basiert, während des gesamten Mittelalters. Eine ihrer bekanntesten Auswirkungen ist die Monogenese-Theorie der Sprachen. Demnach könnte man sagen, daß die Geburt der Arbitrarität des Zeichens mit der babylonischen Sprachverwirrung einsetzt. Logisch gesehen aber sitzt der Grund, weshalb sich erst seit de Saussure das arbiträre Zeichenmodell durchzusetzen begann, in dem Nichtvollzug der Trennung von Objekt und Subjekt bzw. im fehlenden Autonomieanspruch des Subjekts. Noch um 1888 schreibt Nietzsche: "Das 'Subjekt' ist nichts Gegebenes, sondern etwas Hinzu-Erdichtetes, Dahinter-Gestecktes. – Ist es zuletzt nötig, den Interpreten noch hinter die Interpretation zu setzen?" (Hanser-Ausgabe, Bd. III, S. 903). Damit stehen wir bereits im Kern der Problematik des Peirceschen Zeichenbegriffs. Von Bense (1967, S. 9) erfahren wir zwar, daß das Objekt, das bezeichnet werden soll, stets "vorgegeben" sei und daß "jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt" werden könne, aber vom Subjekt und der Relation des Subjekts zum Objekt ist keine Rede. Merkwürdigerweise schleicht sich das Subjekt dann aber in Gestalt des "Interpretanten" in die fertige Zeichenrelation ein, und man fragt sich, woher denn der Interpretant komme, in welcher Beziehung er zum Interpreten, d.h. zum Subjekt stehe, und von was für einem Bewußtsein hier denn eigentlich die Rede ist, wenn Bense später präzisiert, die Zeichenfunktion würde die "Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein überbrücken" (1975, S. 16).

2. Nun kann man bekanntlich ein Objekt auf drei Arten durch Zeichen repräsentieren. Durch die iconische Abbildung verdoppelt man das Objekt, indem man es (in piktoralem Sinne) abbildet, durch die indexikalische Abbildung schafft man eine Kopie, die auf das Objekt verweist, und durch die symbolische Abbildung substituiert man das Objekt durch ein Nichts, dessen Relation zum substituierten Objekt durch Konvention festgelegt wird. In anderen Worten: Nur im symbolischen Fall steht und fällt das Zeichen mit dem Subjekt, das demzufolge in die Relation des Zeichens zum Objekt hineinkommen muß, und ferner werden hierfür mindestens zwei Subjekte benötigt, damit überhaupt von Konvention die Rede sein kann. Wenn also Nietzsche schrieb, die Wahrheit

beginne immer erst mit zwei Personen, dann könnte man ergänzen, die Arbitrarität setze ebenfalls immer mindestens zwei Personen voraus. Damit dürfte erwiesen sein, daß Arbitrarität notwendig das autonome Subjekt voraussetzt und daß somit nur die künstlichen Zeichen die Präsenz von Subjekten in der Zeichenrelation voraussetzen, nicht aber die natürlichen Zeichen, denn diese werden von Subjekten außerhalb des Objekt-Zeichen-Systems interpretiert, da sie ja in keiner intrinsischen Relation mit dem als Zeichen erscheinenden Objekt stehen, denn natürliche Zeichen sind überhaupt nicht thetisch eingeführt, sondern bei ihnen ist nicht nur das Objekt, sondern auch dessen Zeichencharakter der Interpretation durch Subjekte vorgegeben. Und genau an diesem Punkt setzt die objektive Semiotik ein: Sie leugnet im Grunde die Berechtigung einer thetischen Introduction für *sämtliche* Zeichen, also in Sonderheit auch für künstliche, d.h. die Interpretation außersystemischer Subjekte bei Zeichen $\phi\upsilon\sigma\epsilon\iota$ wird für Zeichen $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ verallgemeinert. So argumentiert wiederum Nietzsche unmittelbar an das oben gegebene Zitat anschließend: "Soweit überhaupt das Wort 'Erkenntnis' Sinn hat, ist die Welt erkennbar: aber sie ist anders *deutbar*; sie hat keinen Sinn hinter sich, sondern unzählige Sinne. – 'Perspektivismus'" (Hanser-Ausgabe, Bd. III, S. 903).

3. Wir interpretieren also Objekte, anstatt irgendwelche phantasmagorischen "Metaobjekte" an ihre Stelle zu setzen und das Subjekt auf noch opakere Weise irgendwie in diese Metaobjekte hineinzuschmuggeln. Das ist nun exakt die Quintessenz aller Spielarten der objektiven Semiotik, d.h. es wird nicht nur von einer Einheit von Zeichen (Z) und Objekt (Ω) ausgegangen, sondern auch von derjenigen von Objekt und Subjekt. Damit wird erstens die Hypostase eines sich innerhalb der Zeichenrelation befindlichen "Interpretanten" überflüssig, und zweitens benötigt man vor allem überhaupt keine vom Objekt separierte Zeichenrelation, denn das Zeichen ist ja nichts anderes als das interpretierte Objekt

$$Z = I(\Omega).$$

Unter die Definition $Z = I(\Omega)$ fallen damit, wie bereits gesagt, sowohl natürliche als auch künstliche Zeichen. Wegen der Identität von Zeichen und Objekt kann das Auftreten von Arbitrarität somit nur dadurch erklärt werden, daß die

Interpretation "nachläßt", die also nicht etwa als Abbildung $\Omega \rightarrow Z$, sondern als Abbildung $Z \rightarrow \Omega$ zu verstehen ist, so zwar, daß Bedeutung ($M \rightarrow O$) und Sinn ($O \rightarrow I$) mit dem Zeichen natürlich ebenfalls Teil des Objektes sind und die Abbildung einer im Sinne einer "Extraktion" als im Sinne einer "additiven" Zuordnung zu verstehen ist, d.h. wir haben

$$Z \rightarrow \Omega: (M \rightarrow O) \subset \Omega \wedge (O \rightarrow I) \subset \Omega,$$

und somit

$$(Z = I(\Omega)) = (Z \subset \Omega) = ((M \subset (O \subset I)) \subset \Omega).$$

Es gibt somit im wesentlichen nur einen einzigen Grund für das mögliche Nachlassen der Interpretation von Objekten: deren Absenz oder zumindest Unsichtbarkeit. Man bedenke die Entwicklung von der Makroskopie zur Mikroskopie: die letztere hat sozusagen, indem sie die Objekte in immer kleinere Teile zerlegte, sie der Sichtbarkeit und der Interpretation entzogen. Damit stimmt nicht nur per Zufall, daß die Heisenbergsche Unschärferelation die Unterscheidung von Subjekt und Objekt im Bereich der Hochenergiephysik verschwimmen läßt: Das dem Objekt nach Nietzsche "hinzugedichtete" Subjekt steht und fällt eben mit dem Objekt, und wo es entwindet, entwindet auch das Subjekt. Im Grunde ergibt sich hier also eine überraschende parallele Konzeption zwischen der objektiven Semiotik und der Günther-Kaehrschen Polykontextualitätstheorie: Zwar reduziert die letztere die Dichotomie von Objekt und Subjekt auf das Nichts der Kenogrammatik, aber Objekt und Subjekt fallen in ihr ebenso zusammen wie in der objektiven Semiotik, in der das Subjekt nichtautonomer Teil des Objekts ist, und in beiden Theoriemodellen tritt die Interpretation an die Stelle der Fichteschen Thetik, und zwar in der Polykontextualitätstheorie in Form der Belegung der Kenogramme und in der objektiven Semiotik in Form der Objektsinterpretation. Man ist somit berechtigt zu sagen: Arbitrarität entsteht, wo das Objekt verschwindet, und sie wächst, indem sich das Objekt der Sichtbarkeit entzieht. Damit ist die strukturalistische Semiotik im Grunde weniger eine Theorie der nicht-arbiträren Zeichen als eine Theorie der unsichtbaren Objekte, während die prä-strukturalistische Semiotik (dual dazu) keine Theorie der arbiträren Zeichen, sondern eine Theorie der sichtbaren Objekte ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Mitführung und Evidenz

1. Nach Bense (1979, S. 29) stellt die retrosemiotische Ordnung der Primzeichen

(.3., .2., .1.)

die "Grenze kategorialer Mitführung" dar und ist somit bis auf die Transformationen zwischen den Fundamentalkategorien identisch mit der "Basis kategorialer Reduktion"

(.3. → .2. → .1.).

Der Begriff der Mitführung bezieht sich somit auf das Residuum, welches nach erfolgter Semiose das Zeichen als Metaobjekt von seinem Objekt mitführt: "Unter 'Evidenz' verstehe ich danach die Mitführung der Selbstgegebenheit eines Objekts (...) in objektbezogener Repräsentanz" (Bense 1979, S. 43). Somit ist das Objekt umso evidenter in dem es bezeichnenden Zeichen, desto mehr es vom bezeichneten Objekt mitführt.

2. Allerdings ist die Evidenz offenbar keine wechselseitige Relation zwischen Objekt und Zeichen, denn man kann bekanntlich ein Objekt durch mehrerer Zeichenklassen angehörige Zeichen bezeichnen. Z.B. kann man die Eigenschaft eines Objektes, schwarz zu sein, sowohl iconisch durch schwarze Farbe, als auch symbolisch durch Wörter wie "schwarz", "noir", "fekete" usw. bezeichnen. Daher ist also die Evidenz eines Objektes und damit dessen Mitführung von der Wahl der Zeichenklassenzugehörigkeit eines Zeichens durch das zeichensetzende Subjekt abhängig. Eine spezielle Rolle unter den Zeichen spielen die sog. Designatoren, denn "sie rufen beim Zeichenempfänger die Disposition hervor, die dem Objekt zugesprochenen Eigenschaften wahrzunehmen und so zu handeln, als ob das Objekt diese Eigenschaften habe" (Klaus/Buhr 1976, Bd. 1, S. 262). Wir kommen zum Schluß, daß es wohl sinnvoll ist, von der Evidenz eines bezeichneten Objektes in seinem bezeichnenden Zeichen, nicht aber von der Evidenz eines bezeichnenden Zeichens in seinem bezeichneten Objekt zu sprechen, denn in letzter Konsequenz würde aus der Behauptung der Zeichenevidenz im Objekt die Arbitrarität der Zeichensetzung aufgehoben und somit gegen das bereits von Peirce formulierte

Axiom verstoßen, nach dem "jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt" werden kann (Bense 1979, S. 95; vgl. bereits Bense 1967, S. 9). Nach unseren Feststellungen muß dieses Axiom allerdings dahingehend eingeschränkt werden, als nicht unbedingt jedes beliebige Etwas *zu jedem beliebigen Zeichen*, genauer: zu einem Zeichen jeder beliebigen Zeichenklasse erklärt werden könne, denn niemand wird versuchen, z.B. eine Farbeigenschaft wie "schwarz" durch die argumentische Zeichenklasse zu repräsentieren, die normalerweise für logische Schluß-Schemata, poetische Figuren usw. verwendet wird.

3. Nach wir in unseren letzten Arbeiten die Grundlagen zu einer die Zeichentheorie ergänzenden Objekttheorie gelegt haben (vgl. z.B. Toth 2012a, b), können wir anhand der aufgestellten 7 Objektkriterien die Objektevidenz im Zeichen präziser als bisher eingrenzen:

Objekteinbettung in objektalen Subsystemen: keine Mitführung, daher auch keine Objektevidenz im Zeichen.

Objektsorte: Redefinition des semiotischen Basisaxioms (s.o.): Zwar kann jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt werden, jedoch gibt es Objekt-gesteuerte Prädispositionen bzgl. der Zugehörigkeit der bezeichnenden Zeichen zu Zeichenklassen.

Materialität und Strukturalität: Hierzu gilt natürlich das zu den Objektsorten Gesagte. Ferner gibt es eine Filter in den Objektbezügen, mit denen das Zeichen eine Relation zwischen sich und ihrem bezeichneten Objekt herstellt (vgl. das obige Beispiel der präferentiell iconischen Abbildung von Farbeigenschaften).

Objektstufigkeit: keine Mitführung, daher auch keine Objektevidenz im Zeichen.

Objektabhängigkeit/Detachierbarkeit: keine Mitführung, daher auch keine Objektevidenz im Zeichen.

Vermitteltheit/Unvermitteltheit von Objekten: keine Mitführung, daher auch keine Objektevidenz im Zeichen.

Zugänglichkeit von Objekten: keine Mitführung, daher auch keine Objektevidenz im Zeichen.

Wir kommen also zum Schluß, daß es nur die 2 Objektkriterien der Objektsorte und der Materialität sind, welche als Evidenzkriterien der objektalen Mitführung in Zeichen in Frage kommen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Klaus, Georg/Buhr, Manfred, Philosophisches Wörterbuch. 2 Bde. 12. Aufl. Berlin 1976

Toth, Alfred, Grundlegung einer Theorie gerichteter Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

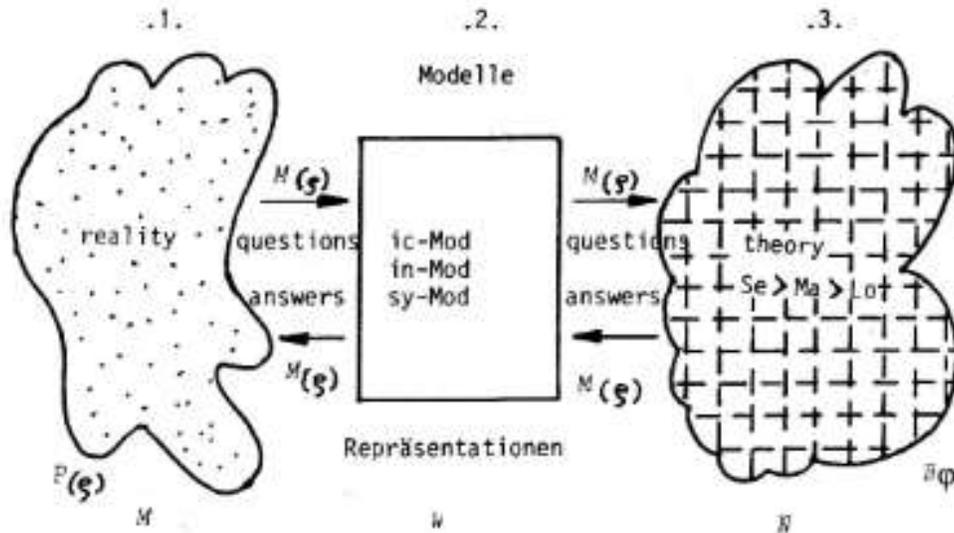
Toth, Alfred, Zur Formalisierung der Theorie gerichteter Objekte I, II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012d

Das Primat der Objekte vor den Zeichen

1. Über den Prozeß, der von einem Objekt zu einem Zeichen führt, welches das erstere bezeichnet, hält sich Bense bekanntlich in seinem ersten semiotischen Buch äußerst kurz: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9). Vierzehn Jahre später, in seiner "Axiomatik und Semiotik" begegnen wir dann wiederum einer stark kondensierten Version der Semiose oder Zeichengenesse: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist. Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation ermitteln" (Bense 1981, S. 11).

2. Weniger bekannt – und auch von Bense später nicht wiederaufgenommen – ist allerdings eine 1979 publizierte ausführliche Version der Semiose, basierend auf Lars Gardins "Triplet-Reality-Model-Theory". Da Benses Adaptation dieses metamathematischen Erklärungsmodells gänzlich vergessen ist, zitieren wir es hier ausführlich:

Die Realität der Welt ($P_{(\zeta)}$) wird als selektierbare reale Menge von (gleichen und ungleichen) Elementen ζ , als fundamentalkategoriale (.1.) und als Modalität $M_{(O)}$ der möglichen Weltobjekte (O) repräsentiert. Da die präsentierte Weltrealität ($P_{(\zeta)}$) also stets modal als mögliche Welt repräsentiert wird und damit selektierbar ist und da weiterhin jedes präsentierte Element (ζ) der Weltrealität als Weltobjekt ($P_{(\zeta)}$) repräsentiert und thematisiert werden muß (gemäß des Peirceschen Theorems, daß jedes beliebige Etwas zum Zeichen erklärt werden kann), ist jeder Erkenntnisverlauf zwischen der expedientuellen Weltrealität ($P_{(\zeta)}$) und dem intelligiblen theoretischen Bewußtsein ($B_{(\varphi)}$) durch einen expedientell-perceptuellen Medienkanal (μ) gegeben, der aus dem problemstellenden Teil ($\mu_{(p)}$) und dem problemlösenden Teil ($\mu_{(q)}$) der Informationsbildung besteht.



Zwischen der Weltrealität ($P(\xi)$) und der Bewußtseinsrealität ($B(\varphi)$), die bei Garding als Theorie (Φ) konzipiert ist, fungiert nun das, was als semiotische Repräsentationsschemata eingeführt wird, um modellierend die präsentierte Weltrealität der Bewußtseinsrealität nach Maßgabe ihrer theoretischen Möglichkeit repräsentiert zu vermitteln.

D. h. die allgemeine Weltrealität kann nicht als präsentierte, sondern nur als repräsentierte und das heißt als thematisierte, genauer: durch eine Theorie thematisierte an die Bewußtseinsrealität vermittelt werden.

3. Wenn wir das Triplet-Modell, das also eine vermittelnde und damit ebenso präsemiotische wie postontische Ebene zwischen "ontischem" und "semiotischem Raum" (Bense 1975, S. 65 f.) annimmt, anhand der in Toth (2012a, b) skizzierten Objekttheorie interpretieren, können wir die Ergebnisse z.B. wie folgt zusammenfassen:

Sach-Kennntnis	vs.	Sach-Verstand
Esser (Restaurantgast)		Koch
Zuschauer		Sportler (z.B. bei einem Fußballspiel)
Spaziergänger (im Wald)		Förster
...		

Hier liegt offenbar eine Art von Dichotomisierung von "Expertentum" vor, insofern die nur mit Sach-Kenntnis ausgerüsteten Subjekte in der linken Kolonne kommunikationstheoretisch gesehen die Empfänger von Objekten sind, welche die mit zusätzlichem Sach-Verstand ausgerüsteten Subjekte in der rechten Kolonne produziert haben oder repräsentieren. Jemand, der oft und reflektiert auswärts ißt, erwirbt sich eine Form von sekundärem Sachverstand, die aber niemals zum Grad des Sachverstandes des Experten approximiert. Andererseits schließt Sach-Verstand immer Sach-Kenntnis ein, da letztere erstere voraussetzt. Das bedeutet nun aber nichts anderes, als daß die linke Kolonne dem semiotischen, die rechte Kolonne aber dem ontischen Raum angehört, d.h. wir haben die Entsprechungen

Sach-Kenntnis vs. Sach-Verstand

Zeichen vs. Objekt,

und somit gilt

$V(\text{Objekt}) = \text{Zeichen}$

$V(\text{Sach-Verstand}) = \text{Sach-Kenntnis}$,

d.h. das Zeichen und nicht das Objekt ist ein qua Repräsentation, d.h. Vermittlung Abgeleitetes. Kurz gesagt: Sach-Kenntnis ist das Ergebnis der Vermittlung von Sachverstand. Damit gilt aber das Objekt-Primat nicht nur kategorial sowie realiter, sondern auch semiotisch, d.h. die Realitätsthematik ist gegenüber der Zeichenthematik primordial. Somit stellt also nicht die Realitätsthematik als aus der Zeichenthematik gewonnenes duales Rekonstrukt quasi einen Ersatz des nach Bense (1981, S. 11) angeblich niemals direkt, d.h. ohne Zeichenvermittlung wahrnehmbaren Objektes dar, sondern die Realitätsthematik gibt die semiotische Struktur des durch das Zeichen repräsentierten, d.h. vermittelten Objektes an.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Grundlegung einer Theorie gerichteter Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Zur Formalisierung der Theorie gerichteter Objekte I, II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Die Relationalität von Objekten

1. Daß Objekte Elemente von Mengen, z.B. von Objektfamilien, sind, darf als bekannt vorausgesetzt werden, ebenso wie die Untergliederung von Objekten nach Familie, Gattung und Art, wodurch sogar sie sogar zu Elementen von Mengen von Mengen werden. Weniger bekannt ist vielleicht Benses Feststellung "triadischer Objekte", wodurch gesagt wird, daß der Zeichenträger eines Zeichens insofern eine dreistellige Relation darstellt, als er sich – gesetzt, dem Objekt wurde vorgängig durch Metaobjektivation ein Zeichen zugeordnet – auf den Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug des Zeichens bezieht (vgl. Bense/Walther 1973, S. 71).

2. Doch können Objekte auch ohne, daß sie vorher zu Zeichen erklärt wurden, relational fungieren, genau dann nämlich, wenn sie gerichtete Objekte darstellen (vgl. Toth 2012a-c). Z.B. verhalten sich linke und rechte "chirale" Körperteile als Paare gerichteter Objekte. Beispiele für Tripel sind etwa: die 3 Muskeltiere, die 3 Lebensalter, die 3 Weisen aus dem Morgenland. Höhere n-tupel sind seltener; ein Beispiel für ein Quadrupel sind die vier Himmelsrichtungen (die übrigens nicht nur paarweise aufeinander referieren!), wenigstens solange man sich, wie wir es bis hierher getan haben, auf sog. intrinsische objektale n-tupel beschränkt, d.h. solche, deren Glieder "aus innerer Notwendigkeit" zusammengehören. Dagegen sind Beispiele für extrinsische n-tupel nicht allzu schwierig aufzufinden. Z.B. stellt "Der Hauseingang" nach der in Toth (2012d) gegebenen Objektsortenklassifikation ein zunächst extrinsisches 9-tupel dar:

1.1. Vordach mit Regenschutz

1.2. Die Haustür

1.2.1. Der Türrahmen

1.2.2. Die Türfüllung (Holz/Glas)

1.2.3. Die Schwelle

1.2.4. Die Klinke (der Knopf)

1.2.5. Das Haustürschloss

1.3. Die Klingelknöpfe mit den Schildern (Namen der Mieter)

1.4. Der Lichtknopf

1.5. Die Gegensprechanlage

1.6. Der Flur

1.6.1. Der Steinboden (Fliesenboden)

1.7. Der Briefkasten (mit dem Milkasten)

1.8. Der Kellereingang (mit der Kellertreppe)

1.9. Der Treppeneintritt

Allerdings enthalten höhere extrinsische objektale n-tupel meist selbst wiederum tiefere intrinsische (sowie extrinsische) n-tupel. Z.B. bildet die Haustür mit der Maueröffnung zusammen ein anpassungsiconisches semiotisches Objekt in der Terminologie Benses (ap. Walther 1979, S. 122). Hingegen gehört der Flur (bzw. das Vestibül) genauso gut zum Treppenhaus, das die Verbindung zwischen dem Eingang bzw. dem Adsystem und den Wohnungen bzw. den Intrasystemen darstellt, usw. Dennoch kann man nicht sagen, die zwischen den Elementen extrinsischer objektaler n-tupel sei gar keine Verbindung vorhanden. Z.B. besteht absolut keine Verbindung zwischen innerhalb des 4-tupels

[Zahn, Krokodil, Sonne, Hustenbonbon],

aber es besteht eine (extrinsische) Verbindung zwischen dem Gliedern des 4-tupels

[Messer, Gabel, Löffel, Teller]

(das seinerseits in wiederum größere [extrinsische] n-tupel, sog. Gedecke, einbettbar ist), worunter außerdem

[Messer, Gabel]

ein "engeres" [extrinsisches] Paar darstellt als es beispielsweise die Paare

[Messer, Löffel], [Gabel, Löffel]

tun und als es in noch geringerem Maße die Paare

[Messer, Teller], [Gabel, Teller]

tun. (Das Paar [Löffel, Teller] stellt ein Paar enger zusammengehöriger und beinahe schon intrinsischer gerichteter Objekte dar, wenn das privative Objekt Teller als mit Suppe gefüllt vorgestellt wird, so daß das referierende Objekt Löffel als Suppenlöffel vorgestellt wird.)

Beispiele für relationale Objekte sind somit:

n = 2 (Paare)

extrinsisch: [Messer, Gabel]

intrinsisch: [linkes Ohr, rechtes Ohr]

n = 3 (Tripel)

extrinsisch: [Messer, Gabel, Löffel]

intrinsisch: die 3 Musketiere

n = 4 (Quadrupel)

extrinsisch: [Messer, Gabel, Löffel, Teller] intrinsisch: die 4 Himmelsrichtungen, usw.

Allerdings hat es mit der Relationalität gerichteter Objekte damit noch keineswegs sein Bewenden. Z.B. stellt ein Aschenbecher und der Tisch, auf dem er platziert wird, ein Paar extrinsischer gerichteter Objekte dar (da der Aschenbecher ja auch ein Wandaschenbecher sein könnte und ferner nicht nur auf einen Tisch als Oberfläche gestellt zu werden braucht). Wir sagen somit: der Tisch ist das Objekt primärer Referenz im extrinsischen Paar [Aschenbecher, Tisch]. Allerdings ist ein Aschenbecher ein genau spezifiziertes Gebrauchsobjekt, d.h. seine sekundäre Referenz ist eine Zigarette, Zigarre oder Tabakpfeife. (Wird dem Aschenbecher eine andere sekundäre Referenz attribuiert, so wird er als Objekt verfremdet und dadurch per definitionem [Toth 2012e] zum Zeichen, d.h. metaobjektiviert.) Nun ist das Rauchen dieser Objekte sekundärer Referenz ein Willensakt, d.h. diese Objekte haben ihrerseits als (vom Aschenbecher aus gesehen nunmehr) tertiäre Referenzobjekte die Subjekte der sie Rauchenden. Wir haben also folgende systemische Struktur

[S(3. Referenz) ← Zigarette (2. Referenz)] ← Aschenbecher

↓

Tisch,

d.h. ein Aschenbecher ist ein 3-stelliges gerichtetes Objekt mit 3-stufiger Referenz. Dagegen ist z.B. eine Blumenvase ebenfalls ein 3-stelliges gerichtetes Objekt (Tisch, Blumen, Subjekte), jedoch eines mit nur 2-stufiger Referenz (1. Stufe: der Tisch, auf dem sie steht; 2. Stufe: die Blumen, die in die Vase kommen). Schließlich können relationale Objekte genau wie gewöhnliche Relationen Partialrelationen besitzen. Das komplexe Objekt in der folgenden Abbildung



ist eine 3-stellige Relationen über 3 2-stelligen Partialrelationen:

1. ${}^2R(\text{ganzes Möbel} \rightarrow \text{Boden})$
2. ${}^2R(\text{Garderobe} \leftrightarrow \text{Sitzbank})$
3. ${}^2R[(\text{Sitzbank, Zeitungslöcher}), \text{Zeitungen}]$,

von denen also die dritte 2-stellige Partialrelationen selbst wiederum eine eingebettete 2-stellige Partialrelation enthält. Bedeutend komplexer wird das System, wenn man die Subjekte miteinbezieht, welche sich auf der Bank niederlassen (Gäste des Restaurants), die Zeitungen hineinstecken (Wirte, Servierpersonal) oder herausnehmen (Gäste) und die Garderobe benutzen (Gäste). Wird ferner die Hutablage nicht verfremdet (s.o.), so wird hier die Menge an referenten Subjekten heutzutage auf die männlichen eingeschränkt.

Literatur

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Grundlegung einer Theorie gerichteter Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Zur Formalisierung der Theorie gerichteter Objekte I, II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 201b

Toth, Alfred, Grundlegung einer operationalen Systemtheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Toth, Alfred, Vollständige Systematik des Hauses und seiner Bestandteile. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012d

Toth, Alfred, Typen objektaler Verfremdungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012e

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Die Einheit von Zeichen und Objekt als System

1. Eine Semiotik, die über keine Objekttheorie verfügt, ist defizitär und darüber hinaus explizit oder implizit pansemiotisch und widerspricht somit nicht nur der alltäglich feststellbaren Differenz zwischen Objekten und Zeichen (z.B. Taschentuch als Gebrauchsgegenstand und verknötetes Taschentuch als Zeichen), sondern v.a. auch der seit der Antike wohlbekanntem Unterscheidung zwischen einem wahrgenommenen Objekt und einem Zeichen eines Objektes. Alle überhaupt wahrnehmbaren Objekte sind eben wahrgenommene Objekte, damit aber noch lange keine Zeichen. Dies dürfte hinter der oft mißverstandenen Bemerkung de Saussures liegen: "La langue est pour ainsi dire une algèbre qui n'aurait que des termes complexes (1916, S. 175). Mit Hilfe von oppositiven Termen ("entre eux [les signes] il n'y a qu' opposition", de Saussure 1916, S. 172) wurde daher in Toth (2012a) auch das Objekt als wahrgenommenes Objekt

$$O = [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]],$$

sowie ihre zugehörige Aspektrelation über den ontischen Kategorien der Materialität, Objektsortigkeit und Funktionalität

$$A = [\mathfrak{M}, \mathfrak{D}, \mathfrak{F}]$$

definiert. Ohne die Aspektrelation könnte man Objekte gar nicht wahrnehmen. Die Definition O führt Objekte nicht wie so oft auf Zeichen zurück (um dann Zeichen wiederum rekursiv aus Objekten zu definieren), sondern auf den allgemeinen Systembegriff, und zwar setzt sie voraus, daß Objekte zu Objekten sowie Subjekte zu Subjekten in Opposition stehen. Wir sprechen also statt von Objekten von gerichteten Objekten und statt von Subjekten von gerichteten Subjekten. "Einer allein hat immer unrecht. Zu Zweien beginnt die Wahrheit", heißt es in Nietzsches Briefen. Geht man nämlich von wahrgenommenen anstatt von "absoluten" Objekten aus, so werden sie wie die Zeichen de Saussures in Opposition zueinander, d.h. negativ, definiert, und wir könnten dann nicht nur das Zeichen, sondern auch das Objekt als komplexe Zahl definieren, das Objekt allerdings im Gegensatz zum Zeichen als bikomplexe Zahl (auch Tessarine oder besser Segre-Zahl genannt, vgl. Segre 1892). Damit kann Benses Metaobjektivation (Bense 1967, S. 9) als Abbildung von kom-

plexen auf bikomplexe Zahlen im Rahmen einer geeigneten hyperkomplexen Algebra behandelt werden.

2. Diese Abbildungen von zusammengesetzten Zahlen aus einer komplexen in eine bikomplexe Algebra genügen, wie in Toth (2012b) gezeigt, der Definition des dualen Systems über Systemen

$$S^* = [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n]]]]]]$$

$$\times S^* = [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n]]]]]]]$$

mit

$$S^* = [S_1, [S_2, [S_3, \dots, S_{n-2}]_{n-1}]_n],$$

d.h. entsprechend der Einführung des Objektes als gerichtetes Objekt, ist auch S^* als geordnetes Paar über geordneten Paaren definiert. Führt man also den Begriff des Objektes auf den Begriff des Systems zurück, dann ist nicht nur das Objekt als geordnetes Paar über geordneten Paaren definierbar, sondern das Zeichen ebenfalls, denn für dieses gilt bereits seit Bense (1979, S. 53)

$$ZR = (M, O, I) = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))),$$

d.h. man kann das Zeichen als geordnetes Paar aus einem Mittelbezug als erstem und der Abbildung des Objekt- auf den Interpretantenbezug als zweitem Glied auffassen, wobei dieses zweite Glied selbst wiederum ein Paar ist, und zwar ein solches, das mit seinem ersten Glied auch das erste Glied des übergeordneten Paares von ZR enthält. Damit stellt also nicht nur das Zeichen eine "verschachtelte" Relation bzw. eine "Relation über Relationen" dar (Bense 1979, S. 67), sondern dies gilt auch für das Objekt, und insofern, aber nur insofern, sind Zeichen und Objekt, wie dies die dialektische Semiotik (vgl. Klaus 1973) behauptet hatte, tatsächlich isomorph.

3. Da Zeichen und Objekt bezüglich ihrer jeweiligen Ordnungsrelationen isomorph sind, insofern sich beide mit Hilfe einer Mengentheorie ohne Fundierungssaxiom, d.h. entsprechend dem "La vache qui rit"- oder Droste-Effekt formalisieren lassen (vgl. Toth 2009), sind sie selbst als die beiden perspektivisch geschiedenen Seiten eines Systems

$$S = [O, Z]$$

darstellbar, und an die Stelle einer Kontexturengrenze zwischen O und Z tritt nun vermöge

$$S^* = [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n]]]]]]$$
$$\times S^* = [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n]]]]]]$$

mit entweder $S^* = O$ und $\times S^* = Z$ oder umgekehrt, eine perspektivische Austauschrelation, d.h. das Zeichen, vom Objekt aus betrachtet oder das Objekt, vom Zeichen aus betrachtet, sind erkenntnistheoretisch dasselbe wie z.B. ein Hauseingang vom Garten aus betrachtet oder ein Garten vom Hauseingang aus betrachtet. Wie bereits z.B. in Toth (2012c) mitgeteilt, kann man Systeme allgemein und somit auch Objekte und Zeichen mit Hilfe einer speziellen Art von Zahlen beschreiben, die ich relationale Einbettungszahlen (REZ) genannt hatte. Eine solche REZ besteht aus zwei Gliedern, einer komplexen Zahl z sowie deren Einbettungsgrad $n \in \mathbb{N} \cup \{0\}$

$$\text{REZ} = [z, [-_n]]$$

Z.B. kann die natürliche Zahl 1 in den Formen ihrer Einbettungsgrade durch

$$1 := [1_{-0}, [1_{-1}, [1_{-2}, \dots, [1_{-n}]]]]$$

definiert werden. Auf der Seite der Objekttheorie hätten wir z.B. einen Stuhl im Garten, im Hauseingang, auf dem Absatz eines Treppenhaus, im Wohnungseingang und in einem Zimmer. Wie man leicht erkennt, unterscheiden sich also REZ und die Teilsysteme von $S^*/\times S^*$ lediglich durch die Indizierung der letzteren; diese ist aber selbstverständlich weglafbar, solange es sich, wie in unserem Beispiel, um eine konstante Zahl mit variablen Einbettungsgraden handelt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1916

Klaus, Georg, Semiotik und Erkenntnistheorie. 3. Aufl. München 1973

- Segre, Corrado, The real representation of complex elements and hyperalgebraic entities. In: Math. Ann. 40 (1892), S. 413-467
- Toth, Alfred, Systeme, Droste effect in semiotics. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft 50/3, 2009, S. 139-145
- Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a
- Toth, Alfred, Eine Möglichkeit der Formalisierung der Brücke zwischen Objekt und Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b
- Toth, Alfred, Relationale Einbettungszahlen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Beobachtende und beobachtete thetische Einführung

1. Bei der thetischen Einführung wird ein Objekt auf ein Zeichen abgebildet, so zwar, daß das Objekt im ontischen Raum bestehen bleibt, aber im sich durch diesen metaobjektivierenden und also transzendentalen Akt öffnenden semiotischen Raum essentiell, nicht aber existentiell verdoppelt wird. Etwas mißverständlich sagt Bense: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann" (1967, S. 9), denn das bezeichnete Objekt bleibt weiterhin Objekt sowie Domäne der thetischen Einführung, die selbst eine Abbildung (Zuordnung) des Objektes, d.h. einer 0-stelligen Relation, auf eine nach Peirce und Bense 3-stellige Relation als Codomäne ist, d.h. die thetische Einführung ist eine relationserweiternde Funktion.

2. Wir gehen aus von der in Toth (2012a) eingeführten Objektrelation

$$O = [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]]$$

und der in Bense (1979, S. 53) eingeführten Zeichenrelation

$$Z = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

und können die Abbildung

$$t: O \rightarrow Z$$

vermöge Toth (2012b) als Systemabbildung verstehen, nachdem die Definition des allgemeinen Systems sowohl die Objektrelation O als auch die Zeichenrelation Z repräsentiert

$$\begin{aligned} t_1: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\ S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\ \times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\ &[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]], \end{aligned}$$

da nach Toth (2012c) eine direkte Abbildung von Objekten auf Zeichen wegen der Strukturdifferenzen von O und Z ausgeschlossen ist.

2. Ebenfalls in Toth (2012c) wurde jedoch aufgezeigt, daß es 5 weitere Basis-Typen von thetischen Introduktionen gibt, nachdem die 3-stellige Relation Z über 6 Permutationen ihrer Teilrelationen verfügt

$$\begin{aligned}
t_2: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\
\times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\
&[1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [1 \rightarrow 2]]]
\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
t_3: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\
\times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\
&[[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]
\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
t_4: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\
\times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\
&[[1 \rightarrow 2] \rightarrow [[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow 1]]]
\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
t_5: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\
\times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\
&[[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [1 \rightarrow [1 \rightarrow 2]]]
\end{aligned}$$

$$\begin{aligned}
t_6: O \rightarrow S^*/\times S^* &= [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
S^* &= [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\
\times S^* &= [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\
&[[1 \rightarrow 2 \rightarrow 3] \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow 1]]].
\end{aligned}$$

Eine sehr große Anzahl weiterer Typen ergibt sich durch Berücksichtigung der Objekt-Subjekt-Interaktion sowie durch Variation der Einbettungsrelationen in O , vgl. Toth (2012a).

3.1. Damit sind wir soweit, den Unterschied zwischen beobachtenden und beobachteten thetischen Einführungen behandeln zu können. Die reguläre thetische Einführung ist insofern beobachtend, als sie durch ein Subjekt gestiftet wird, das natürlich selbst als Teilrelation der Objektrelation fungieren muß, da die Wahrnehmung eines Objektes durch den Metaobjektivationsprozeß vorausgesetzt wird, durch den erst das Objekt zu einem Zeichen wird. Somit entsprechen die in 2. gegebenen 6 Typen von Abbildungen $t_1 \dots t_6$ genau den Basistypen der beobachtenden thetischen Einführung, und somit gibt es

genau zwei allgemeine Schemata entsprechend der Teilrelation gerichteter Subjekte in der Objektrelation:

$$\begin{array}{c}
 \Sigma_k \\
 \downarrow \\
 t_1: O \rightarrow S^*/\times S^* = \quad [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
 S^* = [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]]_n] \\
 \times S^* = [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]]_n] \rightarrow \\
 [1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]
 \end{array}$$

$$\begin{array}{c}
 \Sigma_l \\
 \downarrow \\
 t_1: O \rightarrow S^*/\times S^* = \quad [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\
 S^* = [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]]_n] \\
 \times S^* = [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]]_n] \rightarrow \\
 [1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]]
 \end{array}$$

3.2. Zur Illustration der beobachteten thetischen Einführung vgl. den folgenden Ausschnitt aus Peter Bichsels bekannter Erzählung "Ein Tisch ist ein Tisch" (1969)

Er stand also auf, zog sich an, setzte sich auf den Wecker und stützte die Arme auf den Tisch. Aber der Tisch hieß jetzt nicht mehr Tisch, er hieß jetzt Teppich. Am Morgen verließ also der Mann das Bild, zog sich an, setzte sich an den Teppich auf den Wecker und überlegte, wem er wie sagen könnte.

Dem Bett sagte er Bild. Dem Tisch sagte er Teppich. Dem Stuhl sagte er Wecker. Der Zeitung sagte er Bett. Dem Spiegel sagte er Stuhl. Dem Wecker sagte er Fotoalbum. Dem Schrank sagte er Zeitung. Dem Teppich sagte er Schrank. Dem Bild sagte er Tisch. Und dem Fotoalbum sagte er Spiegel.

Als formales Schema ergibt sich natürlich sogleich

$$\begin{array}{c} \Sigma_m \\ \downarrow \\ t_1: O \rightarrow S^*/\times S^* = \quad [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow \\ S^* = [x_0^1, [x^2_1, [x^3_2, [x^4_3, [x^5_4, [x^6_5, \dots, [x^{n+1}_n]_n] \\ \times S^* = [[x^{n+1}_n], \dots, [x^6_5, [x^5_4, [x^4_3, [x^3_2, [x^2_1, [x^1_0]_n] \rightarrow \\ [1 \rightarrow [[1 \rightarrow 2] \rightarrow [1 \rightarrow 2 \rightarrow 3]]] \end{array}$$

mit $\Sigma_m \notin [\Sigma_k, \Sigma_l]$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Metaobjektive Abbildungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Homomorphie und Isomorphie von Objekten und Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Subjektivität in Objekt- und Zeichen-Systemen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

Objekt- und Subjektvermittlung des Zeichens

1. Wenig ist innerhalb der Bense-Semiotik über die Objektvermittlung des Zeichens und rein gar nichts über dessen Subjektvermittlung bekannt. Zur Objektvermittlung sagt Bense äußerst knapp: "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9). Etwas später wird hingegen entdeckt, daß neben dem Objekt auch das Subjekt eine gewisse Rolle spielt: Bense sagt, das Zeichen überbrücke "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" (1975, S. 16), aber dieses Thema wird fortan nicht mehr aufgegriffen. Reichlich mysteriös definiert Bense wieder einige Jahre später eine Operation der Mitführung, die allerdings wie die Metaobjektivierung auf das Objekt beschränkt bleibt. Er versteht darunter, "daß das Präsentamen im Repräsentamen graduell bzw. partiell erhalten bleibt" (1979, S. 43).

2. Dagegen wurde in Toth (2012) ausgeführt, daß eine Semiotik, welche das Objekt sowie die Operation der Metaobjektivierung nur als Vorwand für eine ansonsten pansemiotische Zeichentheorie benutzt, ungenügend ist, daß es aber auch nicht genügt, der Semiotik eine Ontik im Sinne einer Theorie des durch das Zeichen bezeichneten Objektes beizustellen, sondern daß es zusätzlich einer Theorie der zeichensetzenden und zeichenverwendenden Subjekte bedarf. Innerhalb der Peirce-Benseschen Zeichenrelation

$$ZR = R(M, O, I)$$

kann natürlich nur der Mittelbezug M die epistemische Funktion eines subjektiven Objektes ausüben, denn der Objektbezug O ist per definitionem die Relation des Mittelbezugs als Repräsentamen zum vom Zeichen bezeichneten Objekt (Ω), d.h.

$$O = R(M, \Omega),$$

und der Interpretantenbezug I ist die Relation von O zum das Zeichen setzenden und verwendenden Subjekt (Σ), d.h.

$$I = R(R(M, \Omega), \Sigma).$$

Doch damit ist M nichts anderes als das Zeichen selbst, das innerhalb von ZR in doppelte Beziehung zu seinem Objekt und seinem Subjekt gesetzt wird:

$$ZR = R(Z, R(Z, \Omega), R(R(Z, \Omega), \Sigma)),$$

denn nur Z qua M kann ja die definatorische Zeichenfunktion der Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein bzw. Objekt und Subjekt ausüben. Man kann daher die zehn Benseschen Zeichenklassen hinsichtlich ihres Anteils an Vermittlung wie folgt anordnen (vgl. Toth 2012) Zeichenklassen mit dem gleichen M-Wert sind damit vermittlungsmäßig gleich, d.h. bei ihnen unterscheidet sich nur die Repräsentationsstärke des Zeichens relativ zu seinem bezeichneten Objekt und seinem setzenden Subjekt. Ordnet man die Zeichenklassen weiterhin nach der Repräsentationsstärke des Zeichens relativ zu seinem Objekt, ergibt sich folgende Ordnung

(I.M, O.M, M.M)	Z = 4/6	O = 1/6	S = 1/6
(I.M, O.M, M.O)	Z = 3/6	O = 2/6	S = 1/6
(I.M, O.M, M.I)	Z = 3/6	O = 1/6	S = 2/6
(I.M, O.O, M.O)	Z = 2/6	O = 3/6	S = 1/6
(I.M, O.O, M.I)	Z = 2/6	O = 2/6	S = 2/6
(I.M, O.I, M.I)	Z = 2/6	O = 1/6	S = 3/6
(I.O, O.O, M.O)	Z = 1/6	O = 4/6	S = 1/6
(I.O, O.O, M.I)	Z = 1/6	O = 3/6	S = 2/6
(I.O, O.I, M.I)	Z = 1/6	O = 2/6	S = 3/6
(I.I, O.I, M.I)	Z = 1/6	O = 1/6	S = 4/6

Es gibt also nur zwei Zeichenklassen (und nicht etwa drei!), bei welchen Objekt und Subjekt gleich stark repräsentiert sind, eine einzige Zeichenklasse, bei denen dies für Zeichen, Objekt und Subjekt gilt, auffälligerweise nur eine einzige Zeichenklasse, bei der die Stärke der Vermittlung derjenigen der Repräsentanz des Subjektes entspricht, und ebenfalls nur eine einzige Zei-

chenklasse, bei der die Stärke der Vermittlung derjenigen der Repräsentanz des Objektes korrespondiert.

3. Daher war in Toth (2012) die nachstehend wiederholte Neudarstellung der zehn Peirce-Benseschen Zeichenklassen vorgeschlagen worden, in der die Repräsentationsstärken durch die Zähler der oben verwendeten Bruchzahlnotation angegeben sind.

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.M) := (Z^4, O^1, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.O) := (Z^3, O^2, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.I) := (Z^3, O^1, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.O, M.O) := (Z^2, O^3, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.O, M.I) := (Z^2, O^2, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.I, M.I) := (Z^2, O^1, S^3)$$

$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.O) := (Z^1, O^4, S^1)$$

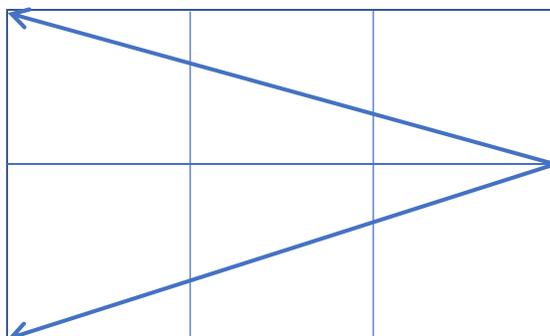
$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.I) := (Z^1, O^3, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.O, O.I, M.I) := (Z^1, O^2, S^3)$$

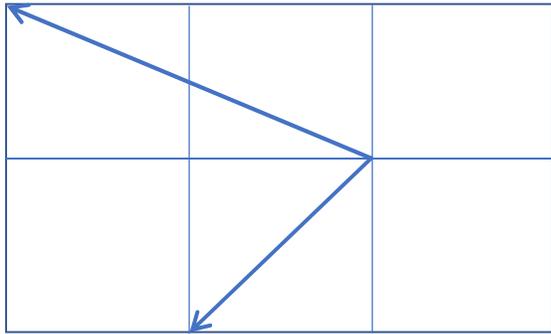
$$\text{Zkl}(I.I, O.I, M.I) := (Z^1, O^1, S^4).$$

Man kann nun diese zehn möglichen Fälle der jeweils verschiedenen Objekt-Subjekt-Vermittlung durch Zeichen durch die folgenden Diagramme darstellen. Die Zeilen sollen von oben nach unten die Subjekt-, Zeichen- und Objektvermittlung enthalten, die von links nach rechts durch die drei möglichen Repräsentationsstärken 1, 2, 3 und 4 markiert sind.

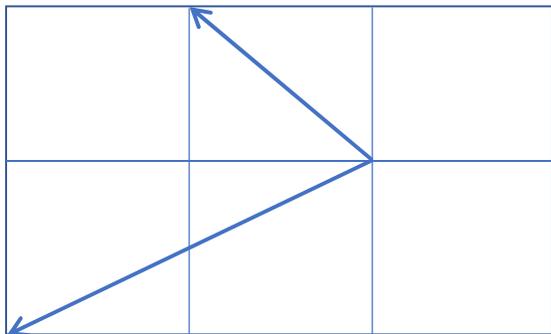
$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.M) := (Z^4, O^1, S^1)$$



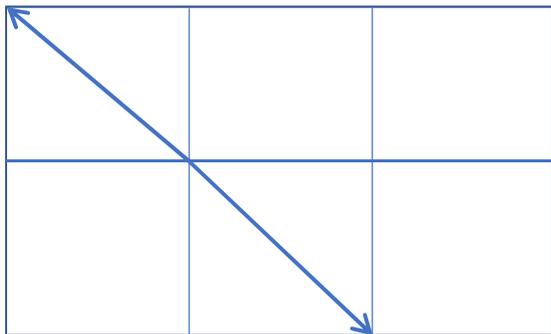
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.M}, \text{M.O}) := (\mathbb{Z}^3, \mathbb{O}^2, \mathbb{S}^1)$$



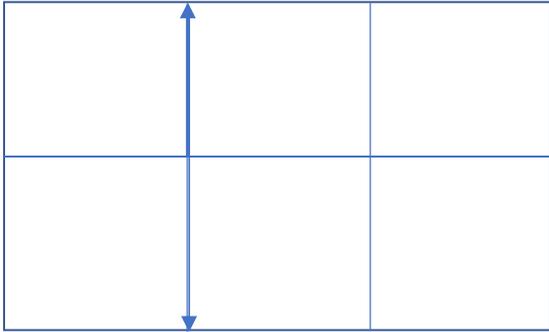
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.M}, \text{M.I}) := (\mathbb{Z}^3, \mathbb{O}^1, \mathbb{S}^2)$$



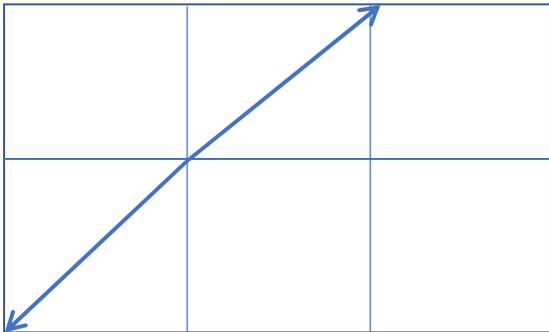
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.O}, \text{M.O}) := (\mathbb{Z}^2, \mathbb{O}^3, \mathbb{S}^1)$$



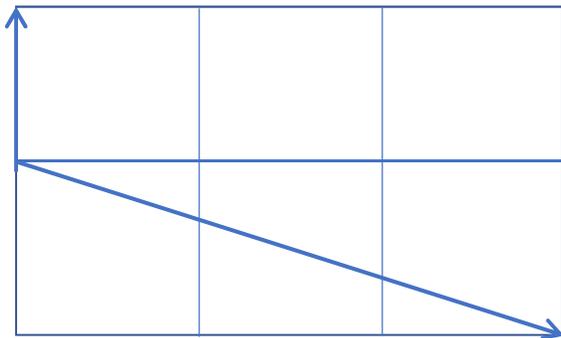
$$\text{Zkl}(I.M, O.O, M.I) := (Z^2, O^2, S^2)$$



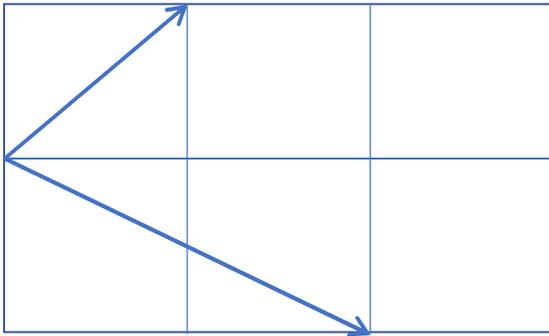
$$\text{Zkl}(I.M, O.I, M.I) := (Z^2, O^1, S^3)$$



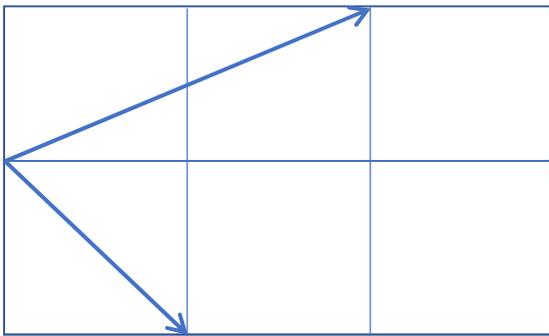
$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.O) := (Z^1, O^4, S^1)$$



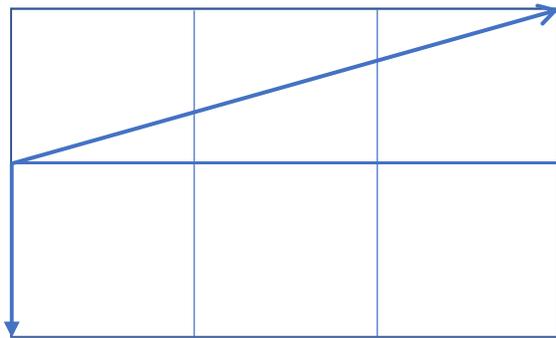
Zkl(I.O, O.O, M.I) := (Z¹, O³, S²)



Zkl(I.O, O.I, M.I) := (Z¹, O², S³)



Zkl(I.I, O.I, M.I) := (Z¹, O¹, S⁴).



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Zum erkenntnistheoretischen Status des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Basisschemata der Metaobjektivation

1. Wie bereits mehrfach angetönt, benötigt eine vollständige Semiotik im Sinne der Theorie der Zeichenfunktionen, welche zwischen Objekt und Subjekt vermitteln (vgl. Bense 1975, S. 16), nicht nur eine Objekttheorie oder Ontik, sondern auch eine Subjekttheorie. Man könnte sie im Anschluß an Bense (1952, S. 80 u. S. 115, Anm. 72) "Meontik" nennen, da in einer zweiwertigen Logik das $\mu\eta\ \delta\upsilon$ oder Nichts notwendig mit dem Subjekt zusammenfällt. Primäre Aufgabe dieser der Semiotik einerseits und der Ontik andererseits gegenüberzustellenden Meontik wäre es, die formalen Mechanismen der thetischen Einführung eines ein Objekt bezeichnenden Zeichens durch ein Subjekt darzustellen. Im folgenden werden diese Mechanismen in der Form von verdoppelten Abbildungen aufgrund von Toth (2012a, b) dargestellt, und zwar einmal in der Ordnung nach ansteigender durch die Zeichenfunktion repräsentierter Subjektivität, und einmal in der Ordnung nach ansteigender durch die Zeichenfunktion repräsentierter Objektivität.

2.1. Mechanismen der Metaobjektivation nach ansteigender Subjektivität

$$\begin{array}{l} \text{Rkl}(I.M, O.M, M.M) := Z^4 \leftarrow S^1 \\ \downarrow \\ O^1 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl}(I.M, O.M, M.O) := Z^3 \leftarrow S^1 \\ \downarrow \\ O^2 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl}(I.M, O.O, M.O) := Z^2 \leftarrow S^1 \\ \downarrow \\ O^3 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl}(I.O, O.O, M.O) := Z^1 \leftarrow S^1 \\ \downarrow \\ O^4 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl}(I.M, O.M, M.I) := Z^3 \leftarrow S^2 \\ \downarrow \\ O^1 \end{array}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.M, O.O, M.I)} &:= Z^2 \leftarrow S^2 \\ &\downarrow \\ &O^2 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.O, O.O, M.I)} &:= Z^1, \leftarrow S^2 \\ &\downarrow \\ &O^3 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.M, O.I, M.I)} &:= Z^2, \leftarrow S^3 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.O, O.I, M.I)} &:= Z^1, \leftarrow S^3 \\ &\downarrow \\ &O^2 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.I, O.I, M.I)} &:= Z^1, \leftarrow S^4 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

2.2. Mechanismen der Metaobjektivierung nach ansteigender Objektivität

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.M, O.M, M.M)} &:= Z^4 \leftarrow S^1 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.M, O.M, M.I)} &:= Z^3 \leftarrow S^2 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.M, O.I, M.I)} &:= Z^2, \leftarrow S^3 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

$$\begin{aligned} \text{Rkl(I.I, O.I, M.I)} &:= Z^1, \leftarrow S^4 \\ &\downarrow \\ &O^1 \end{aligned}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.M, O.M, M.O)} \quad := \quad Z^3 \leftarrow S^1 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^2 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.M, O.O, M.I)} \quad := \quad Z^2 \leftarrow S^2 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^2 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.O, O.I, M.I)} \quad := \quad Z^1, \leftarrow S^3 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^2 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.M, O.O, M.O)} \quad := \quad Z^2 \leftarrow S^1 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^3 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.O, O.O, M.I)} \quad := \quad Z^1, \leftarrow S^2 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^3 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.O, O.O, M.I)} \quad := \quad Z^1, \leftarrow S^2 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^3 \end{array}$$

$$\begin{array}{l} \text{Rkl(I.O, O.O, M.O)} \quad := \quad Z^1, \leftarrow S^1 \\ \quad \quad \quad \downarrow \\ \quad \quad \quad O^4 \end{array}$$

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Objekt- und Subjektvermittlung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Antiparallele Semiosen der semiotischen Subjekt-Objekt-Vermittlung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Zur Lage der Kontexturgrenzen zwischen Zeichen, Subjekt und Objekt

1. Ersetzt man die herkömmliche Konzeption der Semiotik, wie man sie bei Peirce und Bense findet und die auf dem relationalen Zeichenmodell basiert (vgl. Bense 1979, S. 53, 67), durch die in Toth (2012a) eingeführte funktionale Konzeption im Sinne der bereits von Bense selbst angedeuteten, die "Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein überbrückenden" (1975, S. 16) Zeichenfunktion als zweistellige Funktion mit "Welt und Bewußtsein" bzw. Objekt und Subjekt als Domänen und den in Toth (2012b) eingeführten Repräsentationsklassen statt Dualsystemen von Zeichenklassen und Realitätsthematiken als Codomäne

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.M) := (Z^4, O^1, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.O) := (Z^3, O^2, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.I) := (Z^3, O^1, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.O, M.O) := (Z^2, O^3, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.O, M.I) := (Z^2, O^2, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.M, O.I, M.I) := (Z^2, O^1, S^3)$$

$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.O) := (Z^1, O^4, S^1)$$

$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.I) := (Z^1, O^3, S^2)$$

$$\text{Zkl}(I.O, O.I, M.I) := (Z^1, O^2, S^3)$$

$$\text{Zkl}(I.I, O.I, M.I) := (Z^1, O^1, S^4),$$

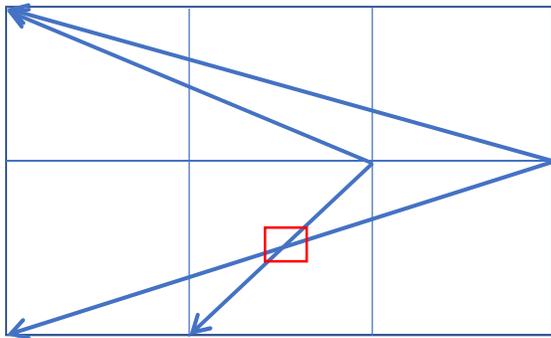
so ist es möglich, dieses neue semiotische Modell zur Bestimmung der Lage der Kontexturgrenzen zu benutzen, die nun nicht mehr zwischen Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezug der vermittelt repräsentierten Realität, d.h. in Benses "semiotischem Universum", liegen, sondern zwischen den Erkenntnisbereichen des ontischen Objekts einerseits und des meontischen Subjekts (vgl. Toth 2012c) andererseits und das heißt zwischen drei Universen.

2. Im folgenden gehen wir exemplarisch von Paaren von Zeichenfunktionen von Repräsentationsklassen aus, und zwar sollen sie zueinander adjazent sein, d.h.

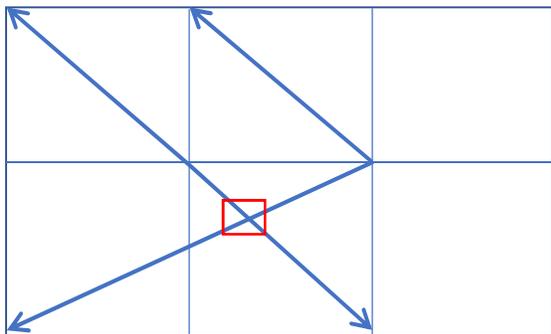
ihre Graphen sollen von Anfang an einen mindestens einen Schnittpunkt aufweisen. (Dies entspricht bei den korrespondierenden Zeichen- und Realitätsthematiken einem Zeichenzusammenhang von mindestens einem Subzeichen.)

2.1. Innerhalb der drei Universen liegende Kontexturgrenzen

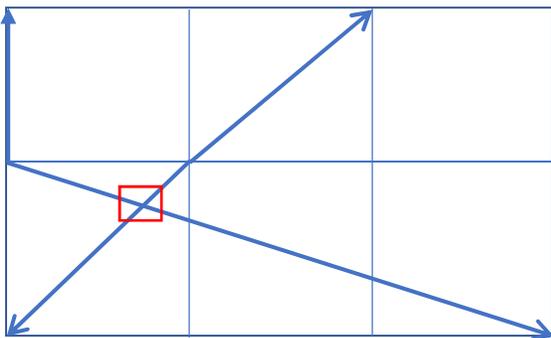
2.1. P((Z⁴, O¹, S¹), (Z³, O², S¹))



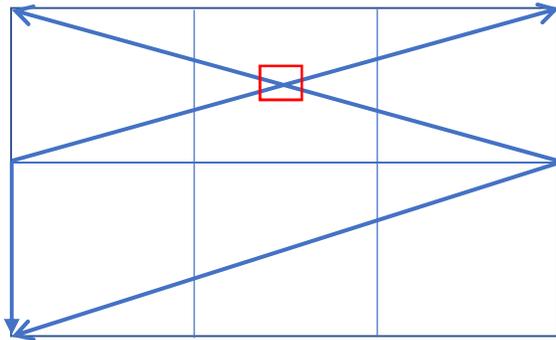
2.3. P((Z³, O¹, S²), (Z², O³, S¹))



2.6. P((Z², O¹, S³), (Z¹, O⁴, S¹))



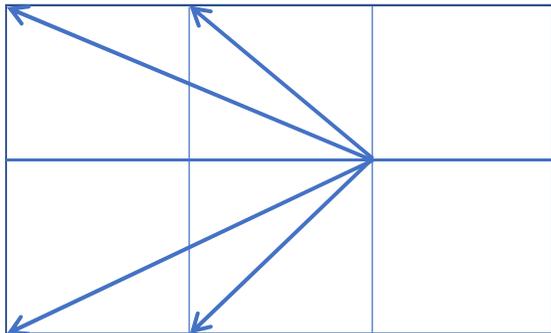
2.10. $P((Z^1, O^1, S^4), (Z^4, O^1, S^1))$



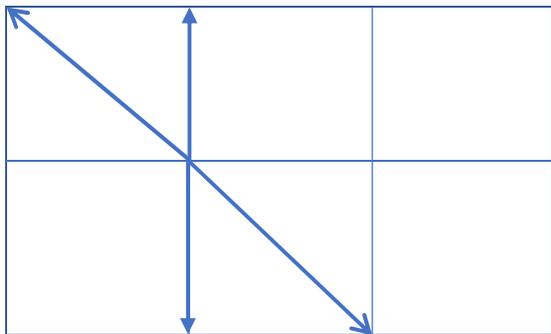
Merkwürdigerweise gibt es also nur einen Fall, in dem die Kontexturgrenze im S-Universum liegt, wogegen es drei Fälle gibt, in denen sie im O-Universum liegt.

2.2. An den Grenzen von zwei Universen liegende Kontexturgrenzen

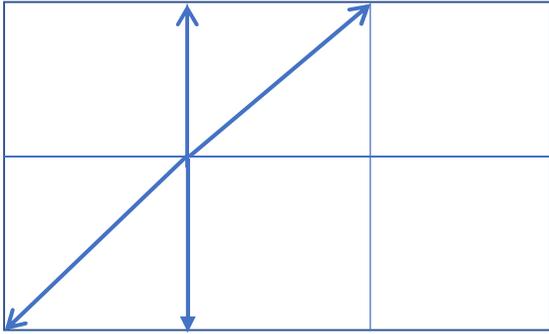
2.2. $P((Z^3, O^2, S^1), (Z^3, O^1, S^2))$



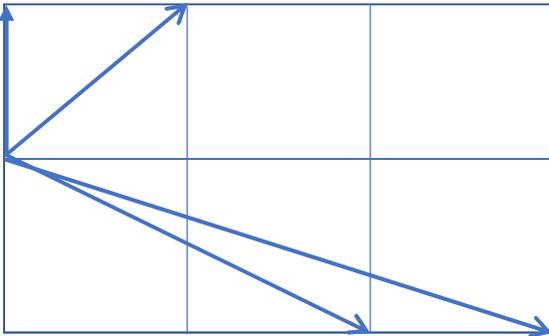
2.4. $P((Z^2, O^3, S^1), (Z^2, O^2, S^2))$



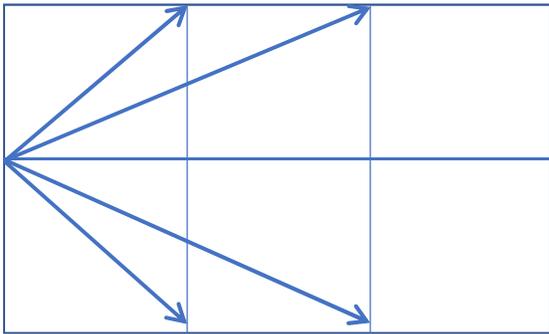
2.5. $P((Z^2, O^2, S^2), (Z^2, O^1, S^3))$



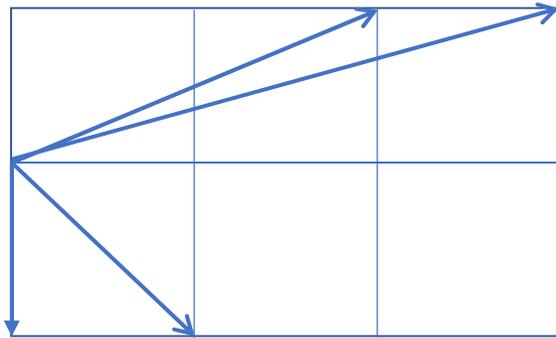
2.7 $P((Z^1, O^4, S^1), (Z^1, O^3, S^2))$



2.8. $P((Z^1, O^3, S^2), (Z^1, O^2, S^3))$



2.9. $P((Z^1, O^2, S^3), (Z^1, O^1, S^4))$



Aus den vier Fällen von innerhalb der Universen liegenden Grenzen geht ferner hervor, daß Kontexturgrenzen nicht einfach mit den Zeichen- (bzw. Subjekt- und Objekt-) Grenzen zusammenfallen, sondern also von allen drei Kategorien aus gesehen sozusagen transzendent sind. Dies darf wohl als Hinweis dafür genommen werden, daß Kontexturgrenzen nicht notwendig "scharfe Schnitt" sind (vgl. Bense 1985, S. 24)), sondern, wie schon früher von mir vermutet (vgl. Toth 2010), eher mit dem zolltechnischen Niemandsland zu vergleichen sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Kosmos atheos. Baden-Baden 1985

Toth, Alfred, Drei Formen des Kontexturübergangs. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Toth, Alfred, Objekt- und Subjektvermittlung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

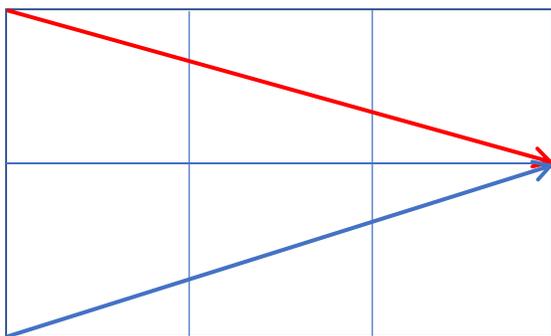
Toth, Alfred, Die Vollständigkeit der Subjekt-Objekt-Vermittlung durch das Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Toth, Alfred, Basisschemata der Metaobjektivation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012c

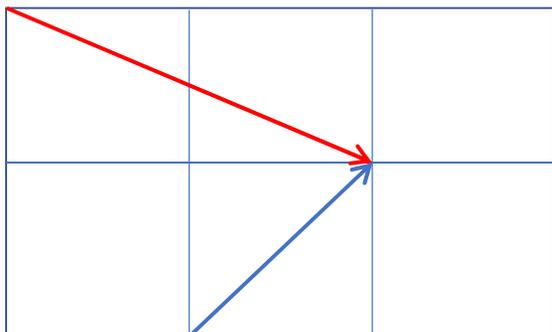
Mitführung von Objekt und Subjekt im Zeichen

1. Unter Evidenz versteht Bense "die Mitführung der Selbstgegebenheit (eines Objekts, eines Sachverhaltes, eines Phänomens etc.) in objektbezogener Repräsentanz, wobei 'Mitführung' heißt, daß das Präsentamen im Repräsentamen graduell bzw. partiell erhalten bleibt" (Bense 1979, S. 43). Hier wird also Mitführung auf das Objekt beschränkt und erscheint folglich im Objektbezug des Zeichens, das dieses Objekt bezeichnet. Allerdings besteht ja die große Neuerung des Peirceschen Zeichenmodells gerade darin, daß es mit dem Interpretantenbezug auch ein repräsentiertes Subjekt besitzt, und zwar sowohl des Subjektes, welches das Zeichen einführt als auch der Subjekte, die es verwenden. Mindestens vom thetisch einführenden Subjekt, welches dem Objekt qua Metaobjektivation (vgl. Bense 1967, S. 9) eine Zeichenrelation zuordnet, ist somit eine weitere, subjektive, Mitführung zu fordern. Das in Toth (2012a, b) formal eingeführte Modell der Zeichenfunktion (vgl. Bense 1975, S. 16), das nur den Mittelbezug als Zeichen anerkennt und es statt zu Objekt- und Interpretantenbezug zu Objekt und Subjekt in Abhängigkeit setzt, ist imstande, sowohl Objekts- als auch Subjektsmitführung zu thematisieren. Zur Darstellung verwenden wir die ebenfalls in Toth (2012b) eingeführten Schemata, welche das Zeichen als Vermittlungsfunktion zwischen Subjekt (oben) und Objekt (unten) einführen. Die Funktion der Subjektsmitführung wird rot, diejenige der Objektsmitführung blau markiert.

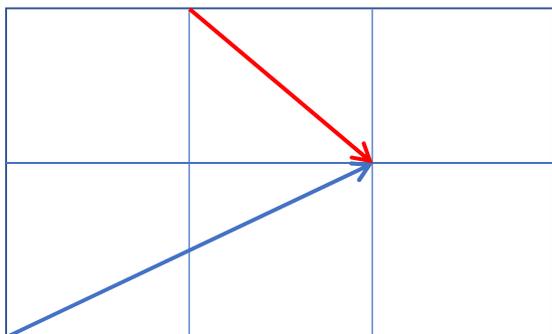
2.1. ($O^1 \rightarrow Z^4 \leftarrow S^1$)



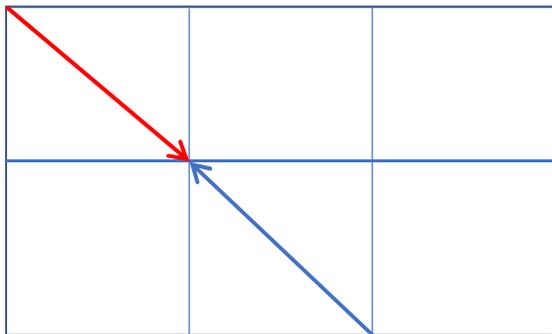
2.2. $(O^2 \rightarrow Z^3 \leftarrow S^1)$



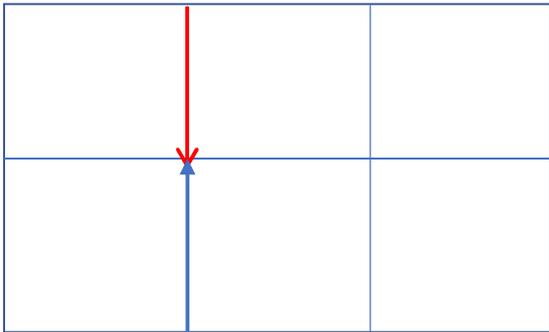
2.3. $(O^1 \rightarrow Z^3 \leftarrow S^2)$



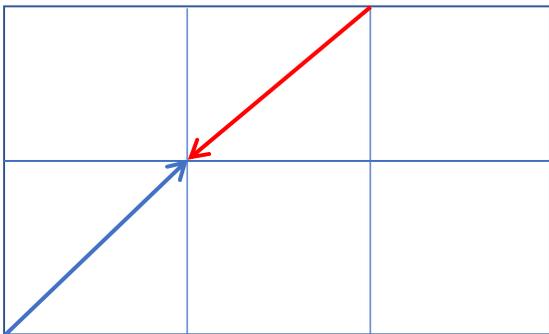
2.4. $(O^3 \rightarrow Z^2 \leftarrow S^1)$



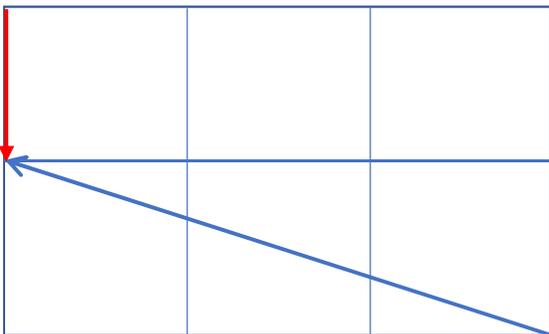
2.5. $(O^2 \rightarrow Z^2 \leftarrow S^2)$



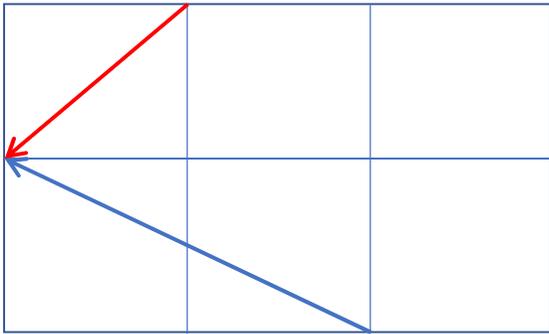
2.6. $(O^1 \rightarrow Z^2 \leftarrow S^3)$



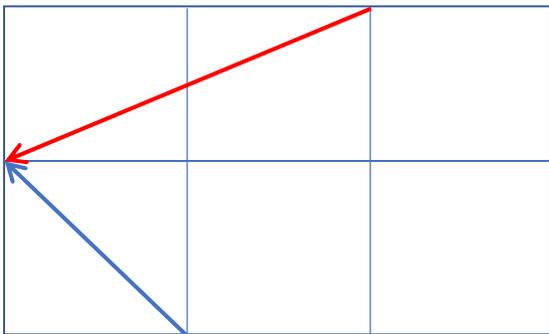
2.7. $(O^4 \rightarrow Z^1 \leftarrow S^1)$



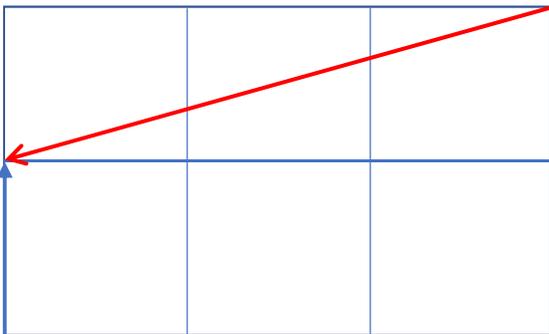
2.8. ($O^3 \rightarrow Z^1 \leftarrow S^2$)



2.9. ($O^2 \rightarrow Z^1 \leftarrow S^3$)



2.10. ($O^1 \rightarrow Z^1 \leftarrow S^4$)



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

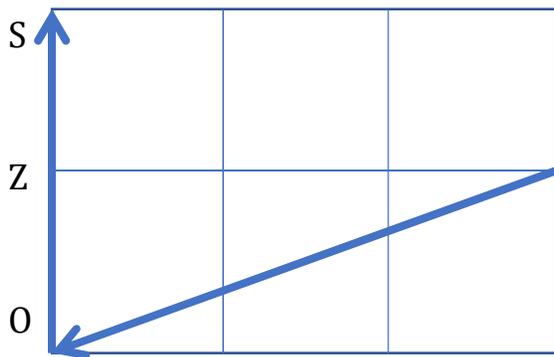
Toth, Alfred, Zum erkenntnistheoretischen Status des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Objekt- und Subjektvermittlung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

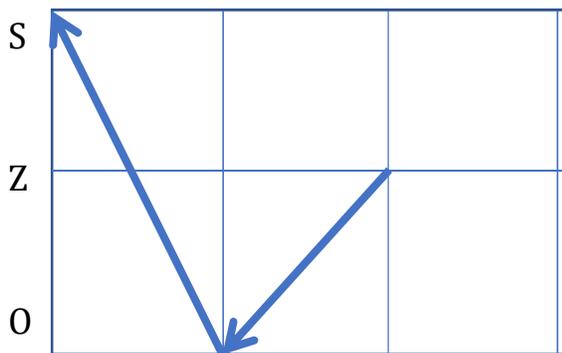
Basisschemata der Metaobjektivation II

1. In Teil I (vgl. Toth 2012a) hatten wir die Schemata der Metaobjektation der Repräsentationsklassen der Zeichenfunktion $ZF = (Z, O, S)$ einerseits nach ansteigender Objektivität und andererseits nach ansteigender Subjektivität dargestellt. Während jedoch in Benses nicht-transzendentaler Zeichenfunktion (vgl. Bense 1976, S. 60) ansteigender Semiotizität absteigende Ontizität, et vice versa, entspricht, sind in der in Toth (2012b) eingeführten transzendentalen Zeichenfunktion die beiden Kategorien wesentlich unabhängig voneinander und sollen daher im folgenden in Schemata von Funktionsgraphen dargestellt werden.

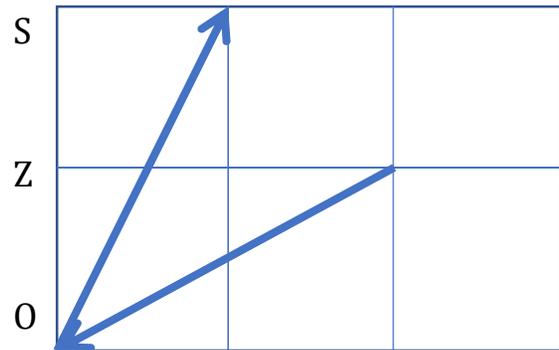
$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.M) := (Z^4, O^1, S^1)$$



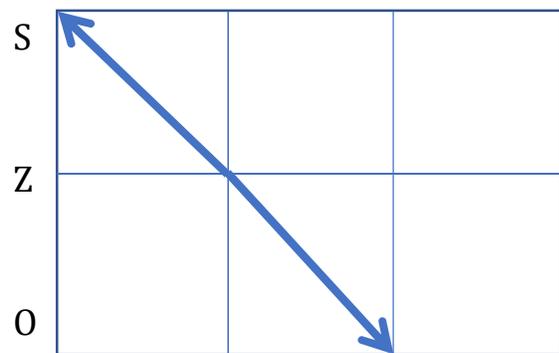
$$\text{Zkl}(I.M, O.M, M.O) := (Z^3, O^2, S^1)$$



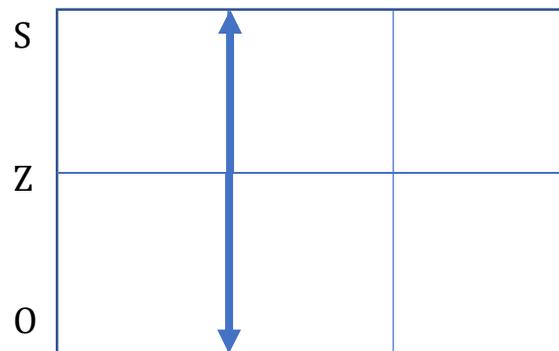
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.M}, \text{M.I}) := (\text{Z}^3, \text{O}^1, \text{S}^2)$$



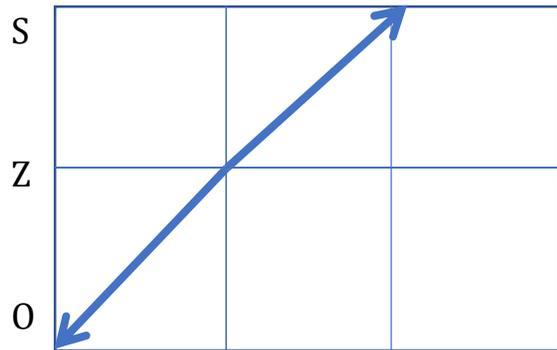
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.O}, \text{M.O}) := (\text{Z}^2, \text{O}^3, \text{S}^1)$$



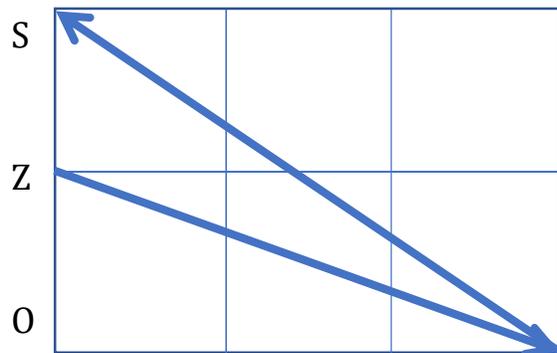
$$\text{Zkl}(\text{I.M}, \text{O.O}, \text{M.I}) := (\text{Z}^2, \text{O}^2, \text{S}^2)$$



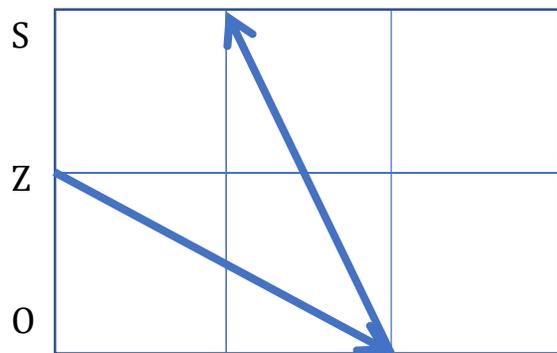
$$\text{Zkl}(I.M, O.I, M.I) := (Z^2, O^1, S^3)$$



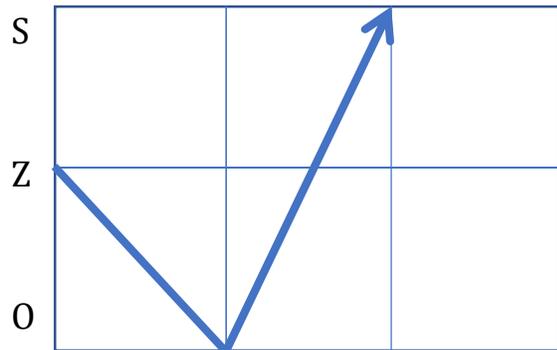
$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.O) := (Z^1, O^4, S^1)$$



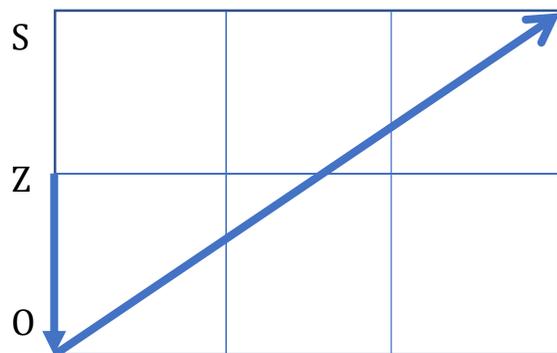
$$\text{Zkl}(I.O, O.O, M.I) := (Z^1, O^3, S^2)$$



$$\text{Zkl}(I.O, O.I, M.I) \quad := \quad (Z^1, O^2, S^3)$$



$$\text{Zkl}(I.I, O.I, M.I) \quad := \quad (Z^1, O^1, S^4)$$



Literatur

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Toth, Alfred, Basisschemata der Metaobjektivation (I). In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

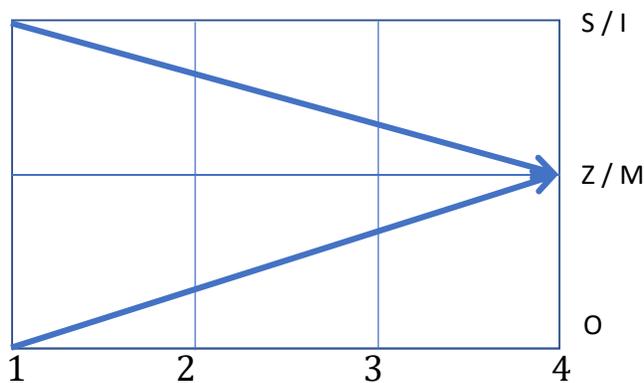
Toth, Alfred, Objekt- und Subjektvermittlung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Das semiotische ambo datur-Axiom

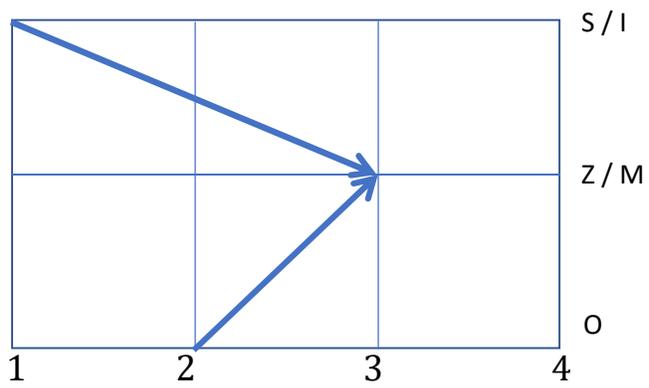
1. Während das logische tertium non datur-Gesetz bekanntlich einen dritten logischen Wert verbietet und daher die logische Zweiwertigkeit der aristotelischen Logik (zusammen mit den beiden anderen "Grundgesetzen des Denkens", den Sätzen bzw. Axiomen der Identität und des Verbotenen Widerspruchs) sanktioniert, zeige ich im folgenden, daß die Semiotik (deren wissenschaftstheoretische Stellung zur Logik ja seit Peirce umstritten ist) ein Axiom kennt, das man als ambo datur-Gesetz bezeichnen könnte. Informell gesprochen, besagt es, daß ein Zeichen bei der Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9) niemals nur objektale, sondern immer auch subjektale Anteile des "ontischen Raumes" (vgl. Bense 1975, S. 65 f.) "mitführen" muß. (Zum Begriff der semiotischen Mitführung vgl. Bense 1979, S. 42 ff.). Zum theoretischen Hintergrund vgl. Toth(2012).

2. Schemata der Subjekt-Objekt-Mitführung in den Zeichenklassen/Realitätsthematiken

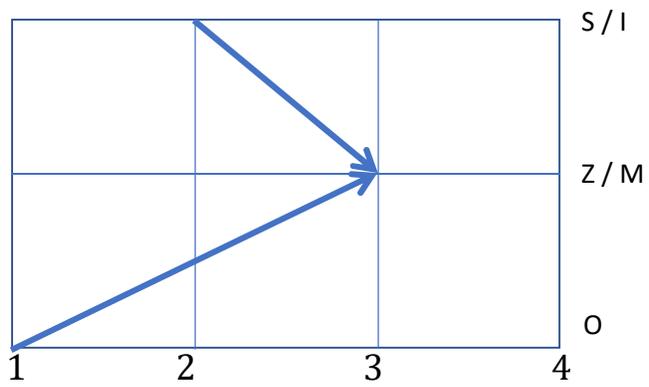
2.1. $Rpw(Z^4, O^1, S^1) = (4, 1, 1)$



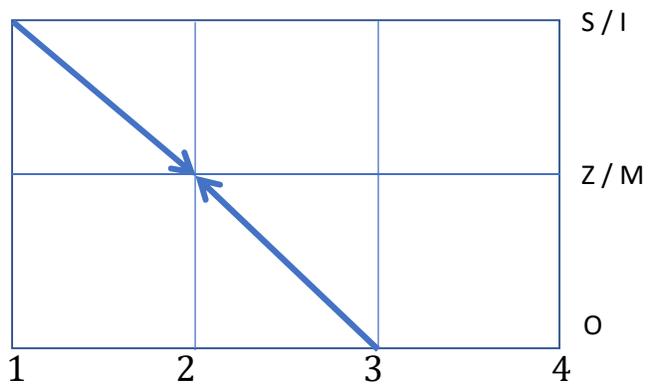
2.2. $\text{Rpw}(\mathbb{Z}^3, \mathcal{O}^2, S^1) = (3, 2, 1)$



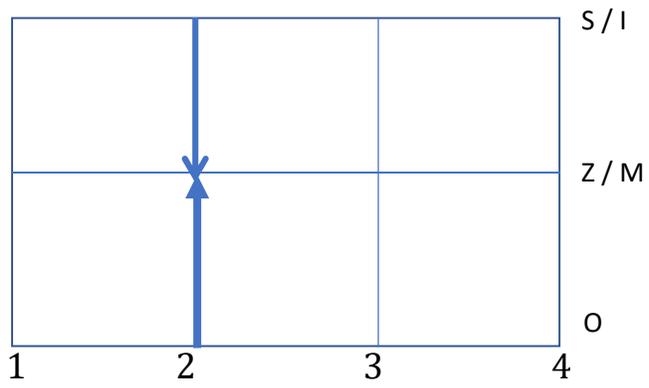
2.3. $\text{Rpw}(\mathbb{Z}^3, \mathcal{O}^1, S^2) = (3, 1, 2)$



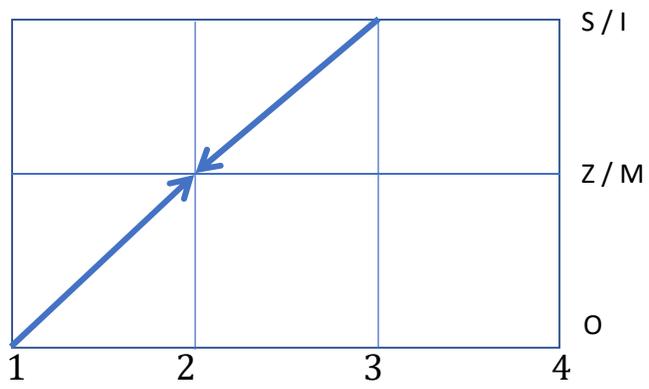
2.4. $\text{Rpw}(\mathbb{Z}^2, \mathcal{O}^3, S^1) = (2, 3, 1)$



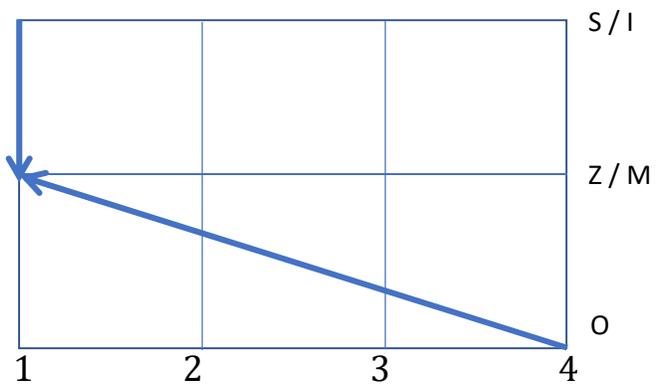
2.5. $\text{Rpw}(Z^2, O^2, S^2) = (2, 2, 2)$



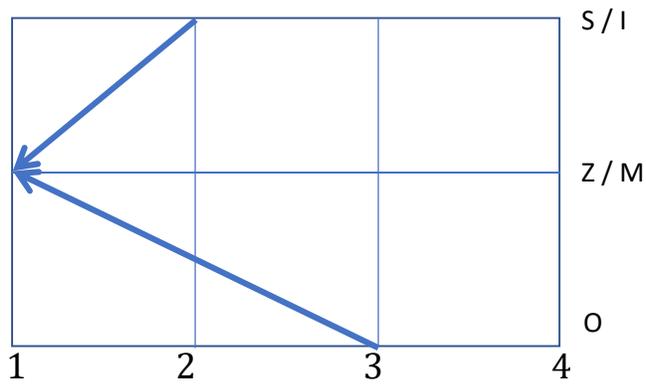
2.6. $\text{Rpw}(Z^2, O^1, S^3) = (2, 1, 3)$



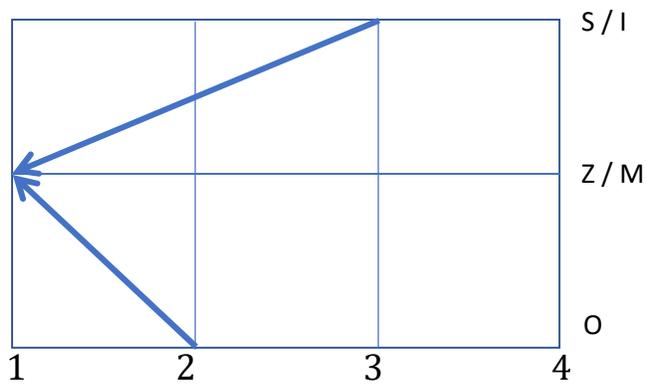
2.7. $\text{Rpw}(Z^1, O^4, S^1) = (1, 4, 1)$



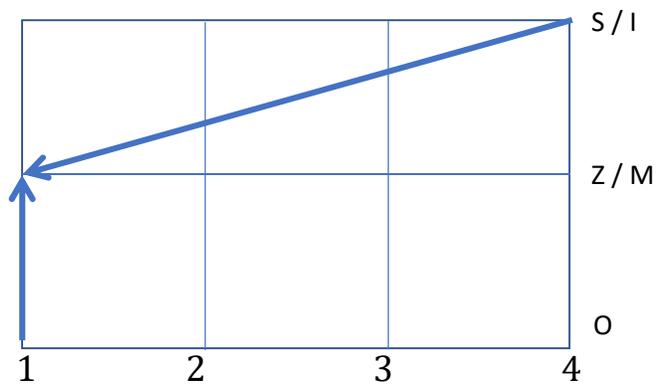
2.8. $\text{Rpw}(Z^1, O^3, S^2) = (1, 3, 2)$



2.9. $\text{Rpw}(Z^1, O^2, S^3) = (1, 2, 3)$



2.10. $\text{Rpw}(Z^1, O^1, S^4) = (1, 1, 4)$



Von einer semiotischen "Homöostase" der Subjekt-Objekt-Mitführung durch das Zeichen kann also nur bei 2.5. $\text{Rpw}(Z^2, O^2, S^2) = (2, 2, 2)$ die Rede sein, d.h. beim Repräsentationsschema der Eigenrealität (vgl. Bense 1992).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Repräsentationwerte von Zeichenfunktionen und trichotomische Werte von Zeichenrelationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Semieose und "Ontose"

1. Nach Bense kann "jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9). In diesem Fall ist also das Objekt dem Zeichen vorgegeben und folglich ihm primordial; wir drücken dies wie folgt aus

$\Omega \rightarrow Z_{\Omega}$.

Der Index am Zeichen bezieht sich dabei auf die Bensesche Operation der "Mitführung" (vgl. Bense 1979, S. 42 ff.), denn ganz egal, ob der Objektbezug von Z iconisch, indexikalisch oder symbolisch ist, das Zeichen wird ja nicht irgendeinem, sondern einem bestimmten Objekt zugeordnet, und sei dies nur zum Zeitpunkt bzw. Anlaß der Semiose.

2. Wenn wir uns nun aber die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments (Gen. 1, 1, Übers. von Martin Buber und Franz Rosenzweig) in Erinnerung rufen (Hervorhebungen durch mich, A.T.)

Gott *sprach*: Licht werde! Licht ward. Gott sah das Licht: daß es gut ist.

Gott schied zwischen dem Licht und der Finsternis.

Gott *rief* dem Licht: Tag! und der Finsternis rief er: Nacht!

Abend ward und Morgen ward: Ein Tag.

Gott *sprach*:

Gewölb *werde* inmitten der Wasser

und *sei* Scheide von Wasser und Wasser!

Gott machte das Gewölb

und schied zwischen dem Wasser,

das unterhalb des Gewölbs war

und dem Wasser, das oberhalb des Gewölbs war.

Es ward so.

Dem Gewölb *rief* Gott: Himmel!

Abend ward und Morgen ward: zweiter Tag [...],

Hier liegt offenbar die genaue Umkehrung der Semiose, d.h. des obigen Falles 1, vor, denn nicht das Zeichen wird auf das Objekt abgebildet, sondern das

Objekt auf das Zeichen, nämlich auf die "Sprechakte" des Weltenschöpfers. Somit ist in diesem Fall 2 das Zeichen dem Objekt vorgegeben und primordial

$$Z \rightarrow \Omega_Z.$$

Das hier nicht das Semeion entsteht (Semiose), sondern das Objekt, könnte man in diesem Fall von "Ontose" sprechen. Bei ihr wird natürlich kein Objekt, sondern das Zeichen mitgeführt.

3. Berücksichtigt man die beiden Mitführungen der beiden Prozesse, wie wir es getan haben, so erkennt man, daß die beiden anscheinend diametralen Prozesse der Semiose und der "Ontose" keineswegs umkehrbare Funktionen sind:

$$f_1: (\Omega \rightarrow Z_\Omega)^{-1} \neq Z \rightarrow \Omega_Z,$$

$$f_2: (Z \rightarrow \Omega_Z)^{-1} \neq \Omega \rightarrow Z_\Omega.$$

Bei f_1 hat Z_Ω gemäß den drei möglichen Objektrelationen eine Schnittmenge mit derjenigen von Ω , für die lediglich der Fall der Äquipollenz ausgeschlossen ist, d.h. die Merkmalsmenge des Zeichens und diejenige des Objekts dürfen niemals gleich sein, da sonst Zeichen und Objekt gar nicht unterscheidbar und die Einführung des dem primordialen Objekt posterioren Zeichens einfach sinnlos wäre. Einfach gesagt, enthält das Zeichen immer weniger Information als das von ihm bezeichnete Objekt. Das gilt also z.B. sowohl für das Bild der Geliebten als auch für ihre Haarlocke, und in Sonderheit für ihren Namen.

Bei f_2 ist es jedoch faktisch so, daß das dem primordialen Zeichen posteriore Objekt mehr Information enthält als das Zeichen, und gerade in dieser aller Naturwissenschaft zuwider laufenden Folgerung beruht ja der Schöpfungsakt. Die das Objekt erst ermöglichende, relativ zum Zeichen "überschüssige" Information muß also dem Willen entstammen, der damit, ebenfalls in Umkehrung zur alltäglichen Erfahrung, als dem Denken primordial gesetzt wird. In diesem Fall 2 liegt also, um mit Gotthard Günther zu sprechen, eine (der "ontischen" des Falles 1) weniger entgegen gesetzte als gegenläufige "meontische" Schöpfung vor. Semiose ist damit ontisch, "Ontose" ist meontisch, oder formal ausgedrückt

$$f_1: \text{Inf}(Z) < \text{Inf}(\Omega)$$

$f_2: \text{Inf}(Z) > \text{Inf}(\Omega)$.

Man bemerkt außerdem, daß der Fall der Gleichheit der Informationen bzw. der Äquipollenz der Merkmalsmengen von Zeichen und Objekt wiederum ausgeschlossen ist.

4. Versucht man also, die beiden "asymmetrischen" Prozesse, wie sie durch die Funktionen f_1 und f_2 definiert sind, zu konkatenieren,

$$g = (f_2 \circ f_1) = (Z \rightarrow \Omega_Z) \circ (\Omega \rightarrow Z_\Omega)$$

so müssen auf dem Boden der klassischen Logik (welcher der Fall 2 natürlich radikal zuwider läuft) Widerspruch und Inkommensurabilität resultieren. Solche Versuche hatte in glänzender Weise Oskar Panizza unternommen, und ich illustriere einen von ihnen aus dessen "Mondgeschichte" (1890):

Am Anfang war der große Käs, der tief drunten im Nebel hockt, und schnarcht, und in Dampf eingewickelt ist. Aber noch ehe der große Käs war, war das Mondhaus, das unter dem Gewölbe herrscht. Und das Mondhaus ward erleuchtet, und ernährt, von der großen Butterkugel, die am Himmel schwebt. Und ihre fetten Strahlen befruchteten das Mondhaus, und es ward dick davon. Und eines Tages, als der Mond überdick war, sprang er auf und gebar den großen Käs, der hinunterfiel in die Tiefe, wo er in der Finsternis schnarcht.

Hier weiß man also nicht, ob der Mond oder die Erde ("der große Käs") primordial war. Nun macht aber der Ich-Erzähler der "Mondgeschichte" die Reise auf den Mond nicht nur hin, sondern auch zurück. Obwohl der Protagonist nur zwei Monate auf dem Mond war, zeigt sich die Inkommensurabilität der beiden asymmetrischen Prozesse bei seiner Rückkehr auf die Erde in erschreckender Weise:

Ich blickte in das vollständig blind gewordene Glas [des Spiegels, A.T.] und blieb fast starr vor Schrecken: mein Haar war fast vollständig ergraut; mein Gesicht zitronengelb und ledern; meine Augen erloschen, und um den Mundwinkeln hatte ich, wie festgefroren, jenen Zug der Bitterkeit, wie ich ihn beim Mondmann in seinen düsteren Stunden bemerkt hatte.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Panizza, Oskar, Dämmerungsstücke. Leipzig 1890

Relationen des ontisch-semiotischen Zwischenbereichs

1. In Toth (2013a) waren wir von Benses Werkzeugrelation (Bense 1981, S. 33)

WR = (Mittel, Gegenstand, Gebrauch)

ausgegangen und hatten festgestellt, daß es sich dabei um eine Relation zwischen (mindestens) einem Objekt und einem *expliziten* Subjekt handelt, welches den Gebrauch eines Mittels für einen Gegenstand determiniert. WR ist somit keinesfalls als präsemiotisch im Sinne Bense (1975, S. 65 f.) zu verstehen, um mit ihrer Hilfe "kategoriale Objekte" zu thematisieren, die sich innerhalb eines dem semiotischen gegenüber gestellten "ontischen Raumes" befinden. Hingegen bietet die in Toth (2013b) definierte ternäre Objektrelation

OR = (Materialität, Objektivität, Eingebettetheit),

da sie nur ein *implizites* Subjekt voraussetzt, die Möglichkeit, kategoriale Objekte zu thematisieren, sofern man akzeptiert, daß die drei Kategorien der Materialität, Objektivität und Eingebettetheit objektale Basiskategorien einer Ontik sind genau so wie die drei Kategorien des Mittel-, Objekt- und Interpretantenbezugs zeichenhafte Basiskategorien einer Semiotik sind.

2. Dennoch kann natürlich nicht geleugnet werden, daß WR eine im Zwischenbereich zwischen Ontik und Semiotik angesiedelte Relation ist, die sich z.B. dazu eignet, die von Bense (1973, S. 70 f.) eingeführten semiotischen Objekte in ihrem Zwitterstatus zwischen Objekten und Zeichen zu bestimmen. Eine weitere Relation aus dem ontisch-semiotischen Zwischenbereich, die allerdings näher dem semiotischen als dem ontischen Raum und somit auch zwischen WR und der Peirceschen Zeichenrelation ZR liegt, wurde in Toth (2010) besprochen

GR = (Form, Funktion, Gestalt).

Man erkennt übrigens die größere Nähe von GR zum semiotischen Raum durch das "Hinaufrücken" der Kategorie Funktion bzw. Gebrauch vom Ort des dritten zu demjenigen des zweiten Relatums in GR relativ zu WR. Zusammenfassend haben wir also

OR = (Materialität, Objektivität, Eingebettetheit)

WR = (Mittel, Gegenstand, Gebrauch)

GR = (Form, Funktion, Gestalt).

3. Es bleibt uns somit, den Übergang von (OR → WR → GR) → ZR mit

ZR = (R(Mittel), (R(Objekt), R(Interpretant)))

(vgl. Bense 1979, S. 53) zu bestimmen. Wir befinden uns innerhalb des ontisch-semiotischen Zwischenraums offenbar an einem Ort des "relationalen Scheins", wie sich Matthias Götz ausdrückte: "Relationaler Schein bedeute dabei zunächst nichts anderes, als die objektiv-relative Kontraposition zur subjektiv-absoluten Sphäre der Objektbeschreibung" (1982, S. 3). "Um die Konstitution des Scheins als 'äußerste Realität' genauer zu umreißen, stehen die Schein-Umgebungen zur Diskussion, zu deren Kennzeichnung der Begriff des Nullzeichens eingeführt sei⁴. Als Nullzeichen fungieren diejenigen Bedingungen, die der Schein zur Voraussetzung haben muß, welche ihm als solche jedoch nicht zugehören" (Götz 1982, S. 4). Götz unterscheidet in der Folge drei solcher Nullzeichen, die offenbar eine "präsemiotische" Triade bilden: "SEKANZ als einer diaphragmatischen Bedingung, die allererst als solche bezeichnet werden muß, um semiotische Vermittlung zu ermöglichen (Ungeschiedenes ist nicht repräsentabel); der SEMANZ als der Bedingung, Form als Form beschreibbar zu lassen; und endlich der SELEKTANZ als Bedingung nachträglicher Nutzung, wenn diese als selektiver Vorgang aufgefaßt ist, oder allgemeiner: als Umgang mit dem Objekt" (1982, S. 4). Wir haben also

PR = (Sekanz, Semanz, Selektanz)

⁴ Der Begriff der Nullheit war bereits von Bense (1975, S. 65 f.) eingeführt worden und in der Folge von seinem Schüler H. M. Stiebing weiter entwickelt worden. Der linguistische Begriff des Nullzeichens geht auf R. Jakobson zurück.

und bekommen somit die folgende Strukturierung des ontisch-semiotischen Zwischenbereichs

$(OR \rightarrow WR \rightarrow GR \rightarrow PR \rightarrow ZR)$,

welche als strukturelle Bestimmung der Abbildung eines Objektes auf ein Zeichen im Sinne der von Bense (1967, S. 9) eingeführten Metaobjektivation aufgefaßt werden kann.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Götz, Matthias, Schein Design. Die Form und ihre Planung in semiotischer Sicht. Diss. Stuttgart 1982

Toth, Alfred, Ein gestalttheoretisches Modell für die kleine und die große semiotische Matrix. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Toth, Alfred, Werkzeugrelation und Objektrelation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Definition der objekttheoretischen Triade. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Metaobjektivation als Vermittlung von objektaler Konkatenation und semiotischer Superposition

1. Der Begriff der semiotischen (algebraischen) "Superposition" ist – ebenso wie das Thema des vorliegenden Aufsatzes als ganzem – einer ausgezeichneten Arbeit Rudolf Kaehrs entliehen (vgl. Kaehr 2012). In der genannten Arbeit bespricht Kaehr einige fundamentale Definitionen meiner sog. Objekttheorie. Diese ist der immer dringender zu spürenden Notwendigkeit entsprungen, mit der von Bense (1975, S. 64 ff.) gemachten Unterscheidung zwischen "ontischem" und "semiotischem Raum" Ernst zu machen und die Bedingungen für die von Bense (1967, S. 9) als "Metaobjektivation" bezeichnete Zeichengenese im ontischen Raum bzw. in der Abbildung des ontischen auf den semiotischen Raum zu suchen, d.h. der Semiotik als Zeichentheorie eine umfassende Ontik als Objekttheorie gegenüberzustellen.

2.1. Wie bekannt (vgl. Toth 2012), ist die sog. Objektrelation eine triadische Relation über drei linear geordneten triadischen Relata

$$\Omega^3 = (\mathfrak{M}^3, \mathfrak{D}^3, \mathfrak{S}^3),$$

denn die Nicht-Verschachteltheit dieser Relata wird verlangt durch ein Axiom Benses, das ich den "Satz über das triadische Objekt" nennen möchte: "Wenn mit Peirce ein Zeichen ein beliebiges Etwas ist, das dadurch zum Zeichen erklärt wird, daß es eine triadische Relation über M, O und I eingeht, so ist zwar das Zeichen als solches eine triadische Relation, aber der Zeichenträger ein triadisches Objekt, ein Etwas, das sich auf drei Objekte (M, O, I) bezieht" (Bense ap. Bense/Walther 1973, S. 71). Da nun für jeden Zeichenträger \mathfrak{T}

$$\mathfrak{T} \subset \Omega^3$$

gilt, folgen die drei Möglichkeiten

$$\mathfrak{T} \subset \mathfrak{M}^3$$

$$\mathfrak{T} \subset \mathfrak{D}^3$$

$$\mathfrak{T} \subset \mathfrak{S}^3.$$

2.2. In einer auf der klassischen aristotelischen Logik gegründeten Semiotik (die von Kaehr in der genannten sowie in zahlreichen weiteren Schriften m.E.

zurecht kritisiert wird) können wir somit ein elementares System, bestehend aus Zeichen und Objekt, konstruieren. (Da dieses System den klassischen Dichotomien folgt, nimmt also das Zeichen in ihm die Rolle des Subjektes ein.) Wir haben somit

$$U(\Omega^3) = Z^3$$

und

$$U(Z^3) = \Omega^3.$$

Nun ist aber nach Bense (1979, S. 53 u. 67)

$$Z^3 = (M^1, (O^2, (I^3))),$$

und somit bekommen wir

$$U(M^1) = O^2$$

$$U(O^2) = I^3$$

sowie wegen der durch Benses semiotische Graphentheorie (vgl. bes. Bense 1971, S. 33 ff. u. 81) definierten Zyklizitätsbedingung

$$U(I^3) = M^1.$$

Der große Vorteil des hier skizzierten Verfahrens ist also, daß der von Kaehr (a.a.O.) - wiederum zurecht - kritisierte axiomatische "Parallelismus" in der systemtheoretischen Definition von Zeichen und Objekt nun aus unabhängigen Prämissen folgt, nämlich aus den beiden erwähnten Sätzen Benses, dem "Satz über das triadische Objekt" und der semiotischen Zyklizitätsbedingung.

2.3. Damit sind aber bereits soweit, daß wir die von Kaehr anvisierte Vermittlung der linear konkatenierten Objektrelation Ω^3 und der nicht-linear verschachtelten Zeichenrelation Z^3 formal bewältigen können. Aus $U(\Omega^3) = Z^3$ und $U(Z^3) = \Omega^3$ folgt sofort

$$U(\mathfrak{M}^3, \mathfrak{O}^3, \mathfrak{I}^3) = (M^1, (O^2, (I^3)))$$

und

$$U((M^1, (O^2, (I^3)))) = (\mathfrak{M}^3, \mathfrak{O}^3, \mathfrak{I}^3).$$

Durch Einsetzen bekommen wir

$$1. U(\mathfrak{M}^3, \mathfrak{D}^3, \mathfrak{S}^3) = (U(I^3), (U(M^1), (U(O^2))))$$

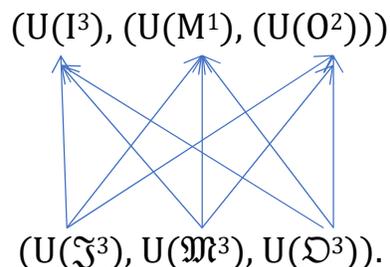
$$2. U((M^1, (O^2, (I^3))) = (U(\mathfrak{S}^3), U(\mathfrak{M}^3), U(\mathfrak{D}^3)),$$

d.h. das Objekt wird nun durch das Zeichen und das Zeichen wird durch das Objekt definiert. Somit erscheint nun auch die z.B. von Georg Klaus und Albert Menne axiomatisch festgesetzte Objekt-Zeichen-Isomorphie als Folge der beiden Sätze Benses!

Wegen Benses Satz über das triadische Objekt kann die Metaobjektivierung nicht in einer gliedweisen Abbildung der Objekt- auf die Zeichenrelation vorstatten gehen. (Da das Objekt durch das Zeichen definiert wird, würde dies ohnehin die Entfernung der Verschachtelung, d.h. die Herstellung einer linearen Zeichenrelation, i.a.W. einen vollkommenen Unsinn, erfordern!). Für die allgemeine Form der Metaobjektivierung

$$\Omega \rightarrow Z = (U(I^3), (U(M^1), (U(O^2)))) \rightarrow (U(\mathfrak{S}^3), U(\mathfrak{M}^3), U(\mathfrak{D}^3))$$

bekommen wir also



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Kaehr, Rudolf, Zu einer Komplementarität in der Graphematik. In: Thinkartlab, 12.4.2012

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Die Einbettung des 0-relationalen Objektes in die triadische Zeichenrelation

1. Wie bereits zu Anfang von Toth (2013) besprochen, führte Bense im Rahmen einer wenigstens in ihren Anfängen entwickelten topologischen (genauer: invariantentheoretischen) Semiotik zusätzlich zu den drei durch Erst-, Zweit- und Drittheit charakterisierten Relata der peirceschen Zeichenrelation die Nullheit ein: "Ein unabhängig von jeder Zeichenrelation existierendes, aber mögliches Mittel M° hat die Relationszahl $r = 0$ (...). Der Raum mit der 0-relationalen oder 0-stelligen semiotischen Struktur wäre kein semiotischer Raum, sondern der ontische Raum aller verfügbaren Etwase O° , über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt wird" (Bense 1975, S. 65).

2. Benses leider in der Folge nicht weitergeführter Ansatz führt weit über eine bloß formale Erweiterung der triadischen Zeichenrelation hinaus. Die Einbettung des Objektes, das zum Zeichen erklärt wird, im Sinn eines "disponiblen Objektes" (Bense 1975, S. 45 ff.) in die Zeichenrelation bedeutet vom Standpunkt der Ontologie und Erkenntnistheorie die Aufhebung der kontextuellen Grenze zwischen Objekt und Zeichen. Nun besagt allerdings gerade Benses semiotische Invariantentheorie (Bense 1975, S. 39 ff.) in ihrem Kern, daß zwar ein Objekt ein Zeichen, aber umgekehrt ein Zeichen kein Objekt irgendwie beeinflussen kann, d.h. es steht, wenigstens auf dem Boden der Gültigkeit des zweiwertigen logischen Tertium-Gesetzes, der Metaobjektivation

$f: \Omega \rightarrow Z$

keine konverse Abbildung

$f^{\circ}: Z \rightarrow \Omega$

gegenüber. Damit wird in Sonderheit die Zeichengenese zu einem nicht-umkehrbaren Prozeß, was ich in impressionistischer Weise einmal im Slogan "Einmal Zeichen – immer Zeichen" ausgedrückt hatte. Somit haben wir einen scheinbaren Widerspruch vor uns: einerseits die Aufhebung der kontextuellen Grenze zwischen Objekt und Zeichen durch Einbettung des Objektes in die Zeichenrelation, andererseits das Weiterbestehen der Kontexturgrenze, aus-

gedrückt durch das invariantentheoretische Verbot der Konversion der Metaobjektivation.

3. Zur Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs sei daran erinnert, daß Benses Einführung der Nullheit für den Fall $r = 0$ dem semiotischen Raum, der durch die Zeichenrelation für die Fälle von $r > 0$ charakterisiert ist, einen ontischen Raum gegenüberstellt, indem das Objekt als 0-stellige Relation definiert wird. Daraus folgt also, daß die Einbettung des Objektes in die Zeichenrelation nur eine scheinbare ist, indem sich die Nullheit nur scheinbar mit der Erst-, Zweit- und Drittheit relational verbindet. Für die Ordnung der das Objekt einbettenden Objekt-Zeichen-Relation (OZR) gibt es es somit vier Möglichkeiten:

$$\text{OZR}_1 = (\Omega, (\text{ZR}))$$

$$\text{OZR}_2 = ((\text{ZR}), \Omega)$$

$$\text{OZR}_3 = (\text{M}, \Omega, \text{O}, \text{I})$$

$$\text{OZR}_4 = (\text{M}, \text{O}, \Omega, \text{I}),$$

von denen die beiden ersten nach dem soeben Gesagten isomorph sind. Es bedeutet weiter, daß selbst dann, wenn das Objekt tatsächlich in die Zeichenrelation hinein gebettet wird, es dort keine relationalen Verbindungen mit M, O oder I eingehen kann. Es bedeutet jedoch nicht, daß daraus ein Verbot zur Bildung kartesischer Produkte mit der Nullheit resultiert, denn kartesische Produkte sind sowohl, was diejenigen, die aus ZR, als diejenigen, die aus OZR gebildet werden, in der Semiotik seit Bense (1975, S. 100 ff.) grundsätzlich unabhängig von der relationalen Stelligkeit ihrer Glieder. D.h. es kann z.B. eine Erstheit sowohl eine Erstheit, als auch eine Zweit- und Drittheit "binden" (1.1, 1.2, 1.3), und da für jedes Subzeichen auch seine konverse Relation innerhalb der semiotischen Matrix definiert ist, kann also, kurz gesagt, jede Relation jede Relation semiotisch "binden" (1.1, ..., 3.3).

Man kann diesen Sachverhalt nun sehr schön mittels den in Toth (2013) aufgezeigten tetradischen semiotischen Transformationsmatrizen aufzeigen.

1. Grundmatrix

0.0	0.1	0.2	0.3
1.0	1.1	1.2	1.3
2.0	2.1	2.2	2.3
3.0	3.1	3.2	3.3

2. $M_{\tau 1}$:

1.1	1.2	1.3	1.0
2.1	2.2	2.3	2.0
3.1	3.2	3.3	3.0
0.1	0.2	0.3	0.0

3. $M_{\tau 2}$:

2.2	2.3	2.0	2.1
3.2	3.3	3.0	3.1
0.2	0.3	0.0	0.1
1.2	1.3	1.0	1.1

4. $M_{\tau 3}$:

3.3	3.0	3.1	3.2
0.3	0.0	0.1	0.2
1.3	1.0	1.1	1.2
2.3	2.0	2.1	2.2

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Transformationszyklen des ontischen und semiotischen Raumes.
In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013

Ist es möglich, das Zeichen in die Objektrelation einzubetten?

1. Die in Toth (2013a) dargestellte Einbettung des Objektes, definiert als 0-stellige Relation, in die triadische, aus einer monadischen, einer dyadischen und einer triadischen Teilrelation bestehenden Zeichenrelation ist die Weiterführung von Grundvoraussetzungen Benses zu einer invariantentheoretischen topologischen Semiotik (vgl. Bense 1975, S. 39 ff., 45 ff., 64 ff.). Dabei wurden folgende vier Möglichkeiten der ontisch-semiotischen Transformation aufgezeigt, welche nicht mehr und nicht weniger als die einzigen bisher bekannten Abbildungen der Metaobjektivation oder thetischen Einführung des Zeichens bedeuten:

$$\text{OZR}_1 = (\Omega, (\text{ZR}))$$

$$\text{OZR}_2 = ((\text{ZR}), \Omega)$$

$$\text{OZR}_3 = (\text{M}, \Omega, \text{O}, \text{I})$$

$$\text{OZR}_4 = (\text{M}, \text{O}, \Omega, \text{I})$$

mit $(\Omega, (\text{ZR})) \cong ((\text{ZR}), \Omega)$, wie sofort aus der 0-stelligkeit von Ω folgt.

2. Nun besagt Benses Invariantentheorie in ihrer Grundaussage, daß im Rahmen der thetischen Einführung zwar das Objekt das Zeichen, aber umgekehrt nicht das Zeichen das Objekt irgendwie beeinflussen kann. Der Wegfall dieses semiotischen Satzes ist somit gleichbedeutend mit dem Wegfallen des logischen Drittensatzes. In Sonderheit folgt aber, quasi als Lemma, aus dem semiotischen Satz nicht Nicht-Konvertierbarkeit der Metaobjektivation, d.h. der Abbildung

$$f: \quad \Omega \rightarrow \text{Z}$$

steht keine "vernünftige" Abbildung

$$f^\circ: \quad \Omega \leftarrow \text{Z}$$

gegenüber. In anderen Worten: Ein Objekt, das zum Zeichen erklärt wird, kann nicht mehr zum Objekt "zurückerklärt" werden, denn daraus würde die Aufhebung der kontextuellen Grenze zwischen Zeichen und Objekt folgen, d.h. das Zeichen könnte nun auch sein Objekt beeinflussen, kurz gesagt: Objekt und

Zeichen wären austauschbar und damit nicht-unterscheidbar geworden. Letztlich würde die simultane Gültigkeit der beiden Abbildungen f und f° also die Existenz einer Semiotik als überflüssig, ja sogar als unsinnig erscheinen lassen.

3. Diesen Folgerungen steht allerdings die praktische und daher allbekannte Erfahrung gegenüber, daß ich sehr wohl einerseits mein Taschentuch verknoten und damit dieses Objekt zum Zeichen für ein "beliebiges Etwas" (Bense 1967, S. 9) erklären kann – z.B. daß ich nicht vergesse, morgen meine Tochter vom Kindergarten abzuholen. Andererseits kann ich jedoch ebenfalls sehr wohl – nachdem ich dann meine Tochter tatsächlich abgeholt habe – das Taschentuch wieder entknoten und damit das Zeichen wieder in sein ursprüngliches Objekt zurückverwandeln. Ferner sollte man bei alledem die wichtige Tatsache nicht vergessen, daß mein Taschentuch immer ein Taschentuch, d.h. ein Objekt, geblieben ist, auch in der Zeit, da ich es als Zeichen verwendet habe. Wir folgern daraus, daß Metaobjektivation kein substitutiver, sondern ein iterativer, genauer: duplizierender Prozeß ist: Zeichen können (und sollen) ihre Objekte nicht ersetzen, sie sollen sie vielmehr, indem sie ihnen Objektkopien gegenüberstellen, örtlich und zeitlich sowie in anderen Objekt-Aspekten leichter zugänglich machen. Das Matterhorn kann ich nicht in die USA senden – wohl aber eine Postkarte mit seinem Bild darauf. Einen geliebten Menschen kann ich nicht ewig leben lassen – wohl aber seine Existenz über seinen Tod hinaus mit einer Photographie dokumentieren, d.h. quasi-konservieren. Somit steht dem semiotischen Invarianzsatz in paradoxer Weise das simultane Besatehen beider Abbildungen f und f° gegenüber.

4. Ähnlich wie wir das semiotische Kontexturparadox in Toth (2013a) aufgelöst haben, können wir jedoch auch das zuvor skizzierte semiotische Invarianzparadox auflösen, umso mehr, als beide Scheinparadoxe engstens miteinander zusammenhängen. In Wahrheit handelt es sich bei der Metaobjektivation nämlich nicht um die Abbildung f , sondern um eine Abbildung

$$g: \quad \Omega \rightarrow \{\Omega, Z\},$$

und die Umkehrung dieser Abbildung ist keine Konversion, sondern eine Abbildung

$$h: \{\Omega, Z\} \rightarrow \Omega,$$

d.h. es handelt sich im ersten Fall (g) um eine Bifurkation, in der das Objekt konstant bleibt und eine Kopie von diesem Objekt an seine Seite gestellt wird, während es sich im zweiten Fall (h) um eine Absorption der Kopie im kopierten Objekt handelt. Wenigstens solange wir es tatsächlich, wie von Bense (1975, S. 65) intendiert ("verfügbares Etwas"), mit realen und nicht mit kategorialen oder ähnlichen abstrakten Pseudo-Objekten zu tun haben, steht einer Koexistenz der beiden Abbildungen g und h gar nichts entgegen. Z.B. kann ich ein Objekt A photographieren, dann habe ich simultan A und K(A), und ich kann anschließend die Photographie, d.h. K(A), vernichten, dann bleibt A zurück, das während des ganzen Prozesse immer invariant bestanden hat.

Ich kann aber noch einen entscheidenden Schritt weitergehen. Da es offenbar problemlos möglich ist, nicht nur ein Objekt zu einem Zeichen zu erklären und damit die Welt zu verdoppeln, sondern auch das Zeichen wieder zu beseitigen und die Welt wieder den ihr zugehörigen Objekten zu überlassen, ist es natürlich auch möglich, nicht nur, wie oben dargestellt, ein Objekt in eine Zeichenrelation einzubetten, sondern auch umgekehrt ein Zeichen in eine Objektrelation einzubetten. Die Objektrelation ist nach Toth (2013b) definiert durch

$$OR^3 = (\mathfrak{M}^3, \mathfrak{D}^3, \mathfrak{S}^3),$$

d.h. sie ist eine lineare, triadische Konkatenation dreier selbst triadischer Relata, und steht damit der von Bense (1979, S. 53, 67) definierten Zeichenrelation

$$ZR^3 = (M^1, (O^2, (I^3)))$$

gegenüber, die als nicht-lineare, verschachtelte, triadische Relation über einem monadischen, einem dyadischen und einem selbst triadischen Relatum definiert ist.

Wird also ein Zeichen in eine Objektrelation eingebettet, treten genau die Absorptionstransformationen auf, die wir weiter oben anhand eines konkreten Beispiels gefunden hatten. Im einzelnen handelt es sich um die Abbildung einer monadischen auf eine triadische Relation (doppelt-absorptiver Fall)

$M^1 \rightarrow \mathfrak{M}^3$,

einer dyadischen auf eine triadische Relation (einfach-absorptiver Fall)

$O^2 \rightarrow \mathfrak{O}^3$,

einer triadischen auf eine triadische Relation (nicht-absorptiver Fall)

$I^3 \rightarrow \mathfrak{I}^3$.

Das größte Problem besteht allerdings in der durch diese Absorptionen vorausgesetzten Linearisierung der Zeichenrelation, wofür ich gegenwärtig keine überzeugende Lösung sehe.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Die Einbettung des 0-relationalen Objektes in die Zeichenrelation.

In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Systemische Begründung von Extra- und Intrasemiotik. In:

Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Das Zeichen als Mittel zur Erkenntnis des Anderen

1. In Albert Stöckls "Lehrbuch der Philosophie" (Bd. I, 2. Aufl., Mainz 1869) lesen wir eine Definition der Funktion des Zeichens, die zwar nicht angesichts der Zeit, in welcher das Zeichen hier als Basisbegriff für die Logik definiert wird, jedoch sehr wohl für unsere heutige Zeit erstaunt, in welcher der Zeichenbegriff, wenigstens als operationaler Basisbegriff, ganz aus der Logik verschwunden ist, und ferner angesichts dessen, daß die folgende Definition in keiner mir bekannten gegenwärtigen semiotischen Abhandlung mehr auftaucht:

Unter Zeichen (signum) im Allgemeinen verstehen wir alles dasjenige, wodurch wir zur Erkenntniß eines Anderen gelangen, oder was uns zur Erkenntnis eines Anderen führt (Stöckl 1869, S. 236).

2. Wie wir bereits in Toth (2013) dargelegt haben, ist es unstatthaft, als Domäne der von Bense (1967, S. 9) so bezeichneten Metaobjektion das objektive, d.h. absolute Objekt (Ω_Ω) zu nehmen, da 1. ein Objekt zuerst wahrgenommen werden muß, bevor es zum Zeichen erklärt werden kann, und da 2. ein wahrgenommenes Objekt noch kein Zeichen ist, da ansonsten die uns wahrnehmbare Welt – und eine andere ist uns nicht zugänglich – eben nur aus Zeichen und nicht aus Objekten (und daher auch nicht aus Objekten, die zu Zeichen erklärt werden können) bestünde, woraus unmittelbar die Überflüssigkeit der Annahme des Zeichens folgte. Stattdessen wurde postuliert, das subjekte, wahrgenommene Objekt (Ω_Σ) als Ausgangselement der Zeichen-genese zu nehmen. Demzufolge haben wir zwischen den beiden folgenden Prozessen zu unterscheiden.

2.1. Wahrnehmung

$$\Omega_\Sigma \rightarrow \Sigma_\Sigma$$

2.2. Metaobjektivation

$$\Omega_{\Sigma 1} \rightarrow \Sigma_\Sigma$$

$$\searrow \quad \downarrow$$

$$\Sigma_{\Omega 1} \rightarrow \Omega_{\Sigma 2},$$

Wie man sieht, ist also die Metaobjektivation als Abbildung definiert, welche eine weitere Abbildung, die Wahrnehmung, zur Domäne hat. Das subjektive Subjekt des Wahrnehmenden wird dadurch zum Zeichensetzer, indem er für das subjektive, wahrgenommene Objekt $\Omega_{\Sigma 1}$ ein objektives Subjekt $\Sigma_{\Omega 1}$ als Objektkopie setzt, als dessen Funktion wir in Toth (2013) den semiotischen Mittelbezug bestimmt hatten. Der Übergang zwischen subjektivem Objekt und objektivem Subjekt ist also dual ($\Omega_{\Sigma} \times \Sigma_{\Omega}$), d.h. es findet ein chiastischer Austausch der ontischen Kategorien des subjektiven Objekts und der semiotischen Kategorien des objektiven Subjekts statt. Man beachte, daß diese überkreuzte Austauschrelation nicht materialgebunden ist, insofern ein beliebiges Stück Materie, also von einem mit dem wahrgenommenen subjektiven Objekt u.U. nicht-identischen Objekt, als Mittel zur semiotischen Repräsentation des wahrgenommenen subjektiven Objektes verwendet werden kann. (Z.B. dient das Objekt A des berühmten verknoteten Taschentuches grundsätzlich als Zeichen für ein mit A nicht-identisches Objekt B.) Dieses Mittel kann nun von Σ_{Σ} zur Repräsentation eines weiteren subjektiven Objektes $\Omega_{\Sigma 2}$ benutzt werden, das gegenüber $\Omega_{\Sigma 1}$ ein Anderes darstellt, d.h. Σ_{Ω} ist nach der Definition Stöckls "dasjenige, wodurch wir zur Erkenntnis eines Anderen gelangen, oder was uns zur Erkenntnis eines Anderen führt".

Literatur

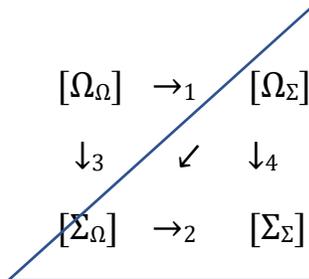
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Vorläufige Bemerkungen zur Vermittlung von Logik und Semiotik I-V. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013

Stöckl, Albert, Lehrbuch der Philosophie. Bd. I. 2. Aufl. Mainz 1869

Metaobjektivation, oder die Abbildung von Objekten auf Zeichen

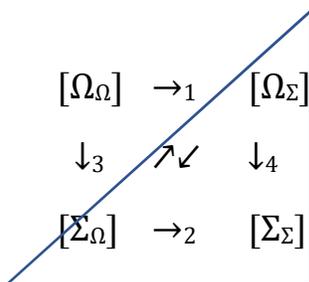
1. Wie in Toth (2013a) festgestellt wurde, entspricht die Abbildung von Objekten auf Zeichen den drei Prozessen, die innerhalb des in das ontische Modell der Vierfalt eingezeichneten Dreiecks liegen:



Wie ebenfalls in Toth (2013a) besprochen, können die zwei pathologischen Metaobjektivation ($Z \rightarrow O$, $Z \leftrightarrow O$) durch

$$[\Omega_\Sigma] = [\Sigma_\Omega]$$

formalisiert werden und transformieren das obige Modell zu

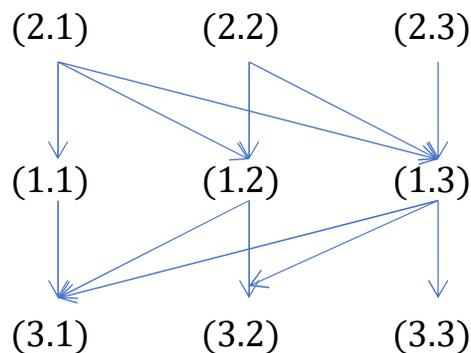


2. Wie ferner in Toth (2013b) dargelegt worden waren, entspricht der Referenz des Zeichens die Objektreferenz, die sich durch ein System von 16 Kombinationen von parametrischen Lagerrelationen zwischen Objekten aus der folgenden Tabelle

	+Uex	+ Uad	- Uex	- Uad
+ Sex				
+ Sad				
- Sex				
- Sad				

bestimmen läßt. Diese 16 möglichen Paarkombinationen objektaler Referenz werden nun auf die 3 möglichen Formen des Objektbezugs als den Möglichkeiten semiotischer Referenz abgebildet, und hernach werden diese in die 10 Zeichenklassen eingebettet:

[+ Sex, + Uex]	[+ Sad, + Uad]	[+ Sex, + Uad]	[+ Sad, + Uex]
[+ Sex, - Uex]	[+ Sad, - Uad]	[+ Sex, - Uad]	[+ Sad, - Uex]
[- Sex, + Uex]	[- Sad, + Uad]	[- Sex, + Uad]	[- Sad, + Uex]
[- Sex, - Uex]	[- Sad, - Uad]	[- Sex, - Uad]	[- Sad, - Uex]



Literatur

Toth, Alfred, Die ontisch-logische Vierfalt und die Entstehung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Objektgrammatik I. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Warum Pansemiotik theologisch ist

1. Beginnen wir mit dem Anfang der Genesis

[Gen](#)
[1,1](#)

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde;

Wir haben hier eine Dichotomie

[Himmel || Erde],

zwischen deren Gliedern eine Kontexturgrenze verläuft. Bekanntlich kommt allerdings später die Hölle als drittes Glied hinzu, so daß wir nunmehr drei Dichotomien haben

[Hölle || Himmel]

[Erde ¶ Hölle]

[Erde ¶ Himmel],

von denen durch zwei allerdings keine Kontexturgrenze verläuft. Wie wir in Toth (2013) dargestellt haben, wird nun aber die Erde mit Subjekten bevölkert, und somit gilt wegen (Subjekt \subset Erde)

[Hölle || Himmel] = [Hölle || Himmel]

[Erde ¶ Hölle] = [Erde || Hölle]

[Erde ¶ Himmel] = [Erde || Himmel],

denn sobald ein Subjekt von einer zur anderen Seite in jeder der drei Dichotomien wechselt, überschreitet es eine Kontexturgrenze.

2. Im Alten Testament werden kontextuelle Paradoxien wie die obigen durch die Umkehrung der üblichen Metaobjektion (vgl. Bense 1967, S. 9) aufgelöst, insofern nicht das Objekt dem Zeichen, sondern das Zeichen dem Objekt primordial gesetzt wird:

Gen
1.3

Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht.

In der Schöpfungsgeschichte werden also Objekte aus Zeichen erzeugt. Da der Schöpfergott selbst das absolute, d.h. subjektive Subjekt ist, ist der nach seinem Ebenbild geschaffene Mensch

Gen
1.27

Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.

eine Subjektkopie, d.h. ein objektives Subjekt. Somit haben wir eine neue Dichotomie

[(Zeichen = Subjekt) || Objekt].

Streng genommen ist also der Mensch gar nicht sterblich, denn er gehört nun zu der für Zeichen gültigen Ontologie des Verschwindens. Er unterscheidet sich somit zwar von der für Objekte gültigen Ontologie der Zerstörbarkeit, aber er teilt eine fragwürdige Unendlichkeit mit seinem Schöpfersubjekt. Da nach Bense das Zeichen "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" überbrückt (1975, S. 16), ist somit auch der Mensch weder Fisch noch Vogel, d.h. eine Erscheinung, die es im Wirkungsbereich der aristotelischen Logik ohne den Trick aus der Genesis gar nicht geben kann.

3. Da der Mensch als Subjekt und Kopie des Schöpfer-Subjektes ein Zeichen ist, steht er sowohl dem subjektiven Subjekt Gottes als auch dem objektiven Objekt der Ontik gegenüber. Er hat somit lediglich zu subjektiven Objekten und objektiven Subjekten Zugang. Da er als Subjektkopie aber nur ein objektives Subjekt sein kann, erscheinen ihm sowohl andere Subjekte als auch Objekte gleichermaßen als subjektive Objekte. Macht also der Mensch als Zeichen ein solches subjektives Objekt zum Zeichen, so dualisiert er es in ein objektives Subjekt und damit in eine Kopie seiner selbst, d.h. eine Metakopie des Schöpfersubjektes. Thetische Einführung von Zeichen durch Zeichen ist somit eigenreal. Daraus folgt nun unmittelbar, daß wir streng genommen sogar auf Objekte – allerdings ebenso auf Subjekte – verzichten können. Es mag sie geben oder auch nicht, d.h. man kann z.B. die Objekte in idealistischer Manier leugnen

oder mit Nietzsche das Subjekt zur Fiktion erklären, die ganze Frage erscheint nun als ebenso künstlich wie belanglos. Besonders interessant ist allerdings, daß dadurch auch die Frage nach der Transzendenz des Schöpfersubjektes ebenso sinnlos wird. Da Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat, ist für den Menschen die Frage nach Gott ebenso sinnlos wie diejenige nach der apriorischen Existenz der ihn (möglicherweise) umgebenden Objekte. Des Menschen semiotisches Universum ist pansemiotisch aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch selbst ein Zeichen ist und weil er allein aus dieser Eigenschaft heraus überhaupt Zeichen setzen kann.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Häresien des Dritten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013

Objekt, Zeichen und Wahrnehmung

1. Objekte und Subjekte unterscheiden sich voneinander dadurch, daß nur letztere intentionale Handlungen begehen können. Aus diesem Grunde kann auch nur ein Subjekt ein Objekt, nicht aber ein Objekt ein Subjekt zu einem Zeichen erklären. Es gibt somit nur Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9), nicht aber Metasubjektivierung. Dem widerspricht natürlich nicht die Tatsache, daß ein Subjekt sich selbst oder ein anderes Subjekt zum Zeichen erklären kann, denn in beiden Fällen handelt es sich in diesem Fall wiederum um Objekte, die zu Zeichen erklärt werden.

2. Somit spielt es keine Rolle, ob die Feststellung der Existenz eines Objektes von einem Subjekt abhängig ist oder nicht, denn zum Zeitpunkt, da ein Subjekt ein Objekt wahrnimmt, muß das Objekt bereits da sein, es sei denn, der Akt der Wahrnehmung würde das Objekt kreieren. Aus dem ersteren Fall resultiert also Objektanteriorität bzw. Subjektposteriorität der Wahrnehmung, während aus dem letzteren Fall Subjektanteriorität bzw. Objektposteriorität resultierte.

3. Nun können Objekte zwar keine intentionalen Handlungen begehen – es sei denn, es handle sich um von Subjekten kreierte semiotische Objekte, die aufgrund ihres Zeichenanteils auf sie abgebildete Subjektivität besitzen, d.h. Automaten -, aber Objekte können intentionale Handlungen auslösen, und zwar wegen ihrer Objektanteriorität innerhalb der Wahrnehmung. Da Objektanteriorität aber dasselbe bedeutet wie Subjektposteriorität, bedingt die Auslösung intentionaler Handlungen durch Objekte obligatorisch die Präsenz von Subjekten. Legt man die in Toth (2012) knapp zusammengefaßte Objekttheorie und die Bühlersche Sprachtheorie (Bühler 1934) zugrunde, dann kann man alle vier möglichen Wahrnehmungstypen graphisch wie folgt darstellen.

3.1. Ohne Subjekt-Präsenz.

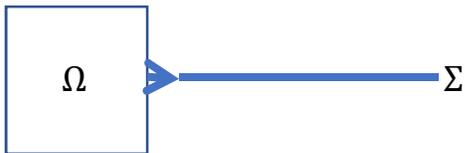
Objekte



Ein Bild hängt an der Wand.

3.2. Mit Subjekt-Präsenz.

3.2.1.1. Symptome



Ein Bild hängt schief an der Wand. (Die Putzfrau hat vergessen, es nach dem Abstauben wieder gerade zu rücken.)

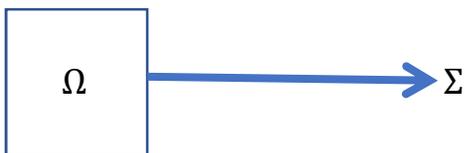
Man beachte, daß die Umkehrung der Symptom-Funktion

$\Omega \leftarrow \Sigma$

zwei mögliche Interpretationen hat:

- a) Das Objekt nimmt eine Subjekteigenschaft wahr.
- b) Das Subjekt kreiert eine Subjekteigenschaft.

3.2.1.2. Signale



Ein Bild hängt schief an der Wand. (Es befindet sich ein Safe dahinter, und der letzte, der ihn geöffnet hatte, vergaß, das Bild wieder in seine ursprüngliche Position zu rücken.)

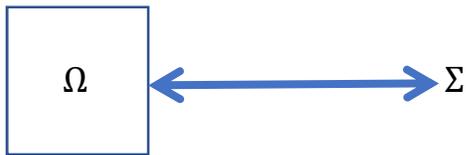
Auch die Umkehrung der Signal-Funktion

$\Omega \leftarrow \Sigma$

hat zwei mögliche Interpretationen:

- a) Das Subjekt appelliert an das Objekt.
- b) Ein Objekt bewirkt eine Verfremdung eines Subjektes.

3.2.1.3. Symbole



Ein Bild hängt schief an der Wand. (Das Opfer, das gezwungen wurde, vor seiner Ermordung das Geld aus dem Safe zu holen, hat das Bild in Schiefelage belassen, um den ermittelnden Kriminalbeamten das Motiv des Verbrechens zu liefern.)

Die Umkehrung der Symbol-Funktion würde, wie bereits eingangs angedeutet, metasubjektivierte Zeichen bedeuten, d.h. Objekte, welche Subjekte zu Zeichen erklären.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Objekte, Zeichen, Anzeichen

1. In Toth (2013a, b) hatten wir zwei ontisch-semiotische Äquivalenzsätze sowie einen weiteren Äquivalenzsatz, der allerdings eher den Status eines Lemmas hat, formuliert

SEMIOTISCH-TOPOLOGISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP (Bense): Das Repertoire, zu dem ein selektiertes Zeichen gehört, kann als semiotischer Raum eingeführt werden. (Bense 1973, S. 80)

SYSTEMISCH-SEMIOTISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP: Exessive Objektrelationen sind iconisch, adessive indexikalisch, und inessive symbolisch.

MEONTISCH-SEMIOTISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP: Das Zeichen ist qua seiner systemtheoretischen Exessivität ins inessive Sein eingebettet.

Eine vollständigere Version der bereits in Toth (2013c) gegebenen Tabelle sieht daher wie folgt aus

systemtheoretisch	inessiv	exessiv
logisch	positiv	negativ
erkenntnistheoretisch	Objekt	Subjekt
semiotisch	Objekt	Zeichen

2. Mit den drei Äquivalenzsätzen sowie der Tabelle der korrespondenten Relationen können sowohl das Zeichen als auch das Objekt 1-kategorial definiert werden

$$S = [\Omega, [\Omega^{-1}]]$$

$$S^{-1} = [[Z], Z^{-1}]$$

aus. Setzen wir nun gemäß Toth (2013c)

$$Z = [[[\Omega], [[[\Omega], \Omega], [[[[\Omega], \Omega], \Omega]]]]$$

ein, erhalten wir

$$S^{-1} = [[[[[\Omega], [[[\Omega], \Omega], [[[[\Omega], \Omega], \Omega]]], [[[\Omega], [[[\Omega], \Omega], [[[[\Omega], \Omega], \Omega]]^{-1}],$$

d.h. das vollständige semiotische Dualsystem der Form

$$S = [Zkl, Zkl^{-1}] = [Zkl, Rth]$$

in systemischer Notation. Die von Bense (1979, S. 53) gegebene semiotische kategoriale Notation ist natürlich aus S leicht durch

$$Zkl = [M \rightarrow [[M \rightarrow O] \rightarrow [M \rightarrow O \rightarrow I]]]$$

$$Rth = [[[I \rightarrow O \rightarrow M] \rightarrow [O \rightarrow M]] \rightarrow M]$$

rekonstruierbar.

3. In weiterer Übereinstimmung mit Benses Definition der thetischen Einführung von Zeichen als Metaobjektivation (Bense 1967, S. 9) haben wir also die Abbildung bzw. Transformation

$$\mu: \begin{pmatrix} \Omega \\ U \end{pmatrix} \longrightarrow \begin{matrix} \Omega, Z(\Omega) \\ U. \end{matrix}$$

Diese gilt nach dem bisher Gesagten selbstverständlich nur für Zeichen als triadisch-trichotomische Relationen. Für Anzeichen gilt μ ebenso selbstverständlich nicht, da der systemische Übergang ($\Omega \rightarrow [\Omega, Z(\Omega)]$) bei ihnen ja gerade nicht stattfindet. Es handelt sich bei natürlichen Zeichen, Anzeichen, Signalen und Symptomen um bestimmte Klassen ostensiver Objekte, die lediglich durch die subjektale Umgebung des Beobachters als Zeichen interpretiert, aber nicht durch Subjekte als Zeichen thetisch eingeführt werden. Wir haben daher in diesem Fall

$$v: \Omega \rightarrow [\Omega, U]$$

und also

$$A = [\Omega, U].$$

Es gilt somit

$$A \subset Z = [\Omega, U] \subset [[\Omega], [[\Omega], \Omega], [[[\Omega], \Omega], \Omega]],$$

und zwar ist A genau der Objektbezug des Zeichens. Natürliche Zeichen aller Art sind damit relational 2-stellige Teilrelationen vollständiger Zeichenrelationen.

Literatur

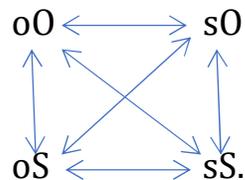
Toth, Alfred, Lagetheoretische Objektrelationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013a

Toth, Alfred, Die Exessivität des Zeichens I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013b

Toth, Alfred, Das ins Sein eingebettete Nichts. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013c

Zeichen, Objekt und Realität

1. Der vorliegende Beitrag versteht sich als Ergänzung zu Toth (2013a, b). Wie in den voranstehenden Arbeiten zur Semiotik und zur Objekttheorie (vgl. Toth 2012) ausgeführt, ist ein wahrgenommenes Objekt noch kein Zeichen. Nach Bense (1967, S. 9) bedarf die thetische Einführung eines Zeichens einen willentlichen Akt. Da man kein Objekt, sei es materiell oder ideell, ohne vorgängige Wahrnehmung bzw. Bewußtheit zum Zeichen erklären kann, sind es also wahrgenommene und keine absoluten Objekte, welche die Domäne der Metaobjektivierung bilden, deren Codomäne die Zeichen sind. Wenn wir die von Günther (1976, S. 336 ff.) eingeführte Terminologie benutzen, können wir also nicht nur zwischen Objekten und Subjekten, sondern zwischen objektiven Objekten (oO) und subjektiven Objekten (sO) sowie zwischen subjektiven Subjekten (sS) und objektiven Subjekten (oS) unterscheiden



2. Nach dem Standpunkt der Objekttheorie stellen also objektive Objekte im Gegensatz zu subjektiven Subjekten ein theoretisches Konstrukt dar. In der Metaobjektivierung transformiert ein subjektives Subjekt ein wahrgenommenes, d.h. subjektives Objekt zum Zeichen. Dieses Zeichen wechselt damit aber als objektives Subjekt von der Objekt- zur Subjektseite der Objekt-Subjekt-Dichotomie, d.h. auf die Seite des setzenden, subjektiven Subjektes. Eine andere Auffassung führt, wie man leicht nachprüft, zur Verletzung des logischen Tertium non datur-Axioms. Damit stehen aber wahrgenommenes Objekt und Zeichen in der Dualrelation von subjektivem Objekt und objektivem Subjekt

$$R = (sO) \times (oS),$$

und die Metaobjektivierung, d.h. die thetische Einführung von Zeichen kann als Abbildung

$$\mu: \Omega_{sO} \rightarrow Z_{oS}$$

definiert werden. Wegen der zwei Seiten der Dichotomie

$$S = [\Omega, Z]$$

haben wir also zwei und nicht nur eine Dualrelation

$$\begin{array}{l} oO \rightarrow sO \quad | \quad oS \rightarrow sS \\ sS \rightarrow oS \quad | \quad sO \rightarrow oO. \end{array}$$

3. Diese Dualrelation, die wir zwischen Objekt und Zeichen, d.h. in der Dichotomie $S = [\Omega_{sO}, Z_{oS}]$ festgestellt haben, scheint sich nun interessanterweise auf die Dualrelation, die Bense (1975, S. 100 ff.) zwischen Zeichen- und Realitätsthematik festsetzte, zu vererben. Indem die Zeichenthematik den Subjektpol und ihre dual koordinierte Realitätsthematik den Objektpol des auf diese Weise verdoppelten semiotischen Erkenntnisschemas repräsentiert, verhalten beide Seiten "nicht wie platonistische und realistische Seinskonzeptionen, sondern nur wie die extremen Fälle bzw. die extremen Entitäten der identisch EINEN Seinsthematik" (Bense 1976, S. 85). Man dies wie folgt schematisch ausdrücken

$$Zth = (3.a, 2.b, 1.c)$$

$$\times Zth = Rth = (c.1, b.2, a.3).$$

Die Entdeckung dieser Vererbung der Dualrelation zwischen Objekt und Zeichen auf diejenige zwischen Realitätsthematik und Zeichenthematik ist nun im Rahmen der Peirce-Bense-Semiotik ganz außerordentlich, denn diese Semiotik kennt weder das absolute, noch das wahrgenommene Objekt, sondern nur das Metaobjekt als das durch Zeichen vermittelte Objekt. Selbst in der Realitätsthematik, deren strukturelle Thematisierungen "entitatische" Realitäten präsentieren, handelt es sich qua Dualabbildung natürlich nicht um faktische, sondern um semiotische Objekte.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. I. Hamburg 1976

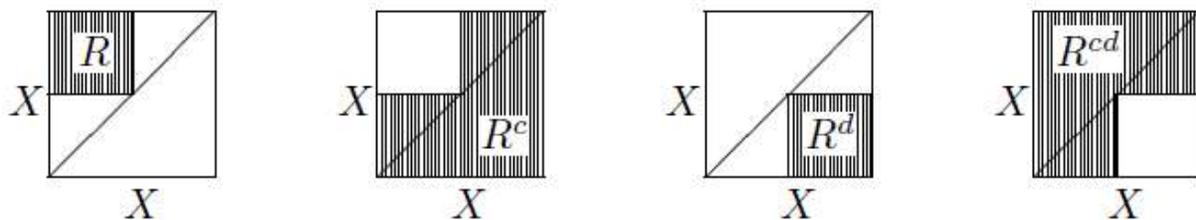
Toth, Alfred, Objekte, Zeichen, Anzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Excessive Kategorien. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Zeichen und Subjekt

1. Wie zuletzt in Toth (2013a) ausgeführt, vertrete ich den Standpunkt, daß es neben dem von Bense (1983) eingeführten "semiotischen Universum" ein "ontisches Universum" gibt und daß Abbildungsbeziehungen zwischen den beiden Universen bestehen, deren bekannteste die von Bense (1967, S. 9) axiomatisch festgesetzte Metaobjektivierung, d.h. die thetische, willentliche Zuordnung eines Zeichens zu einem Objekt ist.

2. Zur Veranschaulichung der folgenden Ausführungen benutze ich die folgenden, Erné (2010) entnommenen, suggestiven Relationendiagramme



Aufgrund der rekursiven Definition von Zeichen und Objekt (vgl. Toth 2013b) haben wir dann

$$\Omega = Z^c = [\Omega, [\Omega^c]]$$

$$Z = \Omega^c = [[Z], Z^c]$$

und somit

$$\Omega = [\Omega, [[[Z], Z^c]]]$$

$$Z = [[Z], [\Omega, [\Omega^c]]].$$

Für die entsprechenden dualen Relationen gilt also

$$\Omega^d = [[\Omega^c], \Omega] = [[[[Z], Z^c], \Omega]$$

$$Z^d = [Z^c, [Z]] = [[[\Omega, [\Omega^c]], [Z]]$$

Hingegen gilt natürlich

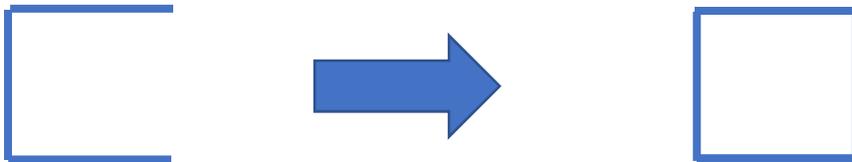
$$\Omega^{cd} = [[\Omega^c], \Omega] = [\Omega, [[[Z], Z^c]]] = Z^c$$

$$Z^{cd} = [Z^c, [Z]] = [[Z], [\Omega, [\Omega^c]]] = \Omega^c$$

2. Wenn wir die inhaltliche Bestimmung dieser relationalen Definitionen von Zeichen und Objekt in einer Tabelle zusammenstellen, haben wir also

semiotisch	Zeichen	Objekt
erkenntnistheoretisch	Subjekt	Objekt
systemtheoretisch	exessiv	inessiv
logisch	negativ	positiv

In Sonderheit folgt aus den Ausführungen in Toth (2013a), daß das erkenntnistheoretische Subjekt primordial gegenüber dem erkenntnistheoretischen Objekt ist, denn die sowohl die Ontik als auch die Semiotik fundierende Systemtheorie besagt, daß inessive Relationen durch Abschließung aus exessiven Relationen entstehen.



Für die Logik bedeutet dies, daß nicht die Position des Objektes, sondern die Negation des Subjektes primordial ist

$$L = [[n], n^{-1}] \neq [n \mid \neg n]$$

$$L^{-1} = [p, [p^{-1}]] \neq [\neg n \mid n].$$

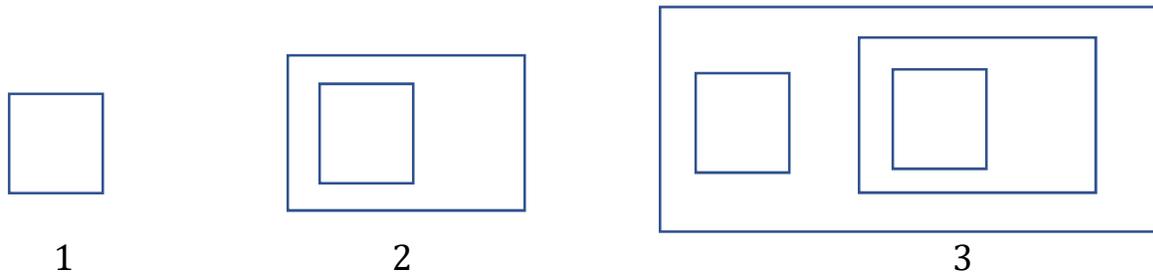
Inwieweit von dieser Neudefinition der zweiwertigen aristotelischen Logik aus sich der Weg zu einer polykontexturalen Logik im Sinne eines Distributionssystems von untereinander vermittelten zweiwertigen Logiken pro Subjektsposition öffnet, ist mir vorderhand nicht klar.

Klar ist hingegen, daß die logische und erkenntnistheoretische Subjektsprimordialität strukturell mit der von Bense (1979, S. 53, 67) stammenden kategoriethoretischen Zeichendefinition im Sinne einer "Relation über Relationen" entspricht

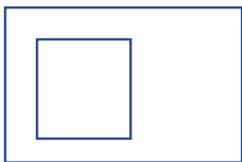
$$Zkl = [M \rightarrow [[M \rightarrow O] \rightarrow [M \rightarrow O \rightarrow I]]]$$

$$Rth = [[[I \rightarrow O \rightarrow M] \rightarrow [O \rightarrow M]] \rightarrow M],$$

welche die folgende von Neumannsche inklusive Zahlenhierarchie



besitzt. Die strukturelle Differenz zwischen Zeichen und Objekt und Zeichenrelationen besteht also lediglich darin, daß Zeichen und Objekt eine Dichotomie, die drei Subrelationen der Zeichenrelation aber eine Trichotomie bilden. Das bedeutet aber weiter, daß die 2-stellige semiotische Subrelation



sowohl die Zeichen-Objekt-Dichotomie als auch die 2-stellige semiotische Subrelation repräsentiert. Dieser Schluß geht weiterhin konform mit der in Toth (2013c) festgestellten Tatsache, daß sich auch die ontische Dualrelation via metaobjektive Abbildung aus dem ontischen auf das semiotische Universum vererbt.

Schließlich dürfte die festgestellte ontische Subjektsprimordialität natürlich haargenau den Intentionen des Peirceschen Zeichenbegriffs korrespondieren, denn der semiotisch drittheitlich und relational 3-stellige Interpretantenbezug stellt ja nicht nur den semiosisch höchsten Zeichenbezug dar, sondern er stellt, qua Drittheitlichkeit und 3-stelligkeit, das "Zeichen im Zeichen" im Sinne der von Bense festgestellten "katalytischen Autoreproduktion des Zeichens" dar (vgl. Bense 1981, S. 124 ff.). Metaphysisch interpretiert, bedeutet also nicht erst der metaobjektive Übergang vom Objekt zum Zeichen, d.h. vom ontisch-realen zum semiotisch-substitutiven Universum die Verschiebung der logischen und erkenntnistheoretischen Objektposition zur Subjektposition, sondern die Subjektprimordialität ist bereits im ontischen Universum angelegt und wird von ihr bei der Metaobjektivation nicht angetastet. Diese Feststellung deckt sich übrigens mit der frühen Einsicht Benses, daß "das Nichts ein Teil des Seins"

ist, daß es "durch das Sein hindurchschimmert, am Sein partizipiert" (Bense 1952, S. 81).

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Erné, Marcel, Diskrete Strukturen. Hannover 2010

Toth, Alfred, Der Schlund. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013a

Toth, Alfred, System- und Zeichendefinition. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013b

Toth, Alfred, Zeichen, Objekt und Realität. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013c

Eigenreale und nicht-eigenreale Zeichen und Objekte

1. Informell gesagt, versteht man unter der von Bense (1992) in die Semiotik eingeführten Eigenrealität die Fähigkeit einer Entität, nur auf sich selbst zu verweisen. Formal kommt die Eigenrealität in der Dualinvarianz von Zeichen- und Realitätsthematik in der semiotischen Relation $R = (3.1, 2.2, 1.3)$, die gleichzeitig symmetrisch und binnensymmetrisch ist, zum Ausdruck. Diese semiotische Relation repräsentiert nach Bense das Zeichen selbst, die Zahl sowie den ästhetischen Zustand. Allerdings sind, wie bereits in Toth (2010) vermutet worden war, auch ostensive, d.h. als Zeichen verwendete Objekte insofern eigenreal, als sie einer anderen als der Eigenreferenz unfähig sind. Ähnlich verhält es sich mit den sog. natürlichen Zeichen, die insofern eher unter die Objekte zu zählen sind, als sie nicht willentlich eingeführt, d.h. nicht thetisch gesetzt sind, wie z.B. die Eisblumen, die ebenfalls keine Fremdreferenz besitzen. Ordnet man also die Eigenschaften, eigenreal oder nicht-eigenreal zu sein, nicht nur Zeichen, sondern auch Objekten zu, bekommt man eine Tabelle mit vier Möglichkeiten

	eigenreal	nicht-eigenreal
Zeichen	$\times Z = Z$	$\times Z \neq$
Objekt	$\times \Omega = \Omega$	$\times \Omega \neq \Omega$

Diese vier Typen werden im folgenden dargestellt.

2.1. Eigenreale Zeichen

$$\times(3.1, 2.2, 1.3) = (3.1, 2.2, 1.3)$$

Zu den eigenrealen Dualsystemen wird von Bense (1992) auch die Kategorienrealität

$$\times(3.3, 2.2, 1.1) = (1.1, 2.2, 3.3)$$

gerechnet, die allerdings nicht-binnensymmetrisch ist. Aus der semiotischen Matrix sind ferner weitere semiotischer Relationen konstruierbar, die sowohl eigenreale als auch kategorienreale Eigenschaften aufweisen

$(3.1, 2.2, 1.1) \times (1.1, 2.2, 1.3)$
 $(3.2, 2.3, 1.1) \times (1.1, 3.2, 2.3)$
 $(3.2, 2.2, 1.1) \times (1.1, 2.2, 2.3)$
 $(3.3, 2.1, 1.2) \times (2.1, 1.2, 3.3)$
 $(3.3, 2.1, 1.1) \times (1.1, 1.2, 3.3)$
 $(3.3, 2.2, 1.1) \times (1.1, 2.2, 3.3)$
 $(3.3, 2.2, 1.2) \times (2.1, 2.2, 3.3)$
 $(3.3, 2.2, 1.3) \times (3.1, 2.2, 3.3)$
 $(3.3, 2.3, 1.3) \times (3.1, 3.2, 3.3)$.

2.2. Nicht-eigenreale Zeichen

Zu ihnen gehören definitionsgemäß die übrigen 9 semiotischen Relationen des Peirce-Benseschen Zehnersystems. In ihren strukturellen Realitäten fungieren sie im Gegensatz zur triadischen Realitätsstruktur der eigenrealen semiotischen Relation

$(1.3, 2.2\text{-them. } 3.1)$
 $(1.3, 3.1\text{-them. } 2.2)$
 $(2.2, 1.3\text{-them. } 1.3)$

durchwegs dyadisch, z.B.

$(3.1, 2.1, 1.2) \times (2.1, 1.2, 1.3) \rightarrow ((2.1, 1.2)\text{-them. } 1.3)$
 $(3.2, 2.2, 1.3) \times (3.1, 2.2, 2.3) \rightarrow (3.1\text{-them. } (2.2, 2.3))$.

Allerdings sind diese beiden, links- und rechtsthematisierenden strukturellen Realitäten die einzigen, welche in der Teilmenge der 10 Peirce-Benseschen Relationen aus der Gesamtmenge der $3^3 = 27$ semiotischen Relationen aufscheinen. Die weitere mögliche, zentrale Thematisationsstruktur

$((a.b) \rightarrow (c.d) \leftarrow (e.f))$

erscheint erst in der Differenzmenge zwischen den 27 möglichen und den 10 regulären semiotischen Relationen.

2.3. Eigenreale Objekte

2.3.1. Ostensiva

Objekte können als ostensive Zeichen verwendet werden, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: 1. die Objekte werden verfremdet. Diese Verfremdung fungiert quasi als Substitut ihrer thetischen Einführung als Metaobjekte. 2. diese Objektverfremdung ist eine Funktion der Situation, d.h. sie ist systemtheoretisch relevant.

Beispiel: Wenn ich in einer Bar mit einer leeren Zigarettenschachtel die Aufmerksamkeit des Kellners erwecke, verfremde ich dieses Objekt, und der Kellner wird diesen semiotischen Akt dahingehend interpretieren, daß ich eine neue, volle Schachtel Zigaretten haben möchte. Vollziehe ich jedoch den gleichen Akt in einem Juweliergeschäft, wird er nicht kommunikativ verstanden und als sinnlos eingestuft werden.

2.3.2. Natürliche Zeichen

Da natürliche Zeichen nicht thetisch eingeführt sind, bedürfen sie Subjekten, die außerhalb ihres Systems stehen, um überhaupt als Zeichen interpretiert zu werden. Ähnlich wie Ostensiva Objekte sind, die ALS Zeichen verwendet werden, sind natürliche Zeichen genauer besehene Objekte, die ALS Zeichen interpretiert werden. Das "als" besagt also, daß zwischen den Systemen dieser Objekte und denen der sie verwendenden bzw. interpretierenden Subjekte eine Kontexturgrenze verläuft, d.h. daß sie zwei verschiedenen logischen Kontexturen angehören.

2.4. Nicht-eigenreale Objekte

Die strukturell vorausgesagte Existenz nicht-eigenrealer Objekte scheint zunächst der logischen Selbstidentität von Objekten zu widersprechen. Allerdings handelt es sich ja bei sämtlichen in diesem Aufsatz besprochenen Objekten, wie bereits unter 2.3. festgestellt, um ALS ZEICHEN VERWENDETE OBJEKTE. Ein Beispiel für das bisher nicht untersuchte Thema nicht-eigenrealer Objekte sind Gesichter, die zu ihren eigenen Masken werden. Pasolini liebte es, auf diese

Weise, die Frauen unter den Subjekten in seinen Filmen zu verfremden. In solchen Fällen kann das Gesicht als nicht-eigenreales Objekt sogar zur Fratze des Antlitzes werden. Diese Transformation stellt im übrigen eine wesentliche Quelle der Emergenz von Horror dar (vgl. die Gesichter von Erscheinungen in Geisterbahnen). Die beste mir bekannte poetische "Definition" nicht-eigenrealer Objekte steht in einem kaum bekannten Gedicht R.M. Rilkes, das Adolf von Hatzfeld zuerst im damals unter Gelehrten geschätzten Feuilleton-Teil der Abendausgabe des St. Galler Tagblattes vom 22. Januar 1955 veröffentlicht hatte:

Bildnis.

Ich bin ein Bild.
Verlangt nicht, daß ich rede.
Ich bin ein Bild, und mir ist eine jede
Gebärde schwer.
Mein Leben ist die Stille der Gestalt.
Ich bin Anfang und Ende der Gebärde.
Ich bin so alt,
daß ich nicht älter werde.
Menschen stehen manchmal in der Nacht bei mir
und halten mir den Leuchter vors Gesicht.
Und sehen eines nur: Ich bin es nicht. (...)

Literatur

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Eigenreale Objekte? In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2010

Existenz und Präsenz

1. Nach Bense gilt, daß für Zeichen die Präsenz der von ihnen bezeichneten Objekte deren zeichenhafter Repräsentanz vorangeht: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (1981, S. 11). Mit anderen Worten: Ein irgendwie geartetes Objekt muß vorgegeben sein, bevor es zum Zeichen erklärt werden kann. Wesentlich dabei ist allerdings, daß dieses Objekt nicht nur ontisch, sondern auch epistemisch sein kann. Daher ist es möglich, z.B. Einhörner, Meerjungfrauen und Drachen durch Zeichen zu repräsentieren, d.h. Objekte, die keine selbständige Existenz besitzen, sondern deren Existenz mit den sie erzeugenden Subjekten symbiotisch ist und die also Teilmengen von Subjekten sind. Solche Objekte kennzeichnen wir im folgenden durch [-EX] und stellen sie den subjektunabhängigen Objekten, die wir mit [+EX] charakterisieren, gegenüber. Aus dem Satz, daß Existenz immer Präsenz impliziert, darf allerdings nicht der Umkehrschluß gezogen werden, daß aus Nicht-Präsenz immer Nicht-Existenz folge. Tatsächlich lassen sich unter Hinzunahme der beiden weiteren Parameter [+PRÄS] und [-PRÄS], wie im folgenden gezeigt wird, Beispiele für alle vier kombinatorisch möglichen Paare parametrischer Relationen finden.

	+EX	-EX
+PRÄS	+PRÄS, +EX	+PRÄS, -EX
-PRÄS	-PRÄS, +EX	-PRÄS, -EX

2.1. [+PRÄS, +EX]

Der eine der beiden trivialen Fälle umfaßt alle zugleich präsenten und existenten Objekte, z.B. also die Menge der zum jetzigen Zeitpunkt lebenden Subjekte.

2.2. [-PRÄS, -EX]

Der andere der beiden trivialen Fälle umfaßt somit z.B. die Menge der zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr lebenden Subjekte.

2.3. [+PRÄS, -EX]

Eine Umkehrung des oben zitierten Satzes von Bense (1981, S. 11) lautet: Repräsentierte Objekte müssen zum Zeitpunkt der Metaobjektivation vorge-

geben gewesen sein. Nun gibt es, wie jedes Kind weiß, Zeichnungen von Heiligenfiguren. Der Nikolaus ist eine Heiligenfigur. Also folgt mit der Umkehrung des Satzes von Bense die Präsenz des Nikolaus aus seiner semiotischen Repräsentation. Man beachte, daß die Bandbreite der Repräsentation von dreidimensionalen Subjekten über Objekte bis zu zweidimensionalen Zeichenkonstellationen reicht.

2.3. [-PRÄS, +EX]

Während also bei [+PRÄS, -EX] Objekte aus Zeichen erzeugt werden, werden bei der Umkehrung [-PRÄS, +EX] Zeichen aus Objekten erzeugt. Man beachte, daß beide Verfahren nur deswegen funktionieren, weil die Relationen zwischen Objekten und Zeichen in beiden Fällen arbiträr sind. Deswegen entspricht einem Zeichen für Nikolaus eine theoretisch unendliche Menge von Nikolaus-Objekten, und einem Objekt wie z.B. "Mrs. Colombo" entspricht theoretisch eine unendliche Menge von Mrs. Colombo-Zeichen. Der folgende Textausschnitt ist Wikipedia, s.v. Columbo, entnommen.

Mrs. Columbo und andere Verwandte

Sehr häufig spricht Columbo auch über seine Ehefrau, die er manchmal als „meine Frau“, manchmal als „Mrs. Columbo“ bezeichnet, die der Zuschauer allerdings nie zu Gesicht bekommt. Gelegentlich telefoniert er mit ihr, um mit ihr über Alltäglichkeiten wie die Auswahl des Abendessens zu sprechen. Im Lauf der Serie erhält der Zuschauer so zahlreiche Informationen über Mrs. Columbo, deren Wahrheitsgehalt allerdings zweifelhaft bleibt. Columbo scheint aber tatsächlich verheiratet zu sein [...]. Ebenfalls „unsichtbar“ bleiben weitere Verwandte, die Columbo regelmäßig gegenüber Verdächtigen erwähnt und von denen er behauptet, sie hätten ihm wertvolle Informationen zu bestimmten Themen gegeben („Wissen Sie, mein Schwager hat eine Autowerkstatt, und der sagte mir ...“). Es ist nicht klar, ob diese Personen überhaupt existieren, da Charaktere aus Columbos privatem Umfeld nie gezeigt werden. Die einzige Ausnahme ist einer seiner Neffen – ebenfalls ein Polizeibeamter.

In der Folge „Der Weihnachtsmuffel“ der Serie „Großstadtrevier“ ist der (von Horst Krause gespielte) „Karim Histedt“ (ein anagrammatisches Pseudonym für den von Jan Fedder gespielten Dirk Matthies) ein mit Dirk Matthies symbiotisches, d.h. von ihm subjektabhängiges Objekt, es besitzt also zwar Präsenz, aber keine Existenz. Dagegen ist Colombos Frau offenbar existent,

aber für den Zuschauer nie sichtbar, d.h. sie besitzt zwar Existenz, aber keine Präsenz.

Literatur

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Ontische und semiotische Setzung

1. Im Gegensatz zu Objekten, die vorgegeben sein können, aber nicht müssen (vgl. Bense/Walther 1973, S. 74 f., Walther 1979, S. 71 ff.), sind Zeichen niemals vorgegeben, sondern müssen in einem willentlichen Akt eingeführt werden. Ferner muß das Objekt, das zum Zeichen erklärt wird, diesem Metaobjektivationsprozeß vorangehen, d.h. das bezeichnete Objekt ist relativ zu seinem bezeichneten Zeichen vorgegeben, obwohl es sich absolut um ein nicht-vorgegebenes, d.h. ein künstliches Objekt handeln kann. Im folgenden wird im Rahmen der allgemeinen Objekttheorie, deren Grundeinsichten in Toth (2012a, 2013, 2014) formuliert sind, als weitere ontisch-semiotische Isomorphie diejenige zwischen ontischer und semiotischer Setzung eingeführt (vgl. speziell Toth 2012b).

2.1. Ontische Setzung

Jede ontische Setzung setzt eine Systemform (SF) voraus, auf die anschließend ein System (S), das den Charakter eines Objektes im Sinne der Objekttheorie besitzt, abgebildet wird. Systemform und System verhalten sich somit wie logische Form und deren Wertbelegung. Wir definieren

$$f: S_i \rightarrow SF(x_i) = [S, U] = S^*.$$

2.2. Semiotische Setzung

Bense hatte definiert: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9). Formal ausgedrückt, gilt für die Metaobjektivationsfunktion (μ)

$$\mu: Z \rightarrow O$$

$$\mu \rightarrow O = [O_i, Z_i],$$

d.h. die Zeichensetzung verdoppelt quasi die Welt, indem sie potentiellerweise jedem ontischen Objekt ein semiotisches Zeichen als dessen Kopie zur Seite stellt, denn nach Bense kann "jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (a.a.O.).

Dies bedeutet, daß die Systembelegungsfunktion f und die Metaobjektivationsfunktion μ isomorphe Abbildungen darstellen, denn wir haben bekommen

$$S^* = [S, U]$$

$$Z^* = [Z, O],$$

insofern das Objekt durch μ zur Umgebung des Zeichens wird (vgl. dazu ausführlich Bense 1975, S. 94 ff.), und wir haben also

$$S^* \cong Z^*.$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012a

Toth, Alfred, Systemformen und Belegungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012b

Toth, Alfred, Objekttheoretische Invarianten I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Objektstellung I-XXXVI. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Perzepte und Apperzepte

1. Nach Bense ist "ein Zeichen (eine Zahl, eine ästhetische Realität) selbst-referierend im Sinne der Selbstgegebenheit des Seienden. Kunstproduktion im Sinne der Zeichenrelation (3.1 2.2 1.3) hat den Seinsmodus der Seinsvermehrung im Sinne der Thematisierung einer Realitätserweiterung" (1992, S. 16). "Für die Repräsentation der Zahl durch diese Zeichenklasse ist M als bloße repertoirielle Zahlenmenge, 0 als abgezähltest Zahlobjekt und I als Zeahlenreihe zu verstehen" (ibd., S. 14). "Die Zeichenklasse bzw. ihre identische Realitätsthematik zeigt als solche Symmetrie-Eigenschaften, die für das Zeichen als solches, für die Zahl und für die ästhetische Realität leicht feststellbar sind" (ibd., S. 15).

2. Offenbar ist nach Bense dasjenige Strukturmerkmal, welches Zeichen, Zahl und ästhetische Realität gemein haben, die geometrische Eigenschaft der Symmetrie. Was die Zahl betrifft, verweist Bense (1992, S. 16) auf die symmetrischen Gruppen. Was die ästhetische Realität betrifft, so hatte Bense (1969, 1982) vermehrt auf die Tatsache hingewiesen, daß symmetrische Objekte gegenüber asymmetrischen bei konstanter Komplexität einen höheren Wert des Birkhoff-Quotienten haben, der nach Bense den "ästhetischen Zustand" mißt, eine formale Fassung der "Mitrealität", wodurch sich ästhetische von nicht-ästhetischen Objekten unterscheiden. Allein, was das Zeichen betrifft, so bleibt fraglich, wo die Symmetrie außerhalb der Dualinvarianz $\times(3.1\ 2.2\ 1.3) = (3.1\ 2.2\ 1.3)$ eine Rolle spielt. Die übrigen neun Zeichenklassen und Realitätsthematiken sind sowohl intern als auch extern asymmetrisch, und das Verhältnis zwischen einem bezeichnenden Zeichen und seinem bezeichneten Objekt kann schon deswegen nicht symmetrisch sein, weil in der Bense-Semiotik das Objekt nur als Objekt-Relation, d.h. als eine Teilrelation der Zeichenrelation eine Rolle spielt.

3. Ein bedeutend größeres Problem ergibt sich allerdings, wenn Bense bemerkt, daß "die ästhetischen Zustände an Naturobjekten, künstlerischen Objekten, Kunstwerken oder Design beobachtbar sind" (1969, S. 7). Da die eigenreale Zeichenklasse Zeichen, Zahl und ästhetische Realität repräsentiert, folgt daraus nämlich, daß auch Naturobjekte zeichenhaft sind, obwohl diese Objekte keinesfalls zu Zeichen erklärt sind. Dennoch sieht sich Bense gezwungen,

Objekten, die nicht zu Zeichen erklärt sind, lediglich den formalen Status von Signalen zuzuerkennen und eine spezielle Semiose einzuführen, welche Signale in Zeichen transformiert

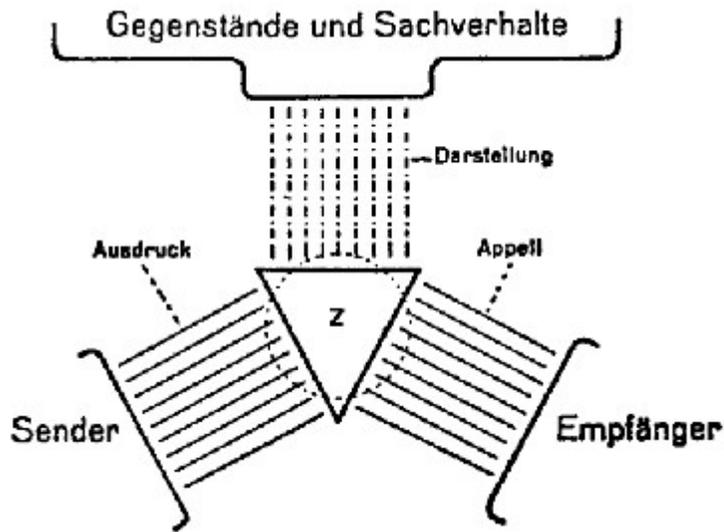
$Sig = f(x, y, z, t) \rightarrow Z = f(M, O, I)$ (Bense 1969, S. 42).

Im "Wörterbuch der Semiotik" liest man wenige Jahre darauf: "Jeder Übergang von einer bloßen Perzeption zu einer Apperzeption, allgemein: von gegebener Welt zu intentionalem Bewußtsein, beruht auf dem Übergang bzw. der Transformation der Signalfunktion in die Zeichenrelation" (Bense/Walther 1973, S. 98. Wie diese mystisch anmutende Transformation vonstatten geht, wird weder hier noch in einem eigens diesem Thema gewidmeten späteren Arbeit (Bense 1983) erläutert. Fest steht hingegen seit Anbeginn das fundamentale Axiom der Semiotik, das Axiom von der thetischen Einführung des Zeichens, das ich hier auf dem "Wörterbuch der Semiotik" (a.a.O., S. 26) reproduziere.

Einführung des Zeichens. Darunter wird die Tatsache verstanden, daß ein \rightarrow Zeichen nicht wie ein Naturobjekt gegeben ist, sondern durch ein Bewußtsein „eingeführt“ wird. Diese Einführung kann als „Setzung“, als „Erklärung“, als „Selektion“ verstanden werden. Ein Zeichen ist also nur als „thetisches“ Etwas zu verstehen; es hat grundsätzlich „thetischen Charakter“, und dementsprechend ist jede \rightarrow Zeichenthematik, jeder \rightarrow Zeichenprozeß primär thetischer Natur; sie thematisieren oder generieren letztlich nicht faktische objektive Objekte, sondern künstliche Metaobjekte (die sich im Sinne der \rightarrow triadischen Relation) auf faktische Objekte beziehen. Bs
Literatur: M. Bense, Zeichen und Design, Baden-Baden 1971.

Man könnte das Axiom somit auch wie folgt formulieren: ZEICHEN MÜSSEN INTENTIONAL EINGEFÜHRT WERDEN. Die Repräsentation der ästhetischen Realität durch die eigenreale Repräsentation des Zeichens an sich steht somit in Widerspruch zu der intentionalen thetischen Setzung eines Zeichens im Sinne eines Metaobjektes.

4. Als bekannt gelten darf das weit über die Semiotik hinaus verbreitete Organon-Modell der Sprachtheorie Karl Bühlers (vgl. Bühler 1934).



Die in diesem Modell kommunikationstheoretisch eingeführten Zeichen werden somit in Abhängigkeit von Sender (S) und Empfänger (E) gesetzt. Auf diese Weise erhält man die drei Haupttypen von Zeichen

$Z = f(S) =$ Symptome, Anzeichen (Ausdrucksfunktion)

$Z = f(E) =$ Signale (Appellfunktion)

$Z = f(S, E) =$ Symbole (Darstellungsfunktion).

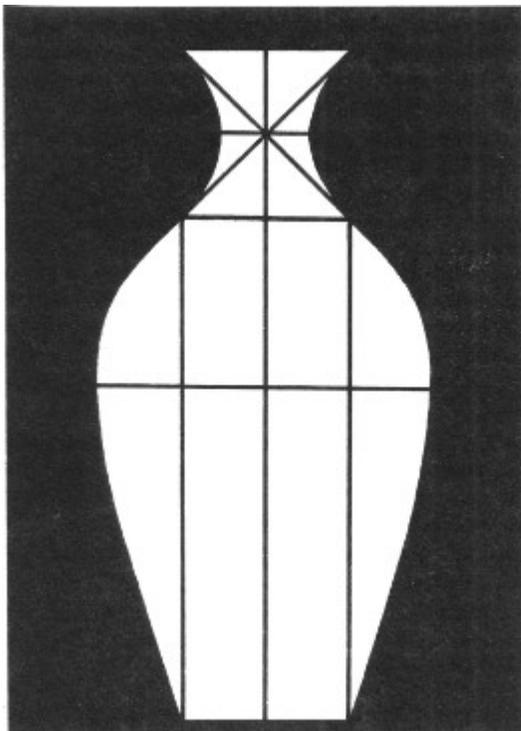
Wesentlich ist an diesen Definitionen, daß alle drei Typen von Zeichen in Abhängigkeit von mindestens einem Subjekt definiert sind. Demnach ist nicht nur das "vollständige" symbolische Zeichen, sondern sind auch die "unvollständigen" Symbole und Signale erkenntnistheoretisch gesehen SUBJEKTIVE OBJEKTE. Diese sind nun allerdings keine vorgegebenen Objekte, sondern eben bereits perzipierte Objekte, welche durch Metaobjektivation als Zeichen theoretisch eingeführt werden können, aber nicht müssen, da die Zeichensetzung ja als intentionaler Akt definiert ist. Exemplarisch dafür, wie der hier herausgearbeitete Unterschied zwischen SUBJEKTIVEN OBJEKTEN und ZEICHEN häufig verwischt und Objekte klammheimlich als Zeichen behandelt werden, ohne zuvor zu solchen erklärt worden zu sein, stehe hier das folgende Zitat aus Benses "Aesthetica": "Es gibt Bereiche des Seins und somit auch der Realität, wo die Intensität und die Kommunikation eine ontische Dichte hervorrufen, die

offenkundig werden läßt, wie sehr hier die Welt eine Zeichenwelt ist. Das Erotische ist ein Beispiel hierfür" (Bense 1982, S. 104).

5. Wir hatten oben festgestellt, daß die Repräsentation der ästhetischen Realität durch die eigenreale Repräsentation des Zeichens an sich in Widerspruch zu der intentionalen thetischen Setzung eines Zeichens im Sinne eines Metaobjektes stehe. Dennoch kann nicht bestritten werden, daß subjektive Objekte ästhetisch relevant sein können und daß sie also einen "ästhetischen Zustand" besitzen, der sich durch den Birkhoff-Quotienten

$$M_{\bar{A}} = O/C$$

messen läßt, darin O für die Menge der Ordnungsstrukturen und C für die Komplexität im Sinne der Elemente materialer Repertoires stehe. Als Beispiel stehe die folgende, aus Gunzenhäuser (1975, S. 43) wiedergegebene Figur, welche den Maximalwert von $M_{\bar{A}} = 1$ hat.



Es handelt sich hier um die Zeichnung eines Objektes, das im Sinne der Benseschen Objekttheorie ein "künstliches", d.h. nicht-vorgegebenes Objekt ist. Vgl. nun aber damit die auf dem folgenden Bild dargestellte Frau



Plus-size-Model RoxxieYo (Copyright: www.foxyroxxie.com)

Da das Birkhoff-Maß rein formal definiert ist, spricht nichts dagegen, diesem Subjekt, das nach Benses Objekttheorie ein "natürliches", d.h. vorgegebenes Objekt ist, ebenfalls einen Wert des Birkhoff-Quotienten zuzuweisen. Dieser dürfte wiederum nahe beim Maximalwert $M_{\bar{A}} = 1$ liegen.

Der Birkhoff-Quotient mißt somit subjektive Objekte, indem er einen ästhetischen Zustand als Funktion von materialer Ordnung und Komplexität definiert. Semiotisch kann man diese extensionale Funktion durch die folgende intensionale Funktion darstellen

$$I = f(O, M),$$

diese bedeutet aber nichts anderes als daß ein subjektives Objekt – repräsentiert durch den Interpretantenbezug des Zeichens – durch den Objekt- und Mittelbezug, welche das bezeichnete Objekt und den es bezeichnenden Zeichenträger des Zeichens repräsentieren, definiert werden. Der Übergang

von Symptomen und Signalen zu Zeichen läßt sich somit durch die neue Transformation

$$(I = f(O, M)) \rightarrow (M, O, I),$$

d.h. durch "Inkorporation" des Interpretatenbezugs, darstellen, die nach Benses Definition (1973, S. 26) nicht mehr und nicht weniger als die formale Fassung des Übergangs von Perzeption zu Apperzeption darstellt. Subjektive Objekte sind somit, sehr einfach ausgedrückt, als Perzepte die "Bilder", die sich ein Subjekt kraft Wahrnehmung von einem Objekt macht, aber diese Bilder dürfen nicht mit den semiotischen Icons im Sinne von Gemälden oder Photographien verwechselt werden, denn diese sind zu Zeichen erklärte subjektive Objekte, Apperzepte, Reproduktionen der Wahrnehmung des Malers oder Photographen. Formal ausgedrückt, sind Perzepte Zeichenrümpfe, d.h. dyadische Teilrelationen der vollständigen Zeichenrelation, aber Apperzepte sind triadische vollständige Zeichenrelationen. Abschließend sei darauf hingewiesen, daß man sich sehr oft in der semiotischen Literatur darauf beschränkt, diese Zeichenrümpfe durch semiotische Teilmatrizen der Form

	.1	.2	.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

darzustellen, wodurch der Eindruck entsteht, die semiotische Repräsentation von Perzepten beschränke sich auf die $4 + 3 + 2 + 1 = 10$ folgenden Dyaden-Paare (sowie auf deren Konversen)

(1.1, 1.1)

(1.1, 1.2) (1.2, 1.2)

(1.1, 2.1) (1.2, 2.1) (2.1, 2.1)

(1.1, 2.2) (1.2, 2.2) (2.1, 2.2) (2.2, 2.2).

In Wahrheit beschränkt sich jedoch die Bildung von Zeichenrümpfen selbstverständlich nicht auf Teilmatrizen der vollständigen semiotischen Matrix,

sondern operiert über der letzteren, d.h. man erhält $10 + 9 + 8 + \dots + 1 = 55$ dyadische Zeichenrumpfe (und ihre Konversen), die somit semiotisch sehr viel stärker differenziert sind als die 10 Zeichenklassen und ihre 10 Realitätsthematiken. Das bedeutet, daß beim Übergang von Perzeption zu Apperzeption die Intensionalisierung extensionaler semiotischer Teilrelationen einher geht mit einer strukturellen Reduktion der letzteren. Wiederum stark vereinfacht ausgedrückt: Wir können sehr viel weniger als Zeichen darstellen als wir durch unsere Sinne wahrnehmen können.

Literatur

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. 3. Aufl. Reinbek 1971

Bense, Max, Aesthetica. 2. Aufl. Baden-Baden 1982

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934

Gunzenhäuser, Rul, Maß und Information als ästhetische Kategorien. 2. Aufl. Baden-Baden 1975

Ontik, Präsemiotik und Semiotik

1. Der bisherige Stand der Formalisierung der Ontik, wie sie in Toth (2012, 2013, 2014a) zugrunde gelegt und seither in zahlreichen Arbeiten weiterentwickelt wurde, scheint mir eine erneute Positionsbestimmung zum Verhältnis von Ontik, Präsemiotik und Semiotik angebracht.

2.1. Gemäß Bense überbrückt die Semiotik "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" (1975, S. 16). Das Zeichen ist danach eine Funktion von Objekt und Subjekt

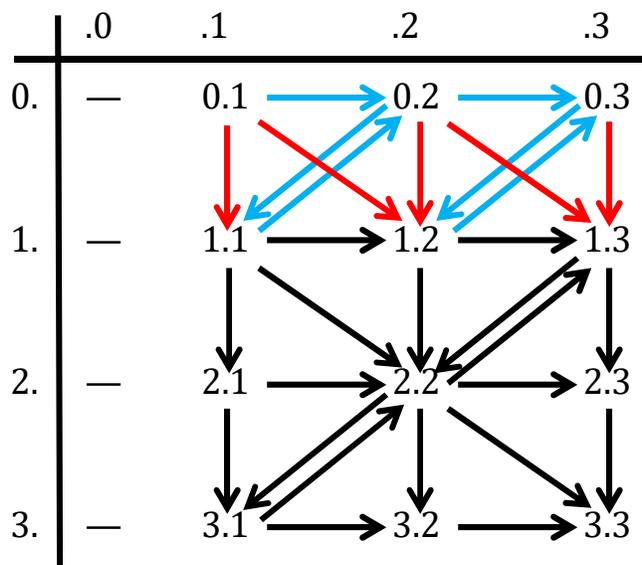
$$Z = f(\Omega, \Sigma).$$

2.2. Ontik und Semiotik sind nach Bense diskrete Räume: "Der Raum mit der β -relationalen oder 0-stelligen semiotischen Struktur wäre kein semiotischer Raum, sondern der ontische Raum aller verfügbaren Etwas O° , über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt wird" (1975, S. 65).

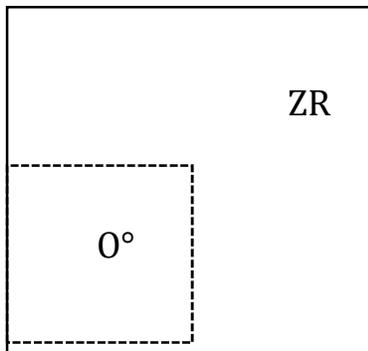
2.3. Da in Toth (2014b) als präsemiotische Relation

$$PZR = (O^\circ, (M, O, I)) = (0, 1, 2, 3)$$

sowie als über ihr konstruierte präsemiotische Matrix

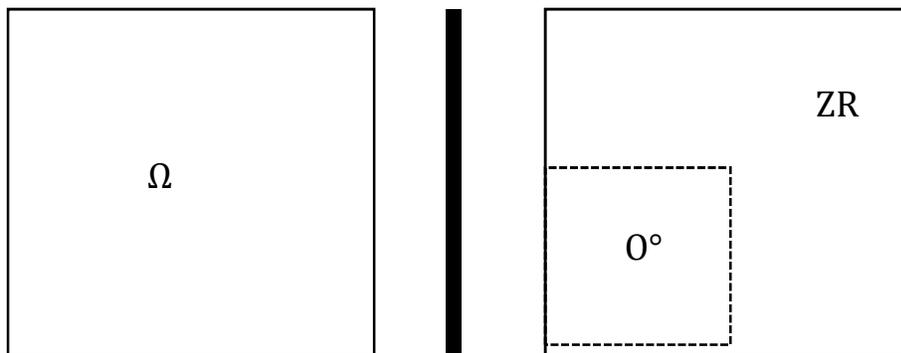


bestimmte wurde, sind Präzeichen und Zeichen, d.h. Präsemiotik und Semiotik hingegen keine diskreten Räume, sondern die Präsemiotik ist ein Teilraum der Semiotik



2.4. Nicht betroffen von der Präsemiotik ist selbstverständlich die zuerst von Kronthaler (1992) formulierte Transzendenz von Objekt und Zeichen, d.h. das Zeichen ist dem Objekt transzendent, und das Objekt ist dem Zeichen transzendent, und solange eine Semiotik (sowie eine ihr an die Seite gestellte Ontik) auf dem Boden der 2-wertigen, aristotelischen Logik konstruiert sind, kann es wegen des logischen Tertium-Satzes keine Vermittlung zwischen beiden Seiten dieser sowie aller auf ihr beruhenden Dichotomien geben.

Damit erhalten wir das folgende neue Modell zu den drei fundamentalen Wissenschaften der Ontik, Präsemiotik und Semiotik.



2.5. Die Objekte, welche zu Zeichen erklärt werden, sind, wie Bense (1975, S. 35 ff., S. 64 ff.) erkannt hatte, da sie ja zum Zeitpunkt, da ein Subjekt die Intention der Zeichensetzung hat, bereits selektiert und daher vorthetisch. Logisch betrachtet handelt es sich dabei also um subjektive Objekte. Über die Relation zwischen den objektiven und den subjektiven Objekten wissen wir nichts und können wir nichts wissen, da sie durch die im Schema mit einer schwarzen

Linie markierten Kontexturgrenze voneinander getrennt sind. Allerdings sind diese subjektiven Objekte, wie bereits gesagt, noch keine Zeichen, d.h. sie ja zwar selektiert, aber noch nicht metaobjektiviert worden sind (vgl. Bense 1967, S. 9). Da die Metaobjektivierung, d.h. die eine thetische Setzung von Zeichen ermöglichende Abbildung, ein willentlicher, d.h. bewußter Akt ist, sind wahrgenommene und erkannte Objekte noch keine Zeichen. Die sogenannten Bilder, welche durch Wahrnehmung in unser Bewußtsein kommen, sind die Präzeichen, welche die Spur von Zeichen in ihrer Relation PZR tragen, d.h. diese Relation formalisiert die Abbilder von Objekten, die zwar als Zeichen eingeführt werden können, aber nicht müssen. Dem Übergang von Abbildern von Objekten, d.h. subjektiven Objekten, zu diese subjektiven Objekte bezeichnenden Zeichen, entspricht semiotisch die Metaobjektivierung

$\mu: (O^\circ, (M, O, I)) \rightarrow (M, O, I)$

und logisch die Dualrelation

subjektives Objekt (sO) \times (oS) objektives Subjekt,

und dieses verdoppelte relationale Schema ist es somit, womit der Abgrund bzw. Benses "Disjunktion" zwischen dem Raum der objektiven Objekte und dem Raum der subjektiven Subjekte quasi janusköpfig überbrückt wird. Beide Ränder dieser Dualrelation, d.h. nicht nur der Raum der objektiven ("absoluten") Objekte, sondern auch derjenige der subjektiven ("absoluten") Subjekte, sind uns nicht bzw. allein durch Präzeichen und Zeichen zugänglich, woraus folgt, daß auch die Kontexturgrenze zweiseitig wirkt, d.h. perspektivisch ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Objekttheoretische Invarianten I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Objektstellung I-XXXVI. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Die formale Struktur semiotischer Abbildungen I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Zum metaphysischen Hintergrund der ontisch-semiotischen Äquivalenz

1. Das zuerst in Toth (2013) formulierte ontisch-semiotische Äquivalenzprinzip lautet

ONTISCH-SEMIOTISCHES ÄQUIVALENZPRINZIP: Exessive Objektrelationen sind iconisch, adessive indexikalisch, und inessive symbolisch.

Nun wurde in Toth (2014) bewiesen, daß das Äquivalenzprinzip nicht auf den semiotischen Objektbezug beschränkt ist, sondern mit Ausnahme der beiden bereits von Bense (1976) als Pole semiotischer Repräsentativität herausgestellten Subzeichen (1.1) mit der höchsten Ontizität und geringsten Semiotizität und (3.3) mit der höchsten Semiotizität und geringsten Ontizität sämtliche Subrelationen der kleinen semiotischen Matrix umfaßt

	.1	.2	.3
1.	1.1	$\times \text{Ex}(\Omega)$	$\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega)$
2.	$\text{Ex}(\Omega)$	$\text{Ad}(\Omega)$	$\text{In}(\Omega)$
3.	$\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)$	$\times \text{In}(\Omega)$	3.3

mit

$$(2.2) := (2.1) \circ (1.2) \cong \text{Ex}(\Omega) \circ \times \text{Ex}(\Omega)$$

$$(2.3) := (2.1) \circ (1.3) \cong \text{Ex}(\Omega) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega))$$

$$(3.2) := (3.1) \circ (1.2) \cong (\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ \times \text{Ex}(\Omega)$$

$$(3.3) := (3.1) \circ (1.3) \cong (\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega))$$

$$(3.2) \circ (2.3) \cong ((\times \text{In}(\Omega) \circ \text{Ex}(\Omega)) \circ \times \text{Ex}(\Omega)) \circ (\text{Ex}(\Omega) \circ (\times \text{Ex}(\Omega) \circ \text{In}(\Omega))).$$

2. Benses Axiom, das ich einmal als das fundamentale Axiom der Semiotik bezeichnet hatte und das besagt, "jedes beliebige Etwas (im Prinzip) zum

Zeichen erklärt" werden kann (Bense 1967, S. 9), setzt voraus, daß ein Objekt (Ω) vorgegeben und damit ein Zeichen (Z) nachgegeben ist, d.h. die Metaobjektivierung ist eine Funktion der Form

$$\mu: \Omega \rightarrow Z.$$

Demgegenüber gehen die meisten Schöpfungsmythen, darunter der christliche, von der zu μ konversen Funktion

$$\mu^{-1}: Z \rightarrow \Omega$$

aus. So heißt es z.B. in Gen. 1, 3: "Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht". Hier wird also nicht einem vorgegebenen Objekt ein Zeichen abgebildet, sondern einem vorgegebenen Zeichen wird ein Objekt abgebildet. Diese rein formale Konversionsrelation der beiden μ -Funktionen ist jedoch metaphysisch betrachtet denkbar verschieden: Bei μ erzeugt nicht das Objekt das Zeichen, sondern dieses ist gemäß Benses Axiom frei wählbar. Nach dem Abbildungsprozeß sind Objekt und Zeichen koexistent, d.h. weder substituiert das Zeichen das Objekt noch vice versa. Bei μ^{-1} hingegen erzeugt das Zeichen das Objekt, d.h. die Abbildung erzeugt aus dem Bild das Urbild. Erst dieser Umstand – und nicht die konverse Funktion⁵ – läßt somit die Funktion μ^{-1} mystisch werden.⁶

3. Für beide Fälle, d.h. sowohl für die Metaobjektivierung μ als auch für die Metasemiotisierung μ^{-1} , gilt jedoch, daß Objekt und Zeichen in zwei verschiede-

5 Auch logisch gesehen, ist es ohne Belang, welchen der beiden Variablen für die logischen Werte W(ahr) und F(alsch) in $G = (x, y)$ man mit W oder mit F belegt, d.h. man kann eine Logik statt wie üblich auf der Position problemlos auch auf der Negation aufbauen, ohne daß sich an der klassischen aristotelischen Logik etwas ändert. Es handelt sich bloß um eine Vertauschung der Symbole. Im Falle der konversen Abbildung bedeutet steht also W für Falsch und F für Wahr.

6 Eine höchst interessante Frage ist, wie es sich mit dem Verhältnis von Koexistenz und Substitution von Bild und Urbild bei μ^{-1} verhält: Falls nämlich das Zeichen nicht durch das von ihm erzeugte Objekt substituiert wird, muß es in einer Welt, in der solche konversen Metaobjektivierungen bzw. "Metasemiotisierungen" ablaufen, notwendig qualitative Erhaltung geben.

nen Kontexturen (K) liegen, d.h. daß durch sie eine Kontexturgrenze (\parallel) verläuft

$$K_{\mu} = [\Omega \parallel Z],$$

$$K_{\mu-1} = [Z \parallel O].$$

Metaphysisch bedeutet das, daß im Falle der Metaobjektivierung das Zeichen vom Objekt aus und im Falle der Metasubjektivierung das Objekt vom Zeichen aus transzendent ist. Nun wurde jedoch in Toth (2014) dargelegt, daß die ontische Eigenschaft der Exessivität nicht nur der iconischen Objektrelation, sondern dem Zeichen an sich wesentlich eignet, d.h. daß vor jeglicher ontischer und semiotischer Differenzierung die Exessivität des Zeichens der Inessivität des Objektes gegenübersteht.

Die erste These, diejenige der Exessivität des Zeichens, würde bedeuten, daß Zeichen mit iconischem Objektbezug, d.h. Abbilder, die ursprünglichen Zeichenarten darstellen. Dadurch würde sich erklären, weshalb durch Jahrhunderte hindurch bis zu de Saussure (jedoch teilweise auch nach ihm, z.B. in den Zeichentheorien Walter Benjamins und Theodor Adornos) die Motiviertheit, d.h. die Nicht-Arbitrarität des Zeichens axiomatisch als Basis dieser Semiotiken angenommen wurde (vgl. Meier-Oeser 1997).

Die zweite These, diejenige der Inessivität des Objektes, scheint eine gewisse Bestätigung einer Auffassung des jungen Bense zu finden. In dessen erster Buchpublikation steht zu lesen: "Raum und Sein sind wesentlich identisch" (Bense 1934, S. 19).

4. Wiederum vor dem Hintergrund der Metaphysik stellt sich hier nun jedoch eine ganz andere Sachlage dar. Wenn das Objekt ontisch betrachtet inessiv und das Zeichen ontisch betrachtet exessiv ist, dann muß eine der beiden folgenden Relationen gelten

$$R_1(Z \subset \Omega)$$

$$R_2(\Omega \subset Z).$$

Damit werden aber in beiden Fällen die Kontexturgrenzen zwischen Objekt und Zeichen aufgehoben, d.h. die beiden Gleichungen K_μ und $K_{\mu-1}$ werden zu Ungleichungen.

Setzt man das Zeichen nach der herkömmlichen Logik in den Bereich der Negativität und das Objekt in denjenigen der Positivität, d.h. geht man von dem folgenden ontisch-semiotisch-logischen Korrespondenzschema

ontisch	inessiv	exessiv
semiotisch	Objekt	Zeichen
logisch	positiv	negativ

aus, dann würde der erste Fall ($R_1(Z \subset \Omega)$) bedeuten, daß das Nichts ein Teil des Seins ist. Tatsächlich vertritt Bense diesen Fall in seiner "Theorie Kafkas": "Das Nichts ist ein Teil des Seins geworden (...). Es tritt "das Nichts des Nichtseienden stets implizit auf, es schimmert durch das Sein hindurch, es partizipiert am Sein, wie in Platons mythischer Welt" (Bense 1952, S. 81). Der zweite Fall ($R_2(\Omega \subset Z)$) bedeutet natürlich, daß das Sein ein Teil des Nichts ist. Die beiden Fälle sind also im Grunde lediglich Spielarten der seit Kant, mindestens aber seit Hegel heftig diskutierten Materialismus-Idealismus-Diskussion. Während die materialistische Hypothese davon ausgeht, daß die Objekte, die wahrgenommen werden, realiter existieren (und sich dadurch wiederum als Spielart der wohl bereits vorsokratischen Eidolon-Theorie entpuppt, wonach also quasi "Splitter" der Objekte in die Richtung der wahrnehmenden Subjekte abgebildet und dort als Zeichen wahrgenommen werden), geht die idealistische Hypothese davon aus, daß die Außenwelt illusorisch ist, d.h. nur idealiter existiert und also eine Abbildung oder besser gesagt eine Projektion darstellt, die von den sie erzeugenden Subjekten in Richtung einer erst zu kreierenden Außenwelt abläuft.

5. Damit kommen wir zum Schluß: Metaobjektivation und Metasemiotisation

$$K_\mu = [\Omega \parallel Z],$$

$$K_{\mu-1} = [Z \parallel O]$$

und die beiden Objekt-Zeichen-Inklusionen

$$R_1(Z \subset \Omega)$$

$$R_2(\Omega \subset Z)$$

sind je zueinander isomorph, insofern gilt

$$K_\mu = [\Omega \parallel Z] \cong R_2(\Omega \subset Z)$$

$$K_{\mu-1} = [Z \parallel O] \cong R_1(Z \subset \Omega).$$

Was sie von der Gleichheit unterscheidet, ist lediglich, daß die K_μ und $K_{\mu-1}$ transzendent, R_1 und R_2 jedoch nicht-transzendent sind, d.h. es gilt

$$K_\mu = [\Omega \# Z] \text{ mit } R_2(\Omega \subset Z)$$

$$K_{\mu-1} = [Z \# O] \text{ mit } R_1(Z \subset \Omega).$$

Literatur

Bense, Max, Raum und Ich. Berlin 1934

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Berlin 1997

Toth, Alfred, Die Exessivität des Zeichens I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Vollständige und unvollständige ontisch-semiotische Isomorphien. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Kritik der Peirceschen Fundamentalkategorien

1. Bekanntlich beruht die von Peirce inaugurierte und von Max Bense, Elisabeth Walther und ihren Schülern im Rahmen der so genannten "Stuttgarter Schule" (zu der natürlich auch der Schreiber gehört) weiterentwickelte Theoretische Semiotik auf drei sog. Fundamentalkategorien, die von Peirce einerseits als Ordinalzahlfolge

Z = (Erstheit, Zweitheit, Drittheit),

andererseits als Modalitätenfolge

Z = (Möglichkeit, Wirklichkeit, Notwendigkeit)

eingeführt worden war (vgl. Walther 1979, S. 46 ff.). Hierbei stellen sich jedoch bereits Fragen.

2.1. Die Einführung von Kategorien durch Ordinalzahlen ist zwar suggestiv, aber unmotiviert. Entsprechend ergänzte Bense die ordinale Einführung der Zeichenrelation viel später durch eine kardinale sowie eine "relationale" (vgl. Bense (1981, S. 17 ff.).

2.2. Höchst merkwürdig mutet die der Ordinalzahlfolge isomorphe Abfolge der Modalitäten an. Auch wenn der Modalkalkül erst Jahrzehnte nach Peirce eingeführt worden war (vgl. dazu Menne 1991, S. 55 ff.), so stammen die Modalitäten dennoch aus der Logik und müssen daher von ihr aus beurteilt werden.

2.2.1. Die Peirceschen Modalkategorien kennen keine Unterscheidung zwischen Position und Negation, d.h. es gibt weder eine Modalität der Unmöglichkeit, noch eine solche der Zufälligkeit i.S.v. einer Nicht-Notwendigkeit.

2.2.2. Die Modalitäten der Möglichkeit (mit der bei Peirce fehlenden Unmöglichkeit) und der Notwendigkeit (mit der bei Peirce fehlenden Zufälligkeit) setzen jedoch die Negation insofern voraus, als beide Modalkategorien Stufenfunktoren 1. Stufe sind, welche also die Negation als "Stufenfunktoren null-ter Stufe" (Menne 1991, S. 55) voraussetzt.

2.2.3. Die Modalkategorie der Wirklichkeit fällt aus dem Rahmen, insofern sie keine logische, sondern eine ontische Kategorie ist. (Bekanntlich ist die Tabelle

der Peirceschen "universalen" Kategorien ein Redukt verschiedener Modalitätentafeln von Peirces philosophischen Vorgängern).

Zwar ist also Peirce Restriktion der Universalkategorien auf Ordinalzahlen durch Benses Definition der "Primzeichen" weitgehend korrigiert worden, aber die Peircesche Triade der modalen Kategorien ist durch und durch inkonsistent, da es sich z.T. um logische, z.T. um ontische Kategorien handelt, da die Negation zwar fehlt, aber dennoch vorausgesetzt wird, da Stufenfunktoren verschiedener Stufen vermischt werden, usw.

3. Das größte Problem stellt sich jedoch bei der weiteren Isomorphie, welche Peirce zwischen den ordinalen und den modalen Kategorien einerseits und n-stelligen Relationen andererseits herstellt. Walther sagt explizit: "Diese Universalkategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit bestimmt er [d.i. Peirce, A.T.] als ein-, zwei- und dreistellige Relationen, die er in seiner Relationenlogik entwickelte" (1979, S. 42). Wir hätten damit also das folgende dreifach isomorphe System

ordinale Kategorien	Erstheit	Zweitheit	Drittheit
	\cong	\cong	\cong
modale Kategorien	Möglichkeit	Wirklichkeit	Notwendigkeit
	\cong	\cong	\cong
Relationen	1-stellig	2-stellig	3-stellig.

Es ist völlig uneinsichtig, weshalb Möglichkeit eine 1-stellige, Wirklichkeit eine 2-stellig und Notwendigkeit eine 3-stellige Relation sein soll. Dasselbe gilt nicht nur für die modalen, sondern auch für die ordinalen Kategorien. Nimmt man Benses zahlentheoretische Erweiterung der Peirceschen Kategorien hinzu, wären Kardinalzahlen 1-stellig, Ordinalzahlen 2-stellig und "Relationalzahlen" (Bense 1981, S. 26) 3-stellig. Man kann also zu keinem anderen Schluß kommen als demjenigen, daß die Abbildung von Relationen jeglicher Stelligkeit auf modale und zahlentheoretische Kategorien einfach absurd ist.

4. Wie bereits in 2.2.3. ausgeführt, stellt die Wirklichkeit eine ontische Kategorie dar. Es dürfte selbst logischen Laien einsichtig sein, daß Wahrheit und Falschheit – qua der von den beiden übrigen Peirceschen Kategorien vorausgesetzt, aber gleichzeitig unberücksichtigten Negation – Eigenschaften von

Aussagen sind, d.h. von Zeichen, während Wirklichkeit eine solche von Objekten ist. M.a.W., hier verwechselt Peirce sogar zwischen Zeichen und Objekt bzw. zwischen Semiotik und einer von ihm nicht nur nicht begründeten, sondern in ihrer Existenz ausdrücklich verleugneten Ontik, denn Peirces Universum (vgl. Bense 1983) ist ein abgeschlossenes und pansemiotisches (vgl. Eco 1977, S. 111 ff.) Universum, in dem sich ferner das Paradox findet, daß das nach Bense "vorgegebene" Objekt im Rahmen der Metaobjektivation, d.h. der thetischen Einführung von Zeichen, zwar axiomatisch vorausgesetzt wird (vgl. Bense 1967, S. 9), daß es hernach aber überhaupt keine Rolle mehr innerhalb der Semiotik spielt – von vagen Andeutungen Benses abgesehen, bei der Annahme "disponibler" Objekte und deren Definition als null-stellige Relationen (Bense 1975, S. 45 ff., S. 64 ff.).

Abschließend sei angemerkt, daß die Verwechslung von logischer Wahrheit bzw. Falschheit und ontischer Wirklichkeit nicht nur auf ontischer und semiotischer, sondern selbst auf metasemiotischer Ebene vorkommt. Vgl. z.B. die folgenden Sätze

- (1) Hans schlägt Fritz.
- (2) Hans prägt eine Münze.
- (3) Hans sagt die Wahrheit.

Das Objekt, welches das Zeichen "schlägt" regiert, ist ein sog. affiziertes Objekt (1), während das Objekt, welches das Zeichen "prägt" regiert, ein sog. effiziertes Objekt ist (2). In (1) ist also das Objekt als Objekt vorgegeben, in (2) ist es jedoch als Objekt nicht vorgegeben (sondern nur das Material, aus dem das Objekt ontisch selektiert wird). Ganz anders verhält es sich jedoch in (3), denn die Wahrheit sagen bedeutet, ein Ereignis (und damit mengentheoretisch ein Objekt) durch eine Aussage bezeichnen, d.h. das Zeichen "sagt" bezeichnet nicht ein Objekt, sondern ein Zeichen (das wiederum ein Objekt bezeichnet). Logisch ausgedrückt: Während die Wahrheit oder Falschheit der Sätze (1) und (2) nur ontisch überprüfbar ist und daher in die Kategorie der Wirklichkeit fällt, ist die Wahrheit oder Falschheit des Satzes (3) nur semiotisch überprüfbar und hat daher (scheinbar paradoxerweise) gerade nichts mit Wirklichkeit zu tun. Solche Verwechslungen zwischen Wahrheit und Wirklichkeit bzw.

Falschheit und Nicht-Wirklichkeit (im Sinne von entweder nicht-existierendem Objekt oder von nicht-stattgefundenem Ereignis) findet man daher bezeichnenderweise bei kriminalistischen Verhören. Wenn z.B. der Beamte den Verdächtigten fragt

(4) Waren Sie gestern um 23 Uhr am Tatort?

dann zielt diese Frage auf die kategoriale Wirklichkeit und gehört somit in die Ontik. Fragt der Beamte jedoch

(5) Können Sie bestätigen, daß Sie gestern um 23 Uhr bereits geschlafen haben?

dann zielt diese Frage auf die kategoriale Wahrheit und gehört somit in die Logik. Aus der kategorialen Differenz zwischen (4) und (5) folgt daher als nicht unerhebliche Konsequenz, daß Alibis per definitionem ontisch nicht relevant sind, da sie als Aussagen ja in die Logik gehören.

Die Einführung von Zeichen durch Kategorien muß logisch konsistent sein, ferner müssen separate Kategorien erstens für die Ontik, d.h. des Bereichs, aus dem die zu Zeichen erklärten Objekte stammen, zweitens für die Semiotik, d.h. des Bereichs der die Objekte bezeichnenden Zeichen, und drittens für die Logik, d.h. des Bereichs der Aussagen, die mit Hilfe von Zeichen über Objekte (einschl. Ereignisse) gemacht werden, angesetzt werden.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Eco, Umberto. Zeichen. Frankfurt am Main 1977

Menne, Albert, Einführung in die formale Logik. 2. Aufl. Darmstadt 1991

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Gibt es "Wahrnehmungszeichen"?

1. Das semiotische Fundamentalaxiom von Bense lautet: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (Bense 1967, S. 9). In Toth (2014) wurde dieses Axiom in dreifacher Form, bezogen auf die von Bense (1975a, S. 64 ff.) unterschiedenen Entitäten Objekt (Ω), vorthetisches (disponibles) Objekt O^0 und Zeichen (Z), dargestellt, wobei allerdings unklar ist, was Axiom und was Lemma ist.

1. Die Selektion von Ω ist frei.

2. Die Selektion von O^0 ist frei.

3. Die Selektion von Z ist frei.

Damit stellt sich die Frage, was "zum Zeichen erklären" bedeutet. Diese auch "thetische Einführung" oder "thetische Setzung" genannte Operation wird von Bense selbst folgendermaßen definiert: "Die Tatsache, daß ein Zeichen als solches nicht vorgegeben, sondern gesetzt ist, d.h., daß die Einführung eines Zeichens in einen gedanklichen, kreativen oder kommunikativen Prozeß darauf beruht, daß ein (beliebiges) Etwas zum Zeichen 'erklärt', also als solches 'selektiert' wurde" (Bense/Walther 1973, S. 125).

Damit steht fest, daß die Einführung eines Zeichens in einem willentlichen Akt durch ein Subjekt geschieht.

2. Nun wird bekanntlich selbstverständlich auch in der semiotischen Bewußtseinstheorie (vgl. Bense 1975b, Bense 1976) zwischen Wahrnehmung und Erkenntnis bzw. zwischen Perzeption und Apperzeption unterschieden. Aus dem Schluß, daß es keine unwillentlichen Zeichen gibt, da jede Setzung eo ipso willentlich ist, folgt also, daß es keine Wahrnehmungs-, sondern nur Erkenntniszeichen geben kann. Wenn also Bense z.B. innerhalb seiner Raumsemiotik (vgl. Bense/Walther 1973, S. 80) Trennwände, Korridore und Plätze bedenkenlos als Zeichen interpretiert, dann liegt hier ein Widerspruch vor, denn die letzteren Entitäten sind Objekte, die als Objekte künstlich hergestellt, aber nicht thetisch als Zeichen eingeführt wurden.⁷ In Sonderheit haben wir es

⁷ Vgl. z.B. auch das Kapitel "Semiotik und Architektur" in Walthers "Einführung in die Semiotik": "Jedes architektonische Objekt ist ein komplexes Superzeichen". In dieser

mit zwei Entitäten zu tun, deren semiotischer oder ontischer Status bis heute völlig unklar ist.

2.1. "Wahrnehmungszeichen"

Daß man keine absoluten, d.h. objektiven Objekte wahrnimmt, da diese uns, die sie wahrnehmenden Subjekte, nur über die Filter unserer (wahrnehmenden) Sinne erreichen, dürfte heute von niemandem mehr bestritten werden. Wir haben es bei "Wahrnehmungszeichen" also mit einer moderneren Form von Berkeleys Problem zu tun: Ich stehe vor einem Tisch, betrachte ihn, schließe dann die Augen – und er ist "immer noch da", allerdings in meinem Kopf. Aus der Metaphorik, daß sich eben nicht die Materialität des Objektes, sondern ein Bild von ihm in meinem Kopf befinde, wurde, da Bilder in der Semiotik Icons, d.h. iconische Objektrelationen, sind, geschlossen, daß diese "Bilder", die unsere Wahrnehmung von den uns nicht wahrnehmbaren a priori-Objekten macht, Zeichen sind.

2.2. Gedankenzeichen

Verwandt mit den "Wahrnehmungszeichen" und trotzdem völlig von ihnen zu trennen sind "Gedankenzeichen". Es bereitet uns keinerlei Probleme, Wesen zu kreieren, die wir noch nie in der Welt der Objekte angetroffen haben und die dort auch mutmaßlich gar nicht existieren, wie z.B. Einhörner, Drachen oder Werwölfe. Und wie allgemein bekannt ist, können wir diese Gedankenzeichen sogar insofern in effektive Zeichen transformieren, als wir sie z.B. auf Papier zeichnen oder aus Stein meißeln. Im transzendentalen Idealismus fallen Gedankenzeichen und "Wahrnehmungszeichen" daher sogar zusammen: "Und ist denn ein so großer Unterschied zwischen einem halluzinierten Dampfer und einem veritablen Dampfer? Steken nicht beide in unserem Kopf?" (Panizza 1992, S. 90).

beständigen Verwechslung von Objekten und Zeichen bzw. von nicht zu Zeichen erklärten Objekten dürfte ein Hauptgrund für die Unfähigkeit der Semiotik, sich seit den 1960er Jahren an Lehrstühlen zu institutionalisieren, zu suchen sein, und ebenfalls in der damit einhergehenden promiscuen Verwendung des Begriffs "Semiotik", der von Bense und Walther zu recht kritisiert wird: "Man treibt nicht Semiotik, wenn man gelegentlich über Zeichen spricht, so wie man ja auch nicht Mathematik treibt, wenn man gelegentlich Begriffe wie 'Zahl', 'Menge' oder 'Größe' verwendet" (1987, S. 50).

3. Rein formal können wir beim gegenwärtigen Stand von Ontik, Präsemiotik und Semiotik (vgl. Toth 2014) unterscheiden zwischen dem objektiven (absoluten) Objekt Ω , dem dem vorthetischen Objekt O^0 , und dem Zeichen Z . Da Ω nicht wahrnehmbar ist, kann die in Anlehnung Bense (1967, S. 9), der von Zeichen als "Metaobjekten" spricht, "Metaobjektivation" genannte Abbildung von Objekten auf Zeichen, d.h. die thetische Einführung von Zeichen, nicht die Abbildung

$$f: \quad \Omega \rightarrow Z,$$

sondern nur die Abbildung

$$g: \quad O^0 \rightarrow Z$$

betreffen. Da O^0 seine disponible Vorthetik, wie Bense sich ausdrückt, dem es selektierenden Subjekt verdankt, ist O^0 also ein subjektives Objekt. Daraus folgt, daß die thetische Einführung eine Abbildung subjektiver Objekte auf Zeichen ist. Da Zeichen und Objekt eine dichotomische Relation bilden genau wie jene zwischen logischer Position und Negation, erkenntnistheoretischem Objekt und Subjekt, ethischem Gut und Böse, usw., folgt, daß das Zeichen ein objektives Subjekt ist. Wir können diese Ergebnisse im folgenden Satz zusammenfassen.

SATZ 1 . Die thetische Einführung von Zeichen ist eine Abbildung von subjektiven Objekten auf objektive Subjekte.

Da diese Zeichensetzung ein willentlicher Akt ist, folgt ferner, daß es zwar Objekte gibt, die nicht zu Zeichen erklärt sind, aber die Umkehrung dieses Satzes ist wegen der Gedankenzeichen falsch. Diese Nichtumkehrbarkeit ist jedoch zu präzisieren: Wohl ist es möglich, Zeichen von "irrealen" Objekten zu machen, aber diese setzen sich ausnahmslos aus Versatzstücken "realer" Objekte zusammen, beim Drachen z.B. als Amalgamation von Vögeln, Reptilien und weiteren Tieren. Es ist also unmöglich, ein Zeichen von einem nicht-existenten Objekt zu machen, und das bedeutet, daß jedes Zeichen ein Objekt hat, das es bezeichnet, auch wenn man von einem Zeichen nicht auf ein bestimmtes Objekt schließen kann. Wir wollen auch dieses Ergebnis in einem Satz zusammenfassen.

SATZ 2 . Jedes Zeichen hat ein bezeichnetes Objekt, aber nicht jedes Objekt hat ein es bezeichnendes Zeichen.

Dieser Satz bestätigt übrigens, umgekehrt betrachtet, daß Bense (1975, S. 44 u. S. 64 ff.) völlig richtig lag, wenn er neben dem "ontischen Raum" und dem "semiotischen Raum" einen präsemiotischen Raum "disponibler, d.h. vorthetischer Objekte" annahm. Vor allem aber bedeutet dies: Bense hat die u.a. von Eco (1977, S. 111 ff.) zurecht kritisierte "pansemiotische" Zeichentheorie Peirces, die ein abgeschlossenes semiotisches Universum darstellt, in dem paradoxerweise keine Objekte vorhanden sind, obwohl diese doch nach dem Fundamentalaxiom sowie der Definition der thetischen Einführung von Zeichen als Domänen der metaobjektiven Abbildung vorhanden sein müssen, in ein triadisches Universum transformiert, in dem es nicht nur Objekte neben Zeichen gibt, sondern auch vorthetische Objekte, welche zwischen Objekten und Zeichen vermitteln. Die entsprechenden zwei zueinander transpositionellen Matrizen sind

	0	1	2	3
0	0.0	0.1	0.2	0.3
1	1.0	1.1	1.2	1.3
2	2.0	2.1	2.2	2.3
3	3.0	3.1	3.2	3.3

	1	2	3	0
1	1.1	1.2	1.3	1.0
2	2.1	2.2	2.3	2.0
3	3.1	3.2	3.3	3.0
0	0.1	0.2	0.3	0.0,

Da die Nullheit des vorthetischen Objektes 0^0 nach Bense (1975, S. 65) über keine Kategorialzahl verfügt, d.h. kategorial nicht in die triadische Ordnung der Zeichenrelation einbettbar ist, kommen auch die beiden weiteren möglichen Matrizen zur Darstellung der Vermittlung von Ontik und Semiotik durch Präsemiotik in Frage.

	1	0	2	3
1	1.1	1.0	1.2	1.3
0	0.1	0.0	0.2	0.3
2	2.1	2.0	2.2	2.3
3	3.1	3.0	3.2	3.3

	1	2	0	3
1	1.1	1.2	1.0	1.3
2	2.1	2.2	2.0	2.3
0	0.1	0.2	0.0	0.3
3	3.1	3.2	3.0	3.3

Die im ersten Matrizenpaar den Rand des Zeichens bildenden präsemiotischen Subrelationen und die im zweiten Matrizenpaar aus den seinen Rand bildenden semiotischen Subrelationen ausgegrenzten präsemiotischen Subrelationen bilden somit die vorthetischen Submatrizen, welche die Wahrnehmung subjektiver Objekte, d.h. die Codomänen der Abbildung

$$h: \Omega \rightarrow O^0,$$

deren Domänen uns ewig unzugänglich, da absolut bzw. apriorisch, sind, im ontisch-semiotischen Vermittlungsraum, wie er von Bense (1975) skizziert worden war, formal begründen. Dagegen basiert die Erkenntnis, d.h. die Transformation subjektiver Objekte in objektive Subjekte, auf der bereits bekannten Abbildung

$$g: O^0 \rightarrow Z,$$

welche somit die Definition der thetischen Setzung ist. "Wahrnehmungszeichen" werden somit durch die Abbildung h beschrieben, willentliche und damit die einzigen Zeichen, werden hingegen durch die Abbildung g beschrieben. Die Möglichkeit der Bildung von Gedankenzeichen durch Objekt- und Subjektamalgamation beruht somit auf der Nicht-Bijektivität der Konkatination von $f = g \circ h$.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max/Walther, Elisabeth (Hrsg.), Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Rez. von: Sebeok, Thomas A. (Hrsg.),
Encyclopedic Dictionary of Semiotics. In: Semiosis 45, 1987, S. 48-50.

Eco, Umberto, Zeichen. Frankfurt am Main 1977

Panizza, Oskar, Mama Venus. Texte zu Religion, Sexus und Wahn. Hrsg. von
Michael Bauer. Hamburg 1992

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2014

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Ein Objekt als Zeichen interpretieren

1. Die Frage, um die es im folgenden geht, lautet: Sind Objekte, und zwar egal, ob es sich um natürliche, d.h. vorgegebene, oder um künstliche, d.h. nicht-vorgegebene, handelt, als Zeichen interpretierbar?
2. Die bereits ins Altertum zurückgehende Scheidung von Zeichen φύσει oder natürlichen Zeichen und Zeichen θέσει oder künstlichen Zeichen beinhaltet die Differenz zwischen willentlich gesetzten (thetisch eingeführten) Zeichen einerseits und Objekten, die als Zeichen interpretierbar sind, andererseits, wie z.B. Blitz und Donner als Anzeichen für ein aufkommendes Gewitter oder Symptome als Zeichen für eine bestimmte Krankheit. Der Grund für die Interpretation von Objekten als natürlichen Zeichen beruht auf der Beobachtung einer kausalen Serie nach dem Muster: Immer dann, wenn X auftritt, bedeutet das, daß Y vorliegt". Was somit natürliche und künstliche Zeichen miteinander verbindet, ist das Vorhandensein eines Senders bzw. einer Quelle und eines Empfängers bzw. einer Senke. Weiter bedeutet dies, daß dem intentionalen Akt der künstlichen Zeichensetzung die notwendige Relation zwischen Ursache und Wirkung bei der Interpretation natürlicher Zeichen entspricht.
3. Quasi stillschweigend wurden jedoch, v.a. innerhalb der Stuttgarter Schule, auch solche Objekte als Zeichen interpretiert, die weder künstliche noch natürliche Zeichen darstellen. Als besonders charakteristisches Beispiel für diese Methode sei der folgende Abschnitt aus dem Kapitel "Semiotik und Architektur" aus Elisabeth Walthers "Allgemeiner Zeichenlehre" zitiert.

Architektonische Objekte gleich welcher Art lassen sich als realisierte Objekte nicht nur numerisch, sondern auch semiotisch beschreiben und klassifizieren. Denn so wie das Designobjekt wird auch das Architekturobjekt aus Materialien (hyletisches System) und technisch-physikalischen Funktionen (synthetisches System) zu einer architektonischen Produktform (morphetisches System) realisiert. Mit ande-

ren Worten: Jedes architektonische Objekt ist ein komplexes Superzeichen, das als "Objektsystem" komplexer Art aufgefaßt werden kann, denn jedes architektonische Objekt enthält entweder symbolische Repertoiresysteme, indexikalische Richtungssysteme oder iconische Rahmensysteme bzw. vielfältige Verknüpfungen solcher homogener zu multiplen Systemen. Selbstverständlich spielen wie beim Designobjekt darüber hinaus auch hier "ästhetische Zustände", die ihrerseits numerisch und semiotisch beschreibbar sind, eine Rolle.

(Walther 1979, S. 153 ff.)

Bense hatte noch deutlicher formuliert: "So handelt es sich also bei einem architektonischen Objekt um ein triadisches Objekt, das letztlich nur in den triadischen Relations- und Zeichenbegriffen der Semiotik darstellbar ist" (ap. Bense/Walther 1973, S. 17).

3.1. Zum "iconischen Rahmensystem" gehören "z.B. alle Räume, Innenräume, Höfe" (Walther 1979, S. 154). Andererseits stellt aber "ein Gebäude einen abgeschlossenen Konnex (ein Dicot), d.h. ein Supericon, dar" (Walther, a.a.O.). Hier werden also offenbar Teilmengen als Icons klassifiziert, und die Obermenge fungiert folglich als Supericon.

3.2. Zum "indexikalischen Richtungssystem" gehören "z.B. die Abhängigkeit der Anbringung von Fenstern von Himmelsrichtungen, Eingänge, Zugänge, wie Wege, Treppen, Aufzüge, Ver- und Entsorgungssysteme des Gebäudes, Telefon, Antennen" (Walther 1979, a.a.O.). Wie es scheint, fallen alle als Abbildungen auffaßbaren Objekte unter Indizes.

3.3. Zum "symbolischen Repertoiresystem" gehören schließlich "die Anzahl der einzelnen Systeme, ihre Größen- und Maßverhältnisse, usw.". Hier fällt das Fehlen echter Beispiele auf, und auch unter Benses Stichwort "semiotischer Raum" heißt es lakonisch: "Jedes Symbol ist eine Darstellung des semiotischen Raumes als pures Repertoire" (ap. Bense/Walther 1973, S. 80). "Repertoire" wird hingegen von Walther als "Zeichenmenge oder Zeichenvorrat, der für einen Auswahlprozeß (Selektion) verfügbar sein muß" definiert (ap. Bense/Walther 1973, S. 84). Ferner widersprechen sich die beiden Definitionen in mehrfacher Hinsicht: Die "Anzahl der einzelnen Systeme" ist eine

Mengenangabe und kein System (so wie z.B. die Menge der natürlichen Zahlen keine natürliche Zahl ist). Falls ein Repertoire bereits Zeichen enthält, wie kann dann die thetische Selektion ein Repertoire voraussetzen, um daraus Zeichen einzuführen? Am ehesten könnte man also im Anschluß an die raumsemiotischen Definitionen iconischer und indexikalischer Objektrelationen die symbolische Objektrelation als Objektrepertoire im Sinne von "verfügbarem Ort eines Systems" definieren.

4. Werden Objekte, die keine natürliche Zeichen sind, einfach als Zeichen behandelt, ohne sie zuvor der von Bense (1967, S. 9) geforderten Metaobjektivation oder thetischen Setzung zu unterziehen, einer Abbildung, die wir (Toth 2014) durch

μ : Objekt \rightarrow Zeichen

dargestellt hatten, fallen somit Objekte und Zeichen zusammen, und zwar fallen sie zu Zeichen zusammen. Das Ergebnis ist nicht nur ein "Universum der Semiotik" (Bense 1983), sondern ein pansemiotisches Universum, in welchem das Objekt, das doch als Domäne der als Abbildung verstandenen Zeichensetzung ausdrücklich als vorgegeben gefordert wurde, paradoxerweise überhaupt nicht vorhanden ist. Bense definiert sogar ausdrücklich den Zeichenträger als "triadisches Objekt" (ap. Bense/Walther 1973, S. 71). Da aber ein Zeichenträger kraft seiner Materialität natürlich ein Objekt und kein Zeichen ist und da umgekehrt jedes Zeichen eines Zeichenträgers bedarf (Bense/Walther 1973, S. 137), bedeutet das nichts anderes, als daß jedes Objekt als Zeichen interpretierbar ist, indem die Definitionen der neun peirceschen Subzeichen sowie der aus ihnen konstruierten Zeichenklassen mit ihren dualen Realitätsthematiken einfach auf Objekte abgebildet werden bzw., umgekehrt, indem man Objekte als Modelle für die durch die semiotischen Dualsysteme repräsentierten Zeichenarten sucht. In diesen Fällen liegt zwar ebenfalls eine Abbildung der Form μ , allerdings eben nur der Form nach, vor, denn die durch μ formalisierte thetische Setzung findet durch die Interpretation von Objekten als Zeichen bzw. durch die Abbildungen von Objekten als Modellen für Zeichenklassen und Realitätsthematiken nicht statt. Kein Architekt baut ein Haus als Supericon und dessen Wohnungen und Zimmer als Icons. Er konzipiert auch die Fassaden seiner Häuser nicht danach, ob sie rhematisch-

offene, dicentisch-abgeschlossene oder argumentisch-vollständige Zeichenkonnexe bilden, denn Gebäude sind wie alle Objekte eben Objekte und keine Zeichen. Der seltene Fall einer thetischen Setzung als Legitimation der Interpretation eines Objektes als Zeichen liegt z.B. bei Kirchen, Gedenkstätten, Friedhofskapellen usw. vor. Im Grunde bedeutet also die Interpretation von als Objekten intendierten Objekten im Sinne von Zeichen, daß diese künstlichen Objekte wie natürliche Zeichen, d.h. wie Anzeichen oder Symptome behandelt werden, denn dies sind per definitionem die einzigen Zeichentypen, für welche die thetische Setzung von Zeichen nicht gefordert ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Obiectum absconditum

1. Zeichen und Objekt bilden eine Dichotomie, d.h. die beiden Entitäten folgen dem Muster der allem Denken zugrunde liegenden zweiwertigen aristotelischen Logik. Genauso, wie es gemäß dem Satz vom Ausgeschlossenen Dritten kein drittes, vermittelndes Glied zwischen Wahr und Falsch bzw. Position und Negation gibt, gibt es auch kein vermittelndes Glied zwischen Zeichen und Objekt. Eine Entität ist entweder ein Zeichen oder ein Objekt. Tertium non datur.

2. In Benses erstem semiotischen Buch wird das fundamentale semiotische Axiom festgelegt: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9). Das Problem mit dieser Formulierung ist, daß sie einerseits die korrekte Folgerung erlaubt, daß dem Objekt ein Zeichen zur Seite gestellt und dergestalt die erwähnte Dichotomie von Objekt und Zeichen etabliert wird

$S = [\text{Objekt, Zeichen}]$.

Sie läßt allerdings auch den Schluß zu, daß ein zum Zeichen erklärtes Objekt aufhört, Objekt zu sein, d.h. daß bei der von Bense erwähnten "Zuordnung" das Zeichen sein Objekt ersetzt

f: Objekt \rightarrow Zeichen.

Diese zweite Interpretation des semiotischen Axioms widerspricht nun zwar nicht dem Tertium-Gesetz, aber selbstverständlich der gesamten zweiwertigen Logik, die eben dyadisch und nicht monadisch ist. Eine Logik, in der einer der beiden Wahrheitswerte vom anderen absorbiert wird, ist keine Logik mehr, sondern eine Ontologie, wie Gotthard Günther einmal scharfsinnig bemerkt hatte.

3. Leider liegt nun der Peirce-Bense-Semiotik die zweite Interpretation zugrunde. Noch vorsichtig ist die Formulierung dieses Sachverhaltes im "Wörterbuch der Semiotik": "Was als solches wahrgenommen, erkannt oder gedacht werden und schließlich durch ein Zeichen repräsentiert oder präsentiert werden, also bezeichnet werden kann, ist Objekt" (Bense ap. Bense/Walther 1973, S. 70). Doch einige Jahre später setzt Bense dann axiomatisch

fest: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist". Allerdings widerspricht dieser Satz nicht nur der Logik, die ihm zugrunde liegt, sondern auch der Semiotik, denn gemäß Bense (1967, S. 9) muß das "Etwas", das zum Zeichen erklärt wird, ja vorgegeben sein. Folglich müßte das Objekt bereits vor der thetischen Setzung eines Zeichens ein Zeichen sein.

Die Substitution von Objekten durch Zeichen verschärft sich dann innerhalb der Stuttgarter Schule um Bense und Walther ab ca. den 1970er-Jahren, nachdem Bense die sog. Realitätsthematiken entdeckte hatte, welche als Dualrelationen von Zeichenrelationen definiert wurden (vgl. Bense 1975, S. 100 ff.). Von diesem Zeitpunkt an erscheint also das ursprüngliche, der Zeichensetzung vorgegebene Objekt in zwei formalen Strukturen: einer sogenannten Zeichenthematik, welche die relationale Form eines Zeichens darstellt, und ihrer dual koordinierten Realitätsthematik. Dabei thematisiert die Zeichenthematik das erkenntnistheoretische Subjekt und ihre Realitätsthematik das erkenntnistheoretische Objekt. Diese Verdoppelung der Zeichenrelation ist wohl durch Peirce inspiriert, denn dieser hält "den Unterschied zwischen dem Erkenntnisobjekt und -subjekt fest, indem er beide Pole durch ihr Repräsentiert-Sein verbindet" (Walther 1989, S. 76). Entsprechend liest man bei Bense: "Zeichenthematik und Realitätsthematik verhalten sich demnach nicht wie 'platonistische' und 'realistische' Seinskonzeption, sondern nur wie die extremen Fälle bzw. die extremen Entitäten der identisch-einen Seinsthematik" (Bense 1976, S. 85).

Immerhin bleibt die Primordialität des Objektes, d.h. die Bedingung, daß es vor der Zeichensetzung vorgegeben sein muß, auch innerhalb der Dualität von Zeichen- und Realitätsthematik erhalten: "Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln" (Bense 1981, S. 11).

Damit ist nun der Zirkelschluß, der mit der Substitution eines Objektes durch das es bezeichnende Zeichen begonnen hatte, vollendet: Die Zeichenthematik erscheint als zeichenvermittelte Realität, aber die Realitätsthematik erscheint gleichzeitig als realitätsvermitteltes Zeichen.

Durch diesen *circulus vitiosus*, in dem das ursprüngliche vorgegebene, reale, d.h. ontische Objekt nur in den erwähnten zwei Formen

1. als Objektrelation, d.h. als zweitheitlicher Bezug der triadischen Zeichenrelation
2. als Realitätsthematik, d.h. als dual-konverse Abbildung ihrer zugehörigen Zeichenthematik

erscheint, wird nun die Semiotik im Sinne eines "Universums" (vgl. Bense 1983) etabliert, eine Konzeption, die gemäß den Ausführungen bei Bense (1986, S. 24 f.) ebenfalls auf Peirce zurückgeht. Die Semiotik wird dadurch zum Teil der metamathematischen Modelltheorie, deren "universaler" Charakter durch die Definition des Begriffs der Folgerung garantiert wird (vgl. Schwabhäuser 1971, S. 35 ff.). Die Definition der Folgerungsmenge garantiert, daß jeder Satz, der aus einem anderen folgt, bereits zur Menge aller Sätze einer Sprache gehört. In anderen Worten: Genauso wie das semiotische Universum eine abgeschlossene "Welt" darstellt, insofern das Objekt nur entweder als Objektbezug oder als Realitätsthematik" erscheint, d.h. repräsentiert oder präsentiert, aber nicht ontisch existiert, ist das modelltheoretische Universum durch den Konsequenzoperator eine ebenso abgeschlossene "Welt". Sehr schön auf den Punkt gebracht hat diese Tatsache Gfesser: "Das Zeichen ist ein realitätsthematisierendes Instrument, weil Zeichenmittel, Objekt und Interpretant in ein und derselben Welt sind" (Gfesser 1990, S. 139). Solange also dem Zeichen kein Objekt bzw. der Semiotik keine Ontik an die Seite gestellt wird, haben wir es innerhalb der Semiotik mit dem objektalen Pendant des *deus absconditus* zu tun: dem "*obiectum absconditum*". Solange diesem kein "*obiectum revelatum*" beigesellt wird, gilt tatsächlich die wiederum von Gfesser stammende Zusammenfassung des wissenschaftstheoretischen Status der Zeichentheorie: "Die Semiotik Peircescher Provenienz ist ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
- Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976
- Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981
- Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983
- Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986
- Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973
- Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141
- Schwabhäuser, Wolfram, Modelltheorie I. Mannheim 1971
- Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce. Baden-Baden 1989

Zeichen als Entlastung von Objekten

1. Zur Objektentlastung vgl. Toth (2014). Der von Bense für die Semiotik requirierte, von Arnold Gehlen stammende Begriff der "Entlastung" (vgl. Bense/Walther 1973, S. 26 f.) betrifft eine der zentralen Funktionen von Zeichen, denn diese referieren nicht nur auf die Objekte, die sich bezeichnen, sondern sie substituieren sie in erster Linie. Es dürfte sehr schwierig sein, die Zugspitze zu verschicken, aber ihr Bild auf einer Postkarte (iconischer Fall) ist problemlos versendbar. Wenn man als Soldat seine Geliebte nicht bei sich in seiner Kaserne haben kann, so fungiert doch immerhin eine Haarlocke von ihr als Ersatz (indexikalischer Fall). Und falls man weder ein Bild noch einen realen Teil von der fernen Geliebten hat, so besitzt man doch immerhin ihren Namen und ihre Adresse (symbolischer Fall).

2. Bei natürlichen Zeichen fallen Referenzobjekt und Zeichenträger definitionsgemäß zusammen (vgl. zuletzt Toth 2014a), d.h. es findet zwar Referenz, aber keine Substitution statt. Die Eisblume ist ein als Zeichen interpretiertes Objekt, das als Funktion bestimmter klimatischer Verhältnisse auf einer als Objektträger fungierenden Fensterscheibe entstehen kann. Der Zeichenträger ist aber die Struktur des Eises selbst, d.h. das Objekt der Eisblume, d.h. es gilt

$$Z \subseteq \Omega.$$

Da aber Objekte selbst Funktionen von Ort und Zeit sind, gilt die Signalfunktion (vgl. Meyer-Eppler 1969, S. 22), d.h. wir bekommen als Definition natürlicher Zeichen

$$(Z_{\text{nat}} \subseteq \Omega) = f(x, y, z, t).$$

Wie bereits das einleitende Beispiel der Haarlocke der Geliebten zeigt, ist diese Definition aber nicht auf natürliche Zeichen beschränkt, sondern gilt allgemein für als Zeichen verwendete Objekte, d.h. für Ostensiva.

3. Bei künstlichen Zeichen ist die Wahl des Zeichenträgers arbiträr. Ein semiotisches Axiom besagt ja lediglich, daß jedes Zeichen eines Zeichenträgers bedarf (vgl. Bense/Walther 1973, S. 137), d.h. es gilt auf jeden Fall

$$(Z_{\text{kün}} \not\subseteq \Omega) \neq f(x, y, z, t),$$

d.h. beide künstlichen im Gegensatz zu natürlichen Zeichen findet nicht nur Referenz, sondern auch Substitution statt. Dementsprechend ist zwischen vier verschiedenen semiotischen Objektbegriffen zu unterscheiden (vgl. auch Toth 2014b)

1. dem ontischen Objekt, das der Zeichensetzung vorgegeben sein muß und das als Referenzobjekt fungiert (RO)

2. dem ontischen Objekt des Zeichenträgers (ZT)

3. dem Objektbezug innerhalb der triadischen Zeichenrelation, d.h. der Relation des bezeichnenden Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt (OR)

4. der durch die Realitätsthematik präsentierten "strukturellen" oder "entitätlichen" Realität thematisierter oder thematisierender Objekte (RTh).

Aus der obigen Ungleichung folgt für künstliche Zeichen sofort

$RO \neq ZT$

Da der Objektbezug eine Subrelation sowohl der Zeichen- als auch der Realitätsthematik ist und also von diesen rein relational unterschieden ist, gilt zunächst

$OR \neq RTh,$

und wegen der Definition des Zeichens als Metaobjekt (vgl. Bense/Walther 1973, S. 62), in anderen Worten: der durch die Abbildung eines Zeichens auf ein Objekt etablierten Transzendenz zwischen Objekt und Zeichen folgt so gleich

$RO \neq ZT \neq OR \neq RTh.$

Dagegen haben wir für natürliche Zeichen wegen der Koinzidenz von Zeichenträger und Referenzobjekt

$(RO = ZT) \neq OR \neq RTh.$

Damit läßt sich aber eine nicht uninteressante kausale Relation zwischen der Signalfunktion und den natürlichen sowie den künstlichen Zeichen herstellen, die man als Abbildungen darstellen kann

$[(Z_{\text{nat}} \subseteq \Omega) = f(x, y, z, t)] \rightarrow (RO = ZT) \neq OR \neq RTh.$

$[(Z_{\text{kün}} \not\subseteq \Omega) \neq f(x, y, z, t)] \rightarrow RO \neq ZT \neq OR \neq RTh.$

Mit anderen Worten: Signale, natürliche Zeichen und Ostensiva folgen dem kausalen Abbildungstyp, insofern durch Koinzidenz von Zeichenträger und Referenzobjekt zwar ontische Referenz, aber nicht ontische Substitution stattfindet. Dagegen folgen künstliche Zeichen dem nicht-kausalen Abbildungstyp, insofern nichts mit nichts koinzidiert und daher sowohl ontische Referenz als auch ontische Substitution stattfindet. Von daher dürfte sich auch die sympathetische Nähe künstlicher Zeichen zu der ebenfalls nicht-kausalen Magie (Günther 2000, S. 121 ff. u. S. 150 ff. spricht von magischen vs. kausalen Serien), z.B. in der Form von Namenmagie oder "Numerologie" bzw. allgemein (kabbalistischer, gnostischer usw.) Zahlenmystik erklären.

Literatur

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Toth, Alfred, Ein Objekt als Zeichen interpretieren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Wirklichkeit und Wahrheit. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Ontik, Präsentation und Repräsentation

1. Nach Bense ist ein Objekt, das zum Zeichen erklärt, d.h. thetisch eingeführt wird, "selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9). Ein Metaobjekt ist also "ein Objekt, das sich, wie Metasprache auf Objektsprache, auf ein anderes bezieht und nur dadurch Realität und Sinn gewinnt" (Bense ap. Bense/Walther 1973, S. 62). Folglich muß ein Objekt vorgegeben sein, bevor ein Zeichen als Metaobjekt auf es abgebildet werden kann.

2. Dieser Vorgegebenheit des Objektes, die später von Bense wenigstens ansatzweise zu einer Theorie "disponibler" bzw. "vorthetischer" Objekte im Sinne null-stelliger Relationen ausgebaut werden wird (vgl. Bense 1975, S. 64 ff.) widerspricht nun allerdings das folgende semiotische Axiom: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (1981, S. 11). Denn aus ihm folgt, daß nur repräsentierte Objekte gegeben sind, und somit müßte das der thetischen Setzung vorgehende Objekt ebenfalls bereits repräsentiert sein. Jedenfalls läßt das Axiom keine andere Interpretation zu, denn es garantiert die Abgeschlossenheit des "semiotischen Universums" (Bense 1983) im Sinn eines "nicht-transzendenten, nicht-apriorischen und nicht-platonischen" (Gfesser 1990, S. 133) Universums. So heißt es in einem Buch von Hausdorff-Mongré, das Bense neu herausgegeben und eingeleitet hatte, "daß es derlei vermittelnde Gebiete nicht gibt, daß vom Empirischen zum Absoluten keine Brücke herüber und hinüber führt (...). Wir werden die völlige Diversität beider Welten und die Unhaltbarkeit jedes Schlusses von empirischen Folgen aus transzendente Gründe (im weitesten Sinne) zu zeigen haben" (Hausdorff 1976, S. 27).

3. Im semiotischen Universum von Peirce und dem späten Bense gibt es somit überhaupt keine Objekte und also in Sonderheit auch keine vorgegebenen. Denn solche vorgegebenen Objekte wären ihren Zeichen transzendent und würden dem nicht-transzendenten semiotischen Universum widersprechen. Das Objekt wird durch den Objektbezug ersetzt und die Relation des Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt in der Dualrelation zwischen Zeichen- und Realitätsthematik verdoppelt. Immerhin spielt aber die ursprünglich konzipierte Vorgegebenheit des Objektes insofern noch eine Rolle in den nicht-transzendenten semiotischen Dualsystemen, als Bense axiomatisch festlegt:

"Das Präsentamen geht dem Repräsentamen voraus. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik; aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln" (1981, S. 11). In anderen Worten: Die Zeichenthematik ist realitätsthematisch definiert, aber gleichzeitig ist die Realitätsthematik zeichenthematisch definiert. Daher kann Bense auch erklären: "Zeichenthematik und Realitätsthematik verhalten sich demnach nicht wie 'platonistische' und 'realistische' Seinskonzeption, sondern nur wie die extremen Fälle bzw. die extremen Entitäten der identisch-einen Seinsthematik" (Bense 1976, S. 85).

4. Nun gibt es aber neben der Dualität bzw. Rekursivität von Zeichen- und Realitätsthematik noch einen dritten für die Semiotik relevanten Realitätsbegriff, und dies ist derjenige der durch die Realitätsthematiken thematisierten "strukturellen" oder "entitätischen Realitäten". Allerdings sind diese im Gegensatz zu den Zeichen- und Realitätsthematiken dyadisch und nicht triadisch und fallen daher aus dem definatorischen Ordnungsschema der triadischen Zeichenrelation heraus. Werfen wir einen Blick auf das vollständige System der als Repräsentamina fungierenden Zeichen- und der als Präsentamina fungierenden Realitätsthematiken einschließlich der von ihnen thematisierten dyadischen Realitäten. Die Modelle sind Bense (1983, S. 30 f.) entnommen.

4.1. $DS = [3.1, 2.1, 1.1] \times [1.1, \underline{1.2}, \underline{1.3}]$ M-them. M

Modell: Repertoires.

4.2. $DS = [3.1, 2.1, 1.2] \times [2.1, \underline{1.2}, \underline{1.3}]$ M-them. O

Modell: Modell, Photo

Bei der ZTh ist das Problem der Interpretantenbezug. Warum soll ein Modell oder Photo einen offenen Konnex, und v.a. einen Konnex wovon, repräsentieren? Dagegen korrespondiert die strukturelle Realität mit der intuitiven Vorstellung einer materialen Projektion eines Objektes.

4.3. $DS = [3.1, 2.1, 1.3] \times [3.1, \underline{1.2}, \underline{1.3}]$ M-them. I

Modell: Funktion. Hier bieten alle Subrelationen der ZTh Probleme: Eine Funktion gibt den Zusammenhang von Punkten innerhalb eines Koordinatensystems an und thematisiert daher einen abgeschlossenen, wenn nicht sogar einen vollständigen Konnex. Ferner sind Funktionen Abbildungen, allerdings nicht im Sinne von Photos, sondern zwischen Domänen- und Codomänen-Elementen. Diese werden von Bense selbst an anderer Stelle auch als indexikalische und nicht als iconische Objektrelationen kategorisiert (vgl. Bense/Walther 1973, S. 80). Auch die als Legizeichen repräsentierten Mittel stimmen nicht mit der Vorstellung von Funktionsgraphen überein, denn ein solcher müsste durch Sinzeichen repräsentiert werden. Da die ganze ZTh problematisch ist, gilt dasselbe vermöge Dualität auch für die RTh und die durch sie thematisierte strukturelle Realität.

4.4. $DS = [3.1, 2.2, 1.2] \times [\underline{2.1}, \underline{2.2}, 1.3]$ O-them. M

Modell: Gleichung. Eine Gleichung ist schon deswegen kein offener Konnex, weil durch die Gleichheitsrelation ein abgeschlossener, wenn nicht sogar vollständiger Konnex zwischen den beiden verglichenen Objekten hergestellt wird. Weshalb gerade die Gleichheit nicht iconisch, sondern indexikalisch repräsentiert sein soll, steht völlig in der Luft. Ferner werden bei Gleichungen keine Sin-, sondern Legizeichen verwendet, denn gerade die Gesetzmäßigkeit der letzteren wird durch die symbolische (!) Sprache der Mathematik vorausgesetzt. Da wiederum die ganze ZTh abwegig ist, gilt dasselbe wegen Dualität auch für die RTh und die durch sie thematisierte strukturelle Realität.

O, I-them. M

4.5. $DS = [3.1, 2.2, 1.3] \times [\underline{3.1}, \underline{2.2}, \underline{1.3}]$ M, I-them. O

M, O-them. I

Bei der von Bense (1992) als "eigenreal" bezeichneten, mit ihrer RTh identischen Zth liegt als einzigem semiotischem Dualsystem triadische Realität im Sinne dreifacher Thematisierung ihrer strukturellen Realität vor. Max Bense gab bekanntlich als Modelle das Zeichen, die Zahl und den ästhetischen Zustand an. Davon abgesehen, daß er den letzteren noch einige Jahre zuvor semiotisch

völlig verschieden behandelt hatte (vgl. Bense 1979, S. 141 ff.), stellt sich die Frage, warum gerade die Zahl und das Zeichen, die doch nach Peirce (vgl. Bense 1983, S. 192 ff.) und Bense (1975, S. 167 ff.) beide durch das Peanosche Axiomensystem definierbar sind und also wegen der Vorgänger- und Nachfolgerrelation einen abgeschlossenen oder sogar einen vollständigen Konnex bilden, hier rhematisch-offen repräsentiert werden soll, ist vollkommen unklar.

4.6. DS = [3.1, 2.3, 1.3] × [3.1, 3.2, 1.3] I-them. M

Modell: Alphabet. Hier besteht das Problem im Objektbezug der ZTh, denn Buchstaben werden wie Wörter als Symbole behandelt, in vollkommenem Widerspruch zur linguistischen Tatsache, daß weder Phoneme noch Grapheme bedeutungstragend, sondern nur bedeutungsdistinktiv sind.

4.7. DS = [3.2, 2.2, 1.2] × [2.1, 2.2, 2.3] O-them. O

Modell: Spuren, Teile. Wären Spuren tatsächlich dicentisch-abgeschlossene Konnexe, dann müßte es möglich sein, die Objekte bzw. Subjekte, die sie hinterlassen haben, in der Form einer eindeutigen Abbildung – entsprechend dem indexikalischen Objektbezug und den orts- und zeitabhängigen Mitteln – zu ermitteln, bzw., im Falle der Teile, diese in eindeutiger Weise zu einem Ganzen zusammensetzen bzw. das letztere aus ersteren zu rekonstruieren. Dies ist aber in offensichtlicher Weise nicht der Fall.

4.8. DS = [3.2, 2.2, 1.3] × [3.1, 2.2, 2.3] O-them. I

Modell: Verkehrszeichen. Diese sind Sinzeichen und keine Legizeichen, meistens piktographisch und somit Icons und keine Indices, und weshalb sie einen dicentischen Konnex bilden, ist ebenfalls unklar.

4.9. DS = [3.2, 2.3, 1.3] × [3.1, 3.2, 2.3] I-them. O

Modell: Implikation. Sofern darunter die metasprachliche Formulierung und nicht die symbolische Formalisierung verstanden wird, ist hier alles in Ordnung.

4.10. DS = [3.3, 2.3, 1.3] × [3.1, 3.2, 3.3] I-them. I

Modell: Beweis, Schluß. Warum soll ein Beweis durch dasselbe Dualsystem wie ein Schluß repräsentiert werden, zumal, wie wir in 4.9. gerade gesehen haben, die Implikation ja nur ein abgeschlossener, aber kein vollständiger Konnex ist?

Das Ergebnis des Vergleichs von Repräsentamina, Präsentamina und strukturellen Realität ist, wie man gesehen hat, überwiegend negativ. Dies gilt nicht nur für die von Bense übernommenen Modelle, sondern für sämtliche Modelle, welche für das Peircesche sog. "Zehnersystem" vorgeschlagen wurden (u.a. in einigen Dutzenden von Stuttgarter Dissertationen). Wir halten daher fest:

1. Solange der Semiotik als Theorie der Zeichen keine Ontik als Theorie der Objekte gegenübersteht, ist eine rekursive Definition von Zeichen und Realität nicht nur paradoxal, sondern vor allem sinnlos. Eine Ontik als Gegenstück zur Semiotik setzt allerdings die Aufgabe der metamathematischen Vorstellung eines abgeschlossenen semiotischen, d.h. eines pan-semiotischen, Universums voraus. Zeichen und Objekt sind einander transzendent, so wie sie ja ab initio von Bense (1967, S. 9) eingeführt worden waren, d.h. eine nicht-transzendente Semiotik ist eine *contradictio in adiecto*.

2. Bense (1981, S. 11) hat sicherlich recht, daß das Präsentamen nicht nur kategorial, sondern auch realiter dem Repräsentamen vorangeht, aber ein noch besserer Vorschlag würde m.E. darin bestehen, statt von den Realitätsthematiken von den strukturellen Realitäten auszugehen, insofern diese als dyadische Relationen die ursprüngliche Dichotomie von Zeichen und Objekt am nächst mitzuführen scheinen.⁸

Wir hätten dann also folgendes Schema:

Ontik → strukturelle Realitäten → Realitätsthematiken → Zeichenklassen.

⁸ Ein wesentlicher Hinweis auf die Richtigkeit dieses Verfahrens scheint mir darin zu bestehen, daß auf diese Weise die Dualität zwischen X-them. Y und Y-them. X (mit $X, Y \in \{M, O, I\}$), die ja wegen der Dualität zwischen ZThn und RThn auch für strukturelle Realitäten gelten muß, von Anfang an modelltheoretisch leitgebend sein könnte. Die Modelle Benses, die wir oben benutzt haben, sind nämlich gerade, was diese Dualität zwischen strukturellen Realitäten betrifft, schlichtweg falsch, vgl. O-them. M: Gleichung vs. M-them. O: Modell; O-them. I: Verkehrszeichen vs. I-them. O: Implikation, usw.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1992

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Hausdorff, Felix, Zwischen Chaos und Kosmos. Hrsg. von Max Bense. Baden-baden 1976

Zur Nicht-Arbitrarität von Namen

1. Namen sind Zeichen, als solche bezeichnen sie Objekte, d.h. die letzteren werden auf die ersteren abgebildet durch eine nach Bense (1967, S. 9) Metaobjektivierung genannte Transformation, d.h. Objekte beeinflussen Zeichen, aber der konverse Vorgang ist durch die semiotische Invariantentheorie (vgl. Bense 1975, S. 39 ff.) ausgeschlossen und kommt daher nur in Scheinrealitäten wie der Namenmagie vor, z.B. bei Alice im Wunderland in jener Szene, da das Reh erst dann, als es sich seines Namens erinnert, die Gleichung Reh = scheues Tür aufstellen kann und vor Alice flieht (vgl. dazu Nöth 1976). Logisch würde die Umkehrung der Metaobjektivierungsabbildung die Aufhebung der Dichotomie von Zeichen und Objekt und damit die Zulassung eines Tertium datur bedeuten, also nicht weniger als die Aufhebung der 2-wertigen aristotelischen Logik.

2. Dass Namen sowohl arbiträr als auch nicht-arbiträr und gleichzeitig weder arbiträr noch nicht-arbiträr sind, wurde bereits in Toth (2014) dargestellt. Im folgenden seien zwei sowohl ontisch als auch semiotisch vollkommen verschiedene Arten der Nicht-Arbitrarität von Namen analysiert, angeregt durch einen Text von Elizabeth Ellen Tedaldi, die mich kürzlich wegen eines meiner Bücher angeschrieben hatte (vgl. Tedaldi 2014).

2.1. Konverse Bezeichnungsfunktion

„Namen beeinflussen auf erstaunliche Weise, wie wir handeln und behandelt werden, wie wir uns fühlen und uns selber sehen. Dass in Deutschland eine Julia, von der man nichts weiss ausser ihren Namen, nur aufgrund dieses Namens intelligent erscheint und eine Elfriede dumm, war das Resultat einer Befragung aus dem Jahr 1999, und dass Kevin aus gutem Grund allein zu Hause ist, zeigte 2011 eine Analyse der Klickraten einer Online-Dating-Site: Dort klickten die Frauen den Namen Alexander doppelt so häufig an“ (Tedaldi 2014).

Unwissenschaftlich gesagt: Ein Mädchen, das Flora heißt, trägt einen Kühennamen, und wenn ein Schweizer einen angeblich typisch hochdeutschen männlichen Vornamen nennen muß, kommt ihm Detlev in den Sinn, ähnlich wie dem Deutschen, wenn er nach einem angeblich typisch schweizerischen männlichen Vornamen gefragt wird, Urs in den Sinn kommt. In allen diesen

Fällen wird also nicht ein semiotischer Mittelbezug auf einen semiotischen Objektbezug abgebildet, sondern die dazu konverse Abbildung

$$f: M(N) \leftarrow O(N)$$

tritt ein, insofern die Bezeichnung eines Objektes bzw. einer Person durch einen Namen auf die Laut- bzw. Schriftgestalt dieses Namens rückabgebildet wird.

2.2. Subjektabbildungen durch Namen

„Da nennt man das allersüßeste Baby der Welt Gerold und kaum geht der kleine Gerold in den Kindergarten, da erschießt ein gewisser Gerold Stadler seine Frau. Um das Kind nicht allzusehr zu traumatisieren entscheiden sich die Eltern, dem Kind künftig den Kurznamen Geri zu geben und wieder ein paar Jahre später - Gerold / Geri ist mittlerweile in der Pubertät- steht ein anderer Geri wegen Nacktselbies wochenlang im medialen Rampenlicht“ (Tedaldi).

$$g: N(\Sigma_i) \rightarrow N(\Sigma_j)$$

Man wird seinen Sohn heutzutage kaum im deutschen Sprachraum Adolf oder im italienischen Sprachraum Benito nennen, denn dadurch könnte das durch den Namen bezeichnete Subjekt qua Namensübertragung in nicht nur semiotische, sondern auch ontische Nachbarschaft des jeweils bekanntesten, negativ konnotierten, Adolf bzw. Benito gebracht werden. Wie die Umkehrung der Bezeichnungsfunktion im Fall 2.1. gehört also auch die von der semiotischen Abbildung mitgeführte Subjektabbildung in diesem Fall 2.2. zur in 1. genannten Namenmagie, wenn auch nur im weiteren Sinne. Es handelt sich in allen drei Fällen um durch die semiotischen Invariantheorie ontisch ausgeschlossene Abbildungen. Ersetzt man in der Abbildung g die Subjekte durch Objekte,

$$h: N(\Omega_i) \rightarrow N(\Omega_j),$$

dann bekommt man die zu den subjektalen gehörigen objektalen Pendants, die sich v.a. bei Ortsnamen finden, vgl. z.B. Darmstadt, Nierstein (Rheinland-Pfalz), "Hengasch" (angesiedelt in der Eifel). Als Besonderheit sei erwähnt, daß zwar nicht bei Subjekten, aber bei Objekten sogar solche quasi-magischen Paare auftreten, wie z.B. Frauenfeld und Mannheim, "Kaltental" und Bad Warmbrunn. Daß solche von Namen, d.h. Zeichen, mitgeführten Objektabbildungen auch

prinzipiell ausgeschlossen sind, ergibt sich durch die zwar nicht den Subjekten, aber den Objekten eigenen Lokalisierungen, d.h. Ortsfunktionen von Ortsnamen: Liesberg befindet sich nicht in der Nähe von Liestal, Frankenberg in Hessen ist weit entfernt von Frankental in Zürich-Höngg, und aus der iconischen Abbildung zwischen Küssnacht (ZH) und Küssnacht (SZ) folgt weder eine ontische Ähnlichkeit der beiden Städte noch ihre systemtheoretische Nachbarschaft.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Nöth, Winfried, Alice im Wunderland der Zeichen. In: Semiosis 7, 1976, S. 21-34

Tedaldi, Elizabeth Ellen, Philosophie beim Spaziergang mit dem Hund. In: <http://derschneevongestern.blogspot.com/>, 4.9.2014

Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Semiotische und ontische Selektion

1. Die sog. thetische Einführung von Zeichen, d.h. die Abbildung eines Objektes Ω auf ein Zeichen Z , läßt dieses Z als Metaobjekt auffassen (vgl. Bense 1967, S. 9). Als Präobjekt definierte Bense die Zeichenträger M° : "Der Träger ist stets Präobjekt des Zeichens, so wie dieses selbst Metaobjekt seines Objektes ist. In dieser Rolle hat es doppelte Mitrealität: es ist mitreal relativ zu den Form- und Substanzkategorien seines realisierenden Mittels und mitreal relativ zu den Gegenstands- und Funktionskategorien seines präsentierenden Körpers" (Bense/Walther 1973, S. 137). Bei diesen M° handelt es sich genauer um "disponible" bzw. "vorthetische Objekte". Wir haben somit zwei verschiedene, in den Prozeß der Zeichensetzung involvierte Objekte:

1. Das Objekt Ω , das zum Zeichen erklärt wird. Nach vollzogener Metaobjektivation ist Ω also das Referenzobjekt von Z und erscheint innerhalb von Z als O , d.h. als Objektrelation.

2. Das Präobjekt M° des Zeichenträgers.

Sobald ein Z für ein Ω gesetzt wird, wird also Ω durch O repräsentiert. Allerdings vertritt die Realitätsthematik einer Zeichenklasse mit der von ihr präsentierten strukturellen oder entitätischen Realität ebenfalls Ω , d.h. die semiotische Repräsentation ist relational ambivalent, da sie zum einen 2-stellig (O) und zum andern 3-stellig (Realitätsthematik) ist.

2. Sobald die Unterscheidung zwischen "virtuellen" und "effektiven" Zeichen gemacht wird (vgl. Bense 1975, S. 94 ff.), man sollte sie vielleicht besser "abstrakte" und "konkrete" Zeichen nennen, kommen wir von den letzteren zu den bereits von Bense ap. Walther (1973, S. 70 f.) eingeführten semiotischen Objekten, die sich nach Toth (2008) in Zeichenobjekte einerseits und in Objektzeichen andererseits unterteilen lassen. Bei ihnen ist im Anschluß an Bense/Walther (1973, S. 137) zwischen Realisations- und Präsentationsträger zu unterscheiden. Z.B. kann eine Hauswand den Namen eines im Hause befindlichen Restaurants enthalten, dann fungiert die Hauswand zugleich als Realisations- und Präsentationsträger. Oder aber, es kann ein Schild am Hause angebracht sein, dessen Zeichenanteil auf das Restaurant verweist. In diesem Falle ist das Schild der Realisationsträger und die Hauswand der Präsenta-

tionsträger. In beiden Fällen ist jedoch neben Realisations- und Präsentations-träger das Referenzobjekt zu unterscheiden, das nur im ersten der beiden Fälle, dann nämlich, wenn auch Realisations- und Präsentationsträger koinzidieren, mit diesen koinzidiert. Bei konkreten Zeichen und semiotischen Objekten haben wir somit drei weitere Objekte vor uns:

1. Das Objekt des Realisationsträgers.
2. Das Objekt des Präsentationsträgers.
3. Das Referenzobjekt.

Es handelt sich jedoch in Wahrheit nicht um fünf Objekte, die innerhalb der Ontik und Semiotik relevant sind. Denn das Objekt des Realisationsträgers ist nichts anderes als der Träger des Zeichenanteils eines semiotischen Objektes und daher M° . Hingegen kommt als neues Objekt der Präsentationsträger hinzu, da dieser ja nicht mit M° koinzidieren muß. Und beim Referenzobjekt von semiotischen Objekten muß zwischen ontischer und semiotischer Referenz unterschieden werden. Das Referenzobjekt ist somit ambig und koinzidiert entweder mit dem Präsentationsträger oder dem Referenzobjekt des Zeichens, d.h. Ω (z.B. bei Wegweisern, wo das ontische Referenzobjekt der Pfosten ist, an dem er befestigt ist und wo das semiotische Referenzobjekt die Stadt ist, auf den er hinweist). Somit gibt es in der Ontik und Semiotik nicht fünf, sondern drei verschiedene Objekte: Ω , M° und den Präsentationsträger P.

Was nun die Selektion von Ω , M° und P anbetrifft, so sind sie alle frei, da sie ja, wie bereits aufgezeigt wurde, paarweise nicht koinzidieren müssen.

2. Wo es um hingegen um Objekte Ω geht, die nicht Referenzobjekte von Zeichen bzw. von Zeichenanteilen semiotischer Objekte sind, durchkreuzt, wie bereits anhand unserer Namen-Studien (vgl. Toth 2014a) festgestellt wurde, die thematische Selektion die ontische Arbitrarität. Wird etwa ein Sofa in die Küche anstatt in die Stube gestellt, sind diese Objekte nicht-systematisch und haben als Deplazierungen u.U. die Funktion von ontischen Verfremdungen und können also höchstens indirekt semiotisch relevant sein. Ansonsten gilt aufgrund des in Toth (2014b) formulierten ontischen Äquivalenzsatzes, daß Objekte gleicher Thematik deren topologische Nähe nach sich ziehen. Innerhalb

dieser ontischen thematischen Selektion von Objekten gibt es somit Variabilität lediglich in der Ordnung der thematisch verwandten Objekte relativ zueinander, vgl. z.B. die Ordnungen von Stube und Eßzimmern.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Toth, Alfred, Zur Arbitrarität von Namen I-VII. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Die Ordnung der Dinge und die Ordnung der Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Die Erweiterung der Augen beim Abstieg in die Talsohle⁹

1. Ein Axiom der Semiotik lautet, daß man nicht tiefer als bis zum Qualizeichen gelangen könne. Diese semiotische Subrelation stellt die selbstiterierte Qualität des repräsentativen Universum der Semiotik dar (vgl. Bense 1983). Metamathematisch betrachtet ist diese ein abgeschlossenes System, für welches der modelltheoretische Folgerungsoperator gilt, d.h. alle Sätze, die aus den semiotischen Axiomen, Theoremen und Lemmata gewonnen werden, gehören bereits zur Semiotik. Die Semiotik handelt somit ausschließlich von Zeichen. Daß diese noch in Bense (1967, S. 9) als Metaobjekte, genauer: als Codomänen von Abbildungen, thetische Setzung genannt, von Objekten auf Zeichen definiert werden, spielt also offenbar keine Rolle mehr. Zwar gäbe es ohne Objekte keine Zeichen, aber sobald die Zeichengenesse abgeschlossen ist, gibt es die Objekte nicht mehr, sondern nur noch Objektrelationen als Subrelationen der vollständigen triadischen Zeichenrelationen. Bereits in einem vor-semiotischen Werk Benses steht der Schlüsselsatz: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80).

2. Nun ist aber eine Semiotik, welche die Objekte zwar voraussetzt, sie aber gleichzeitig aus ihrem Universum ausschließt, schlicht unwissenschaftlich. Der Grund für die Konzeption eines solchen pansemiotischen Universums bereits durch Peirce stellt nach meiner Einschätzung eine durch und durch gespaltene metaphysische Position dar: Einerseits ist die Triadizität der Zeichenrelation, wie bereits Günther (1978, S. vi ff.) nachgewiesen hatte, in Wahrheit eine Trinität. Andererseits soll gerade die Definition des Zeichens als Instrument zur Verdammung der Transzendenz dienen: "Die Semiotik peircescher Provenienz ist ein nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (Gfesser 1990, S. 133). Diese semiotische Gespaltenheit kommt nun auch explizit in verschiedenen Phasen der Entwicklung der Theoretischen Semiotik zutage.

⁹ Der Titel ist natürlich eine Anspielung auf Nikolaus Meienbergs bekanntes Buch "Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge" (Zürich 1981).

1. In Bense (1975, S. 16) wird das Zeichen als Funktion definiert, die dazu dient, "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren".

2. In Bense (1975, S. 64 ff.) wird die metaphysisch diskrete Trennung zwischen Objekten und Zeichen relativiert und damit aufgehoben, indem sog. vorthetische bzw. disponible Objekte, angesiedelt zwischen Objekten und Zeichen, definiert werden: "Der Raum mit der 0-relationalen oder 0-stelligen semiotischen Struktur wäre kein semiotischer Raum, sondern der ontische Raum aller verfügbaren Etwas O° , über denen der $r > 0$ -relationale semiotische Raum thetisch definiert bzw. eingeführt wird" (a.a.O., S. 65).

3. In Bense (1979, S. 43) wird Evidenz definiert als "die Mitführung der Selbstgegebenheit (eines Objektes, eines Sachverhalts, eines Phänomens, etc.) in objektbezogener Repräsentanz, wobei 'Mitführung' heißt, daß das Präsentamen im Repräsentamen graduell bzw. partiell erhalten bleibt".

4. Sollte man nicht vergessen, daß die nicht von Peirce stammende, sondern erst von Bense (1975, S. 100 ff.) vorbereitete und in Bense (1976) eingeführte Differenzierung der triadischen Zeichenrelation in ein Dualsystem, bestehend aus einer Zeichen- und ihrer koordinierten Realitätsthematik, die durch Ausschluß der Objekte aus dem semiotischen Universum verursachte Elimination der fundamentalen Subjekt-Objekt-Dichotomie wiederherstellen soll, insofern die Zeichenthematik die Subjekt- und die Realitätsthematik die Objektposition der dergestalt verdoppelten, v.a. aber semiotisch zirkulär definierten Erkenntnisrelation thematisiert.

5. Alle Versuche, die Objekte dennoch irgendwie in das modelltheoretisch abgeschlossene Universum der Zeichen hineinzuschmuggeln, machen jedoch den Eindruck eines Flickwerks. Tatsache bleibt, daß die ontisch-semiotische Dichotomie

$S^2 = [\text{Objekt, Zeichen}]$

der fundamentalen logischen Dichotomie

$L^2 = [\text{Objekt, Subjekt}]$

bzw. derjenigen von Position und Negation isomorph ist, d.h. die Semiotik ist, da sie auf der klassischen aristotelischen Logik gegründet ist, 2-wertig. Wenn nun also die Objekte aus der Semiotik ausgeschlossen werden, haben wir eine 1-wertige Logik der Form

$L^1 = [\text{Subjekt}]$

vor uns, die allerdings nicht nur baren Unsinn darstellt, sondern angesichts der Tatsache, daß in der peirce-benseschen Zeichenrelation

$Z = [M, O, I]$

ja nicht nur in der Objektrelation das vorthetische Objekt, sondern in der Interpretantenrelation auch das vorthetische Subjekt "mitgeführt" wird, L^1 gleichzeitig widerspricht. Allerdings stellt die Semiotik qua Z auch deswegen eine logische Abnormität dar, als das Objekt ja in zwei Positionen auftritt, nämlich nicht nur als Objekt per se, sondern auch als Mittelbezug, der den Zeichenträger repräsentiert (vgl. Bense/Walther 1973, S. 173). Ferner läßt sich, wie Bense (1971, S. 33 ff.) gezeigt hatte, die informationstheoretische Kommunikationsrelation, welche auf der expliziten Scheidung zwischen Sender und Empfänger, d.h. logischem Ich- und logischem Du-Subjekt beruht, ebenfalls in Form von Z darstellen

$K = [O, M, I]$.

In K repräsentiert also M den Kanal der Informationsübertragung und I das Du-Subjekt des Empfängers. Da die Semiotik nun logisch 2-wertig ist, verfügt sie natürlich nur über eine einzige Subjektrepräsentanz qua Interpretantenbezug, d.h. das Subjekt des Senders muß unsinnigerweise durch die Objektrelation repräsentiert werden, die doch eigentlich gerade die Nachricht, welche im Kommunikationsschema übertragen wird, repräsentieren sollte. Diese Kodierung in Union von logischem Es-Objekt und logischem Du-Subjekt ist übrigens nicht Benses Fehler, sondern bereits derjenige des dem benseschen Kommunikationsschema zugrunde liegenden kybernetischen Schemas von Shannon und Weaver. Günther bemerkt hierzu äußerst zutreffend: "An der Ignorierung dieser Differenz zwischen dem Objekt als Sache und dem Objekt als Du ist der transzendente Idealismus schließlich gescheitert" (1991, S.

176). Da die Kommunikation eine Hauptfunktion des Zeichens ist, müßte folglich eine minimale Semiotik logisch 3-wertig sein und sich damit ihrer 2-wertigen aristotelischen Fesseln befreien. Das elementare semiotische Kommunikationsschema setzt somit eine Relation zwischen zwei Objekten, und nicht nur einem, und zwei Subjekten, und nicht nur einem, voraus und somit zwei und nicht nur eine logische Kontextur, d.h. sie ist ein minimales kontexturales Verbundsystem, in welchem die Grundgesetze des Denkens, der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, der Satz vom verbotenen Widerspruch und der Satz der Identität, 2-wertig aufgehoben sind. Für die Semiotik gilt also nicht nur wegen ihrer Triadizität, sondern auch auf logischer Ebene ein Tertium datur, d.h. eine minimale Semiotik ist eine logisch 3-wertige und semiotisch 4-adische Relation.

6. Transzendenz läßt sich also allein deswegen nicht aus der Semiotik eliminieren, weil die Opposition zwischen bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen die logische Transzendenz zwischen der Positivität des Objektes und der Negativität des Subjektes ebenfalls "mitführt". Zeichen sind damit keineswegs Abstraktionen von Objekten, sondern das Gegenteil ist der Fall: Man kann tiefer als bis zum Qualizeichen gelangen, indem man von der Ebene der Zeichen noch in tiefere Erkenntnisschichten hinabsteigt, dorthin nämlich, wo sich die Objekte befinden, die wahrgenommen und allenfalls zu Zeichen erklärt werden. Die Abbildung von Objekten auf Zeichen gehört daher zu den komplexesten überhaupt vorstellbaren Phänomenen der Wissenschaft, und was wir über diese als "thetische Einführung" oder "Metaobjektivation" bezeichneten Transformationen bis heute wissen, ist fast gar nichts. Sowohl die Semiotik als auch die Ontik sind Typologien, d.h. methodologisch fundierte Klassifikationssysteme, wie sie jeder Wissenschaft (die eine solche ist) eignen, und also keine "Reduktionssysteme". Es würde wohl niemand auf die Idee kommen, etwa die Phoneme oder die Morpheme gegenüber den Phonen (Lauten) oder den Morphen (Silben) als Redukate abzuqualifizieren. Würde man die Welt der Erscheinungen nur nach ihrer Phänotypik klassifizieren, entstünde eine Sammlung dieser phänotypischen Erscheinungen, aber keine methodologische Klassifikation und damit auch kein Erkenntnisgewinn. Mit der scheinbaren Reduktion relativ zum wissenschaftlichen Fokus der jeweiligen Klassifikation irrelevanter von relevanten Eigenschaften von Phänomenen

geht daher stets der gerade durch die Abstraktion induzierte Erkenntnisgewinn einher. Im Falle der Ontik und der Semiotik bedeutet daher der Abstieg in tiefer liegende Erkenntnisebenen eine Erweiterung und nicht eine Verschließung der Augen.¹⁰

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

¹⁰ Keine Erweiterung von Erkenntnisgewinn findet sich jedoch bezeichnenderweise bei Vertretern von Pseudowissenschaften, welche sich vehement gegen den angeblichen Reduktionismus methodologischer Forschung wehren. Als arbiträres Beispiel sei der Titel einer medizinischen Publikation zitiert: "Psychological causes of non-compliance with electronically monitored occlusion therapy for amblyopia". Warum schreibt niemand einen Aufsatz zum Thema: "Psychologische Gründe, weshalb Hotelgäste Treppen, die mit roten Teppichen ausgelegt sind, vermeiden"? - In einem kürzlich veröffentlichten Nachruf auf einen selbsternannten Semiotiker wird dieser mit den folgenden Worten gewürdigt: "Er entwickelte eine neue Sicht auf den großen Linguisten [gemeint ist Ferdinand de Saussure, A.T.], indem er dessen offene Denkweise und dessen skeptischen Blick auf die eigene Sprachtheorie herausarbeitete". Das wirklich Grauensvolle an dieser pseudowissenschaftlichen Leistung ist, daß dem Verstorbenen dafür zu Lebzeiten nicht nur die Habilitation ermöglicht, sondern auch noch eine Titularprofessur verliehen wurde. - Zugunsten eines inzwischen sogar durch den Kakao der Schweizer Tagespresse gezogenen Medizinhistorikers sah sich ein Fachkollege zur folgenden Rechtfertigung genötigt: [Prof. X. habe] "für die Medizingeschichte wichtige Erkenntnisse" [gewonnen]. Er habe "das bis in die Gegenwart von Thomas Manns Roman 'Zauberberg' dominierte Bild der Sanatorien 'vom Kopf auf die Füße gestellt'. „Dank [Prof. X.] weiß man heute, daß viele Tuberkulosepatienten nicht jahrelang in den Sanatorien vor sich hin litten, sondern oft nur relativ kurz dort weilten". Für diese großartige Leistung, die also darin bestand, die Fiktion eines Romanautors als bare Münze zu nehmen und anschließend zu "korrigieren", bekam Prof. X übrigens sogar eine ordentliche Professur. Logisch konsequent wäre es, jemandem ein Ordinariat für Architektur zu verleihen, der nachweisen könnte, daß die Schiefheit von Häusern, die wir z.B. in den Bildern Chaim Soutines oder in den Gedichten Georg Heims finden, nicht der "Realität" entsprechen.

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Günther, Gotthard, Idee und Grundriß einer nicht-Aristotelischen Logik. 3. Aufl. Hamburg 1991

Günther, Gotthard, Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik. 2. Aufl. Hamburg 1978

Semiotik und Erkenntnistheorie

1. Man erwarte an dieser Stelle natürlich keine ausführliche Abhandlung über das im Titel angekündigte Thema, zu dessen Bearbeitung das Leben eines einzelnen Wissenschaftlers nicht ausreichte. Immerhin sollen hier einige Hinweise zum Verhältnis von Zeichen- und Erkenntnistheorie beigebracht werden, die innerhalb der Stuttgarter Schule unbekannt waren und es bis heute sind.

2. Gehen wir aus von der matrixartigen Darstellung der vier erkenntnistheoretischen Basis-Funktionen, wie sie Günther (1976, S. 336 ff.) dargestellt hatte.

	Objekt	Subjekt
Objekt	objektives Objekt	objektives Subjekt
Subjekt	subjektives Objekt	subjektives Objekt.

Ist man sich bewußt, daß nach der Auffassung von Peirce, der teilweise auch Bense und dessen Schüler blind folgten, die Semiotik ein "nicht-transzendentes, ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" ist (Gfesser 1990, S. 133), so kann man bereits ermessen, daß sie allerhöchstens ein unbedeutendes Fragment selbst der elementarsten Erkenntnistheorie darstellt, wie sie in den vier Basis-Funktionen Günthers angedeutet ist. Nach Bense (1967, S. 9) kann zwar "jedes beliebige Etwas" zum Zeichen erklärt werden, aber dieses "Etwas", das in Wahrheit das Objekt ist, das in einer logisch 2-wertigen Kontextur mit seinem Zeichen innerhalb eines Systemes

$$Z^* = [Z, \Omega]$$

bzw.

$$\Omega^* = [\Omega, Z]$$

steht, spielt überhaupt keine Rolle mehr, sobald die als thetische Setzung bezeichnete Abbildung

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

vollzogen ist, denn das Zeichen ist "gewissermaßen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9), und also solches gibt es im dergestalt abgeschlossenen "Universum der Zeichen" (Bense 1983) keinen Platz mehr für Objekte, da sie durch die sie

repräsentierenden Objekt-Relationen vertreten werden. Dasselbe gilt für das zeichensetzende Subjekt, das allerdings innerhalb der Zeichenrelation durch den sowohl das Ich-Subjekt als auch Zeichenkonnex repräsentierenden Interpretantenbezug nicht-eindeutig repräsentiert ist. Wie wir ferner bereits in Toth (2014a, b) dargelegt hatten, setzt zwar die relationale Darstellung zeicheninterner Kommunikation durch Bense (1971, S. 39 ff.) die Existenz eines Du-Subjektes voraus, dessen Funktion aber wird nicht etwa vom Interpretantenbezug, sondern von dem das logische Es-Objekt repräsentierenden Objektbezug übernommen. Dasselbe gilt für allenfalls auftretende logische Er-Deixis, z.B. in der Form besprochener Personen: auch sie würde keinesfalls durch den Interpretanten-, sondern durch den Objektbezug repräsentiert.

3. Geht man von der zwar nicht beweisbaren, aber auch nicht widerlegbaren Annahme aus, daß es keine absoluten (apriorischen), d.h. in Günthers Terminologie "objektive Objekte" gibt, wenigstens nicht solange sie in dichotomischer Relation zu Subjekten stehen, ohne die sie andererseits völlig sinnlos wären, dann ist jedes wahrgenommene, aber noch nicht zum Zeichen erklärte Objekt ein subjektives Objekt, d.h. ein Objekt, dessen Subjektanteil eben in der Wahrgenommenheit durch ein Subjekt besteht. In diesem Fall kann man die kontextuelle Relation

$$K = [\Omega | Z]$$

durch den dualen Übergang von subjektivem Objekt zu objektivem Subjekt erkenntnistheoretisch bestimmen, denn dieser Übergang entspricht genau dem von Bense angegebenen vom Objekt zum Zeichen als "Metaobjekt". Das Zeichen ist ein objektives Subjekt, weil es in einem willentlichen Akt seinem bezeichneten Objekt zugeordnet wurde, d.h. der subjektive Akt der thetischen Einführung ist primär und der nun nur noch repräsentierte und nicht mehr präsentierte Objektanteil ist sekundär. Damit ist aber die vollständige triadische Zeichenrelation $Z = R(M, O, I)$ und nicht nur eine seiner Subrelationen ein subjektives Objekt.

Es stellt sich damit also die Frage nach der erkenntnistheoretischen Bestimmung der letzteren. Der Mittelbezug ist die Repräsentation der Präsentation des Zeichenträgers, d.h. er ist logisch ebenfalls ein Objekt, und zwar, da auch er

natürlich wahrgenommen wird, bevor er als Zeichenträger verwendbar ist, wie das Domänenobjekt der Abbildung $\mu: \Omega \rightarrow Z$ ein subjektives Objekt. Da die übrigen Subrelationen bereits besprochen wurden, bekommen wir folgende semiotisch-erkenntnistheoretischen Entsprechungen

Mittelbezug	subjektives Objekt
Objektbezug	subjektives Objekt / Du-Subjekt / Er-Subjekt
Interpretantenbezug	subjektives Subjekt.

Es ist also nicht nur so, daß die semiotische Repräsentation der elementarsten Erkenntnistheorie höchstgradig defizient und ambivalent ist, sondern sie ist außerdem asymmetrisch und eher antimetaphysisch als "nicht-transzendental", da zwar das subjektive Subjekt, nicht aber das objektive Objekt thematisierbar ist. Die gravierendsten Einwände gegen Peirces triadischen Reduktionismus, den Günther (1979, S. xii) nicht zu Unrecht als trinitarisch bezeichnet hatte, betreffen allerdings die deiktischen Subjektamalgamationen im logischen Es-Subjekt, den der Objektbezug repräsentiert.

Deswegen wurde in Toth (2014c) vorgeschlagen, die logisch 2-wertige und semiotisch 3-adische Zeichenrelation

$$Z_2^3 = (M, O, I)$$

durch die folgende logisch 4-wertige und semiotisch 5-adische Zeichenrelation zu ersetzen

$$Z_4^5 = (M, O, I_{ich}, I_{du}, I_{er}),$$

in welcher nun die folgenden erkenntnistheoretisch-semiotischen Korrespondenzen gelten

subjektives Objekt	}	M
subjektives Objekt		I_{er}
objektives Subjekt	}	O
objektives Subjekt		I_{du}
subjektives Subjekt		I_{ich}

Hier sind nun zwar subjektives Objekt und objektives Subjekt erneut logisch amalgamiert, aber wenigstens ist die Irreduzibilität der logischen Ich-, Du- und Er-Deixis beseitigt. Ferner müssen Du- und Er-Subjekt nicht mehr gemeinschaftlich durch den Objektbezug in dreifacher Repräsentanz thematisiert werden. Beide Formen von subjektivem Objekt, d.h. sowohl der erstheitlich fungierende Mittelbezug als auch der drittheitlich fungierende Erdeiktische Interpretantenbezug sind gegenüber der Ich- und Du-Deixis das "Andere". Dieser Vorschlag ist also eine wirkliche Lösung des in Toth (2014d) behandelten Problems der Doppelrepräsentanz von Subjekten einerseits und von Konnexen andererseits in der peirceschen Semiotik. Ferner entsprechen sich erkenntnistheoretisch Du-Subjekt und Es-Objekt, auch wenn sie, wie bereits gesagt, logisch nicht zusammenfallen dürften, denn von jedem Subjekt aus gesehen ist der und nicht nur das Andere ein Objekt, und die Umkehrung dieses "Satzes" gilt für Subjekte ebenfalls.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. I. Hamburg 1976

Günther, Gotthard, Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik. 2. Aufl. Hamburg 1978

Toth, Alfred, Kommunikationsschemata I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Bemerkungen zum semiotischen Kommunikationsschema. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Zu einer mehrwertigen semiotischen Automatentheorie. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Toth, Alfred, Interpretantenbezug und Subjekt. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2014d

Benses Postulate 1 und 2 einer semiotischen Pro-Axiomatik

1. Benses Postulate 1 und 2 einer semiotischen "Pro-Axiomatik" (Bense 1981, S. 172) lauten

1. Jedes beliebige Etwas kann zum "Zeichen" eines anderen erklärt werden.
2. Jedes "Zeichen" kann zum Zeichen eines anderen Zeichen erklärt werden.

Dagegen lauten die entsprechenden, seinerzeit allerdings noch außerhalb eines pro-axiomatischen Systems formulierten Axiome in Bense (1967, S. 9): "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird und nur was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt".

2. In beiden Fällen wird als nicht-definitivischer und daher unbestimmter Begriff, der in allen Axiomen bzw. Pro-Axiomen auftaucht, das "Etwas" verwendet. In der früheren Fassung ist klar, daß dieses Etwas ein Objekt ist, denn nur in diesem Fall kann das Zeichen ein Metaobjekt darstellen. Dieser Version folgt auch noch Bense ap. Bense/Walther (1973, S. 62). Da Bense auch in der späteren Fassung zwischen "Etwas" und "Zeichen" differenziert, stellt sich allerdings die Frage, warum er in 1981, nicht einfach den Begriff des Objektes verwendet. Falls nämlich das Etwas in der späteren Fassung sowohl Objekt als auch Zeichen bedeutete, wäre Pro-Axiom 2 hinfällig, und somit muß hier ebenfalls Etwas = Objekt sein. Der Grund für diese Differenz dürfte darin bestehen, daß Bense erst 1979 das Zeichen in der expliziten kategoriethoretischen Form durch

$$Z = (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

definierte (abgeleitet aus Bense 1979, S. 53 u. 67, eine semiotische Kategorientheorie wurde indessen bereits in Bense 1976, S. 124 ff.) skizziert. Diese nicht nur kategoriale, sondern algebraisch-kategoriethoretische Definition ermöglicht es nämlich, die semiotische Drittheit als Zeichen-im-Zeichen zu interpretieren, wodurch die Autoreproduktion des Zeichens durch den Interpretantenbezug möglich wurde. Diese stellt wiederum die Vorstufe zur Theorie der Eigenrealität, d.h. der zeichen- und realitätsthematischen Identität des

Zeichens im Gegensatz zum Objekt dar, die Bense allerdings erst in seinem letzten Buch skizzierte (Bense 1992).

3. Allerdings ist die Unterscheidung zwischen Etwas = Objekt einerseits und Zeichen andererseits überflüssig, wenn man, wie in Toth (2014) gezeigt wurde, einerseits das Objekt als Umgebung des Zeichens und andererseits das Zeichen als Umgebung des Objektes definiert, also nichts anderes tut, als das, was Bense seit der Unterscheidung zwischen Zeichenthematik und Realitätsthematik relativ zum Zeichen (vgl. Bense 1975) tat. Hier wie dort werden Zeichen und Objekte – im ersten Falle unvermittelt, d.h. präsentativ, und im zweiten Falle vermittelt, d.h. repräsentativ – rekursiv durch einander wechselseitig definiert. Daher setzt auch die 1979 gegebene Definition des Zeichens als kategoriethoretischer, "verschachtelter" Relation das Fundierungsaxiom der Zermelo-Fraenkelschen Mengentheorie außer Kraft, und es entsteht qua drittheitlichem Intepretantenbezug als triadischem Zeichen-im-Zeichen eine unendliche Hierarchie selbstreflexiver Zeichen. Wir können daher einfach die Objekt-Zeichen-Dichotomie, wie sie nach abgeschlossener thetischer Setzung besteht, systemtheoretisch isomorph zu

$$S^* = [S, U]$$

bzw.

$$U^* = [U, S]$$

durch

$$Z^* = [Z, \Omega]$$

bzw.

$$\Omega^* = [\Omega, Z]$$

definieren. Objekt und Zeichen sind damit Teile eines beide umfassenden Systems, d.h. eines neuen "Etwas" geworden, das sowohl als Zeichen als auch als Objekt interpretierbar ist, denn es spielt in einer 2-wertigen, auf der aristotelischen Logik gegründeten Dichotomie überhaupt keine Rolle, ob man in einem Schema

$$L = [A, B]$$

A = wahr und daher B = falsch

oder

A = falsch und daher B = wahr setzt,

davon abgesehen, daß die Bezeichnungen für Position und Negation ohnehin semiotisch arbiträr sind und die beiden Teile von L nichts als Spiegelungen voneinander sein können, da eine andere Möglichkeit durch den logischen Drittsatz ja expliziterweise ausgeschlossen wird.

4. Das Problem, das sich indessen stellt, wenn man von den systemtheoretischen Definitionen Z^* und Ω^* ausgeht, ist, daß aus ihnen folgt, daß nun nicht nur jedes Objekt und jedes Zeichen zum Zeichen erklärbar ist, sondern daß auch jedes Zeichen zum Objekt erklärbar ist, d.h. daß die thetische Setzung rückgängig gemacht werden kann. Da es trotz Benses "Universum der Zeichen" (Bense 1983) im Sinne eines modelltheoretischen vollständigen Systems von Zeichen, das keinen Platz für Objekte hat, außer Frage steht, daß es Objekte gibt, die nicht zu Zeichen erklärt werden oder noch nicht zu Zeichen erklärt wurden, kommen Fälle vor, bei denen mindestens Namen für Objekte eliminiert wurden, auch wenn ihre ursprünglich benannten Objekte noch existieren, z.B. bei verschwundenen Ortsnamen. Obwohl nun jeder Name ein Zeichen ist, gilt die Umkehrung dieses Satzes jedoch nicht, d.h. die Tatsache, daß die Benennungssemiose für Namen reversibel ist, impliziert noch nicht, daß diese Reversibilität für Zeichen, die keine Namen sind, ebenfalls gilt. Die Lösung dieses Problems bedarf daher noch eingehender Studien.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Semiotische Objekte als Systeme von Zeichen und Objekten. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Die Zuordnung eines Zeichens zu einem Objekt

1. Bense definiert im ersten Kapitel seines erstes semiotischen Buches: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9). Niemand scheint sich allerdings gefragt zu haben, was dabei eigentlich der Begriff der "Zuordnung" bedeutet, und niemand scheint bemerkt zu haben, daß sowohl dieser Begriff als auch derjenige des "Metaobjektes" in der späteren Fassung einer semiotischen Axiomatik sozusagen sang- und klanglos verschwinden: "Ein Zeichen ist das (medialen) Schema der Repräsentation eines Etwas. Als Schema der Repräsentation eines Etwas ist das Zeichen thematisch von diesem Etwas verschieden" (Bense 1981, S. 170).

2. Ganz offensichtlich hat also Benses Verwendung des Begriffes "Zuordnung" den alleinigen Zweck, den präzisen Begriff der Abbildung bzw. Funktion zu vermeiden. Andererseits kann ein Zeichen nur dann als Metaobjekt definiert werden, wenn zwischen ihm als Codomäne und seinem Objekt als Domäne tatsächlich eine Abbildungsrelation

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

besteht. Nun sind Funktionen als Teilmengen der kartesischen Produkte der Domänen- und der Codomänenelemente definiert, d.h. es ist

$$\mu \subset \Omega \times Z,$$

in anderen Worten, μ ist eine Menge geordneter Paare von kartesischen Produkten in derselben Weise, wie die semiotischen Subrelationen Mengen geordneter Paare von kartesischen Produkten aus den von Bense (1981, S. 17) eingeführten Zeichenzahlen oder "Primzeichen"

$$P = (1, 2, 3)$$

sind

$$z = \{ \langle 1, 1 \rangle, \langle 1, 2 \rangle, \langle 1, 3 \rangle \dots \langle 3, 3 \rangle \} \subset P \times P.$$

Der von Bense lediglich auf das vorthetische Objekt Ω bezogene Begriff der "Mitführung" (vgl. Bense 1979, S. 29) ist somit dahingehend zu korrigieren, daß die ontisch-semiotische Basisdichotomie von Objekt und Zeichen als Ganze im

System der semiotischen Subrelationen "mitgeführt" wird, d.h. daß wir eine weitere Abbildung

$$f: (\mu \subset \Omega \times Z) \rightarrow (z \subset P \times P)$$

haben, welche die ontisch-semiotische Isomorphie zwischen bezeichneten Objekten und bezeichnenden Zeichen etabliert. Wenn also Wittgenstein sagt, daß "zum Bilde auch noch die abbildende Beziehung, die es zum Bild macht (gehört)" (Tractatus, 2.1513), so hätte er als Mathematiker eigentlich wissen müssen, daß die Abbildung allein nur durch Domäne und Codomäne definiert ist und also ohne Bild und Urbild vollkommen undenkbar ist. Für Wittgenstein hingegen gilt: "Das Bild ist *so* mit der Wirklichkeit verknüpft; es reicht bis zu ihr" (Tractatus, 2.1511). Semiotisch ist also Wittgensteins Bild kein Icon, sondern ein Index, darum heißt es auch im folgenden Satz vom Bild: "Es ist wie ein Maßstab an die Wirklichkeit angelegt" (Tractatus, 2.1512). Wittgensteins Definition des Bildes widerspricht aber nicht nur der Semiotik, sondern v.a. der Mathematik, da sein Abbildungsbegriff der Definition von Abbildungen als Teilmengen kartesischer Produkte von Bild und Urbild widerspricht.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Wittgenstein, Ludwig, Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt am Main 1980

Anschauung, Bezug und Evidenz

1. Nach Bense "vollzieht sich die übliche Theorienbildung auf dem logischen Schema

Postulat, Folge, Schluß,

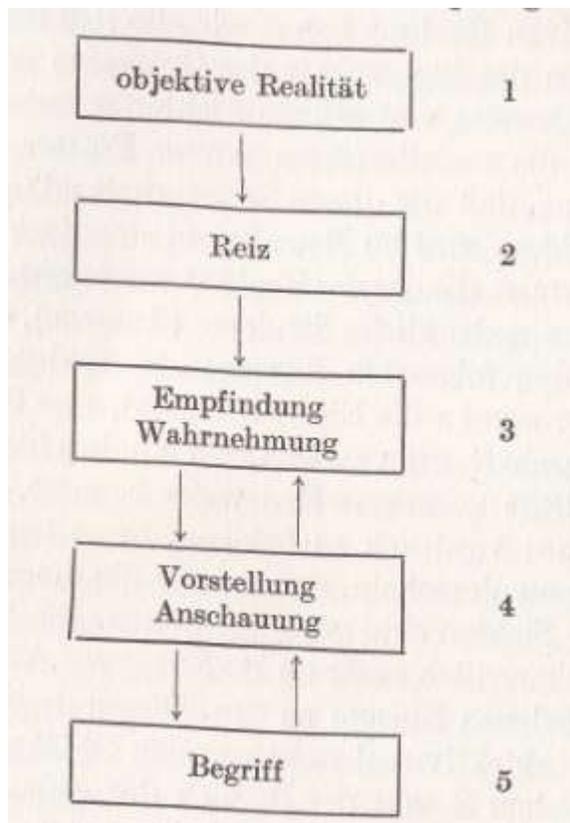
während der Typ der fundamentalen Repräsentationstheorie auf dem semiotischen Schema

Einführung des Repertoires, thetische Selektion, generative Zuordnung

beruht. Diesen semiotischen Prozeduren entsprechen nun aber

"Anschauung, Bezug und Evidenz" (Bense 1981, S. 89 f.).

2. Nun hatten wir in Toth (2014) zum folgenden 5-stufigen Vermittlungsschema zwischen "objektiver Realität" und "Begriff" bei Klaus (1965, S. 147)



festgestellt, daß man aus semiotischer Sicht genau zwei Möglichkeiten besitzt:

1. Da es keinen ontischen, logischen oder erkenntnistheoretischen Grund dafür gibt, dieses hierarchische Vermittlungsschema mit dem objektiven Objekt anfangen bzw. aufhören zu lassen, kann man das Schema usque ad infinitum fortsetzen, indem man, ausgehend von

$$\Omega = f(X),$$

weitere Funktionshierarchien der Form

$$X = f(Y)$$

$$Y = f(Z), \text{ usw.}$$

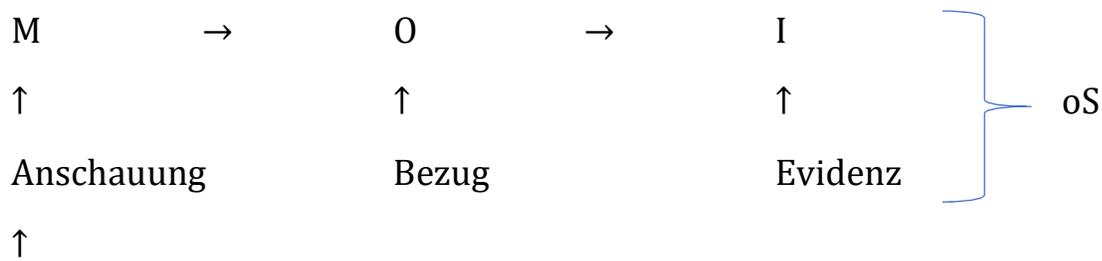
bildet.

2. Man reduziert die weder ontisch noch semiotisch begründbaren Zwischenstufen des "Reizes" und der "Empfindung" auf die letzten 3 Stufen des klassischen Schemas und setzt als Domäne der Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9) die Ebene der Wahrnehmung, d.h. den Bereich der subjektiven statt der weder wahrnehmbaren noch methodisch rekonstruierbaren objektiven Objekte. Die Metaobjektivierungsfunktion ist demnach definierbar durch

$$\mu: \Omega_{\text{subj}} \rightarrow Z,$$

in Worten: Nur Wahrnehmbares ist zu Zeichen erklärbar. Tatsächlich ist es ja auch so, daß sogenannte imaginäre Objekte wie z.B. Einhörner, Drachen und Aliens Kompositen aus realen ontischen Versatzstücken sind. Es ist also nicht nur so, daß wir nur Wahrnehmbares zu Zeichen erklären können, sondern daß das, was "ist", ausschließlich kraft unserer Wahrnehmung ist, d.h. es gibt keine absoluten Objekte – denn wenn es sie gäbe, wären sie nicht wahrnehmbar, usw.

3. Man kann nun sehr schön das bensesche triadische Erkenntnisschema von Anschauung, Bezug und Evidenz mit dem Teilsystem der letzten 3 Stufen des klassischen Schema wie folgt in Übereinstimmung bringen



sO,

darin sO das subjektive Objekt bezeichnet, das auf der Stufe der Wahrnehmung erscheint, und oS das objektive Subjekt des Zeichens bedeutet. Wir haben in Sonderheit damit, über die Korrespondenz zwischen dem Schema von Klaus und der Triade von Bense hinaus, die Dualität zwischen wahrgenommenen Objekten und Zeichen

$sO \times oS$

rekonstruiert, welche präzise der Definition der Metaobjektivierung $\mu: \Omega_{\text{subj}} \rightarrow Z$ entspricht, d.h. es ist

$$(\Omega_{\text{subj}} \rightarrow Z) = (sO \times oS).$$

Literatur

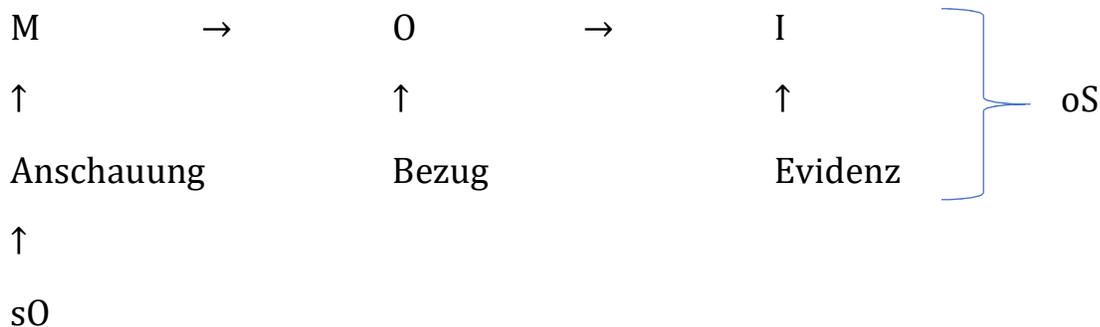
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Klaus, Georg, Spezielle Erkenntnistheorie. Berlin (DDR) 1965

Toth, Alfred, Objekt-Zeichen-Isomorphie und objektive Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Ontisch-semiotische Mitführung

1. "Unter 'Evidenz' verstehe ich danach die Mitführung der 'Selbstgegebenheit' (eines Objekts, eines Sachverhalts, eines Phänomens etc.) in objektbezogener Repräsentanz, wobei 'Mitführung' heißt, daß das 'Präsentamen' im 'Repräsentamen' graduell bzw. partiell erhalten bleibt" (Bense 1979, S. 43). Nun betrifft Evidenz im folgenden, in Toth (2014a, b) rekonstruierten Schema



den drittheitlich fungierenden Interpretantenbezug und damit die triadische Subrelation des Zeichens selbst, welche dessen Autoreproduktion ermöglicht. Mitführung ist somit eine Eigenschaft der vollständigen Zeichenrelation und nicht nur einer ihrer Subrelationen.

2. Im obigen Schema bezeichnet sO das subjektive, d.h. das von einem Subjekt wahrgenommene Objekt, und oS das objektive Subjekt des Zeichens. Dadurch ergibt sich eine erkenntnistheoretische Dualitätsrelation zur formalen Bestimmung der semiotischen Differenz von bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen

$$sO \times oS.$$

Diese Dualitätsrelation bedeutet aber nichts anderes als die Abbildung eines wahrgenommenen Objektes auf ein Zeichen, d.h. die bensesche Metaobjektivation (vgl. Bense 1967, S. 9), d.h. es ist

$$(\Omega_{\text{subj}} \rightarrow Z) = (sO \times oS).$$

3. Nun sind aber Zeichen seit Bense (1975) in einem verdoppelten Repräsentationsschema der Form

$$ZTh \times RTh,$$

d.h. als die den erkenntnistheoretischen Subjektpol repräsentierende Zeichenthematik und die den erkenntnistheoretischen Objektpol repräsentierende Realitätsthematik selbst in einem Dualitätsschema repräsentiert. In anderen Worten: RTh ist die Repräsentation der Präsentation des subjektiven Objektes, und ZTh ist die Repräsentation des ihm dualen objektiven Subjektes. Das bedeutet aber, daß die Objekt-Zeichen-Relation der metaobjektiven Abbildung durch die Dualitätsrelation des Zeichens mitgeführt wird, d.h. es ist

$$[(\Omega_{\text{subj}} \rightarrow Z) = (sO \times oS)] \rightarrow [RTh \times ZTh],$$

und dies bedeutet ontisch-semiotische Isomorphie der Teilmembers der Abbildung

$$\Omega_{\text{subj}} \cong RTh$$

$$Z \cong ZTh.$$

Das bezeichnete Objekt wird also innerhalb der Zeichenrelation primär nicht nur die ZTh, sondern durch die RTh mitgeführt. Dies dürfte die tiefste formale Begründung für den folgende Satz Benses darstellen: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist. Das Präsentamen geht kategorial und realiter dem Repräsentamen voran. So auch die Realitätsthematik der Zeichenthematik" (Bense 1981, S. 11). Der gleich anschließenden Folgerung Benses: "Aber wir können den präsentamentischen Charakter der Realitätsthematik erst aus dem repräsentamentischen Charakter ihrer Zeichenrelation eindeutig ermitteln" (ibd.) können wir uns allerdings nicht anschließen, denn anstatt bezeichnete Objekte durch Zeichenklassen zu kategorisieren und erst hernach die ihnen dualen Realitätsthematiken zu bestimmen, kann man von den durch die Realitätsthematiken präsentierten sog. entitätischen Realitäten ausgehen, deren allgemeine Form

$$(M, O, I)\text{-them. } (M, O, I)$$

ist. Man kann also beispielsweise, anstatt ein Gemälde durch

$$ZTh (3.1, 2.1, 1.2)$$

zu kategorisieren, es als Mittel-thematisiertes Objekt bestimmen, d.h. als Objekt, das durch Zeichen vermittelt bzw. bestimmt wird. Die entitatische Realit eines M-them. O ist eindeutig:

$(2.1 \leftarrow (1.2, 1.3))$.

Im ersten Fall erhalten wir also

$\times(3.1, 2.1, 1.2) = (2.1, 1.2, 1.3)$,

im zweiten, konversen Fall, erhalten wir

$\times(2.1, 1.2, 1.3) = (3.1, 2.1, 1.2)$,

d.h. "es funktioniert in beiden Richtungen".

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des sthetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

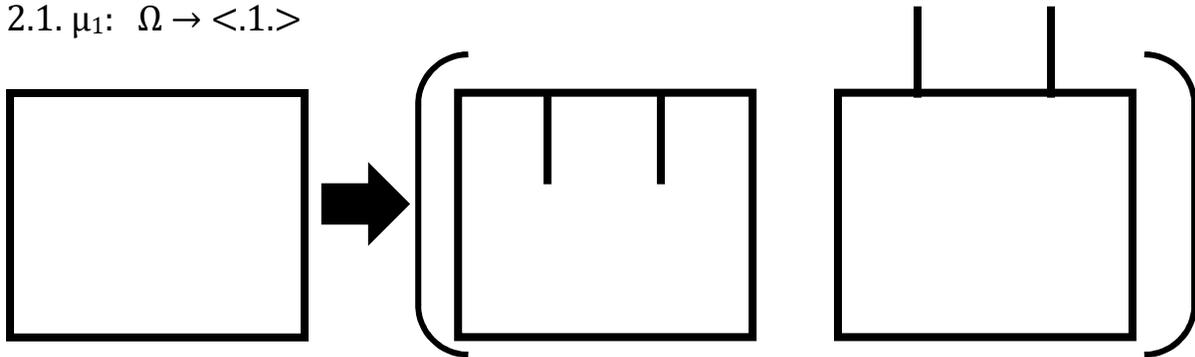
Toth, Alfred, Objekt-Zeichen-Isomorphie und objektive Objekte. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014a

Toth, Alfred, Anschauung, Bezug und Evidenz. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014b

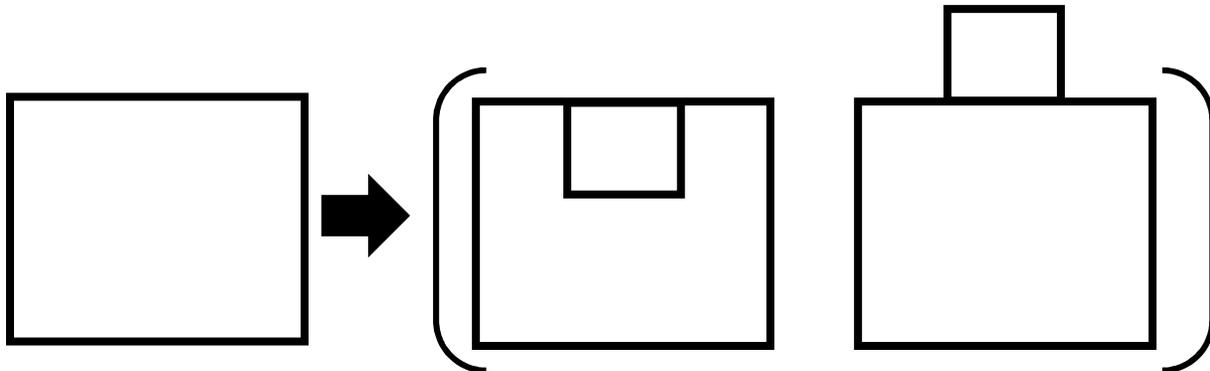
Gegenläufige kategoriale Freiheit

1. Die drei fundamentalkategorialen Typen von Metaobjektivation, die u.a. in Toth (2015) formal dargestellt wurden, zeichnen sich durch ontisch-semiotische Ambiguität aus, insofern dem subjektiven bzw. "vorthetischen" oder "disponiblen" Objekt (vgl. Bense 1975, S. 41 ff. u. 65 f.), das als Domäne der Abbildung μ fungiert, jeweils zwei Codomänenelemente korrespondieren, die sich ontotopologisch dual zueinander verhalten.

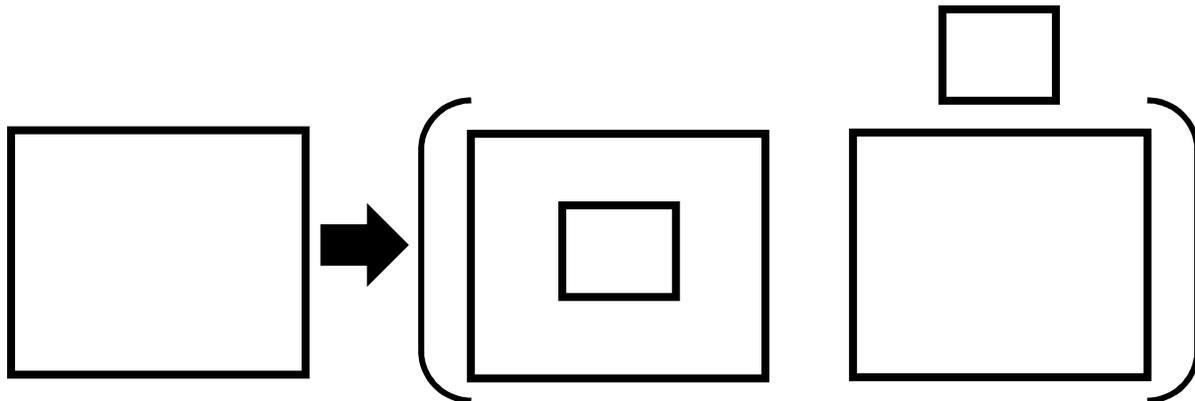
2.1. $\mu_1: \Omega \rightarrow \langle .1. \rangle$



2.2. $\mu_2: \Omega \rightarrow \langle .2. \rangle$



2.3. $\mu_3: \Omega \rightarrow \langle .3. \rangle$



Im Falle von $\mu_1: \Omega \rightarrow \langle .1. \rangle$ ist also die Zeichenzahl der Codomäne der Metaobjektivation entweder durch einen systemexessiven oder durch einen umgebungsexessiven ontotopologischen Raum repräsentiert. Im Falle von $\mu_2: \Omega \rightarrow \langle .2. \rangle$ ist die Zeichenzahl der Codomäne entweder durch einen systemadessiven oder durch einen umgebungsadessiven ontotopologischen Raum repräsentiert. Und im Falle von $\mu_3: \Omega \rightarrow \langle .3. \rangle$ ist die Zeichenzahl der Codomäne entweder durch einen systeminessiven oder durch einen umgebungsinessiven ontotopologischen Raum repräsentiert. Das bedeutet also, daß den drei Typen von fundamentalkategorialer Metaobjektivation eine relativ zur Systemdefinition $S^* = [S, U]$ gegenläufige kategoriale Freiheit inhäriert. Jedes subjektive Objekt kann somit auf ein Zeichen abgebildet werden, dessen systemtheoretische Basis entweder das System selbst oder seine Umgebung betrifft. Da Bense selbst die Systemtheorie in die Semiotik eingeführt hatte (vgl. Bense 1975, S. 94 ff.), wobei er zwischen zeicheninterner Situation

$$Z_{\text{int}} = R(M, O, I)$$

und zeichenexterner Situation

$$Z_{\text{ext}} = R(K, U, I),$$

darin K für Kanal und U für Umgebung steht, unterschieden hatte, folgt also, daß die drei möglichen fundamentalkategorialen Metaobjektivationen vermöge der ihnen inhärierenden gegenläufigen kategorialen Freiheit auf der Ebene der ontisch-semiotischen Zeichenzahlen bereits beide möglichen situationstheoretischen Systembegriffe, d.h. Z_{int} und Z_{ext} , enthalten. Diese werden

somit auf semiotischer Ebene zwar nicht aus dem ontischen Raum der subjektiv (disponiblen, vorthetischen) Objekte, jedoch aus dem präsemiotischen Raum der Zeichenzahlen kategorial mitgeführt (vgl. zur kategorialen Mitführung Bense 1979, S. 29).

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Ontotopologie der Metaobjektivation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Arbitrarität, ontische und semiotische Invarianten

1. Nach Bense gilt lakonisch: "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird, und nur, was zum Zeichen erklärt wird. Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (1967, S. 9). Ganz ohne Einschränkung lautet das letztere Axiom: "Jedes beliebige Etwas kann zum Zeichen eines anderen Etwas erklärt werden" (Bense 1981, S. 172).

2. Nun hatten wir allerdings in Toth (2015) sogenannte ontische Invarianten eingeführt, d.h. Hüllen von Objekten, die auf die von Bense (1975, S. 39 ff.) definierten semiotischen Invarianten bei der Metaobjektivation, d.h. der der thetischen Setzung entsprechenden Funktion, abgebildet werden. Es erhebt sich daher die Frage, ob diese ontischen Invarianten die Arbitrarität der Zeichen, die, wie man sieht, auch in der benseschen Semiotik gilt, relativieren oder gar aufheben.

3. Gemäß Toth (2014) ist das Objekt systemtheoretisch gesehen inessiv, das Zeichen aber exessiv, d.h. die Metaobjektivation kann als Transformation definiert werden, welche lagetheoretische Inessivität auf lagetheoretische Exessivität abbildet.

3.1. Wäre die Objektrelation

OR = (Materialität, Objektalität, Konnexialität)

isomorph zur Definition der Zeichenrelation als "Relation über Relationen" (Bense 1979, S. 53 u. 67)

ZR = (M \subset ((M \subset O) \subset (M \subset O \subset I))),

d.h. würde gelten

OR = (ex \subset ((ex \subset ad) \subset (ex \subset ad \subset in))),

würde daraus in Widerspruch zur Annahme der Exessivität des Zeichen folgen, daß nicht nur OR, sondern wegen Isomorphie

ZR \cong OR

auch ZR inessiv wäre. Damit wäre aber nicht nur die Arbitrarität der Zeichen aufgehoben, sondern Zeichen und Objekt wären nicht mehr unterscheidbar, so daß sich die Frage nach der Arbitrarität gar nicht stellen würde.

3.2. Würde man hingegen das Zeichen als inessiv und daher das Objekt als exessiv definieren, so würde dies bedeuten, daß im Widerspruch zu den oben zitierten benseschen Axiomen das Zeichen und nicht das Objekt vorgegeben ist, d.h. daß wir statt einer Metaobjektivation

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

eine Metasubjektivation

$$\mu^{-1}: Z \rightarrow \Omega,$$

haben, also genau denjenigen Fall, der beispielsweise am Anfang der Genesis vorliegt: Gott spricht Zeichen aus, und dadurch werden Objekte kreiert und nicht etwa bezeichnet. Genau in diesem Fall wird also bei Vorliegen bzw. Bestehen der Differenz von Zeichen und Objekt die Arbitrarität aufgehoben, allerdings handelt es sich hier streng genommen um eine Arbitrarität der Objekte und nicht der Zeichen.

4. Wie man leicht erkennt, haben beide rein theoretisch denkbaren und realiter nicht existierenden Szenarios 2.1. und 2.2. rein gar nichts mit Objekt- und Zeicheninvarianten zu tun. Diese heben also weder die Arbitrarität der Zeichen auf, noch relativieren sie sie.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Toth, Alfred, Ontische Hüllen als ontische Invarianten. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics 2015

Das Problem der "external reality"

1. Bekanntlich behauptete Bense, daß „Seinsthematik letztlich nicht anders als durch Zeichenthematik motiviert und legitimiert werden kann“ (1981, S. 16), so dass “Objektbegriffe nur hinsichtlich einer Zeichenklasse relevant sind und nur relativ zu dieser Zeichenklasse eine semiotische Realitätsthematik besitzen, die als ihr Realitätszusammenhang diskutierbar und beurteilbar ist” (Bense 1976, S. 109). Bense (1981, S. 11) brachte dies auf die Formel: “Gegeben ist, was repräsentierbar ist”. Daraus wiederum folgt, daß eine “absolut vollständige Diversität von ‘Welten’ und ‘Weltstücken’, von ‘Sein’ und ‘Seiendem’ einem Bewusstsein, das über triadischen Zeichenrelationen fungiert, prinzipiell nicht repräsentierbar” ist (Bense 1979, S. 59), aber Peirce hält “den Unterschied zwischen dem Erkenntnisobjekt und -subjekt fest, indem er beide Pole durch ihr Repräsentiert-Sein verbindet” (Walther 1989, S. 76). Bense fasste wie folgt zusammen: “Wir setzen damit einen eigentlichen (d.h. nicht-transzendentalen) Erkenntnisbegriff voraus, dessen wesentlicher Prozeß darin besteht, faktisch zwischen (erkennbarer) Welt und (erkennendem) Bewusstsein zwar zu unterscheiden, aber dennoch eine reale triadische Relation, die Erkenntnisrelation, herzustellen” (Bense 1976, S. 91). Somit ist die Semiotik peircescher Provenienz ein nicht-transzendentales., ein nicht-apriorisches und nicht-platonisches Organon" (1990, S. 133).

2. In weiteren einem Beitrag zur Festschrift zu Benses 80. Geburtstag liest man dann schließlich: "Die thematisierte Realität ist die Realität 'wie wir sie sehen'; in diesem Sinne ist sie eine durch Zeichen konstruierte Realität" (Bogarín 1990, S. 90). Unter thematisierter Realität ist die folgende Menge der durch die zehn den Zeichenthematiken dual koordinierten Realitätsthematiken präsentierten sog. strukturellen oder entitätischen Realitäten zu verstehen

DS 1 =	(3.1, 2.1, 1.1) × (1.1, <u>1.2</u> , <u>1.3</u>)	M-them. M
DS 2 =	(3.1, 2.1, 1.2) × (2.1, <u>1.2</u> , <u>1.3</u>)	M-them. O
DS 3 =	(3.1, 2.1, 1.3) × (3.1, <u>1.2</u> , <u>1.3</u>)	M-them. I
DS 4 =	(3.1, 2.2, 1.2) × (<u>2.1</u> , <u>2.2</u> , 1.3)	O-them. M
DS 5 =	(3.1, 2.2, 1.3) × (<u>3.1</u> , <u>2.2</u> , <u>1.3</u>)	O/I-them. M, M/I-them. O, M/O-them. I

DS 6 =	(3.1, 2.3, 1.3) × (3.1, 3.2, 1.3)	I-them. M
DS 7 =	(3.2, 2.2, 1.2) × (2.1, 2.2, 2.3)	O-them. O
DS 8 =	(3.2, 2.2, 1.3) × (3.1, 2.2, 2.3)	O-them. I
DS 9 =	(3.2, 2.3, 1.3) × (3.1, 3.2, 2.3)	I-them. O
DS10 =	(3.3, 2.3, 1.3) × (3.1, 3.2, 3.3)	I-them. I.

In einer als Ontologie verstandenen Semiotik gibt es somit keine "external reality", aber es gibt im Grunde drei Realitätsbereiche: 1. das Teilsystem der Zeichenthematiken, 2. das Teilsystem der Realitätsthematiken, 3. das System der durch die Realitätsthematiken präsentierten strukturellen Realitäten. Wegen der Dualitätsrelation zwischen Zeichen- und Realitätsthematik definiert allerdings die Zeichenthematik die Realitätsthematik et vice versa, und es ist im Grunde völlig unklar, wie die drei Realitätsbereiche mit der von Bense (1967, S. 9) eingeführten thetischen Setzung von Zeichen zusammenhängen, die ich als Metaobjektivierung durch die Abbildung

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

definiert hatte (vgl. zuletzt Toth 2014), worin Ω für das vorgegebene, d.h. von einem Subjekt wahrgenommene Objekt und Z für das Zeichen steht, das demzufolge entweder als Zeichenthematik, als Realitätsthematik oder als strukturelle Realität repräsentiert sein kann. Genauer gesagt, ist die Metaobjektivierung also dreideutig

$$\mu_1: \Omega \rightarrow \text{Zeichenthematik}$$

$$\mu_2: \Omega \rightarrow \text{Realitätsthematik}$$

$$\mu_3: \Omega \rightarrow \text{thematisierte (strukturelle) Realität.}$$

Obwohl alle drei semiotischen Realitätsbereiche sich gegenseitig definieren, fungieren nur Zeichen- und Realitätsthematik triadisch, wogegen die thematisierte Realität dyadisch fungiert, außer im in der obigen Tabelle angegebenen Fall der eigenrealen, mit ihrer Realitätsthematik dualidentischen Zeichenthematik, welche triadische strukturelle Realität aufweist.

3. Klar ist lediglich, daß die Domäne der drei möglichen Abbildungen von μ aus subjektiven Objekten besteht, da sie wahrgenommene Objekte sind. Solche

Objekte waren noch von Bense (1975, S. 45 ff. u. 65 ff.) als "disponible" bzw. "vorthetische Objekte" bezeichnet worden, und man ist erstaunt, angesichts der oben zitierten, nur ein Jahr später einsetzenden pansemiotischen Äußerungen zu lesen: "Wir setzen dabei, wie bereits früher angedeutet, die Unterscheidbarkeit von bewußtseinsinhärenten Zeichenbereichen von weltinhärenten Gegenstandsbereichen, also die ontologische Differenz zwischen den semiotischen Etwasen und den ontischen Etwasen voraus" (Bense 1975, S. 73). Dies deckt sich nun zwar mit Benses früher Definition: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9), wo also zwischen Objekten einerseits und als Metaobjekten definierten Zeichen andererseits unterschieden wird, aber dieses Objekt, das der "external reality" angehört, verschwindet in Benses späteren Schriften, die sich wie eine Rückkehr in das im Grunde antiontologische Universum von Peirce lesen, in dem also die Semiotik nicht nur eine Ontologie repräsentiert, sondern eine Ontologie IST. Das ontische Objekt ist somit zwar nötig, um die Einführung von Zeichen zu erklären, d.h. ohne ontische Objekte gibt es keine Zeichen, und ohne Zeichen gibt es keine Semiotik, aber sobald die Metaobjektivation abgeschlossen ist, verschwindet das Objekt, und an seine Stelle tritt der Objekt-Bezug des Zeichens. In dieser Paradoxie liegt der kapitale Denkfehler der pansemiotischen Zeichentheorie von Peirce und dem späten Bense, die bekanntlich in Benses letztem Buch in der semiotischen Teiltheorie der "Eigenrealität" des Zeichens gipfelt, das formal durch ein dualinvariantes Repräsentationsschema zum Ausdruck kommt, in dem nicht nur Zeichen- und Realitätsthematik strukturell ununterscheidbar sind, sondern in dem sogar die durch beide thematisierte strukturelle Realität nicht dyadisch, sondern wie die Zeichenrelation selbst triadisch ist.

4. Was nun die drei möglichen Codomänen der Metaobjektivation betrifft, so ist es unmöglich, subjektive Objekte auf strukturelle Realitäten abzubilden, d.h. die dritte Metaobjektivation

$\mu_3: \Omega \rightarrow$ thematisierte (strukturelle) Realität

ist ausgeschlossen, denn vorgegebene Objekte und strukturelle Realitäten haben keine gemeinsamen Merkmale, d.h. man kann theoretisch einem Objekt

jede der zehn strukturellen Realitäten zuordnen, vom Mittel-thematisierten Mittel bis zum Interpretanten-thematisierten Interpretanten.

Auch die zweite Metaobjektivierung, d.h. die Abbildung eines vorgegebenen Objektes auf eine Realitätsthematik

$\mu_2: \Omega \rightarrow \text{Realitätsthematik}$

ist problematisch, weil Realitätsthematiken, da sie dualisierte Zeichenthematiken sind, die durch den semiotischen Objektbezug repräsentierte logische Objektrelation und die durch den semiotischen Interpretantenbezug repräsentierte Subjektrelation verschleiern, denn es ist beispielsweise das Legizeichen ein dualisiertes Rhema (1.3 \times 3.1) und das Symbol ein dualisiertes Dicot (2.3 \times 3.2). Haben wir also etwa die Realitätsthematik $RTh = (3.1, 3.2, 1.3)$, so muß erst durch Dualisation ihre Zeichenthematik $ZTh = (3.1, 2.3, 1.3)$ gebildet werden, um erkennbar zu machen, welcher der beiden in RTh aufscheindenden Interpretantenbezüge tatsächlich die logische Subjektposition repräsentiert.

Damit verbleibt also einzige mögliche Metaobjektivierung die erste

$\mu_1: \Omega \rightarrow \text{Zeichenthematik},$

so daß somit von den drei Realitätsbereichen nur das Teilsystem der Zeichenthematiken relativ zur thetischen Setzung von Zeichen in Frage kommt. In diesem Falle aber kann die Semiotik zwar eine Ontologie des Objektbereichs der externen Realität repräsentieren, aber sie kann sie nicht sein, d.h. ersetzen, denn bei der Metaobjektivierung bleibt Ω ja bestehen. Kein Subjekt verschwindet dadurch, daß ich es photographiere (iconischer Objektbezug), kein Ort löst sich in Luft auf dadurch, daß ich ihn mit einem Wegweiser anzeige (indexikalischer Fall), und kein Objekt, Ort oder Subjekt büßt seine reale, zeichenexterne Existenz dadurch auf, daß es mit einem Zeichen bezeichne bzw. ihm einen Namen gebe (symbolischer Objektbezug). μ_1 ist somit keine substitutive, sondern eine iterative Transformation, d.h. die Ontik der Objekte wird durch die Semiotik der Zeichen verdoppelt und damit eine Transzendenz zwischen beiden erkenntnistheoretischen Räumen erzeugt, welche die Referenz der Zeichen im Sinne von Metaobjekten auf ihre bezeichneten Objekte etabliert.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bogarín, Jorge, Zeichen als Sein. Semiotik als Ontologie und ontologisches Kriterium. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 87-94

Gfesser, Karl, Bemerkungen zum Zeichenband. In: Walther, Elisabeth/Udo Bayer (Hrsg.), Zeichen von Zeichen für Zeichen. Festschrift für Max Bense. Baden-Baden 1990, S. 129-141

Toth, Alfred, Ontotopologie der Metaobjektivation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Walther, Elisabeth, Charles Sanders Peirce. Leben und Werk. Baden-Baden 1990

Vermittlung, Mittelbezug und Zeichen

1. Das Zeichen dient nach Bense (1975, S. 16) dazu, "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren". Diese "Zuordnungen zwischen Welt und Bewußtsein" werden sogar als die "allgemeinste Funktion der Zeichen" bestimmt (Bense 1975, S. 69). Da sich Zeichen und Objekt gegenseitig transzendent sind, insofern das Zeichen die logische Subjektposition, d.h. die Negation, repräsentiert, folgt aus diesen Angaben Benses, daß Referenz funktional von Transzendenz und diese funktional von der Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein abhängig ist. Damit haben wir

$$Z = V(W, B).$$

Nun ist "Welt" (W) der Inbegriff der Objekte (Ω), während "Bewußtsein" (B) der Inbegriff der Subjekte (Σ) ist, d.h. es gibt ein System

$$S^* = [\Omega, Z, \Sigma],$$

in dem also das Zeichen zwischen Ontik und Erkenntnistheorie vermittelt.

2. Das System $S^* = [\Omega, Z, \Sigma]$ ist dabei bemerkenswerterweise isomorph zur peirceschen Zeichenrelation, allerdings nicht in der Form $Z = (M, O, I)$, sondern in der Form des semiotischen Kommunikationsschemas (vgl. Bense 1971, S. 39 ff.)

$$Z = (O, M, I),$$

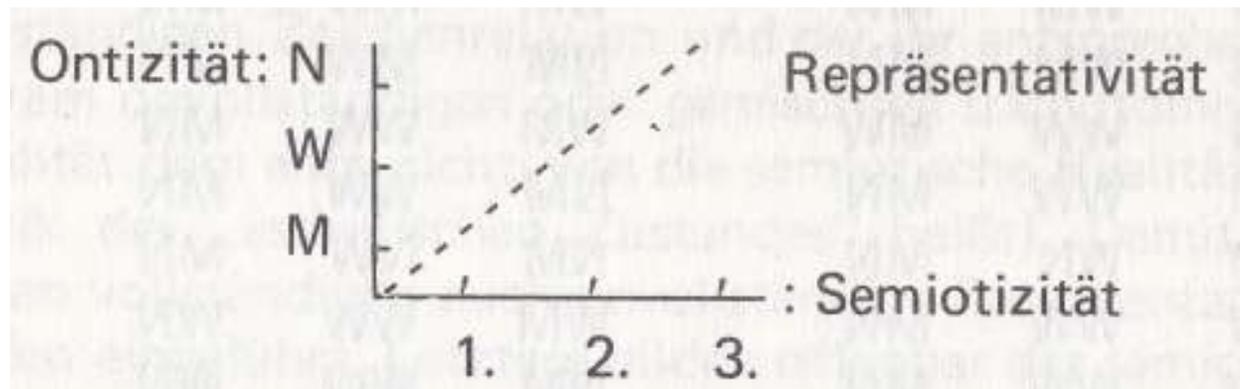
denn der semiotische Objektbezug repräsentiert das ontische Objekt, und der semiotische Interpretantenbezug repräsentiert das erkenntnistheoretische Subjekt, d.h. wir haben

$$(S^* \cong Z) = [\Omega, Z, \Sigma] \cong (O, M, I).$$

Anders ausgedrückt: Z bewirkt in S^* die Transzendenz zwischen Ω und Σ , wie M in Z die Transzendenz zwischen O und I bewirkt, d.h. es besteht eine ontisch-semiotische Isomorphie der Form

$$Z \cong M.$$

3. Bense (1976, S. 60 ff.) ging noch einen entscheidenden Schritt weiter. Da die peirceschen Fundamentalkategorien, die als Relata von Z fungieren, sowohl eine numerisch-ordinale als auch eine logisch-modale Interpretation besitzen, bestimmte er die Repräsentativität von Zeichen als Funktion von Semiotizität und Ontizität.



Hier gilt also

$\text{Repr} = V(\text{Ont}, \text{Sem})$, und wir haben somit ein neues System

$T = [\text{Ont}, \text{Repr}, \text{Sem}]$,

woraus sich nun ein dreifaches Isomorphieschema der Form

$Z \cong M \cong \text{Repr}$

ergibt. Daraus folgt nicht mehr und nicht weniger, als daß Vermittlung Repräsentation ist, und daß somit auch die Transzendenz eine Funktion von Repräsentation ist. Daraus dürfen wir schließen, daß die thetische Setzung eines Zeichens, d.h. die im Anschluß an Bense (1967, S. 9) Metaobjektivation genannte Transformation, jene Abbildung darstellt, welche Transzendenz erzeugt. Da die 2-wertige aristotelische Logik zwar durch ihre definatorische Diskontextualität von Objekt- und Subjektposition ein Transzendenzschema ist, jedoch wegen des Tertium non datur-Gesetzes ebenso definatorisch über keine Vermittlung verfügt, muß die Logik eine Abstraktion der Semiotik sein und nicht umgekehrt, da es in der Logik nichts gibt, was die Transzendenz zwischen Position und Negation erklären, geschweige denn etablieren würde. Die Semiotik geht daher, erkenntnistheoretisch gesehen, der Logik notwendig voraus.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

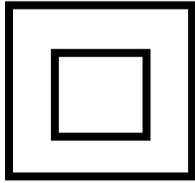
Bense, Max, Vermittlung der Realitäten. Baden-Baden 1976

Die Defizienz semiotischer Repräsentation ontischer Präsentationen

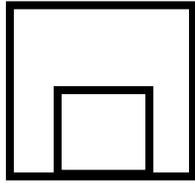
1. Daß die Semiotik als ihr zur Seite gestellte, sie ergänzende und dennoch von ihr primär unabhängige Wissenschaft einer Ontik im Sinne einer die Theorie der Zeichen komplementierenden Theorie der Objekte bedarf, dürfte nach den zahlreichen in den letzten Jahren von uns veröffentlichten Arbeiten eigentlich nicht mehr in Frage gestellt werden. Lediglich der Konstruktion der Ontik ist es zu verdanken, daß wir heute unendlich viel mehr wissen, was es denn eigentlich bedeutet, wenn einem Objekt ein Zeichen abgebildet wird und vor allem, von welcher Art diese Abbildungen sind, nicht zuletzt aber auch, was denn genau im Sinne des von Bense (1979, S. 43) definierten Begriffs bei dieser Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9) aus der Welt der Objekte in die Welt der Zeichen "mitgeführt" wird. Da zwischen Objekt und Zeichen, wie dies in eindrücklicher Weise von Kronthaler (1992) dargestellt wurde, ein gegenseitiges Verhältnis der Transzendenz besteht, und da für Transzendenzrelationen über Kontexturalgrenzen hinweg die Erkenntnis Gotthard Günthers gilt: "Das neue Thema der Philosophie ist die Theorie der Kontexturalgrenzen, die die Wirklichkeit durchschneiden" (cit. ap. Toth 2007, S. 90), kommt der Ontik neben der Polykontexturaltheorie eine Führungsrolle in der wissenschaftlichen, d.h. operationalen und nicht-spekulativen Behandlung dieses zentralen Themas zu.

2. Der neueste Stand der Ontik wird durch die kürzlich veröffentlichte Arbeit Toth (2015) repräsentiert. Diese sog. ontotopologische Strukturtheorie gibt nicht nur die genau $3 \text{ mal } 4 \text{ mal } 5 = 60$ ontischen Grundstrukturen an, die Systeme relativ zu ihren Teilsystemen einerseits und relativ zu ihren Umgebungen andererseits im Sinne von den benseschen semiotischen Invarianten (vgl. Bense 1975, S. 39 ff.) korrespondierenden "ontischen Invarianten" haben können, sondern zusätzlich ihre lagetheoretischen sowie ihre semiotischen Repräsentation an. Diese ontische Strukturtheorie, wie wir sie vereinfacht nennen wollen, ist also eine minimale Theorie sowohl der semiotischen Repräsentation der Ontik als auch der ontischen Repräsentation der Semiotik.

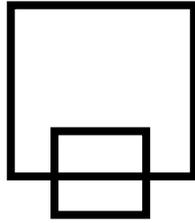
2.1. Semiotische Repräsentation randkonstanter ontischer Strukturen



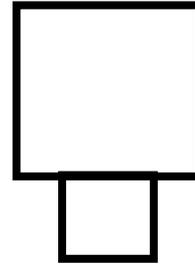
$\langle 3.3.3 \rangle_s$



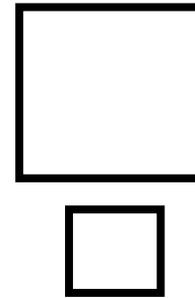
$\langle 3.2.3 \rangle_s$



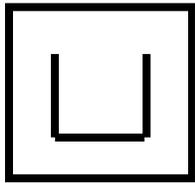
$\langle 3.2.3 \rangle_{R[S,U]}$



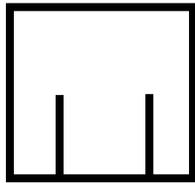
$\langle 3.2.3 \rangle_U$



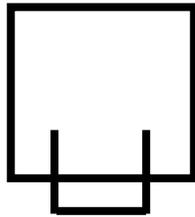
$\langle 3.3.3 \rangle_U$



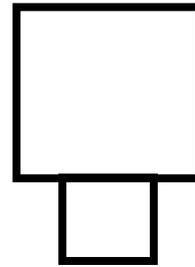
$\langle 3.3.2 \rangle_s$



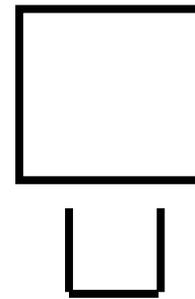
$\langle 3.2.2 \rangle_s$



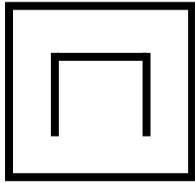
$\langle 3.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



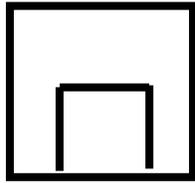
$\langle 3.2.2 \rangle_U$



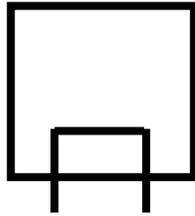
$\langle 3.3.2 \rangle_U$



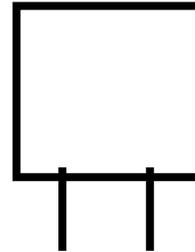
$\langle 3.3.2 \rangle_s$



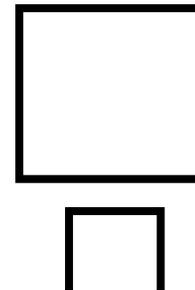
$\langle 3.2.2 \rangle_s$



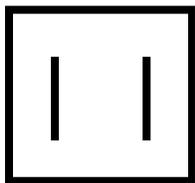
$\langle 3.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



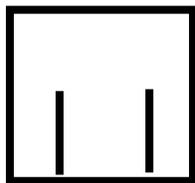
$\langle 3.2.2 \rangle_U$



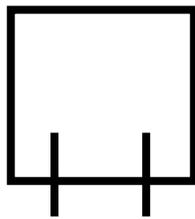
$\langle 3.3.2 \rangle_U$



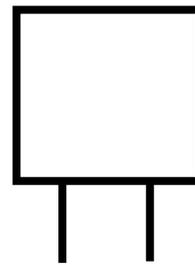
$\langle 3.3.1 \rangle_s$



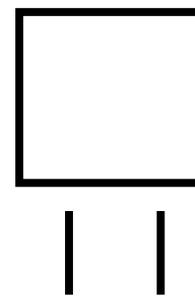
$\langle 3.2.1 \rangle_s$



$\langle 3.2.1 \rangle_{R[S,U]}$

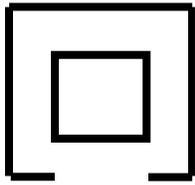


$\langle 3.2.1 \rangle_U$

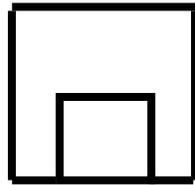


$\langle 3.3.1 \rangle_U$

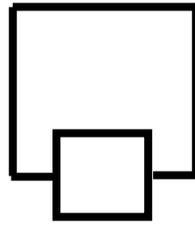
2.2. Semiotische Repräsentation partiell-randkonstanter ontischer Strukturen



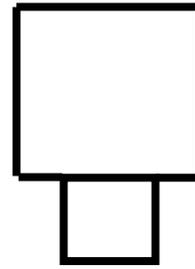
$\langle 2.3.3 \rangle_s$



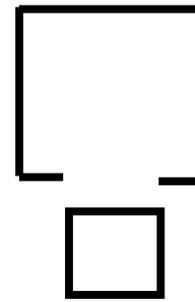
$\langle 2.2.3 \rangle_s$



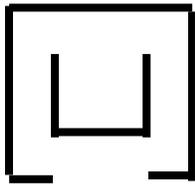
$\langle 2.2.3 \rangle_{R[S,U]}$



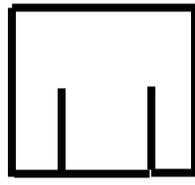
$\langle 2.2.3 \rangle_U$



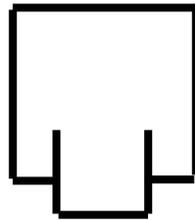
$\langle 2.3.3 \rangle_U$



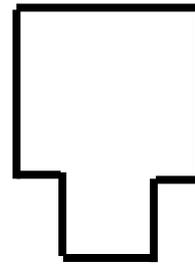
$\langle 2.3.2 \rangle_s$



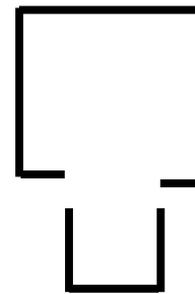
$\langle 2.2.2 \rangle_s$



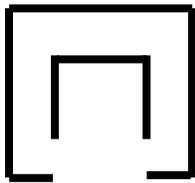
$\langle 2.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



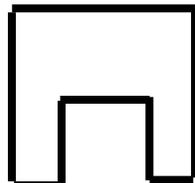
$\langle 2.2.2 \rangle_U$



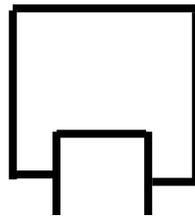
$\langle 2.3.2 \rangle_U$



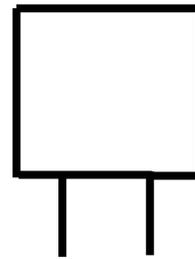
$\langle 2.3.2 \rangle_s$



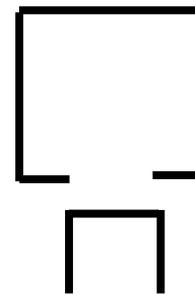
$\langle 2.2.2 \rangle_s$



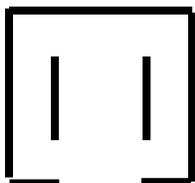
$\langle 2.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



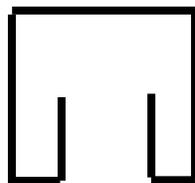
$\langle 2.2.2 \rangle_U$



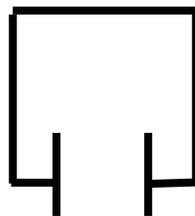
$\langle 2.3.2 \rangle_U$



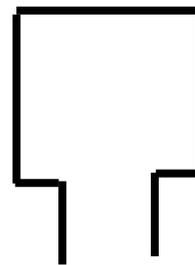
$\langle 2.3.1 \rangle_s$



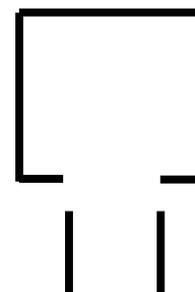
$\langle 2.2.1 \rangle_s$



$\langle 2.2.1 \rangle_{R[S,U]}$

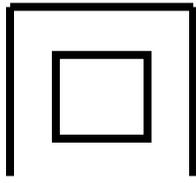


$\langle 2.2.1 \rangle_U$

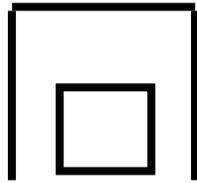


$\langle 2.3.1 \rangle_U$

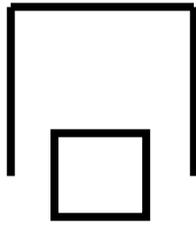
2.3. Semiotische Repräsentation nicht-randkonstanter ontischer Strukturen



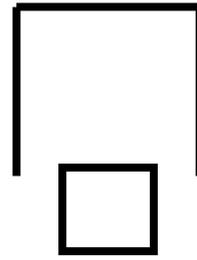
$\langle 1.3.3 \rangle_s$



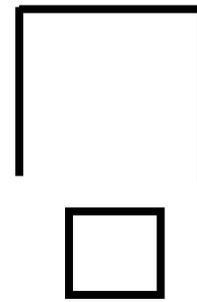
$\langle 1.2.3 \rangle_s$



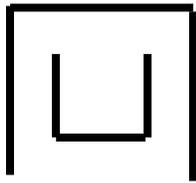
$\langle 1.2.3 \rangle_{R[S,U]}$



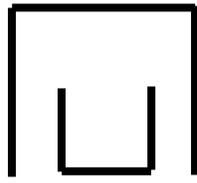
$\langle 1.2.3 \rangle_U$



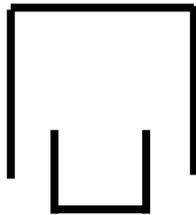
$\langle 1.3.3 \rangle_U$



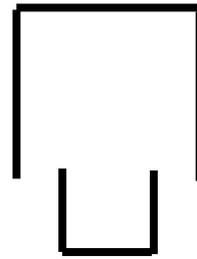
$\langle 1.3.2 \rangle_s$



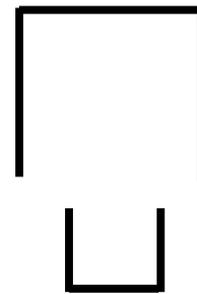
$\langle 1.2.2 \rangle_s$



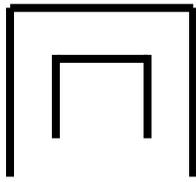
$\langle 1.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



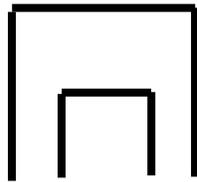
$\langle 1.2.2 \rangle_U$



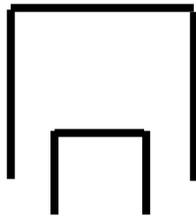
$\langle 1.3.2 \rangle_U$



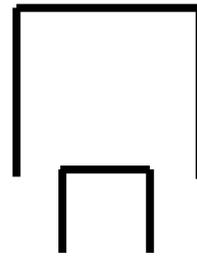
$\langle 1.3.2 \rangle_s$



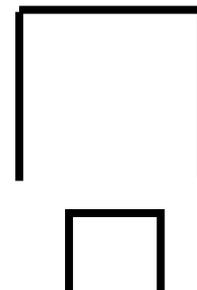
$\langle 1.2.2 \rangle_s$



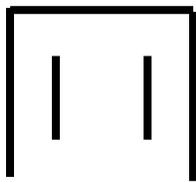
$\langle 1.2.2 \rangle_{R[S,U]}$



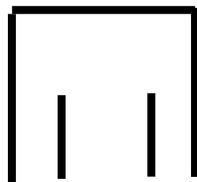
$\langle 1.2.2 \rangle_U$



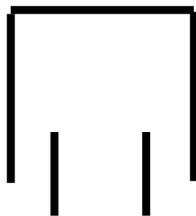
$\langle 1.3.2 \rangle_U$



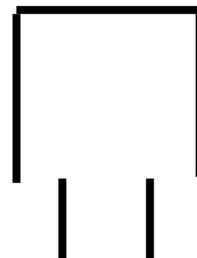
$\langle 1.3.1 \rangle_s$



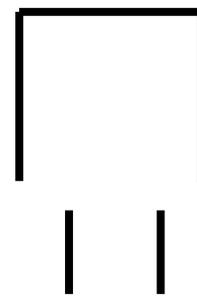
$\langle 1.2.1 \rangle_s$



$\langle 1.2.1 \rangle_{R[S,U]}$



$\langle 1.2.1 \rangle_U$



$\langle 1.3.1 \rangle_U$

3. In jedem semiotischen Tripel der Form

$$S = \langle x.y.z \rangle$$

repräsentiert also x die Lagerrelation von $S = f(S^*)$, d.h. es ist

$x = 1 := S$ ist excessiv relativ zu S^*

$x = 2 := S$ ist adessiv relativ zu S^*

$x = 3 := S$ ist inessiv relativ zu S^* ,

Jedes y repräsentiert $R(S, T)$, d.h. die Lagerrelation von $T = f(S)$ in $S^+ = (S \cup T)$, d.h. wir haben

$y = 1 := T$ ist excessiv relativ zu S

$y = 2 := T$ ist adessiv relativ zu S

$y = 3 := T$ ist inessiv relativ zu S .

Schließlich repräsentiert jedes z vermöge der in Toth (2013) definierten ontisch-semiotischen Isomorphie die ontotopologische Abgeschlossenheit, Halboffenheit/Halbabgeschlossenheit oder Offenheit von T , d.h. es ist

$z = 1 := T$ ist offen

$z = 2 := T$ ist halboffen/halbabgeschlossen

$z = 3 := T$ ist abgeschlossen.

Somit überschreitet die ontische Strukturtheorie allein vermöge der Tripelrelation $S = \langle x.y.z \rangle$ gegenüber der Paarrelation $R = \langle x.y \rangle$, welche die formale Struktur der die Zeichen- und Realitätsthematiken konstituierenden Subzeichen der peirce-benseschen Semiotik darstellen, diese bei weitem.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Toth, Alfred, Zwischen den Kontexturen. Klagenfurt 2007

Toth, Alfred, Die Exessivität des Zeichens I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013

Toth, Alfred, Die semiotischen Repräsentationen ontischer Präsentationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015

Das Zeichen als Rand von Objekt und Subjekt

1. Nach Bense (1975, S. 16) vermittelt das Zeichen als Funktion zwischen "Welt" und "Bewußtsein" und damit zwischen Objekt und Subjekt, d.h. es ist Aufgabe der Semiotik, zwischen Ontik und Erkenntnistheorie zu vermitteln. Dabei stellt sich allerdings ein Problem, auf das bereits in Toth (2015) angesprochen wurde. Einerseits bildet das Zeichen selbst eine Dichotomie mit dem Objekt, die auf zwei Arten systemtheoretisch definierbar ist

$$Z^* = [Z, \Omega]$$

$$\Omega^* = [\Omega, Z],$$

d.h. das Subjekt ist hier unnötig, denn das Zeichen nimmt die logische Subjekt-position ein.

Andererseits aber muß Benses funktionale Zeichendefinition durch

$$X = [\Omega, Z, \Sigma]$$

formal dargestellt werden, womit sich die Frage erhebt, was X ist. Fest steht lediglich, daß auch

$$E = [\Omega, \Sigma]$$

wiederum eine Dichotomie bilden und daß wegen Z^* und Ω^* somit

$$\Omega^* = [\Omega, \Sigma]$$

$$\Sigma^* = [\Sigma, \Omega]$$

gelten muß. Daraus folgt aber wiederum, daß

$$\Omega^* = [\Omega, \Sigma] = [\Omega, Z],$$

und wir sind in einem circulus vitiosus gefangen.

2. Wenden wir uns daher der mysteriöseren, aber wenigstens nicht zirkulären Zeichendefinition

$$X = [\Omega, Z, \Sigma]$$

zu. Sie ist nämlich isomorph zur Definition der peirce-benseschen Zeichenrelation

$P = [O, M, I]$,

darin O die logische Objekt- und I die logische Subjektposition vertritt und M als Vermittlung, d.h. Medium, zwischen O und I fungiert. Dasselbe tut nun vermöge Isomorphie Z in X, insofern es zwischen Ω und Σ vermittelt, also genau wie von Bense (1975, S. 16) behauptet. Wir haben somit die Teilisomorphismen

$\Omega \cong O$

$Z \cong M$

$\Sigma \cong I$,

und man erkennt leicht, daß die Isomorphie hier zwischen ontischer Präsentation und semiotischer Repräsentation vermittelt, insofern O das repräsentierte Ω , M das repräsentierte Z und I das repräsentierte Σ ist. Das bedeutet aber, daß das Zeichen bereits außerhalb der Zeichenrelation P präsent ist, eben als Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein, und dies kann nur dann nicht-paradoxalerweise der Fall sein, wenn Z hier als Zeichenträger fungiert, welcher die Zeichenrelation P in der Welt der Objekte verankert. Die Isomorphie $Z \cong M$ bedeutet dann den Kontexturübergang vom Zeichenträger zum Zeichen, das zunächst also als Mittelbezug erscheint. Nach Bense hatte bereits Peirce formuliert, daß "das Mittel letztlich das eigentliche Zeichen sei" (Bense 1975, S. 82).

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Metaobjektivation als kontextuelle Transgression. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Die Ontik als tiefste wissenschaftstheoretische Fundierung

1. Bekanntlich hatte Max Bense die Ansicht vertreten, dass die Semiotik als Theorie der Zeichen die "tiefste oder letzte Phase einer Erkenntnisaktion" (Bense 1986, S. 11) darstelle, d.h. daß das Zeichen die maximal abstrakte erkenntnistheoretische Entität darstelle. Nun hatte allerdings Bense selbst das Zeichen ausdrücklich als "Metaobjekt" definiert (Bense 1967, S. 9), d.h. es gibt eine Abbildung

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

von Objekten (Ω) auf Zeichen (Z), und damit muß das Objekt gegenüber dem Zeichen vorgegeben sein, denn der Fall

$$\mu_0: \emptyset \rightarrow Z$$

ist ausgeschlossen, da selbst irreale, d.h. nicht-ontische Objekte wie z.B. Drachen, Nixen oder Einhörner aus Versatzstücken realer, d.h. ontischer Objekte zusammengesetzt sind (vgl. Toth 2015a). Außerdem sei bemerkt, daß die Unmöglichkeit der Umkehrbarkeit von μ die Existenz einer Kontexturgrenze zwischen Ω und Z beweist, d.h. man kann zwar ein Objekt zum Zeichen erklären, aber kein Zeichen zum Objekt erklären (vgl. z.B. die sog. Gottesbeweise).

2. Die Vehemenz, mit der Bense die Primordialität der Zeichen als erkenntnistheoretische Entitäten vertreten hat, liegt allerdings nicht darin, daß er eine mögliche Primordialität der von den Zeichen bezeichneten Objekte negieren wollte, denn Objekte gibt es im "semiotischen Universum" (Bense 1983) überhaupt nicht, da dieses modelltheoretisch abgeschlossen ist (vgl. Toth 2015b). Wir haben somit die paradoxe Situation, daß Objekte einerseits als Domänenelemente von μ vorausgesetzt werden, daß sie aber, sobald μ vollzogen ist, für die Semiotik keine Rolle mehr spielen, da die Objekte eben im Zeichen nur als bezeichnete Objekte und damit als Objektbezüge, d.h. als Relationen, bestehen. Es geht also Bense nicht um eine mögliche Konkurrenz in der Primordialität zwischen Zeichen und Objekten, sondern zwischen Semiotik und Logik, d.h. um ein Problem, das auf Peirce zurückgeht und das letztlich sogar den Grund dafür darstellte, warum dieser die Semiotik eingeführt hatte. Da die Logik allerdings ein System von Abbildungen von Wahrheitswerten auf Aussagen (Aussagen-

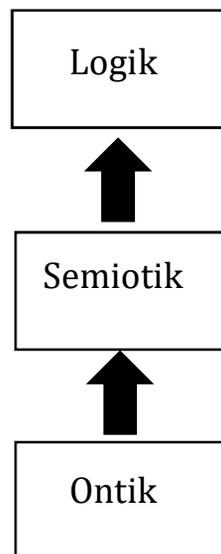
logik) bzw. Eigenschaften (Prädikatenlogik) darstellt, setzt sie nicht nur semiotische, sondern sogar metasemiotische Systeme voraus und kann somit auf keinen Fall gegenüber der Semiotik primordial sein. Daraus folgt, daß auch die logische Basisdichotomie

$$L = [0, 1]$$

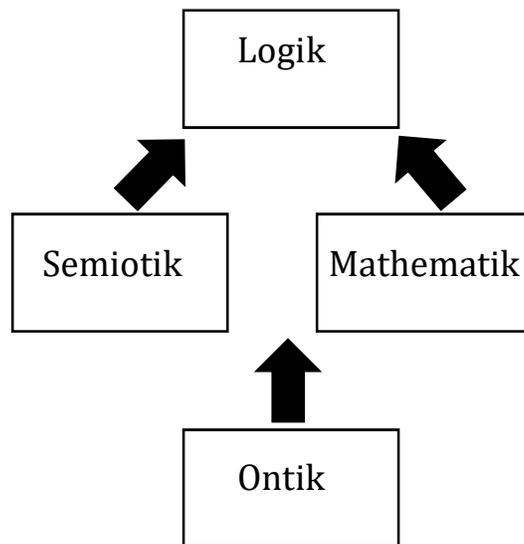
nicht primordial gegenüber der semiotischen Basistrichotomie

$$Z = [M, O, I]$$

sein kann. Und da Objekte gegeben sein müssen, bevor Zeichen als Metaobjekte auf sie abgebildet werden, folgt die folgende wissenschaftstheoretische Hierarchie.



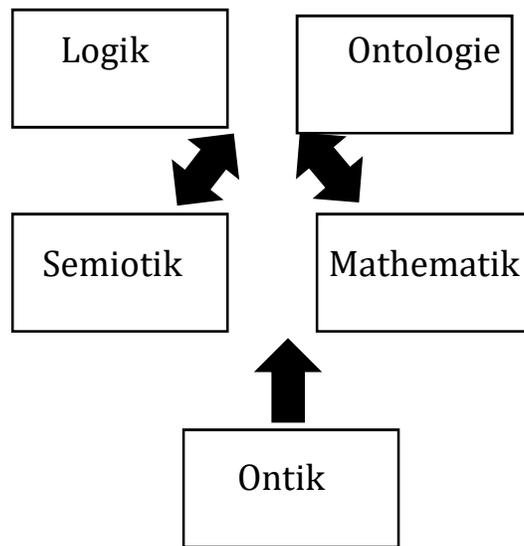
3. Nun hatten wir in Toth (2015c) gezeigt, daß der Gegenstandsbereich der Mathematik, sofern diese auf dem Begriff der Zahl definiert wird, Mengen von Objekten sind, während die Abbildung μ besagt, daß der Gegenstandsbereich der Semiotik, da diese auf dem Begriff des Zeichens definiert wird, das einzelne Objekt ist. Mathematik und Semiotik bzw. Zahl und Zeichen unterscheiden sich somit lediglich durch die Differenz von Ω und $\{\Omega\}$ und stehen somit wissenschaftstheoretisch auf derselben Stufe. Damit bekommen wir das folgende erweiterte Diagramm.



4. Allerdings ist auch dieses Diagramm noch unvollständig, denn es fehlt die von der Ontik zu scheidende Ontologie, die jedoch in engem Zusammenhang mit der Logik steht, denn z.B. ist die Große Logik Hegels, wie Günther einmal bemerkte, im Grunde eher eine Ontologie als eine Logik, und dies gilt, wie ich anfügen möchte, für sämtliche vor-logistischen Logiken. Nach Günther (1980, S. 146) kann man eine Ontologie sogar als Spezialfall einer Logik definieren, dann nämlich, wenn eine Menge von Werten 0 designationsfreie Werte enthält. Ferner hatte Menne, freilich in völlig verschiedenem Zusammenhang, als finale Konklusion seiner logischen Untersuchungen zur Nullklasse festgestellt: "Das deutet darauf hin, daß Logik und Ontologie letztlich auf éinen metaphysischen Grund zurückgehen" (Menne 1954, S. 129).

m	des.	designationsfrei	Systemcharakter	Intervall			
1	<u>1</u>	0	Ontologie (mono-thematisch)	I			
2	<u>1</u>	1	Logik (Klassisch)				
3	1	<u>2</u>	0	II			
4	<u>1</u>	2	1		Logik		
5	1	<u>2</u>	2	Logik			
6	1	2	<u>3</u>	0	III		
7	<u>1</u>	2	3	1		Logik	
8	1	<u>2</u>	3	2		Logik	
9	1	2	<u>3</u>	3	Logik		
10	1	2	3	<u>4</u>	0	IV	
11	<u>1</u>	2	3	4	1		Logik
12	1	<u>2</u>	3	4	2		Logik
13	1	2	<u>3</u>	4	3		Logik
14	1	2	3	<u>4</u>	4	Logik	
15	1	2	3	4	<u>5</u>	0	Ontologie (poly-thematisch)
16	<u>1</u>	2	3	4	5	1	Logik

Damit stehen Logik und Ontologie auf derselben wissenschaftstheoretischen Stufe, also ähnlich, wie es Semiotik und Mathematik tun, und wir bekommen das folgende, wiederum modifizierte Diagramm.



Semiotik und Mathematik sowie Logik und Ontologie stehen nun also in einer chiasmatischen Relation¹¹ zueinander, während sich für die Ontik weiterhin nichts ändert. Es gibt daher nur einen möglichen Schluß aus unserer Untersuchung: DIE ONTIK – UND NICHT DIE SEMIOTIK – BILDET DEN ERKENNTNISBEREICH TIEFSTER WISSENSCHAFTSTHEORETISCHER FUNDIERUNG.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max, Repräsentation und Fundierung der Realitäten. Baden-Baden 1986

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Bd. III. Hamburg 1980

Menne, Albert, Logik und Existenz. Meisenheim/Glan 1954

Toth, Alfred, Die Nicht-Bijektivität der Abbildung von Objekten auf Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

¹¹ Diese Folgerung wird jetzt noch nicht vorhersehbare Folgen für alle vier an dieser chiasmatischen Relation beteiligten Wissenschaften und ihre Basisentitäten haben. Wir haben hier ein völlig unbetretenes wissenschaftstheoretisches Neuland vor uns.

Toth, Alfred, Modelltheoretische Universen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

Toth, Alfred, Die Gegenstandsbereiche der Mathematik und der Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015c

Das Phantasma der ursprünglichen Einheit von Objekt und Zeichen

1. Als Grundlage der von Gotthard Günther begründeten Polykontextualitätstheorie, die nicht nur eine polykontexturale Logik, sondern auch eine polykontexturale Ontologie einführt, dient die sogenannte Proöomialrelation, so benannt, weil sie angeblich allen (anderen Arten von) Relationen vorangeht. Ihre ursprüngliche Form, die Günther (1979, S. 203 ff.) einführte, sieht folgendermaßen aus.

$$\begin{array}{rcccl}
 \text{PR}(R_{i+1}, R_i, x_i, x_{i-1}) = & R_i & \longrightarrow & x_{i-1} & m-1 \\
 & \updownarrow & & & \\
 & R_{i+1} & \longrightarrow & x_i & m \\
 & \updownarrow & & & \\
 R_{i+2} & \longrightarrow & x_{i+1} & & m+1
 \end{array}$$

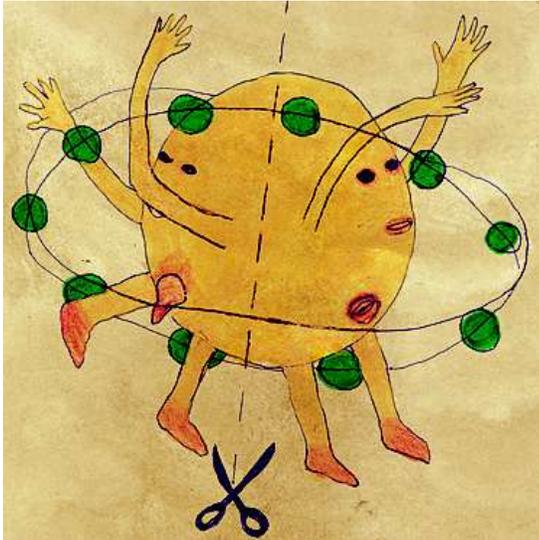
Darin können also Relata und Relatoren auf zweifache Weise gemäß dem Schema (vgl. Günther 1979, S. 227)

$$\text{mutual} \left[\begin{array}{cc} \text{relator} & R^{\text{pr}} \text{ relatum} \\ \text{relatum} & R^{\text{pr}} \text{ relator} \end{array} \right] \text{exchange}$$

ausgetauscht werden. Solche Austauschrelationen sind innerhalb der 2-wertigen aristotelischen Logik natürlich verboten, denn eine Funktion darf nicht ihr eigenes Argument sein.

2. Mit Hilfe der Proöomialrelation wird somit ein metaphysischer Anfangszustand von dichotomisch geschiedenen Relationen der 2-wertigen Form $L = [0, 1]$ axiomatisch festgesetzt, d.h. es wird behauptet, daß es eine initiale Stufe gebe, auf der die Elemente 0 und 1 von L noch nicht dichotomisch und damit kontexturell geschieden sind und daß diese spätere Scheidung, d.h. die Etablierung einer Transzendenzrelation zwischen 0 und 1, durch Reduktion von Poly- auf Monokontextualität stattfindet. Die Idee, die hinter der Proöomial-

relation steht, ist allerdings nicht neu. Sie findet sich in der abendländischen Philosophie in Platons Symposion in Form der Andrógynoi, im Deutschen auch als Kugelmenschen bezeichnet, bei denen die Elemente 0 und 1 von L als "Mann" und "Frau" interpretiert sind.



3. In semiotischer Interpretation läßt also $L = [0, 1]$ die beiden folgenden Dichotomien zu

$$L_1 = [\Omega, Z]$$

$$L_2 = [Z, \Omega],$$

d.h. Objekt und Zeichen bzw. Zeichen und Objekt (die Proömalrelation ist ja heterarchisch und nicht hierarchisch) sollen eine ursprüngliche Einheit gebildet haben. Damit können L_1 und L_2 nur die beiden folgenden Interpretationen haben

$$\Omega^* = [\Omega, Z]$$

$$Z^* = [Z, \Omega].$$

An dieser Stelle stellt sich jedoch die Frage nach dem Huhn und dem Ei, denn obwohl sowohl Ω^* als auch Z^* als OBJEKTZEICHEN bzw. ZEICHENOBJEKT, d.h. als noch ungeteilte Einheiten zweier später transzendental geschiedenen Entitäten erscheinen, stellt sich die Frage nach der Primordialität des Objektes vor dem Zeichen oder aber des Zeichens vor dem Objekt ein. Da das Zeichen als Metaobjekt definiert ist (vgl. Bense 1967, S. 9), muß das Objekt dem Zeichen

primordial sein, d.h. es muß vorgegeben sein, bevor ein Zeichen auf es abgebildet werden kann. Damit scheidet Z^* aus. Solche Argumentation wird nun aber von den Vertretern der Polykontextualitätstheorie als logisch 2-wertig abgetan, da es sich bei der Proöomialrelation ja gerade um eine nicht-aristotelische Relation handle. Da es nun aber weder ontische noch semiotische Entitäten gibt, auf welche eine solche ursprüngliche Einheit vor einer Unterscheidung zutrifft, führt die Polykontextualitätstheorie das Kenogramm als Leerform ein, auf das Werte abgebildet werden können. Vor einer Unterscheidung von 0 und 1, Objekt und Zeichen, Objekt und Subjekt usw. steht also die Leere, aber woher die Werte kommen, die auf die Leerformen abgebildet werden, diese Frage kann auch die Polykontextualitätstheorie nicht beantworten. Im Gegensatz zur biblischen Schöpfungs idee der Individualobjekte und -subjekte aus dem Chaos einer Ursuppe ist nämlich das Kenogramm wirklich leer, und die Behauptung, die aus Einzelkenogrammen zusammengesetzten Morphogramme würden als "Wörter" einer "Negativsprache" (vgl. Günther 1980, S. 260 ff.) als Teil einer "cybernetic theory of subjectivity" (Günther 1979, S. 203) fungieren, ist völlig aus der Luft gegriffen, da hier ja im Widerspruch zu sich selbst mit dem Begriff des Subjektes nicht nur das Objekt, sondern die 2-wertige Logik plötzlich wieder eingeführt wird. Bestenfalls kann man die Polykontextualitätstheorie als einen verzweifelten Versuch betrachten, logische Mehrwertigkeit mit Hilfe von logischer Zweiwertigkeit darzustellen, ein Unterfangen, das von vornherein zum Scheitern verurteilt ist, weil das Subjekt, das ein solches Unterfangen bewerkstelligen möchte, selbstverständlich der realen Welt der Ontik angehört und diese notwendig 2-wertig ist. Es gibt beispielsweise weder eine ontische noch eine semiotische Rejektion zwischen den Alternativen des Schwangerseins und des Nicht-Schwangerseins. Somit ist auch die Vorstellung von einer ursprünglichen Einheit von Objekt und Zeichen ein bloßes Phantasma. Selbst dann, wenn eine solche Einheit existierte, wäre es unmöglich, Zeichen und Objekt zu unterscheiden, und falls sie auf der Stufe der Morphogrammatik unterschieden werden könnten, dann könnten sie dies nur wiederum mit Hilfe der 2-wertigen Dichotomie von Objekt und Subjekt, da das Zeichen bekanntlich die logische Subjektposition vertritt. Vor allem aber ist es vollkommen sinnlos, in einem System von Leerformen, deren Relationen proöomial definiert sind, überhaupt von Objekten und von Zeichen

zu sprechen, denn es gibt ja wegen der Nicht-Gültigkeit der logischen Zweiwertigkeit auch keine semiotische Referenz. In Wahrheit ist das Zeichen eine Erfindung des Subjektes, um ein Objekt in weitgehender Orts- und Zeitunabhängigkeit verfügbar zu machen. Da man nicht die Zugspitze versenden kann, stellt man eine Objektkopie, d.h. ein Zeichen als Metaobjekt, her, und verschickt eine Postkarte (iconischer Fall). Darf man seine Geliebte nicht mitnehmen in die Kaserne, so mag ein realer Teil von ihr, der wegen Referenz durch pars pro toto-Relation als Zeichen fungiert, als Ersatz dienen (indexikalischer Fall). Handelt es sich um ein Gedankenobjekt, d.h. ein abstraktes Objekt, so kann man sich leerer Abbildungen bedienen, d.h. solcher, bei denen zwischen Zeichen und Objekt weder Ähnlichkeits- noch Nexalrelationen bestehen (symbolischer Fall).

Literatur

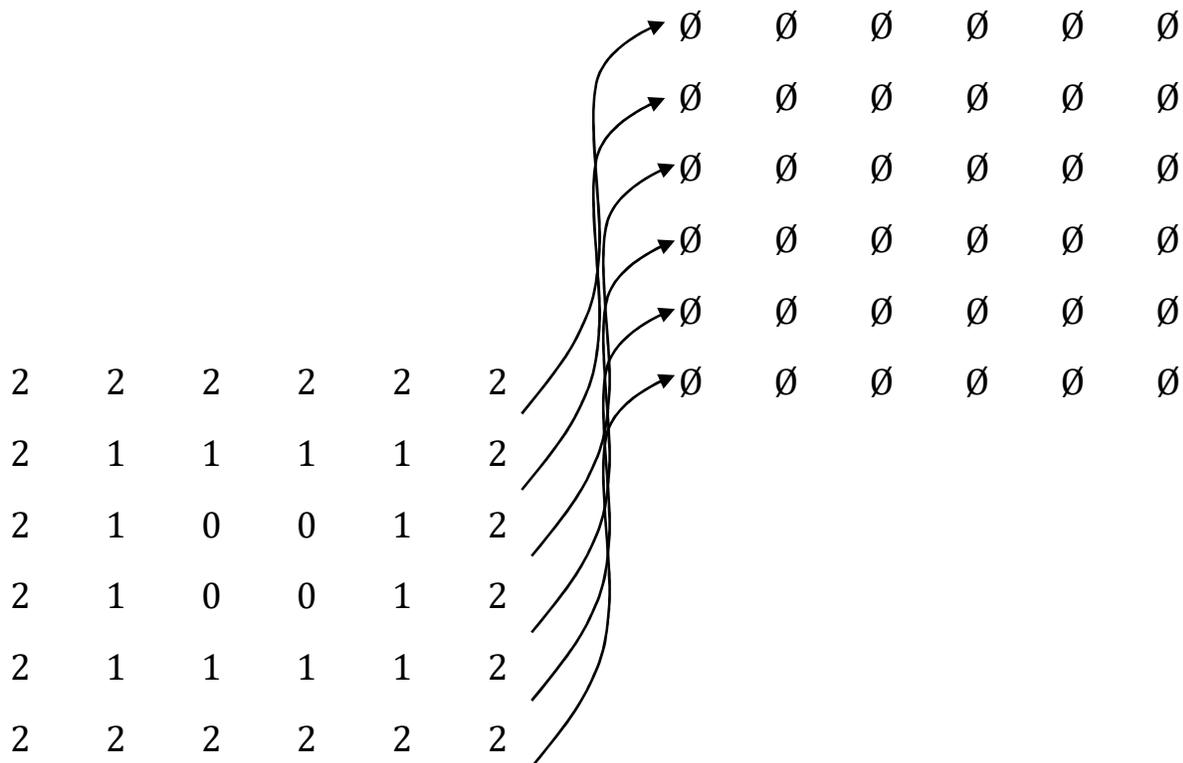
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Günther, Gotthard, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. 3 Bde. Hamburg 1976, 1979, 1980

Die Leere und das gezeichnete Ich

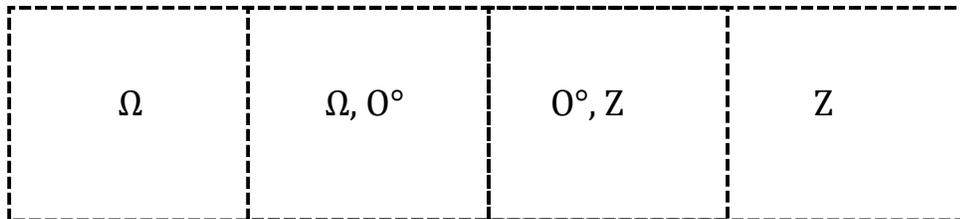
1. Der Schlußstrophe des bekannten Gedichtes "Nur zwei Dinge" von Gottfried Benn lautet: "Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere, / was alles erblühte, verblich, / es gibt nur zwei Dinge: die Leere / und das gezeichnete Ich" (Benn 1963, S. 342).

2. Wir gehen aus von einem objektalen Zahlenfeld mit und einem subjektalen Zahlenfeld ohne Wertebelegung

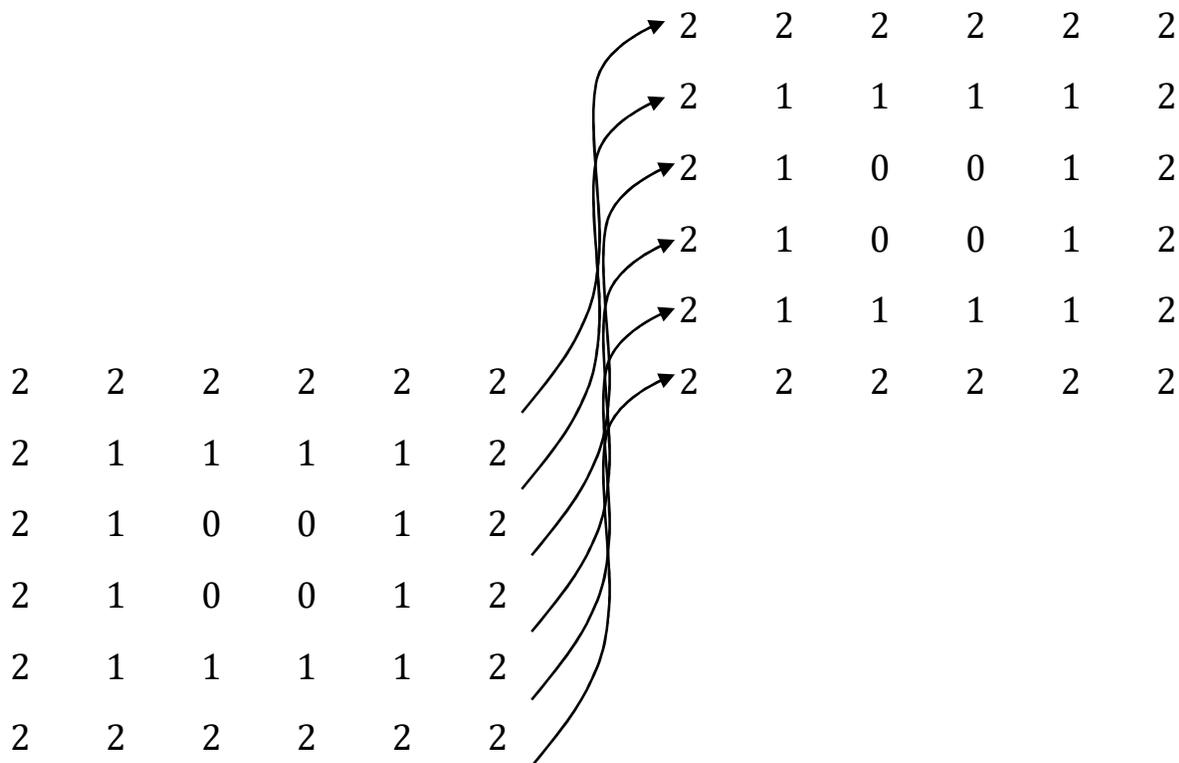


Die Vorstellung, daß die Objektwelt die Subjektwelt "zeichnen" kann (vgl. auch franz. *visage accusé*, hier objektal gebraucht, obwohl *accuser* ein subjektales Objekt regiert), d.h. die Abbildung $f: \Omega \rightarrow \Sigma$, gehört im Grunde zu den Pathologien der Semiotik, da die semiotischen Invarianzsätze es ausschließen, daß ein Objekt ein Zeichen verändern kann, denn dazu müßte die Transzendenz zwischen Zeichen und Objekt aufgehoben werden, und dies ist in der 2-wertigen aristotelischen Logik ausgeschlossen. Trotzdem steht das Subjekt in einer steten Austauschrelation mit Objekten, insofern es nämlich keine absoluten, d.h. objektiven, sondern relative, d.h. subjektive Objekte wahrnimmt und auch die letzteren, nicht die ersteren, als Domänenelemente der Abbildung

bei der thetischen Setzung von Zeichen fungieren (vgl. Toth 2015a). Es muß daher angenommen werden, daß innerhalb des in Toth (2015b) definierten erkenntnistheoretischen Raumes



auch drei verschiedene Zahlfelder angesetzt werden müssen, nämlich ein Ω -, ein O° - und ein Z -Zahlfeld. Bildet man also $g: (0, 1, 2) \rightarrow \emptyset$ ab, so wird nicht das Zahlfeld des subjektives Objektes geleert, sondern dasjenige des relativ zu letzterem leere gefüllt, d.h. es tritt keine Substitution, sondern eine Metaobjektivation ein (vgl. Toth 2015c).



Das gezeichnete Ich steht also nur insofern in Differenz zur Leere, als die Metaobjektivation f , die somit ein subjektives Objekt in ein objektives Subjekt transformiert, eintritt oder nicht eintritt.

Literatur

Benn, Gottfried, Gesammelte Werke in vier Bänden. Hrsg. von Dieter Wellershoff. Bd. 3. Wiesbaden 1963

Toth, Alfred, Semiotische, ontische und mathematische Vermittlungsräume. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Eigen- und kategorienreale Vermittlung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

Toth, Alfred, Metaobjektivation und Substitution. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015c

Die Grenzzone zwischen Bewußtsein und Außenwelt

1. Gemäß Bense überbrückt die Semiotik "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" (1975, S. 16). Das Zeichen ist danach eine Funktion von Objekt und Subjekt

$$Z = f(\Omega, \Sigma).$$

Ausführlicher hatte Bense bereits mehr als ein Jahrzehnt zuvor formuliert: "An und für sich kommen Zeichen wie Informationen in der Natur, in der physikalischen Realität nicht vor. Doch sind sie auch wieder nicht bloße Fakten menschlichen Bewußtseins. Es handelt sich offenbar um Vorkommnisse genau auf jener Grenzzone zwischen Bewußtsein und Außenwelt. Es hat den Anschein, als würde das, was man heute Zeichenwelt nennt oder auch Informationssphäre, als Zone der Berührung zwischen physikalischer Realität und phänomenologischem Bewußtsein zu deuten sein. Setzt man diese Überlegung voraus, wird verständlich, wenn Norbert Wiener und Gotthard Günther unter Information in einem allgemeinen Sinne etwas Drittes, meinerwegen eine dritte Seinsart neben Materie und Bewußtsein, verstehen" (Bense 1962, S. 17).

2. Daher stellt sich die Frage, ob die obige binäre Definition des Zeichens wirklich korrekt ist, oder ob man nicht von einer ternären Definition der Form

$$X = f(\Omega, Z, \Sigma)$$

ausgehen sollte. In diesem Falle würde allerdings eine Dreiteilung wie die in Toth (2014) vorgeschlagene zwischen Ontik, Präsemiotik und Semiotik mit der Präsemiotik als zwischen dem "ontischen" und dem "semiotischen Raum" (vgl. Bense 1975, S. 64 ff.) vermittelndem Raum nicht ausreichen. Man müßte ebenfalls einen "meontischen" (vgl. dazu bereits Bense 1952, S. 115) Raum konstruieren im Sinne eines phänomenologischen Bewußtseinsraumes sowie natürlich einen weiteren Raum, der zwischen diesem und dem semiotischen Raum vermittelt. Es ist allerdings eine Frage, welche Entitäten ein solcher Bewußtseinsraum enthielte. Um diese Frage zu beantworten, sei daran erinnert, daß Günthers Logik, die Bense mehrfach zitiert, eine mindestens 3-wertige und somit nicht-aristotelische Logik ist, während die peirce-bensesche Semiotik auf der 2-wertigen aristotelischen Logik basiert, in welcher die Dichotomie

zwischen Objekt und Zeichen der logischen Basisdichotomie von Position und Negation isomorph ist, da das Grundgesetz des Ausgeschlossenen Dritten einen dritten Wert explizit verbietet und somit innerhalb der Dichotomie von Objekt und Zeichen das Zeichen selbst die Subjektposition einnimmt. Kurz gesagt, hätte eine Bewußtseinstheorie neben einer Objekttheorie und einer Zeichentheorie überhaupt keine logische Basis, es sei denn, man entwickle nicht nur die Semiotik, sondern auch die Ontik im Sinne einer polykontexturalen Logik. Dies ist allerdings hinwiederum nicht möglich, da es den Objektbegriff, wie er der von uns geschaffenen Ontik zugrunde liegt, in einer polykontexturalen Logik gar nicht geben kann, denn sowohl Zeichen als auch bezeichnetes Objekt verschmelzen dort zum strukturierten Nichts eines Kenogramms und seiner Verkettungen, der Morphogramme. So spricht Mahler (1993) ausdrücklich von der Bense'schen 2-wertigen Semiose entsprechenden mehrwertigen "Kenose". Die Preisgabe des Objektes ist in der polykontexturalen Logik nämlich deswegen erforderlich, weil diese lediglich die Subjektposition iteriert, die Objekt Konstanz der monokontexturalen Logik aber beibehält. Das bedeutet für uns somit, daß wir, wenn wir eine Bewußtseinstheorie als Theorie der Subjekte haben wollen, auf die Ontik als Theorie der Objekte verzichten müssen, und dies ist, wie bereits gesagt, nicht möglich, ohne die 2-wertige aristotelische Logik, auf der auch die Semiotik beruht, zu verlassen. Damit würden in Sonderheit die in zahlreichen Aufsätzen nachgewiesenen ontisch-semiotischen Isomorphien hinfällig, und vor allem würde eine Bewußtseinsbasis anstelle einer Objektbasis für die Semiotik bedeuten, daß nicht einmal mehr die Metaobjektivation (vgl. Bense 1967, S. 9), d.h. die Abbildung eines Zeichens auf ein Objekt, mehr definierbar, ja de facto sogar nicht einmal mehr vorhanden wäre. Man müßte versuchen, Kenogramme auf Zeichen abzubilden, aber dazu bedürfte es eines vom Objekt unterschiedenen Subjektes, aber diese ebenfalls der logischen Basisdichotomie isomorphe 2-wertige Dichotomie ist auf kenogrammatischer Ebene ja ebenfalls aufgehoben. Vor allem aber ist es vollkommen sinnlos, auf kenogrammatischer Ebene von "Objekten", "Zeichen" oder "Subjekten" zu sprechen, da sie ja alle erst 2-wertig geschiedene Entitäten sind, denn die Kenose dient ja gerade dazu, diese 2-wertigen Differenzen aufzuheben. Damit sind also auf kenogrammatischer

Ebene auch Zeichen und Objekt nicht mehr unterscheidbar, genauer: es gäbe sie ebenso wenig wie es Subjekt und Objekt gäbe.

3. Damit bleibt uns also keine andere Wahl, als diejenige, das Subjekt außerhalb der dermaßen zu belassenden Definition $Z = f(\Omega, \Sigma)$ stehen zu lassen und ihm den Standpunkt eines Beobachtersubjektes zuzuweisen. Das Subjekt steht ja, wenn es eine thetische Einführung vollzieht, d.h. ein Zeichen auf ein Objekt abbildet, auch tatsächlich außerhalb der metaobjektiven Abbildung

$$\mu: \Omega \rightarrow Z,$$

und seine Referenz wird innerhalb der triadischen Zeichenrelation

$$Z = (M, O, I)$$

durch den Interpretantenbezug I vertreten, so, wie die Objektposition durch den Objektbezug O vertreten wird. Da man Z in der kommunikativen Ordnung (vgl. Bense 1971, S. 40)

$$Z = (O, M, I)$$

darstellen kann, ist es der vermittelnde Mittelbezug, der den Objektbezug als semiotische Repräsentation der logischen Objektposition und den Interpretantenbezug als semiotische Repräsentation der logischen Subjektposition aufeinander abbildet. Es handelt sich bei M also um die relational 1-stellige Repräsentation des relational 0-stelligen Objektes, das als Zeichenträger von Z fungiert und somit eo ipso keine logische Position repräsentiert und daher auch nicht in Konflikt mit dem Tertium non datur der 2-wertigen Logik gerät.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Theorie der Texte. Köln 1962

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme.

Mahler, Thomas, Morphogrammatik. Klagenfurt 1993

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Der semiotische Nullpunkt

1. Wer die drei zuletzt in Toth (2015) behandelten Primzeichenrelationen,

$$P_1 = (-2, -1, 1),$$

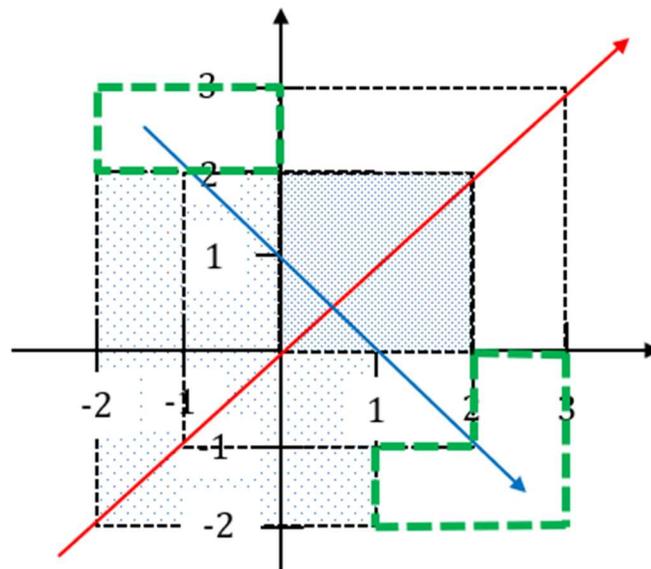
$$P_2 = (-1, 1, 2),$$

$$P_3 = (1, 2, 3),$$

die dazu gehörige Matrix des 3-fachen präsemiotischen Vermittlungsraumes

	-2	-1	1	2	3
-2	-2.-2	-2.-1	-2.1	-2.2	-2.3
-1	-1.-2	-1.-1	-1.1	-1.2	-1.3
1	1.-2	1.-1	1.1	1.2	1.3
2	2.-2	2.-1	2.1	2.2	2.3
3	3.-2	3.-1	3.1	3.2	3.3

sowie dessen Darstellung in einem kartesischen Koordinatensystem



betrachtet, mag sich die Frage stellen, wie es um den bei dieser Art von Koordinatensystemen unvermeidlichen Nullpunkt stehe, bzw. welche Relevanz dieser für die im präsemiotischen Vermittlungsraum fungierenden Relationen

spiele, denn schließlich hat dieser Vermittlungsraum seinen Namen ja von den von Bense (1975, S. 39 ff., 45 ff., 64 ff.) eingeführten sog. vorthetischen bzw. disponiblen Mittel- (M°) und Objektrelationen (O°), die ausdrücklich als 0-stellige Relationen eingeführt worden waren (Bense 1975, S. 65) und die nach Benses Worten zwischen dem "ontischen" und dem "semiotischen Raum" vermitteln sollen, so wie das Zeichen, als Funktion aufgefaßt, ja "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein" (Bense 1975, S. 16) überbrückt.

2. Tatsächlich ist es aber so, daß gerade die Präselektion eines M° aus einem Mittelrepertoire $\{M\}$ das dermaßen selektierte Mittel erst zu einem hinblicklich der Metaobjektion, d.h. der thetischen Setzung von Zeichen, "disponiblen" Mittel macht. Es handelt sich hier, wie natürlich auch bei den O° , auf welche die M° im Rahmen einer präsemiotischen Bezeichnungsabbildung abgebildet werden, damit zwar um Objekte, die als 0-stellige Relationen definiert werden können, allerdings sind diese wegen der Präselektion bereits subjektabhängig, d.h. es handelt sich nicht um objektive Objekte eines ontischen Raumes, sondern um subjektive Objekte eines präsemiotischen Raumes. Bense, der den Begriff "präsemiotisch" an dieser Stelle vermeidet, scheint dieser wesentliche Unterschied entgangen zu sein. Genau genommen vermittelt somit der dreifache präsemiotische Raum zwischen einem Raum subjektiver Objekte und dem zu ihm dualen Raum von Zeichen im Sinne von objektiven Subjekten, denn in der Dichotomie von Objekt und Zeichen, welche der logischen Basisdichotomie von Objekt und Subjekt oder Position und Negation isomorph ist, nimmt das Zeichen ja die Subjektposition ein. Damit läßt sich die Metaobjektivierung

$$\mu: \quad \Omega = f(\Sigma) \rightarrow Z$$

auf äquivalente Weise durch die ontisch-semiotische Dualrelation

$$R = [\Omega = f(\Sigma)] \times [\Sigma = f(\Omega)]$$

definieren. Dadurch ist aber ebenfalls geklärt, warum es in unserem Koordinatensystem keinen semiotisch oder präsemiotisch relevanten Nullpunkt gibt: Dieser könnte, falls sie uns denn wahrnehmungs-, bewußtseins- oder erkenntnistheoretisch zugänglich wären, nur die absoluten, d.h. objektiven oder "apriorischen" Objekte präsentieren, die zwar von subjektiven Objekten

natürlich vorausgesetzt, unserem wissenschaftlichen Zugriff aber entzogen sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Der Komplementärraum des präsemiotischen Raumes. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Ontologische Realität künstlicher und natürlicher Zeichen

1. In Toth (2015) wurde, frühere Einzelstudien zusammenfassend und erweiternd, nachgewiesen, daß folgende Isomorphie zwischen Zeichen, Systemen und der von Bense (1969, S. 31) aufgestellten triadischen ontologischen Relation zwischen Eigen-, Außen- und Mitrealität besteht

ontisch	semiotisch	ontologisch
S	M	Eigenrealität
U	O	Außenrealität
E	I	Mitrealität.

2. Natürliche Zeichen unterscheiden sich von künstlichen dadurch, daß sie nicht thetisch eingeführt sind. Es gibt beispielsweise kein Subjekt, welches eine Eisblume als Zeichen für ein Objekt (oder ein anderes Subjekt) setzt. Gemäß der Definition der thetischen Setzung von Zeichen (vgl. Bense 1981, S. 172) handelt es sich somit bei natürlichen Zeichen überhaupt nicht um Zeichen, sondern die Interpretation eines perzipientellen Subjektes tritt an die Stelle der Setzung eines expedientellen Subjektes. Daraus folgt, daß die obige Isomorphie zwischen Zeichen und ontologischem Realitätsbegriff nur für künstliche Zeichen gilt. Natürliche Zeichen können wegen des Fehlens eines die Metaobjektivierung durchführenden Interpretieren keinen zeicheninternen Interpretantenbezug und daher auch keine Mitrealität haben. Wir haben somit

$$Z_{\text{kün}} = (ER, AR, MR)$$

$$Z_{\text{nat}} = (ER, AR, \emptyset).$$

3. Eine Sonderstellung nehmen, worauf wir in früheren Arbeiten bereits des öftern hingewiesen hatten, die sog. Ostensiva ein, d.h. Objekte, die unter bestimmten Umständen als Zeichen verwendet werden können. So kann ich z.B. innerhalb eines Restaurants, d.h. einem Ort, an dem Zigaretten verkauft werden, durch Hochheben einer leeren Zigarettschachtel dem Kellner signalisieren, daß ich gerne eine neue, volle Zigarettschachtel haben möchte. Tue ich dasselbe jedoch in einem Juwelierladen, kommt keine kommunikative Handlung zustande. Hier ist es also der Kontext, welcher eine primär

physikalische Handlung zu einer zeichenhaften transformiert, d.h. der Abschluß, welcher, wie in Toth (2015) ebenfalls nachgewiesen wurde, bei Zeichen den Interpretantenkonnexen korrespondiert. Damit haben wir als ontologische Bestimmung von Ostensiva

$$Z_{\text{ost}} = (ER, \emptyset, MR),$$

d.h. Ostensiva unterscheiden sich von natürlichen Zeichen dadurch, daß diese keine Mitrealität, aber eine Außenrealität, jene jedoch keine Außenrealität, aber eine Mitrealität haben. Der dritte mögliche Fall, daß $ER = \emptyset$ ist, gibt es nicht einmal dort, wo die Abwesenheit von Zeichen zeichenhaft wirkt, wenn also etwa ein Verheirateter plötzlich keinen Ehering mehr trägt, denn das absente Zeichen hinterläßt keine Leerstelle, sondern ein leeres Zeichen, d.h. eine Spur, da ja erst das von einem Subjekt wahrgenommene Fehlen eines Zeichens die Zeichenhaftigkeit der Leere erweist.

Literatur

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. Reinbek 1969

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Topologische Abschlüsse als Mitrealität. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Weltverlust und Seinsvermehrung

1. "Das Bewußtsein transformiert nicht bloß Zeichen, die man hineingibt, sondern produziert sie auch. Zeichen sind echte Produkte des Bewußtseins, Äußerungen, Informationen, durch die es sich selbst bekundet. Im ästhetischen Sein objektivieren wir diese freien, originären Äußerungen. Erst durch die ästhetische Produktion wird das Bewußtsein wahrhaft sowohl zu einem Residuum möglicher Welten, in der es Natur und Gegenstände gibt, wie zu einem Residuum möglichen Weltverlustes, das der Natur und der Gegenstände nicht mehr bedarf" (Bense 1982, S. 114). Bereits Jahre zuvor hatte Bense festgestellt: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80).

2. Zeichen bedeuten natürlich Weltverlust, da die in Toth (2015) definierte Metaobjektivierung

$$\mu: \quad \Omega = f(\Sigma) \rightarrow Z$$

keine absoluten Objekte der Form

$$\Omega = f(\Omega),$$

sondern wahrgenommene, d.h. subjektabhängige und damit subjektive Objekte der Form

$$\Omega = f(\Sigma)$$

auf Zeichen abbildet, d.h. auf Entitäten, die innerhalb der erkenntnistheoretischen Dichotomie von Objekt und Subjekt selbst die Subjektposition einnehmen. Das bedeutet, daß die Relation zwischen den Domänen- und den Codomänenelementen von μ insofern nicht-arbiträr ist, als μ als Dualrelation der Form

$$R = [\Omega = f(\Sigma)] \times [\Sigma = f(\Omega)]$$

definierbar ist, d.h. es werden Objekte mit Subjektanteil auf Subjekte mit Objektanteil abgebildet. Die Mengen der Domänen- und der Codomänenelemente können somit keine leere Schnittmenge haben. Dadurch, daß also keine objektiven, sondern durch subjektive Sinne vermöge Wahrnehmung gefilterte

und damit subjektive Objekte auf Zeichen abgebildet werden, entsteht zweifellos ein Informationsverlust, denn es ist nicht anzunehmen, daß die absoluten Objekte weniger oder gleich viel Information enthalten, bevor sie von Subjekten wahrgenommen werden wie nachdem sie wahrgenommen worden sind. Weltverlust durch Metaobjektivation bedeutet also Hypersummativität von objektiven relativ zu subjektiven Objekten. Die Wahrnehmung ist also bereits ein redundanz erzeugender Prozeß, und umso mehr ist es die weitere Reduktion von subjektiven Objekten auf objektive Subjekte.

Allerdings wirkt diese Abbildung von subjektiven Objekten auf objektive Subjekte, d.h. auf Zeichen, nicht nur vermöge Redundanz erhöhen informationsmindernd, sondern gleichzeitig als "Seinsvermehrung im Sinne der Thematisierung einer Realitätserweiterung" (Bense 1992, S. 16), d.h. durch die Metaobjektivation entsteht zusätzlich zur Eigen- und Außenrealität der Domänenelemente Mitrealität bei den Codomänenelementen. Obwohl das subjektive Objekt gegenüber dem zu stipulierenden objektiven Objekt hyposummativ ist, ist das Zeichen gegenüber dem subjektiven Objekt hypersummativ, d.h. es findet eine Art von kategorialer Homöostase beim Kontexturübergang zwischen Objekt und Zeichen statt. Weltverlust wird, mindestens partiell, durch Seinsvermehrung in Form von Mitrealität ausgeglichen.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Aesthetica. 2. Aufl. Baden-Baden 1982

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Hypersummativ Wahrnehmung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015

Das Weltverlust-Seinsvermehrungs-Paradox

1. Wie in Toth (2015a) dargestellt, fungieren als Domänenelemente der thetischen Setzung von Zeichen oder Metaobjektivierung keine objektiven, sondern subjektive Objekte, da ein Objekt ja zunächst wahrgenommen werden muß, bevor es in einem definitiv als intentional bestimmten Akt (vgl. Bense 1981, S. 172) zum Zeichen erklärt werden kann, d.h. es handelt sich um qua Wahrnehmung subjektfunktionale und damit um subjektive Objekte

$$\mu: \quad \Omega = f(\Sigma) \rightarrow Z.$$

Diese Abbildung μ beschreibt also formal einerseits den Weltverlust, indem das Objekt auf eine Kopie von ihm abgebildet wird, andererseits aber gleichzeitig eine Seinsvermehrung, denn das Objekt wird ja durch das Zeichen nicht substituiert, sondern die Welt quasi durch Zeichen verdoppelt, d.h. wir haben

$$o: \quad \Omega \rightarrow [\Omega_i, Z_i].$$

Da subjektive Objekte objektive Objekte natürlich voraussetzen, da es ja offenbar ist, daß ein Objekt unserer Wahrnehmung vorgegeben sein muß, obwohl diese "apriorischen" Objekte uns nicht zugänglich sind, bedeutet bereits die durch die Wahrnehmung induzierte Transformation objektiver in subjektive Objekte

$$f: \quad \Omega = f(\Omega) \rightarrow \Omega = f(\Sigma)$$

einen "Weltverlust".

2. Daraus entsteht nun ein ontisch-semiotisches Paradox, das formal durch die doppelte Abbildung

$$g: \quad \Omega = f(\Omega) \rightarrow \Omega = f(\Sigma) \rightarrow Z$$

definierbar ist. Da Zeichen innerhalb der erkenntnistheoretischen Dichotomie von Objekt und Subjekt die Subjektposition einnehmen, sind sie somit objektive Subjekte und verhalten sich als Codomänenelemente der Abbildung μ also dual zu den subjektiven Objekten als ihrer Domänenelemente, d.h. man kann μ in äquivalenter Weise durch die Dualrelation

$$R = [\Omega = f(\Sigma)] \times [\Sigma = f(\Omega)]$$

darstellen (vgl. Toth 2015b).

3. Daß Objekt und Zeichen logisch durch eine Kontexturgrenze von einander geschieden sind, ist somit eine Behauptung, welche sich nur auf objektive, d.h. absolute bzw. "apriorische" Objekte beziehen kann, da R zeigt, daß vermöge der Dualrelation zwischen subjektiven Objekten und objektiven Subjekten sog. Partizipationsrelationen bestehen, so daß insofern die Arbitrarität zwischen bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen wenn nicht aufgehoben, so doch relativiert ist. Wenn aber diese nicht-arbiträre Dualrelation besteht, bedeutet dies, daß es doch eine Brücke gibt, welche das Diesseits und das Jenseits miteinander verbindet. (Da logisch gesehen innerhalb der Basisdichotomie $L = [0, 1]$ die Werte austauschbar sind, d.h. $L = [0, 1] = [1, 0]$ gilt, so daß also eine auf der Negativität aufgebaute Logik der üblichen, auf der Positivität aufgebauten, isomorph sein muß, kann sowohl das subjektive Objekt als auch das objektive Subjekt als "Diesseits" und auch als "Jenseits" fungieren.) Diese Erkenntnis widerspricht also explizit derjenigen, die z.B. Mongré-Hausdorff und auch Bense vertreten haben: "Es wird im Laufe unserer Betrachtungen vielfach zu betonen sein, daß es derlei vermittelnde Gebiete nicht gibt, daß vom Empirischen zum Absoluten keine Brücke herüber und hinüber führt" (Hausdorff 1976, S. 27). Von der unsinnigen Idee einer "Verabschiedung metaphysischer Gedankengänge aus der mathematischen Forschung" (ibid., S. 11) sollte man sich also verabschieden. Indessen stellt sich die Frage, warum eigentlich ein Objekt als subjektives Objekt nicht in seinem Zeichen als objektivem Subjekt vermöge der Metaobjektivation μ "überleben" kann, d.h. was die ontischen und semiotischen Gründe dafür sind, daß Benses folgende frühe Feststellung korrekt ist: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80). Die Erklärung ist überraschend einfach, denn in der verdoppelten Abbildung

$$g: (\Omega = f(\Omega)) \rightarrow (\Omega = f(\Sigma)) \rightarrow (\Sigma = f(\Omega))$$

wechselt zwischen den beiden Abbildungen

$$g_1: \Omega = f(\Omega) \rightarrow \Omega = f(\Sigma)$$

und

$$g_2: \quad \Omega = f(\Sigma) \rightarrow \Sigma = f(\Omega)$$

der Objektträger. Während der Objektträger eines subjektiven Objektes, das also bloß wahrgenommen, aber noch nicht zum Zeichen erklärt ist, das Objekt selbst ist und also durch die subjektive Wahrnehmung sich nicht verändert, bedarf die Abbildung eines Objektes auf eine Kopie in Form eines Zeichens eines anderen Objektträgers, der dadurch unter Subjekteinfluß zum Zeichenträger wird. Aus diesem Grunde kann z.B. ein Subjekt nicht durch eine Photographie von sich selbst überleben. Die Differenz liegt also nicht in den Abbildungen g_1 und g_2 selbst, sondern nur in den in sie involvierten Objekt- und Zeichenträgern begründet. Diese Träger sind nun aber in beiden Fällen, d.h. auch dann, wenn ein Objektträger als Zeichenträger fungiert, ontisch: "Die Zeichenträger sind absolut. Sie existieren objektiv-real, und zwar unabhängig davon, ob jemand weiß, daß die Zeichenträger physikalische Träger eines Zeichens sind oder nicht" (Klaus 1965, S. 32). Damit fällt auch die ontisch-semiotische Differenz zwischen Objekt- und Zeichenträgern als Grund für das Nicht-Überleben eines Subjektes in seinem Bilde dahin.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Hausdorff, Felix, Zwischen Chaos und Kosmos oder Vom Ende der Metaphysik.
Hrsg. von Max Bense. Baden-Baden 1976

Klaus, Georg, Spezielle Erkenntnistheorie. Berlin (DDR) 1965

Toth, Alfred, Hypersummative Wahrnehmung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015a

Toth, Alfred, Weltverlust und Seinsvermehrung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015b

Diesseits und Jenseits

1. Die bekannten metaphysischen, sich in philosophischen und theologischen Schriften ebenso wie in Märchen, Sagen und Legenden sowie in künstlerischen Darstellungen äußernden Vorstellungen von einem Jenseits stehen, obwohl alle Konzeptionen aus einsichtigen Gründen nur aus der Diesseitserfahrung der Subjekte gespeist sein können, in einem merkwürdigen Widerspruch zu der nicht nur unserem Denken, sondern auch unserem Willen zugrunde liegenden 2-wertigen Logik, die durch die Dichotomie $L = [0, 1]$ definiert ist, darin die beiden einzig möglichen Werte in reflexiver Austauschrelation stehen: "Beide Werte einer solchen Logik aber sind metaphysisch äquivalent. Das heißt, man kann sie beliebig miteinander vertauschen. Sie verhalten sich zueinander in einer totalen logischen Disjunktion, wie rechts und links. Es gibt keinen theoretischen Grund, welche Seite rechts und welche Seite links von der Zugspitze ist. Die Benennung beruht auf einer willkürlichen Entscheidung, und wenn man seinen Standpunkt wechselt, sind die rechte und die linke Seite miteinander vertauscht (Günther 2000, S. 230 f.). Noch deutlicher gesagt: Allein die Idee der Konzeption eines vom Diesseits verschiedenen Jenseits widerspricht der juxtapositiven Spiegelbildlichkeit der Werte von L .

2. Wenn es also ein Jenseits gibt, das vom Diesseits verschieden ist, dann kann dieses per definitionem nicht mittels der 2-wertigen aristotelischen Logik beschrieben werden. Allerdings setzt bereits eine 3-wertige Logik eine Vermittlung der Werte von $L = [0, 1]$ voraus, so daß wir im 3-wertigen Fall von $L = [0, 1, 2]$ auszugehen haben, d.h. das Tertium not datur des 2-wertigen L wird durch ein Quartum non datur des 3-wertigen L ersetzt. Das bedeutet aber, daß der dritte Wert bewirkt, daß die 2-wertige diskontexturale Geschiedenheit von Diesseits und Jenseits suspendiert ist, anschaulich gesagt: daß es eine Brücke hin- und herüber über die Kontexturgrenze gibt. Dies gilt, um es nochmals zu sagen, natürlich nur dann, wenn sich aus rein logischen Gründen beweisen läßt, daß die Unvermitteltheit der beiden Werte von $L = [0, 1]$ unhaltbar ist.

3. Sie ist tatsächlich unhaltbar, wie bereits in Toth (2015) ansatzweise ausgeführt wurde. So hatte Bense zurecht darauf aufmerksam gemacht, "in welchem formalen Sinne Zeichen und damit der durch sie konstituierte Informationsfluß einen dritten Seinsbereich festlegen, der weder dem Subjekt noch dem Objekt

zugeschlagen werden kann und weder ausschließlich dem Seinsbereich noch ausschließlich zum Bewußtseinsbereich gehört" (Bense 1982, S. 237). Bense zitiert anschließend aus Günthers "Bewußtsein der Maschinen" (Günther 1963), "daß neben den beiden klassischen metaphysischen Komponenten von reiner Subjektivität und reiner Objektivität eben noch jene ihnen absolut ebenbürtige dritte stipuliert werden muß, der wir hier tentativ das Kennwort Reflexionsprozeß zulegen wollen. Denn Prozeß ist weder ein objekthaftes Ding, noch ist es ein Subjekt". Das Problem besteht allerdings darin, daß es nach Bense das Zeichen allein ist, welches, vermöge der Gleichsetzung mit Information und Reflexion, diesen dritten Seinsbereich, der die 2-wertige aristotelische Logik sprengt, repräsentieren soll. Auf die Spitze gebracht hat diese Vorstellung Udo Bayer, welcher "Reflexion" und "Repräsentation" explizit gleichsetzt (Bayer 1994, S. 24). Dies ist nun allerdings vermöge der vollständigen Hypo- und Hypersummativitätsrelation, welche alle vier metaphysischen Kombinationen, d.h. objektives und subjektives Objekt sowie objektives und subjektives Subjekt, umfaßt, falsch, denn wie in Toth (2015) ebenfalls bereits gezeigt wurde, gilt

$$R = (\Omega = f(\Omega)) > \underbrace{(\Omega = f(\Sigma)) < (\Sigma = f(\Omega))}_{\text{d.h. der durch die liegende Klammer angedeutete dritte Seinsbereich}} < (\Sigma = f(\Sigma)),$$

d.h. der durch die liegende Klammer angedeutete dritte Seinsbereich zwischen dem durch $\Omega = f(\Omega)$ repräsentierten Seinsbereich reiner Objektivität und dem durch $\Sigma = f(\Sigma)$ repräsentierten Seinsbereich reiner Subjektivität WIRD NICHT NUR DURCH DAS ZEICHEN, SONDERN AUCH DURCH DAS SUBJEKTIVE OBJEKT und damit durch die vollständige metaobjektive Dualrelation

$$(\mu: \Omega = f(\Sigma) \rightarrow Z) = [\Omega = f(\Sigma)] \times [\Sigma = f(\Omega)]$$

repräsentiert. Diese Dualrelation allein beweist, daß es innerhalb von $L = [0, 1]$ ein Tertium der Form $V[0, 1] \subset L$ geben muß, das allerdings die Einbettung von $L = [0, 1]$ in $L = [0, 1, 2]$ impliziert, darin $V[0, 1] = 1$ gilt, nachdem die Objektposition 0 konstant geblieben und die Subjektposition 1 durch die neue Subjektposition 2 substituiert wurde. Obwohl Bense, ein Verfechter eines pansemiotischen Universums, in welchem es nicht einmal ein reales, d.h. ontisches Objekt gibt und in dem alle Wahrnehmung – in Widerspruch zur von

Bense selbst definierten thetischen Setzung von Zeichen (vgl. Bense 1981, S. 172) – nur durch Zeichen möglich ist, schon gar nicht an die Idee eines vom Diesseits geschiedenen, wissenschaftlich zugänglichen Jenseits dachte, findet man in einem seiner letzten Bücher, das ausgerechnet den Titel "Kosmos atheos" trägt, den folgenden Satz, der sich paradoxerweise wie eine Bestätigung unserer hiermit abgeschlossenen Ausführungen liest: "Aber in der Ferne dort hinten erkenne ich mich ganz als mich am scharfen Schnitt eines Messers" (Bense 1985, S. 24).

Literatur

Bayer, Udo, Semiotik und Ontologie. In: Semiosis 74-76, 1994, S. 3-34

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Aesthetica. 2. Aufl. Baden-Baden 1982

Bense, Max, Kosmos atheos. Baden-Baden 1985

Günther, Gotthard, Das Bewußtsein der Maschinen. Krefeld 1963

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Toth, Alfred, Zeichen, Information und Reflexion als logisches Tertium. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015

Ontische Sättigung bei Zeichen

1. Der Begriff der Sättigung stammt aus Benses informationstheoretischer Ästhetik (vgl. Bense 1969). Ontisch gesehen läßt er sich formal durch die Theorie der Objektabhängigkeit erfassen, in der zwischen 0-, 1- und 2-seitiger Objektabhängigkeit unterschieden wird. So sind Gabel und Messer, obwohl sie thematisch verwandt sind, 0-seitig voneinander abhängig, d.h. sowohl eine Gabel als auch ein Messer sind ontisch gesättigt, da es kein Gericht gibt, zu dem die Präsenz des einen Objektes diejenige des anderen Objektes bedingt. Hingegen sind Messer und Gabel 1-seitig objektabhängig, insofern man zwar mit einer Gabel allein, aber nicht mit einem Messer allein essen kann (bzw. sollte), d.h. die Gabel ist ontisch gesättigt, das Messer ist es hingegen nicht. Paarweise Ungesättigtheit findet sich somit nur bei 2-seitiger Objektabhängigkeit, d.h. dort, wo nach Bense ap. Walther (1979, S. 122) iconische Abbildungsrelationen zwischen den Objekten von Paarobjekten vorliegen wie z.B. bei Schlüssel und Schloß, Achse und Rad oder Stecker und Steckdose.

2. Das Zeichen selbst, das von Bense (1967, S. 9) bekanntlich als Metaobjekt definiert worden war, ist im Gegensatz zu dem von ihm bezeichneten Objekt ontisch ungesättigt, denn es bedarf des Objektes, um seine Referenzfunktion auszuüben. Semiotisch wird diese durch die Objektrelation des Zeichens garantiert. Zwar ist es möglich, nicht-existente Objekte zu bezeichnen (Pegasus), aber es ist nicht möglich, nicht-denkbare Objekte zu bezeichnen, d.h. die Ungesättigtheit von Zeichen kann sowohl Funktion ontisch existenter als auch nicht-existenter Objekte sein. Allerdings kann bei nicht-präsenten im Gegensatz zu präsenten Objekten mit dem bezeichneten Objekt das es bezeichnende Objekt verschwinden (Sandbüchse). Die Präsenz von Objekten ist für die semiotische Bezeichnungsfunktion somit ein stärkeres Kriterium als dasjenige der Existenz von Objekten.

2.1. Natürliche Zeichen

Natürliche Zeichen sind ontisch gesättigt, d.h. ihre Interpretation z.B. als Eisblumen ist rein subjektabhängig, d.h. es handelt sich wie bei sämtlichen wahrgenommenen Objekten um subjektive Objekte und damit um die Funktion $\Omega = f(\Sigma)$. Da Zeichen durch die konverse Funktion $\Sigma = f(\Omega)$ definiert sind,

könnten also natürliche "Zeichen" nur dann als solche definiert werden, wenn es ein weiteres Objekt gebe, dessen referentielle Kopie das natürliche "Zeichen" darstellte. Da es aber keine solchen Objekte gibt, ist die Bezeichnung natürlicher "Zeichen" als Zeichen einfach falsch. Sie sind von Subjekten nicht thetisch eingeführt und stehen nicht in einer semiotischen Referenzrelation, sondern in einer ontischen Kausalrelation, d.h. sie sind auf jeden Fall ontisch gesättigt.

2.2. Künstliche Zeichen

Wie schon die griechische Bezeichnung künstlicher Zeichen als Zeichen $\kappa\alpha\tau\grave{\alpha}$ $\sigma\upsilon\nu\theta\acute{\eta}\kappa\eta\nu$ zeigt, handelt es sich nur bei diesen um Zeichen sui generis, d.h. um objektive Subjekte, denn im Gegensatz zu natürlichen "Zeichen" interpretieren hier Subjekte Objekte nicht als Zeichen, sondern setzen sie in einem intentionalen Akt für ein Objekt, das dadurch kopiert wird, d.h. Zeichensetzung bedeutet Verdoppelung der Welt der subjektiven Objekte durch referentielle Kopien in der Form von objektiven Subjekten. Wie bereits einleitend gesagt, sind künstliche Zeichen 1-seitig objektabhängig. 2-seitige Objektabhängigkeit findet sich nur bei Metazeichen, d.h. bei Zeichen, die aufeinander und also nicht primär auf Objekte referieren, wie z.B. beim folgenden Grammatikalitätskontrast zwischen anaphorischer und kataphorischer Relation

- (1) Hans_i sagte, er_i sei gestern krank gewesen.
- (2) *Er_i sagte, Hans_i sei gestern krank gewesen.

2.3. Semiotische Objekte

Semiotische Objekte sind solche, bei denen zwischen Zeichen- und Objektanteil unterschieden werden kann (vgl. Toth 2008). Sie sind allerdings keine Additionen von Zeichen und Objekten, sondern sie stehen in hyperadditiver Relation zu ihren Bestandteilen und können deswegen nicht unbeschadet in ihre Objekt- und Zeichenanteile dekomponiert werden. Ein Zeichenobjekt wie ein Wegweiser, dem die Zeichenanteile entfernt wurden, ist eine simple Stange. Ein Objektzeichen wie eine Prothese, dem der Objektanteil entfernt wird, ist überhaupt nichts mehr, da hier die semiotische Form die materiale Substanz determiniert. Wie bei Hyperadditivität nicht anders zu erwarten, stehen somit

in beiden Fällen semiotischer Objekte Zeichen- und Objektanteil in 2-seitiger Objektabhängigkeit, obwohl iconische Abbildungsrelation nur bei Objektzeichen vorausgesetzt wird (vgl. das Beispiel der Prothese). Das folgende Wirtshauschild, dessen Referenzobjekt das 2012 abgebrochene Rest. Waldegg in Zürich-Seebach war,



wurde mit der Elimination seines Referenzobjektes nicht 1-seitig, sondern 0-seitig objektabhängig und als semiotisches Objekt damit sinnlos.

Literatur

Bense, Max, Einführung in die informationstheoretische Ästhetik. Reinbek 1969

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Ontische Verankerung semiotischer Relationen

1. Wie in Toth (2015a) gezeigt, kann man die Peanozahlen $P = (1, 2, 3, \dots)$ funktional von einer Menge von Einbettungszahlen $(-n, \dots, -1, 0, 1, \dots, n)$ abhängig machen

$$P = f(E)$$

und damit die lineare Folge der Peanozahlen in ein 2-dimensionales Zahlenfeld transformieren, das sich vom Zahlenfeld der komplexen Zahlen dadurch unterscheidet, daß für jedes Paar von Zahlen durch P und E eindeutig angegeben werden kann, welche Zahl kleiner und welche größer ist

	1	2	3	...	
					→ P
+2	1 ₊₂	2 ₊₂	3 ₊₂		
+1	1 ₊₁	2 ₊₁	3 ₊₁		
0	1 ₀	2 ₀	3 ₀		
-1	1 ₋₁	2 ₋₁	3 ₋₁		
-2	E 1 ₋₂	2 ₋₂	3 ₋₂		

2. Bildet man entsprechend die Subzeichen der von Bense (1975, S. 37) eingeführten semiotische Matrix

	.1	.2	.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3

auf $P(E)$ ab, so erhält man

$$\begin{array}{ccccc}
 (1_m, 1_n) & \subset & (1_m, 2_{n+1}) & \subset & (1_m, 3_{n+2}) \\
 \cap & & \cap & & \cap \\
 (2_{m+1}, 1_n) & \subset & (2_{m+1}, 2_{n+1}) & \subset & (2_{m+1}, 3_{n+2}) \\
 \cap & & \cap & & \cap
 \end{array}$$

$$(3_{m+2}, 1_n) \subset (3_{m+2}, 2_{n+1}) \subset (3_{m+2}, 3_{n+2}),$$

d.h. jedes Subzeichen ist durch $E = (m, n)$ ontisch lokalisiert, und man kann daher diese ortsfunktionale Matrix auch in der folgenden Form darstellen

	m	m+1	m+2
n	1.1	2.1	3.1
n+1	1.2	2.2	2.3
n+2	1.3	2.3	3.3 .

Der Unterschied zwischen der benseschen und der zuletzt präsentierten Matrix ist also der, daß die für vollständige Zeichenrelationen der Form

$$Z = (1 \rightarrow ((1 \rightarrow 2) \rightarrow (1 \rightarrow 2 \rightarrow 3))),$$

d.h. für "Relationen über Relationen" (Bense 1979, S. 53 u. 67), geltenden Selbsteinbettungen auf die die vollständigen Zeichenrelationen konstituierenden semiotischen Teilrelationen übertragen werden. Wie bereits in Toth (2015b) gezeigt, fallen dadurch konverse und duale Subzeichen nicht mehr länger zusammen, und dies gilt selbstverständlich sowohl für Dualität wie für Selbstdualität

$$\times(1_m, 1_n) \neq (1_n, 1_m)$$

$$\times(1_m, 2_{n+1}) \neq (2_{m+1}, 1_n), \text{ usw.}$$

Damit wird also der für jedes Objekt erforderliche Ort, den der ontische Satz

$$\Omega = f(\omega)$$

festlegt (vgl. Toth 2014), via thetische Einführung des Zeichens vom Objekt auf das ihm zugeordnete "Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9) semiotisch "mitgeführt" (Bense 1979, S. 29). Semiotische Relationen sind damit genauso wie ihre bezeichneten Objekte ontisch verankert.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Geographie von Zeichen und von Namen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Toth, Alfred, Zur Arithmetik der Relationalzahlen (I). In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Einbettungstheoretische Nicht-Dualität von Subzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

Selbstreferenz von Zeichen

1. Objekten wird in der klassischen Metaphysik und somit auch in der Semiotik die Fähigkeit zur Selbstreferenz abgesprochen, denn Objekt und Subjekt sind innerhalb der zugrunde liegenden 2-wertigen aristotelischen Logik kraft des Verbotes einer Vermittlung durch Tertium strikt voneinander geschieden, d.h. es können innerhalb von $L = (0, 1)$ zwar die Werte ausgetauscht werden, und es gilt sogar

$$(L = (0, 1)) \cong (L^{-1} = (1, 0)),$$

aber es gibt keine Teilrelationen der Form $(0, 1) \subset 0$, $(0, 1) \subset 1$ oder $(1, 0) \subset 0$, $(1, 0) \subset 1$, d.h. L ist eine Funktion absoluter Kategorien, nämlich objektiver Objekte und subjektiver Subjekte.

2. Wenn nun das Zeichen innerhalb der Dichotomie $L = (0, 1)$ die Subjektposition einnimmt, da es ja kein Objekt ist, dann kann es auf dem Boden der klassischen Logik auch keine Vermittlung zwischen bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen geben. Dies ist also die logische Wurzel des Arbitraritätsgesetzes. Warum es dennoch möglich, ein Bild eines Objektes, d.h. ein iconisches Zeichen, zu setzen, widerspricht also bereits der klassischen Logik, denn offenbar ist hier die Schnittmenge der Merkmalsmengen des Objektes und des Zeichens nicht-leer und somit also vermittelt. Dies widerspricht aber dem Satz vom Ausgeschlossenen Dritten. Ferner verbietet die klassische Logik auch die Selbstreferenz von Zeichen, denn diese bedeutete eine Iteration der Subjektposition und somit wiederum mindestens einen zusätzlichen Wert, der also die 2-Wertigkeit der aristotelischen Logik sprengte. In dieser sind somit Objekt und Zeichen diskontextual geschieden, und es gibt somit nicht nur keine Selbstreferenz des Objektes, sondern auch keine solche des Subjektes.

3. Allerdings besagt ein Satz der Ontik (vgl. Toth 2014), daß jedes Objekt einen ontischen Ort haben muß,

$$\Omega = f(\omega),$$

denn Objekte teilen ihre Umgebungen in paarweise Differenzen, sonst wären sie gar nicht wahrnehmbar, und nur wahrnehmbare Objekte sind Objekte, nämlich subjektive Objekte. Auch wenn Objekte nicht durch den Wahrneh-

mungsprozeß erzeugt werden und diesem also vorgegeben sein müssen, ist die Vorstellung ortsloser Objekte absurd. Nun hatte bereits Bense in einem seiner Frühwerke erkannt: "Form und Inhalt, zwei Phänomene, zwischen denen ja sicher Isomorphie besteht" (Bense 1939, S. 83), und man braucht also nicht die marxistische Abbildtheorie zu bemühen, um zu erkennen, daß die aus der Logik folgende Unvermitteltheit zwischen Objekt und Zeichen falsch ist. Das bedeutet aber, daß bei der Abbildung von Objekten auf Zeichen die für Objekte obligatorischen ontischen Ort "mitgeführt" (vgl. Bense 1979, S. 34), d.h. auf die Zeichen abgebildet werden müssen, und es gilt somit

$$f: \quad \Omega = f(\omega) \rightarrow Z = f(\omega),$$

und da nur wahrgenommene oder gedachte, also in jedem Falle subjektive Objekte zu Zeichen erklärt werden können und die letzteren von Bense (1967, S. 9) als "Metaobjekte" eingeführt worden waren, ist also die Relation zwischen dem bezeichneten Objekt und seinem es bezeichnenden Zeichen dual

$$R = (\Omega = f(\Sigma)) \times (\Sigma = f(\Omega)).$$

Diese ontisch-semiotische Dualrelation wird nach abgeschlossener Metaobjektivierung auf das Zeichenschema übertragen, das, wie seit Bense (1975) bekannt ist, ebenfalls verdoppelt ist und in der Form einer die erkenntnistheoretische Subjektposition repräsentierenden Zeichenthematik und einer dualen, die erkenntnistheoretische Objektposition repräsentierenden Realitätsthematik erscheint (vgl. Bense 1981, S. 105)

$$RTh = \times(ZTh).$$

4. Die Mitführung ontischer Orte bei der thetischen Setzung von Zeichen, d.h. die Abbildung

$$f: \quad \Omega = f(\omega) \rightarrow Z = f(\omega),$$

erfordert nun aber eine Abbildung der ortsfreien semiotischen Matrix, wie sie durch Bense (1975, S. 37) eingeführt worden war

	.1	.2	.3
1.	1.1	1.2	1.3
2.	2.1	2.2	2.3
3.	3.1	3.2	3.3,

auf die folgende ortsfunktionale Matrix

$$\begin{array}{ccc}
 (1_m, 1_n) & \subset & (1_m, 2_{n+1}) & \subset & (1_m, 3_{n+2}) \\
 \cap & & \cap & & \cap \\
 (2_{m+1}, 1_n) & \subset & (2_{m+1}, 2_{n+1}) & \subset & (2_{m+1}, 3_{n+2}) \\
 \cap & & \cap & & \cap \\
 (3_{m+2}, 1_n) & \subset & (3_{m+2}, 2_{n+1}) & \subset & (3_{m+2}, 3_{n+2}),
 \end{array}$$

darin jedes Subzeichen durch $E = (m, n)$ ontisch "verankert" ist, und man kann daher diese ortsfunktionale Matrix auch in der folgenden Form darstellen

	n	n+1	n+2
m	1.1	1.2	1.3
m+1	2.1	2.2	2.3
m+2	3.1	3.2	3.3.

Erst die Ortsfunktionalität dieser Subzeichen vermag also zu erklären, weshalb innerhalb der Trichotomien

$$(x.y) + (x.(y+1)) < (x.(y+2))$$

und innerhalb der Triaden

$$(x.y) + ((x+1).y) < ((x+2).y),$$

d.h. Hyperadditivität gilt, denn semiotische Drittheiten sind keine quantiativen, sondern qualitative Summen aus Erst- und Zweitheiten. Wenn wir allerdings die ortsfunktionalen Entsprechungen der in der benseschen Matrix dualen Subzeichenpaare

$$\times(1.2) = (2.1)$$

$$\times(1.3) = (3.1)$$

$$\times(2.3) = (3.2)$$

und selbstdualen Subzeichen

$$\times(1.1) = (1.1)$$

$$\times(2.2) = (2.2)$$

$$\times(3.3) = (3.3)$$

betrachten, finden wir, daß die Dualität bzw. Selbstdualität lediglich in den Peanozahlanteilen, nicht aber in den Einbettungszahlenanteilen der ortsfunktionalen Subzeichen vorhanden ist. Offenbar garantieren die letzteren, welche die ontischen Orte der bezeichneten Objekte in den Zeichen mitführen, die Ungültigkeit des quantitative Systeme wie die Logik oder die Mathematik garantierenden logischen Identitätssatzes, denn wir haben nun

$$\times(1_m, 1_n) \neq (1_n, 1_m)$$

$$\times(2_{m+1}, 2_{n+1}) \neq (2_{n+1}, 2_{m+1})$$

$$\times(3_{m+2}, 3_{n+2}) \neq (3_{n+2}, 3_{m+2}).$$

Damit ist bereits klar, daß die Kategorienrealität, welche von Bense (1992, S. 40) als "Eigenrealität schwächerer Repräsentation" eingestuft wurde, nicht-eigenreal ist. Für das eigenreale Dualsystem gilt entsprechend

$$\times((3_{m+2}, 1_n), (2_{m+1}, 2_{n+1}), (1_m, 3_{n+2})) \neq ((3_{n+2}, 1_m), (2_{n+1}, 2_{m+1}), (1_n, 3_{m+2})),$$

d.h. der auf der Basis einer nicht-ortsfunktionalen und damit rein quantitativen Semiotik formulierte Satz: "Ein Zeichen (eine Zahl, eine ästhetische Realität) ist selbstreferierend im Sinne der Selbstgegebenheit des Seienden" (Bense 1992, S. 16) ist ungültig geworden. Damit gibt es in einer qualitativen Semiotik keine Selbstreferenz von Zeichen mehr.

Literatur

Bense, Max, Geist der Mathematik. Berlin 1939

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Die Eigenrealität der Zeichen. Baden-Baden 1992

Toth, Alfred, Geographie von Zeichen und von Namen. In: Electronic Journal for
Mathematical Semiotics, 2014

Die doppelte Repräsentation des Zeichens

1. Vermöge Toth (2015) besteht die von Bense (1967, S. 9) lapidar als "Zuordnung" eines Objektes zu einem "Metaobjekt" angedeutete, aber nicht behandelte thetische Setzung von Zeichen in der Abbildung eines subjektiven Objektes auf ein objektives Subjekt

$$\mu: \quad \Omega = f(\Sigma) \rightarrow \Sigma = f(\Omega)$$

mit daraus resultierender Dualrelation, die man am besten dadurch ausdrücken kann, indem man das subjektive Objekt als $\Sigma\Omega$ und das objektive Subjekt als $\Omega\Sigma$ schreibt

$$\mu = \Sigma\Omega \times \Omega\Sigma.$$

2. Wenn nun Bense (1975, S. 16) bemerkt, das Zeichen thematisiere "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte", dann scheint ihm eine funktionale Definition des Zeichens der Form

$$Z = f(\Omega, \Sigma)$$

vorzuschweben, und das Zeichen selbst, als Funktionsgraph, wäre dann natürlich nicht nur zu Ω , sondern auch zu Σ asymptotisch. Diese Behauptung kann man sehr einfach dadurch beweisen, daß man davon ausgeht, der Zeichengraph schneide entweder die Ω - oder die Σ -Achse des zugrunde gelegten kartesischen Koordinatensystems, oder beide Achsen. Daraus würde folgen, daß in den Z - Ω - und in den Z - Σ -Schnittpunkten das Zeichen mit dem Objekt bzw. mit dem Subjekt identisch würde und an diesen Schnittpunkten also das Zeichen vom Objekt oder vom Subjekt nicht mehr unterschieden wäre. Das wäre aber ein Verstoß gegen die aristotelische Logik, in der das Gesetz des Ausgeschlossenen Dritten eine Vermittlung der Objekt- und Subjektposition ausdrücklich verbietet, d.h. es gibt in $L = (0, 1)$ weder Teilmengen der Form $0 \subset (0, 1)$ bzw. $1 \subset (0, 1)$ noch solche der Form $1 \subset (1, 0)$ bzw. $1 \subset (1, 0)$. Daraus folgt ex negativo die Asymptose der Zeichenfunktion.

3. Die Idee dieser verdoppelten Repräsentation des Zeichens ist erstaunlich alt. Meier-Oeser (1997, S. 189) weist sie bereits in einem Buch von 1642 nach, wo es in bestem Küchenlatein heißt: "Essentia signi consistit in repraesentatione,

cum duplici respectu essentiali ad rem, et ad potentiam". Meier-Oeser übersetzt potentia, zweifellos korrekterweise, mit "Erkenntnisvermögen", d.h. res et potentia sind austauschbar mit dem von Bense (1975) verwendeten Termini Welt und Bewußtsein. Dennoch darf man sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Zeichen als referentielle Kopie ein Objekt substituiert, so zwar, daß dieses ontisch existent bleibt, da ja die Zeichenbildung nicht das Objekt auslöscht, daß aber das Zeichen nicht das Subjekt – und zwar weder das es thetisch einführende, noch die es konventionell verwendenden Subjekte – repräsentiert, d.h. das Zeichen steht zwar vermöge der thetischen Einführung nicht nur in einer Ω -, sondern auch in einer Σ -Austauschrelation, aber gerade die kommunikative Funktion von Zeichen verbietet eine Subjekt- neben einer Objektrepräsentation. Dies wäre nur bei Privatzeichen der Fall, also bei solchen Zeichen, die thetisch nicht nur von einem Subjekt, sondern auch ngenau für 1 Subjekt eingeführt worden wäre. Die Abhängigkeit des Zeichens vom Subjekt ist damit von ganz anderer Natur als diejenige des Zeichens von seinem Objekt, so daß der Begriff der doppelten Repräsentation von Zeichen trotz der Dualrelation $\mu = \Sigma\Omega \times \Omega\Sigma$ irreführend ist.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Das Zeichen und seine Funktion in der Philosophie des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Berlin 1997

Toth, Alfred, Die Zirkularität des aristotelischen Wahrheitsbegriffes. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Arbitrarität und Subjektdeixis

1. Bei de Saussure, der erst die Arbitrarität in der modernen (Pseudo-) Semiotik verankert hatte, ist die Sachlage vermeintlich ganz einfach: Der "lien" zwischen dem "signifiant" und dem "signifié" ist arbiträr im Sinne von durch das bezeichnete Objekt nicht-motiviert und daher völlig gleichbedeutend mit subjektwillkürlich. Nur ist das Subjekt eben, und hier spielt wohl die Soziologie Durckheims hinein, kein Teil der Zeichenrelation, die bei de Saussure dyadisch ist, obwohl es bereits seit altgriechischer Zeit triadische Zeichenmodelle gegeben hatte und sie sich, wie Meier-Oeser (1997) dargestellt hatte, durch das gesamte Mittelalter und die frühe Neuzeit ziehen.

2. In Wahrheit ist das wahrgenommene Objekt, wie in Toth (2015) dargestellt, ein subjektives Objekt, denn es wird ja von einem Subjekt wahrgenommen

$$\Omega = f(\Sigma),$$

während das Zeichen, vermöge der bereits von Bense (1939, S. 83) festgestellten "Isomorphie zwischen Form und Inhalt", und zwar vermöge der Definition des Zeichens als "Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9), ein objektes Subjekt

$$\Sigma = f(\Omega),$$

so daß also die thetische Setzung des Zeichen als Dualrelation der Form

$$\Omega = f(\Sigma) \times \Sigma = f(\Omega)$$

darstellbar ist.

3. Nur sollte nicht vergessen werden, daß das peircesche Zeichenmodell $Z = (M, O, I)$, wie Bense (1971, S. 33 ff.) gezeigt hatte, gleichzeitig als Kommunikationsmodell dienen kann, und zwar in der kategorialen Ordnung

$$K = (O \rightarrow M \rightarrow I).$$

Darin repräsentiert die Objektrelation nicht nur das Objekt der Mitteilung, sondern gleichzeitig das expedientelle Subjekt, während die Interpretantenrelation das perzipientelle Subjekt repräsentiert. Wenn man also von Arbitrarität des Zeichens spricht, genügt es nicht, einfach "das" Subjekt in die Zeichen-

relation einzubeziehen, sondern wir haben zwei deiktisch geschiedene Ich- und Du-Subjekte vor uns. Die Arbitrarität zwischen dem bezeichnenden Zeichen und seinem bezeichneten Objekt ist somit eine Funktion von zwei Subjekten und hat also die Form

$$(Z \rightarrow \Omega) = f(\Sigma_{\text{Ich}}, \Sigma_{\text{Du}}),$$

und somit ist zwischen ich-deiktisch-expedienteller und du-deiktisch-perzipienteller Arbitrarität zu unterscheiden.

4.1. Das das Zeichen einführende Subjekt, d.h. ein Ich-Subjekt, kann zwar im Prinzip tatsächlich willkürlich darüber entscheiden, welches Zeichen er zur Bezeichnung eines ebenfalls beliebigen Objektes selektiert. Diese betrifft allerdings nur die arbiträre Selektion des Zeichenträgers, d.h. der semiotischen Kategorie M. Kein Subjekt kann heute jedoch für ein neues Objekt ein Phantasiewort wählen, d.h. das neue Objekt durch eine völlig arbiträre Kombination aus dem Phoneminventar einer bestimmten Sprache bezeichnen, sondern er muß sich nach den bereits vorhandenen Zeichen dieser Sprache richten. So ist etwa das sehr junge franz. Wort horodateur, welches die Parkuhr bezeichnet, aus "heure", "date" und dem Faktitivsuffix -eur zusammengesetzt, d.h. es ist wegen seiner Einbettung in den Interpretantenkonnex nicht-arbiträr. Da die Interpretantenrelation die Objektrelation semiosisch inkludiert, ist somit allein durch die nicht-arbiträre Wahl von M und von I auch diejenige von O und damit die vollständige Zeichenrelation nicht-arbiträr.

4.2. Selbst dann, wenn jemand, wie dies etwa Hugo Ball mit seinem Privatwort "Pluplusch" für "Baum" getan hatte, ein wirklich arbiträres Wort wählt, in dem also eine beliebige Buchstabenpermutation ein beliebiges Objekt bezeichnet, bedeutet dies noch lange nicht, daß die thetische Setzung vollzogen ist, denn wegen der Identität von Zeichen- und Kommunikationsrelation und der deiktischen Geschiedenheit von Subjekten muß ein Zeichen, das von einem Ich-Subjekt gesetzt wird, zuerst von einem Du-Subjekt anerkannt werden, bevor von konventionellem Zeichengebrauch die Rede sein kann. Wie jedoch die genetische Verwandtschaft der Sprachen beweist, gibt es in jeder Sprachfamilie eine bestimmte Menge von invarianten Zeichen, welche allen miteinander verwandten Sprachen gemeinsam sind. Diese sind also genau diejenigen

Zeichen, welche nicht nur von Ich-Subjekten gesetzt, sondern auch von Du-Subjekten anerkannt worden waren. Selbst dann also, wenn die thetische Setzung eines Zeichens wirklich arbiträr wäre, würde sich diese Arbitrarität auf das Ich-Subjekt des Zeichensetzers beschränken, aber nach vollzogener thetischer Setzung hörte das Zeichen gerade wegen seiner Akzeptanz durch Du-Subjekte auf, arbiträr zu sein, denn in diesem Falle würde arbiträre Verwendung von Zeichen gerade das Gegenteil von Konvention bedeuten, welche andererseits die Akzeptanz von Zeichen durch deiktisch geschiedene Subjekte garantiert.

Das Zeichen kann somit aus rein logischen Gründen weder für das setzende Ich-Subjekt noch für die es verwendenden Du-Subjekte arbiträr sein. Ein zu hypostasierender arbiträrer Akt der thetischen Setzung von Zeichen würde sich lediglich im Falle des ersten je gesetzten Zeichens finden, in einem "Urwort" sozusagen, allerdings nur, solange es das einzige Wort ist, also noch nicht Teil eines Interpretantenkonnexes ist.

Literatur

Bense, Max, Geist der Mathematik. Berlin 1939

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Zeichen und Design. Baden-Baden 1971

Meier-Oeser, Stephan, Die Spur des Zeichens. Das Zeichen und seine Funktion in der Philosophie des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Berlin 1997

Toth, Alfred, Die Zirkularität des aristotelischen Wahrheitsbegriffes. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Die Nicht-Umkehrbarkeit der thetischen Setzung von Zeichen

1. Jedes von einem Subjekt wahrgenommene Objekt ist ein subjektives Objekt

$$\Omega = f(\Sigma),$$

d.h. die Wahrnehmung von Objekten geht erstens der Zeichensetzung voraus und bedeutet zweitens noch keine thetische Setzung, da die Wahrnehmung im Gegensatz zu letzterer kein intensionaler Akt ist, ein solcher für die thetische Setzung jedoch gefordert wird (vgl. Bense 1967, S. 9). Da Zeichen als Metaobjekte definiert sind (Bense, a.a.O.) und Isomorphie zwischen Domäne und Codomäne der Abbildung besteht (vgl. bereits Bense 1939, S. 83), stellt das Zeichen ein objektives Subjekt

$$\Sigma = f(\Omega)$$

dar, und daher läßt sich die thetische Setzung von Zeichen als Dualrelation

$$\Omega = f(\Sigma) \times \Sigma = f(\Omega)$$

oder kurz

$$\Omega(\Sigma) \times (\Sigma)\Omega$$

darstellen.

2. Es besteht eine merkwürdige Asymmetrie innerhalb der logischen Dichotomie $L = (\text{Objekt, Subjekt})$, in der das Zeichen also die Subjektposition einnimmt, denn wohl kann ein Subjekt zum Objekt werden, aber es kann kein Objekt zum Subjekt werden. Stehen sich beispielsweise zwei Ich-Subjekte gegenüber, so ist von jedem Ich-Subjekt aus betrachtet das jeweils andere Ich-Subjekt vermöge Wahrnehmung ein Du-Subjekt, d.h. es erfolgt Austausch der deiktischen Relationen, und zwar sind die folgenden zwei Fälle möglich

$$(\Sigma_{\text{Ich1}} \rightarrow \Sigma_{\text{Ich2}}) \rightarrow (\Sigma_{\text{Ich1}}, \Sigma_{\text{Du1}}), (\Sigma_{\text{Ich2}}, \Sigma_{\text{Du1}}).$$

Jedes Du-Subjekt ist also von jedem Ich-Subjekt aus gesehen ein Objekt, daher kennt die aristotelische Logik L nur das Ich-Subjekt, denn er nicht nur Er-, sondern auch Du-Subjekte müssen wegen 2-Wertigkeit als Objekte behandelt werden. Dennoch handelt es sich erkenntnistheoretisch bei diesen Du- und Er-Subjekten um objektive Subjekte, nur daß die Vermittlungskategorien des

objektiven Subjektes und des subjektiven Objektes in der aristotelischen Logik, in der das Gesetz des Ausgeschlossenen Drittes eine Vermittlung explizit verbietet, gar nicht existieren können (vgl. Toth 2015). Vom Standpunkt der klassischen Logik gilt also

$$(\Sigma_{Ich1} \rightarrow \Sigma_{Ich2}) \rightarrow (\Sigma, \Omega), (\Omega, \Sigma),$$

und somit gibt es nur die Abbildung

$$f: \Sigma \rightarrow \Omega,$$

nicht aber die konverse Abbildung

$$f^{-1}: \Omega \rightarrow \Sigma.$$

Für die thetische Setzung von Zeichen bedeutet dies also, daß innerhalb der Dualrelation nur die Abbildung

$$\Omega = f(\Sigma) \rightarrow \Sigma = f(\Omega),$$

nicht aber die konverse Abbildung

$$\Sigma = f(\Omega) \rightarrow \Omega = f(\Sigma)$$

auftreten kann, d.h. ein Objekt kann auf ein Zeichen abgebildet werden, aber es kann keine Rückabbildung eines Zeichens auf ein Objekt geben. Man könnte diese Nicht-Umkehrbarkeit der thetischen Setzung durch den Slogan "Einmal Zeichen, immer Zeichen" bezeichnen. Auf diesem Prinzip beruht die Werbung, denn die Abbildung von Objekten wird hier dazu benutzt, eine ontisch-semiotische Hybersummativitätsrelation zu kreieren. Das wohl populärste und bis heute bekannte Beispiel lautete: "Nenn nie Chiquita nur Banane". Eine "Chiquita" ist somit ein semiotisches Objekt, dessen Zeichenanteil deswegen im büblerschen Sinne symphysisch mit seinem Referenobjekt, dem Objekt Banane, verbunden ist, weil er wegen der Unmöglichkeit der Rücktransformation eines Zeichens in ein Objekt aus dem semiotischen Objekt nicht eliminierbar ist.

Literatur

Bense, Max, Geist der Mathematik. Berlin 1939

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Die Zirkularität des aristotelischen Wahrheitsbegriffes. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Thetische Zeichen und nicht-thetische Pseudo-Zeichen

1. Bekanntlich zieht sich die Zweiteilung der Zeichen in natürliche Zeichen einerseits und in künstliche Zeichen andererseits wie ein roter Faden durch die Geschichte der Semiotik. Sie besteht leider ebenfalls in der peirce-benseschen Semiotik weiter. Dies zeigt sich etwa in dem folgenden Ausschnitt aus Walthers Lehrbuch (Walther 1979, S. 154).

Wenn nun ein Gebäude einen abgeschlossenen Konnex (ein Dicent), das heißt ein Supericon, darstellt, so ist das faktisch existierende, realisierte Gebäude an einer bestimmten Stelle einer bestimmten Straße eines bestimmten Ortes zu einer bestimmten Zeit auch ein singuläres Objekt oder ein Sinzeichen, das heißt eine besondere, singuläre Kombination besonderer, nur für dieses Gebäude ausgewählter Elemente. Diese materiellen Elemente sind zum Beispiel Wände, Fenster, Türen, Decken, Dächer, die im allgemeinen zu einem Repertoire von Legizeichen gehören, in dem besonderen Fall jedoch als Replicas von Legizeichen, also als Sinzeichen, aufzufassen sind. Der Objektbereich dieser Sin- bzw. Legizeichen kann iconische Rahmensysteme (zum Beispiel alle Räume, Innenräume, Höfe), indexikalische Richtungssysteme (zum Beispiel die Abhängigkeit der Anbringung von Fenstern von Himmelsrichtungen, Eingänge, Zugänge, wie Wege, Treppen, Aufzüge, Ver- und Entsorgungssysteme des Gebäudes, Telefon, Antennen) und symbolische Repertoiresysteme (die Anzahl der einzelnen Systeme, ihre Größen- und Maßverhältnisse, usw.) begründen. Alle Objektsysteme im einzelnen sind hinsichtlich des Interpretantenbezugs rhematischer Natur. Das Gebäude als Ganzheit, das

Ein Gebäude ist ein Objekt und kein Zeichen. Niemand führt ein Haus als Zeichen ein, es sei denn, er photographiert es oder verweist mit einem Wegweiser auf eines, das besonders interessant ist. Hier werden jedoch ontische Bestimmungsstücke wie semiotische behandelt, obwohl keine thetische Einführung weder des Hauses, noch der Fenster, der Treppen usw. stattgefunden hat. Das Objekt und seine Teile werden somit in der gleichen Weise als Zeichen interpretiert, wie man Eisblumen, Donnergrollen oder Wetterleuchten als natürliche "Zeichen" interpretiert. Diese weisen allerdings

nicht die trichotomische Subkategorisierung auf, die Walther am diskutierten Gebäude vorfindet.

2. Während es in Benses Einführungsbuch noch lakonisch heißt: "Zeichen ist alles, was zum Zeichen erklärt wird, und nur, was zum Zeichen erklärt wird (...). Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9), fordert Bense in seinem semiotischen Hauptwerk ausdrücklich die thetische Einführung – und zwar bemerkenswerterweise nicht nur des Mittels, sondern aller drei semiotischen Funktionen: "Denn das Wesentliche des Zeichens [ist], daß es sich um ein System thetisch eingeführter Bezüge, nämlich M auf O (Objektbezug, Bezeichnung), O auf I (Interpretantenbezug, Bedeutung) und I auf M (Mittelbezug des Interpretanten, selektive Zeichensetzung) handelt" (1975, S. 76). Thetische Einführung ist jedoch nicht das gleiche wie Interpretation. Jemand, der einen Text interpretiert, macht ihn nicht zum Zeichen, er ist es ja bereits. Natürliche "Zeichen" sind interpretierte Objekte, aber keine Zeichen, da sie keinen Zeichensender haben. Dasselbe gilt für Gebäude: Der Architekt baut Häuser zwar vielleicht mit ästhetischer Absicht, aber zuvörderst, damit Subjekte darin wohnen und nicht um ein Zeichen für ein anderes Objekt, d.h. ein Metaobjekt, zu setzen. Auch hier bedeutet also die Interpretation eines Objektes keine thetische Setzung, selbst wenn hier, im Gegensatz zu natürlichen "Zeichen", ein Sendersubjekt vorliegt, nur ist dieses keines, das Zeichen sendet, sondern das künstliche Objekte herstellt. Bei Gebäuden geht es also nicht um die Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Zeichen, sondern um diejenige zwischen natürlichen und künstlichen Objekten (vgl. Bense/Walther 1973, S. 70 f.).

3. Will man Objekte als Zeichen behandeln, so muß man sie entsprechend der Forderung Benses thetisch als Zeichen einführen, d.h. in Metaobjekte transformieren. Hierfür braucht man zuerst eine Objekttheorie, welche die Domäne dieser Abbildung untersucht, denn die peircesche – und weitestgehend auch die bensesche – Semiotik sind pansemiotisch, d.h. es gibt in ihnen keine Objekte, sondern nur Objektbezüge. Dies erklärt übrigens natürlich auch, warum Walther überhaupt in der Lage ist, ein Gebäude als "Zeichensystem" zu analysieren. Die thetische Einführung dient ja lediglich dazu, ein Zeichen auf ein

Objekt abzubilden. Wenn es aber keine Objekte mehr gibt, dann fällt natürlich eo ipso auch die thetische Einführung weg. Der kapitale Fehler eines solchen im modelltheoretischen Sinne abgeschlossenen "Universums der Zeichens" (Bense 1983), liegt, wie bereits in Toth (2015) aufgezeigt, allerdings darin, daß nicht nur interpretierte Objekte keine Zeichen sind, sondern daß vor allem bloß wahrgenommene Objekte keine Zeichen sind, d.h. daß sich ein Objekt durch den Akt der Wahrnehmung nicht mysteriöserweise in ein Zeichen verwandelt. Ein Bild der Wirklichkeit ist ein subjektives Objekt, da es ein Objekt ist, das von einem Subjekt wahrgenommen wurde, aber ein Zeichen ist ein objektives Subjekt, d.h. es steht in einer Dualrelation zum wahrgenommenen Objekt. Daraus folgt, daß die Welt nicht nur aus Zeichen bestehen kann, sondern aus Objekten und aus Zeichen bestehen muß und daher auch kein hermetisch abgeschlossenes semiotisches Universum darstellen kann.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Wahrnehmung und Zeichensetzung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

Zur Verborgenheit des Geistes

1. Der im Titel dieses Aufsatzes verwandte Ausdruck gehört zu den bekanntesten Äußerungen Benses. Der vollständige Wortlaut findet sich in einer heute schwer erreichbaren Originalpublikation: "Es ist ein Zeichen der Verborgenheit des Geistes, daß er selbst nicht Bild werden kann, daß er selbst kein Bild hat und daß er sich schließlich nur in einem Zeichen ausdrückt" (Bense 1942, s.p.).

2. Danach kann sich also das Bewußtsein, anders als das Objekt, das bezeichnet wird, nur als Zeichen äußern. Der Differenz zwischen Präsentanz und Repräsentanz von Objekt und Zeichen oder, wie Bense (1967, S. 9) sich ausdrückte, zwischen Objekt und Metaobjekt, entspricht also keine isomorphe Struktur auf der Seite des Subjektes

	Ω	Σ
Objekt	Z	—
Zeichen	Z	Z.

Diese merkwürdige und bisher völlig unbeachtete Asymmetrie zwischen Ontik und Erkenntnistheorie, die also darin besteht, daß das Bewußtsein zwar nur Repräsentanz, die Welt aber sowohl Präsentanz als auch Repräsentanz besitzt, führt nun zu zwei – ebenfalls bisher unbemerkt gebliebenen – völlig verschiedenen ontologischen Bestimmungen des Zeichens.

3. Der ersten Bestimmung liegt die Auffassung zu Grunde, "daß, wie Peirce schon formulierte, das Mittel letztlich das eigentliche Zeichen sei" (Bense 1975, S. 82). Die entsprechende Relation findet sich explizit in Bense (1965, S. 1241)

$$Zf = f(Z, O, I),$$

wodurch also genau

$$Z = M$$

gesetzt wird. Z wird damit erstens mehrdeutig, insofern es einerseits eine triadische, andererseits aber eine monadische Relation ist, und zweitens ist Zf

eine selbstenthaltende und daher gegen das Fundierungsaxiom der klassischen Mengentheorie verstoßende Definition (vgl. auch Bense 1979, S. 53 u. 67).

4. Nach einer anderen Auffassung vermag die Zeichenfunktion hingegen "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren" (Bense 1975, S. 16). Hier würde die entsprechende Relation

$$X = (\Omega, Z, \Sigma)$$

sein, womit sich die Frage erhebt, was X für einen ontologischen und erkenntnistheoretischen Status besitzt. Da jedoch die folgenden ontisch-semiotischen Isomorphien gelten

$$\Omega \cong O$$

$$\Sigma \cong I,$$

insofern das bezeichnete Objekt im Objektbezug des Zeichens "mitgeführt" wird (Bense 1983, S. 42 ff.) und insofern das Subjekt im Interpretantenbezug kodiert ist, womit somit natürlich sowohl die logische Objekt- als auch die logische Subjektposition in der Zeichenrelation repräsentiert sind, ist also wiederum

$$Z = M,$$

und die beiden Vermittlungsrelationen unterscheiden sich also lediglich durch die Position des Mittels, d.h. im Falle der Relation $X = (\Omega, Z, \Sigma)$ durch den Zeichenträger, wovon aus man, wiederum vermöge Isomorphie,

$$Y = (O, M, I)$$

enthält. Dadurch wird klar, daß $Y \cong X$ auf genau drei Arten definierbar ist, denn wie die erste, so ist ja auch diese zweite Vermittlungsrelation selbstenthaltend

$$O^* = (O, M, I)$$

$$M^* = (O, M, I)$$

$$I^* = (O, M, I).$$

Bense selbst hatte sich offenbar, allerdings ohne diese drei Möglichkeiten der Definition des sich selbst enthaltenden Zeichens zu erkennen, für die dritte Definition entschieden, indem er bemerkte, daß sich die triadische Zeichenrelation vermöge des drittheitlich fungierenden Interpretantenbezuges selbst enthält und das Zeichen somit als eine "triadisch gestufte Relation von Relationen" (Bense 1979, S. 67) zu verstehen sei.

Literatur

Bense, Max, Von der Verborgenheit des Geistes. In: Kölnische Zeitung, 3.1.1942

Bense, Max, Konkrete Poesie. In: Sprache im technischen Zeitalter 13-15, 1965, S. 1236-1244

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Transzendenz, Präzedenz, Introszendenz

1. Wie in Toth (2015) gezeigt, weist das Bewußtsein bzw. das logische Subjekt im Gegensatz zum Sein bzw. zum logischen Objekt eine merkwürdige Asymmetrie auf

	Ω	Σ
Objekt	Z	—
Zeichen	Z	Z,

insofern es "ein Zeichen der Verborgenheit des Geistes [ist], daß er selbst nicht Bild werden kann, daß er selbst kein Bild hat und daß er sich schließlich nur in einem Zeichen ausdrückt" (Bense 1942, s.p.). Es gibt also zwar Objekte und Metaobjekte (vgl. Bense 1967, S. 9), aber es gibt keine Subjekte und Meta-subjekte. Darin liegt übrigens auch der Grund dafür, daß, wie bereits Bense (1962) erkannte, Bedeutungen immer nur "kodiert" auftreten können: Sein besitzt sowohl Präsentanz als auch Repräsentanz, Bewußtsein hingegen besitzt nur Repräsentanz. Deswegen ist es weiter überhaupt möglich, "Gedankenzeichen" zu bilden; die Domänen dieser Metaobjektivierungen sind natürlich, um die Begrifflichkeit des frühen Bense zu übernehmen, Bilder des Seins und nicht des Bewußtseins.

2. Nach Bense ist es Aufgabe der Zeichenfunktion, "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren" (Bense 1975, S. 16). Man bekommt also eine ontisch-semiotische Relation der Form

$$X = (\Omega, Z, \Sigma),$$

darin Ω und Σ für Objekt (Welt) und Subjekt (Bewußtsein) stehen. Das Zeichen wird damit zu einem Dritten, welches natürlich im Rahmen der 2-wertigen aristotelischen Logik durch das Gesetz des Tertium non datur verboten ist. Da es keine Metasubjekte geben kann, kann das Zeichen nicht nur, sondern muß sogar als "Metaobjekt" definiert werden (Bense 1967, S. 9), d.h. das Zeichen verdoppelt quasi das Objekt, indem es ihm eine referentielle Kopie an die Seite stellt. Die thetische Einführung von Zeichen erwirkt somit eine Transzendenz zwischen bezeichnetem Objekt und bezeichnendem Zeichen. Die saussuresche

Arbitrarität läßt sich direkt auf diese Transzendenz zurückführen, denn es führt keine Brücke vom Zeichen zum Objekt bzw. vom Objekt zum Zeichen, d.h. die Domänen und Codomänen der metaobjektiven Abbildung sind, sobald diese vollzogen ist, diskontextural geschieden (vgl. Kronthaler 1992). Diese Auffassung hat allerdings einen empfindlichen Haken, denn sie widerspricht sich selbst. Einerseits bedeutet ja die Einführung des Zeichens als eines Dritten, Vermittelnden, zwischen Objekt und Subjekt bereits einen Verstoß gegen die 2-wertige Logik, andererseits repetiert aber die Transzendenz zwischen Objekt und Zeichen erneut die 2-wertige Logik, indem nun das Zeichen die Subjektposition einnimmt, d.h. indem eine neue Isomorphie der Form

$$L = [\text{Objekt}, \text{Subjekt}] \cong L = [\text{Objekt}, \text{Zeichen}]$$

etabliert wird. Daß dies überhaupt möglich ist, liegt wiederum an der oben besprochenen Asymmetrie von Präsentanz und Repräsentanz von Welt und Bewußtsein. Noch merkwürdiger wird diese logische Kontradiktion, wenn dann von Peirce und Bense das Zeichen plötzlich wieder als triadische und also nicht also dyadische bzw. dichotomische Relation der Form

$$Z = (M, O, I)$$

definiert wird, denn nun schleicht sich das Subjekt in seiner Form der Repräsentanz durch den Interpretantenbezug wieder in die Zeichendefinition ein, und es ist daher nur folgerichtig, wenn man Z in der Form

$$Z = (O, M, I)$$

schriebe, denn man hätte dann eine Isomorphie

$$X = (\Omega, Z, \Sigma) \cong Z = (O, M, I),$$

mit den Teilisomorphismen

$$\Omega \cong O$$

$$Z = M$$

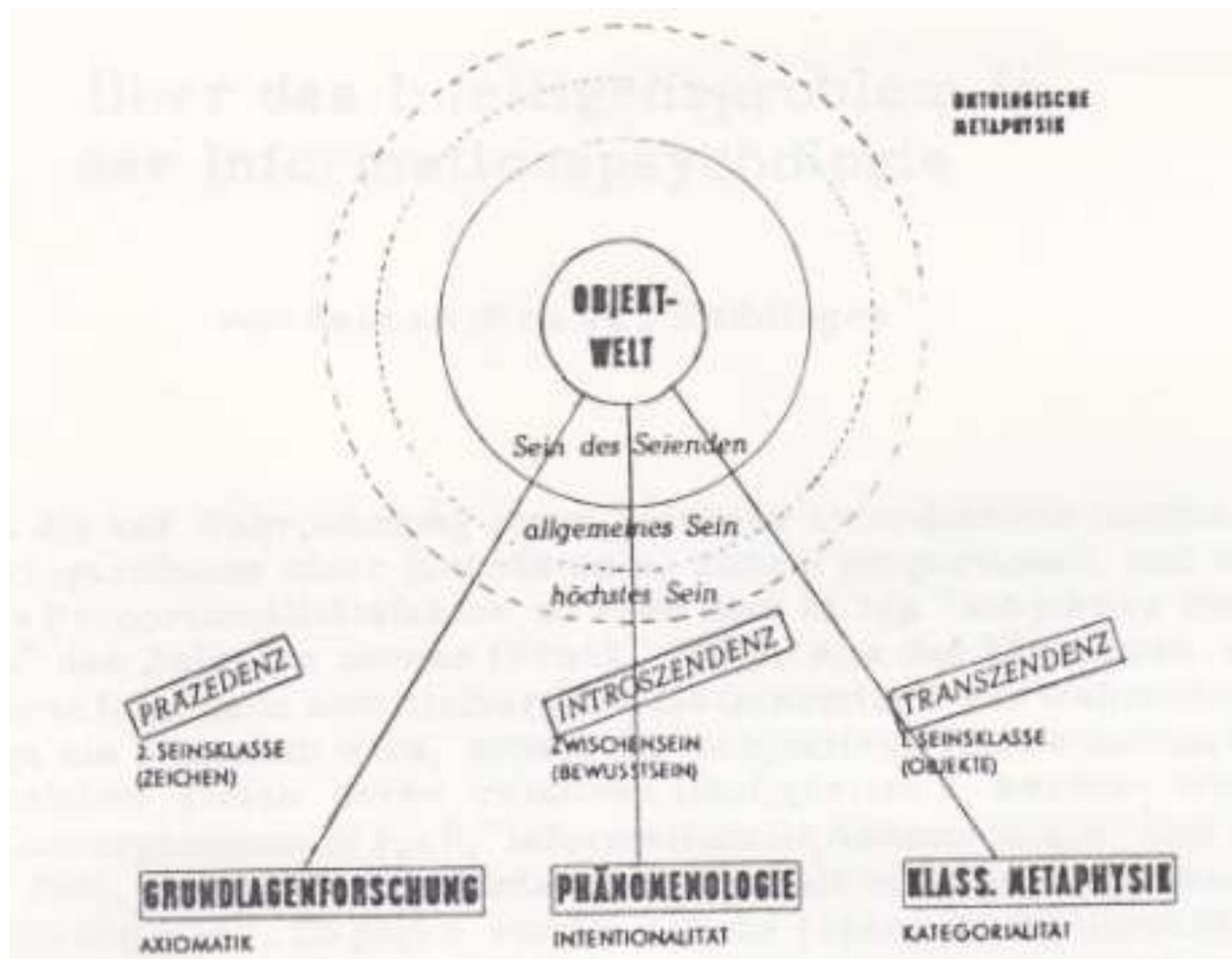
$$\Sigma = I,$$

denn Bense hatte selbst darauf hingewiesen, "daß, wie Peirce schon formulierte, das Mittel letztlich das eigentliche Zeichen sei" (Bense 1975, S. 82).

3. Die Isomorphie

$$X = (\Omega, Z, \Sigma) \cong Z = (O, M, I)$$

läßt nun aber eine reine Transzendenrelation zwischen Zeichen und Objekt als hochgradig defektiv erscheinen, da wir es nun ja mit 3- und nicht mehr mit 2-stelligen Relationen zu tun haben. Obwohl Bense in seinem späteren Werk nie mehr darauf eingegangen ist, hatte er, weitestgehend unbeachtet, bereits 1960 ein höchst interessantes erkenntnistheoretisches Modell vorgeschlagen, das im folgenden teilweise, d.h. soweit es unser Thema betrifft, reproduziert wird (vgl. Bense 1960, S. 83).



Darin steht also der primitiven monadischen Transzendenrelation der 2-wertigen Logik nun eine triadische Relation

$$R = (\text{Transzendenz, Präzedenz, Introszendenz})$$

gegenüber. Während die Transzendenz wie in der klassischen Logik die dyadische Abbildung isomorpher Teilrelationen

$$(\Omega \cong O) \rightarrow (Z \cong M)$$

betrifft, betrifft die Introszendenz die weitere dyadische Abbildung isomorpher Teilrelationen

$$(Z \cong M) \rightarrow (\Sigma \cong I),$$

d.h. die Präzedenz entspricht genau der Isomorphie

$$(Z \cong M),$$

und somit wird nun das Zeichen explizit und formal definiert nicht nur in Relation zu seinem bezeichneten Objekt, sondern auch zu seinem bezeichnenden Subjekt gesetzt.

Literatur

Bense, Max, Von der Verborgenheit des Geistes. In: Kölnische Zeitung, 3.1.1942

Bense, Max, Über Metatheorie. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft (GrKG) 1/3, 1960, S. 81-84

Bense, Max, Theorie der Texte. Köln 1962

Bense, Max, Konkrete Poesie. In: Sprache im technischen Zeitalter 13-15, 1965, S. 1236-1244

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Toth, Alfred, Zur Verborgenheit des Geistes. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2015

Ontik, Semiotik und reality testing

1. Mediziner und mathematische Logik, das paßt etwa so gut zusammen wie Schokolade und Sauerkraut.¹² Eine seltene Ausnahme ist der inzwischen emeritierte Professor für forensische Psychiatrie der Universität Salzburg, Dr. Bernhard Mitterauer, der sich nicht nur in der polykontexturalen Logik Gotthard Günthers auskennt, sondern sogar bei Günther studiert hatte und ein Gotthard-Günther-Archiv betreibt. Im folgenden benutzen wir seine Erklärung von Schizophrenie durch fehlende Wirklichkeitsüberprüfung (reality testing), um die Notwendigkeit einer der Semiotik an die Seite gestellten Ontik zu untermauern.

2. Nach Mitterauer gilt: "The primary symptoms of schizophrenia (delusions, hallucinations, thought disorder) may be caused by a loss of self-boundaries within the brain and between the brain and the environment" (2006, S. 1), vgl. dazu die folgende Illustration aus der zitierten Arbeit:

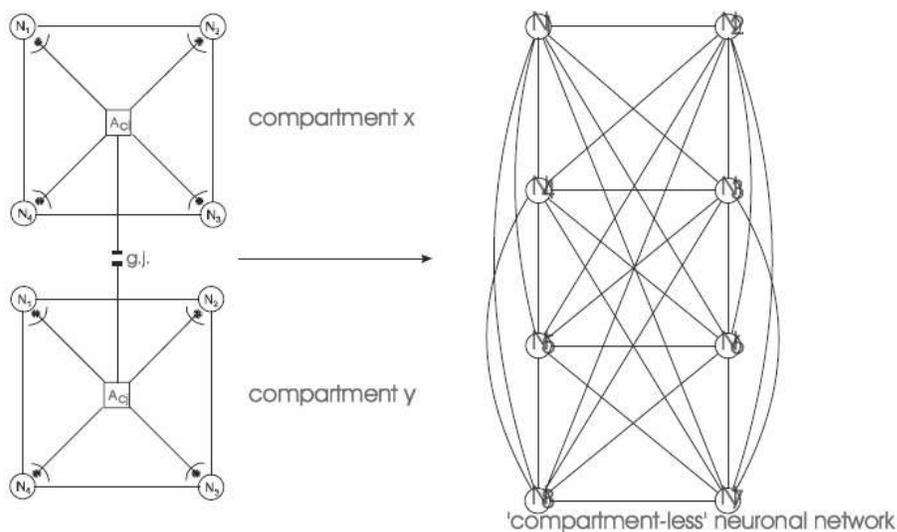


Figure 2. Loss of the glial boundary-setting function. Generalization of neuronal information processing.

Das Gehirn hat als System somit eine Umgebung, d.h. reality testing besteht in der Abbildung

¹² Darin liegt auch der Grund, weshalb der gegenwärtige Vf. Coautor bei mehreren medizinischen Publikationen geworden ist. Mediziner schmücken ihre Arbeiten gerne mit mathematischen Formeln. Um aber sicherzustellen, daß diese korrekt sind, benötigen sie eben Mathematiker.

f: $S \rightarrow U[S]$

und hat demnach die Gleichung formale Struktur wie etwa ein Haus, das auf einen Garten als dessen Umgebung abgebildet wird

3. Im Jahre 2011, da ich das reality testing zum erstenmal behandelt hatte, war die Ontik noch nicht geboren. Ich benutzte daher das peirce-bensesche System der Zeichenklassen und ihrer dualen Realitätsthematiken, basierend auf dem benseschen Axiom: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (Bense 1981, S. 11). In diesem semiotischen Dualsystem repräsentiert die Zeichenklasse das erkenntnistheoretische Subjekt, während ihre koordinierte Realitätsthematik das erkenntnistheoretische Objekt repräsentiert. In Sonderheit werden also wegen der Dualrelation Zeichen und Realität rekursiv aus einander definiert. Nach Bense fungiert zwar die Realitätsthematik primordial, aber es handelt sich hier um eine zeichendefinierte Realität, denn ein nicht-semiotisches Objekt kann es im peirce-benseschen "Universum der Zeichen" (Bense 1983) gar nicht geben, da wir nach Peirce alles, was wir wahrnehmen, in Zeichen wahrnehmen. Dem ist jedoch, wie v.a. in Toth (2015) gezeigt wurde, entgegenzuhalten, daß Wahrnehmung ein unwillkürlicher, die Zeichensetzung hingegen ein willkürlicher Akt ist. Würden wir also unsere Umgebung automatisch als Zeichen wahrnehmen, bedürfte es keiner thetischen Setzung von Zeichen mehr, damit wäre allerdings mit dem Begriff des Zeichens auch der Begriff des Objektes sinnlos geworden, denn ein Objekt ist uns in einer solchen Welt, die wir ja durch die Filter unserer Sinne perzipieren, vollkommen unzugänglich. Paradoxerweise repräsentieren aber das zeichenthematische Subjekt und das objektthematische Objekt in jedem semiotischen Dualsystem genau die absoluten Kategorien der auch der Semiotik zugrunde liegenden 2-wertigen aristotelischen Logik, deren Position das objektive Objekt und der Negation das subjektive Subjekt ist. Anders ausgedrückt: Vermittlungskategorien wie das subjektive Objekt oder das objektive Subjekt kann es in der aristotelischen Logik allein deshalb nicht geben, weil sie gegen das Gesetz der Ausgeschlossenen Dritten verstießen.

4. Betrachten wir nun aber die beiden folgenden bekannten logischen Sätze

(1) "Es regnet" ist wahr gdw. es regnet.

(2) Wenn B aus A folgt und C aus B folgt, dann folgt C aus A.

Während Satz (2) ein modelltheoretisches Universum voraussetzt, das genau demjenigen der Semiotik korrespondiert, bedarf die Entscheidung über Wahrheit oder Falschheit des Satzes (1) eine Umgebung der Welt, welcher der Teilsatz "Es regnet" angehört: Man muß seinen Kopf durch das Fenster strecken, um festzustellen, ob er wahr oder falsch ist. Satz (1) fällt damit unter die obige Abbildung $f: S \rightarrow U[S]$, während für Satz (2) die drei fundamentalen Axiome der Extensivität, Monotonie und Abgeschlossenheit des Universums gelten. In einem solchen ist, salopp gesprochen, jede Folgerung eines Satzes bereits in diesem Universum erhalten. Noch anders ausgedrückt, gibt es keinen Weg, der aus diesem Universum hinaus führt, in Sonderheit hat es, als System betrachtet, also keine Umgebung. Leider gilt damit aber auch, daß es keinen Weg gibt, der in dieses Universum hineinführt, und damit bekommen wir für die semiotische Interpretation von Sätzen wie (2) ein ernstes Problem, denn Zeichen sind ja im Gegensatz zu Objekten nicht-vorgegeben (vgl. Bense 1967, S. 9), und daher müssen sie, durch ein Subjekt, thetisch introduziert werden. Deshalb hatte Bense das Zeichen auch ausdrücklich als "Metaobjekt" definiert. Am Anfang dieser Metaobjektivationsabbildung steht also das Objekt, das relativ zum Universum der Zeichen außerhalb dieses Universums steht, d.h. das letztere besitzt eine Umgebung, denn sonst könnte das Zeichen seine zentrale Funktion, die Objektreferenz, gar nicht ausüben. Würde sich die Bezeichnung wirklich, wie Bense dies festgesetzt hatte, auf die Abbildung der beiden semiotischen Kategorien ($M \rightarrow O$) und die Bedeutung auf die Abbildung der beiden semiotischen Kategorien ($O \rightarrow I$) beschränken, würde das Zeichen nur auf sich selbst referieren, d.h. eine Referenz, wie sie das Zeichen tatsächlich leistet

$\mu: \quad \Omega \rightarrow Z,$

wäre völlig ausgeschlossen, da Ω innerhalb des Universums der Zeichen ja nur als O , d.h. als Objektrelation, genauer: als Relation des Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt, besteht. Deshalb hatte Bense schon sehr früh geschrieben: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (1952, S. 80).

5. Nun weiß aber jedes Kind, daß man z.B. mit einer Photographie den Tod des fotografierten Subjektes weder hinauszögern noch suspendieren kann und daß selbst die semiotisch fungierende, aber rein ontische Haarlocke der Geliebten eben eine Haarlocke bleibt und nicht die Geliebte repräsentieren kann. Zeichen verdoppeln die Welt, aber sie können sie nicht substituieren. Könnten sie es, würde die Zeichensetzung als Metaobjektivierung die Objekte auslöschen. Wäre es wirklich wahr, daß wir nach Peirce die Objekte nur in der Form von Zeichen wahrnehmen könnten, würden wir schon lange in einer semiotischen Surrogatwelt leben, deren zugehöriger ontischer Raum leer wäre, weil längst alle bezeichneten Objekte durch den Akt der Bezeichnung eliminiert worden wären. Jede Photographie würde dann etwa die abgelichtete Person umbringen. Daß dies blanker Unsinn ist, ist so offensichtlich, daß man sich wundern mag, daß dieser Nonsens in der Semiotik immer noch völlig unerkant geblieben ist. Daß Zeichen und Objekt koexistieren, ist mathematisch gesehen nur dadurch möglich, daß es eben doch ein Tertium comparationis gibt, welches die beiden relativ zu einer transzendenten Entitäten miteinander vermittelt. Während also nach der 2-wertigen Logik die beiden unvermittelten Entitäten nur in einer Relation der Form

$$E = [\Omega, Z],$$

$$\text{d.h. mit } R[\Omega, Z] = R[Z, \Omega] = \emptyset$$

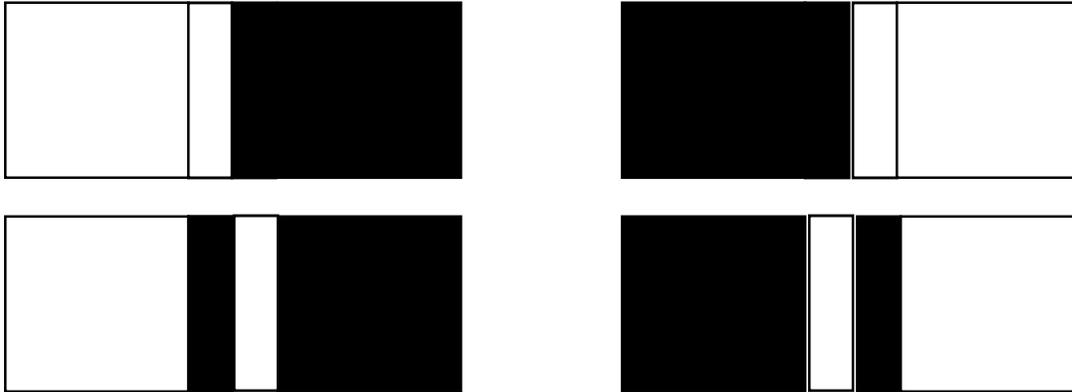
aufscheinen können, kann man sie, wenn man sie ortsfunktional verankert, ohne einen dritten Wert einzuführen, mit Hilfe eines rein differentiellen Tertiums auf das folgende Quadrupel von vermittelten Relationen abbilden

$$E_1 = [[\Omega], Z] \quad E_2 = [Z, [\Omega]]$$

$$E_3 = [\Omega, [Z]] \quad E_4 = [[Z], \Omega]$$

(mit $E_2 = E_1^{-1}$ und $E_4 = E_3^{-1}$).

Damit besitzt also das Zeichen Objektanteile wie umgekehrt das Objekt Zeichenanteile besitzt. Setzt man weiß für Objekt und schwarz für Zeichen (bzw. umgekehrt), kann man diese Aufhebung der kontextuellen Transzendenz durch Ersetzung absoluter durch vermittelte Kategorien in den folgenden Diagrammen darstellen.



Es dürfte somit klar geworden sein, daß reality testing nur in einem kybernetischen Modell möglich ist, in dem nicht nur ganze logische Systeme der Form $L = [0, 1]$ via Subjektiteration, wie dies innerhalb der Günther-Logik geschieht, durch Transoperatoren vermittelt sind, sondern daß es dazu eines Modelles wie des hier skizzierten bedarf, in dem die logischen und semiotischen Kategorien selbst vermittelt sind. Man beachte, daß dies nur durch ein tertiell, nicht aber durch ein substantielles Tertium möglich ist, denn würde man statt der vier Einbettungsmöglichkeiten innerhalb von $E = [\Omega, Z]$ einen dritten substantiellen Wert einführen, würde sich dadurch lediglich das Tertium comparisonis zu einem Quartum comparisonis verschieben, d.h. die aristotelische Grundstruktur der Unvermitteltheit der Kategorien bliebe auch in einer 3- ... -n-wertigen Logik erhalten. Umgekehrt kann man im hier benutzen Modell vermittelter Kategorien durch topologische Filterung die Vermittlung selbst iterieren und dadurch einander subjektives Objekt qua wahrgenommenes Objekt und objektives Subjekt qua Zeichen immer weiter einander approximieren. Will man also Schizophrenie durch Außerkraftsetzung von Wirklichkeitsabgleich erklären, dann ist die Günther-Logik ein völlig untaugliches Modell, denn in jeder der n Kontexturen dieses polykontexturalen Universums gilt ja weiterhin die 2-wertige aristotelische Logik der unvermittelten Kategorien der Form $L = [0, 1]$. Auf der Basis dieser Dichotomie sind nicht einmal logische Sätze des obigen Typus (1) erklärbar, denn die Sachüberprüfung, ob es regnet oder nicht, welche darüber entscheidet, ob der Satz "Es regnet" wahr oder falsch ist, transzendiert bereits die Logik und stellt eine Form von Wirklichkeitsabgleich dar.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Mitterauer, Bernhard J., Too soon on earth. Paper, Univ. Klagenfurt 2006.

www.sbg.ac.at/fps/people/Mitterauer/Too%20soon%20on%20earth.pdf

Toth, Alfred, Zur semiotischen Mechanik von Schizophrenie als Abwesenheit von Realitätstestung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

Toth, Alfred, Die Logik des Jägers Gracchus. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Ontische Ferne und semiotische Nähe

1. Das Begriffspaar von ontischer Ferne vs. semiotischer Nähe hatte ich spontan erfunden und in einem email benutzt, das ich gestern an meine langjährige Kollegin und Freundin Angelika geschickt hatte. Wie mir Angelika heute (16.10.2015) zurückschrieb, hatte sie es gerade zum Thema einer ihrer Vorlesungen des heutigen Tages gemacht. Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob Angelika meiner Argumentationsweise, mit der ich dieses Thema im folgenden behandeln werde, zustimmen wird, sei ihr dieser Beitrag aber dennoch (oder gerade deshalb) herzlich zugeeignet.

2. Wie inzwischen bekannt sein sollte (vgl. Toth 2012), befaßt sich die Ontik mit den Objekten, während sich die Semiotik mit den Zeichen befaßt. Das ist alles andere als trivial, denn nach der peirce-benseschen Semiotik sind Objekte zwar nötig, um Zeichen auf sie abzubilden, den Zeichen gegenüber deshalb vorgegeben und Zeichen daher sogar als "Metaobjekte" definierbar (vgl. Bense 1967, S. 9), aber innerhalb des "semiotischen Universums" (Bense 1983) spielen sie überhaupt keine Rolle: Der ontische Zeichenträger ist nur repräsentiert als Mittelrelation, das ontische Objekt ist nur repräsentiert als Objektrelation, und das ontische Subjekt ist ebenfalls nur repräsentiert als Interpretantenrelation vorhanden. Das semiotische Universum ist deshalb ein im modelltheoretischen Sinne, d.h. durch die Axiome der Extensivität, Monotonie und Abgeschlossenheit, determiniertes selbst-konsistentes Universum. Allerdings kann ein solches pansemiotisches Universum nicht existieren, wie etwa in Toth (2015) gezeigt worden war, denn die Behauptung von Peirce, daß wir alles, was wir wahrnehmen, in Zeichen wahrnehmen, ist falsch. Wir können dies informell sehr leicht ex negativo beweisen. Nehmen wir an, die Behauptung von Peirce sei richtig, dann bedarf das Zeichen keiner thetischen Einführung, die andererseits von Bense gefordert wird, denn die Wahrnehmung ist ein unwillkürlicher, die thetische Setzung hingegen ein willkürlicher Akt. Das Zeichen kann aber natürlich nicht zugleich willkürlich und nicht-willkürlich gesetzt sein. Daraus folgt sofort, daß es neben Zeichen Objekte geben muß und daß daher der Semiotik eine Ontik zur Seite gestellt werden muß.

3. Nehmen wir ein Objekt, etwa die Zugspitze, so zeichnet sich diese, wie alle Objekte, durch lokale und temporale Determination aus. Ein Objekt ist immer als raumzeitliche Funktion definierbar (weshalb das Signal als solches ein Objekt und kein Zeichen ist, sondern nur als Zeichenträger fungieren kann). Es ist also genauso unmöglich, die Zugspitze nach Zürich zu transportieren, um sie dort herumzuzeigen, wie es unmöglich ist, ein Subjekt (das ontisch gesehen natürlich als Objekt fungiert) über dessen Tod hinaus zu konservieren. Hingegen kann man sowohl die Zugspitze wie auch ein Subjekt durch Metaobjektivation in Zeichen transformieren. Es ist sehr wohl möglich, ein Photo der Zugspitze nach Zürich zu transportieren und das Photo eines Verstorbenen seinen Nachfahren zu zeigen. Daraus folgt, daß die Hauptfunktion des Zeichens neben seiner Objektreferenz darin besteht, das vom Zeichen bezeichnete Objekt orts- und zeitunabhängig zu machen. Das führt nun allerdings zu einem bemerkenswerten und bislang völlig übersehenen Paradox: An sich ist das Objekt ja ein Etwas, dem man begegnen und das man anfassen kann. Es besitzt somit relativ zum begegnenden und es berührenden Subjekt eine ontische Nähe. Diese ist aber nur scheinbar, und zwar deshalb, weil sie subjektfunktional ist, d.h. diese ontische Nähe besteht nur dann, wenn Objekt und Subjekt den gleichen Ort und die gleiche Zeit haben. Ich kann von Zürich aus genauso wenig die Zugspitze berühren wie ich heutzutage Sigmund Freud in Wien begegnen kann. Da das Zeichen aber die Orts- und Zeitgebundenheit seines Objektes aufhebt, ergibt sich eine semiotische Nähe ontisch ferner Objekte, denn es ist überhaupt kein Problem, die Zugspitze und Sigmund Freud in Bildern, d.h. semiotischen Icons, anzuschauen. Dadurch transformiert sich aber die ontische Nähe in eine ontische Ferne, bedingt durch die ontische Nähe des Zeichens im Sinne seiner überall und immer vorhandenen Verfügbarkeit, wiederum bedingt durch seine Orts- und Zeitunabhängigkeit. Durch die Transzendenz, die zwischen Objekt und Zeichen, formal durch eine kontextuelle Grenze determiniert, besteht, entpuppt sich also ontische Nähe als erkenntnistheoretische Ferne und semiotische Ferne als erkenntnistheoretische Nähe. Nah sind uns in Wirklichkeit also nicht die Objekte, obwohl wir sie unter Umständen berühren können und fern sind uns nicht die Zeichen, weil sie als Relationen per definitionem nicht greifbar sind, sondern nah sind

uns die Zeichen, weil sie die örtliche und zeitliche Distanz nicht nur suspendieren, sondern sogar eliminieren.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-V. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Toth, Alfred, Die Logik des Jägers Gracchus. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Die Vermittlung zwischen Ich und Zeichen

1. Bei Bense (1975a, S. 16) steht der für die Theoretische Semiotik grundlegende Satz, daß die Semiotik – und damit die triadische Zeichenrelation – "die Disjunktion zwischen Welt und Bewußtsein in der prinzipiellen Frage nach der Erkennbarkeit der Dinge oder Sachverhalte zu thematisieren vermag". Wir können dies als Funktion in der folgenden Form notieren

$$Z = f(\omega, \beta),$$

darin in bensescher Manier ω für Welt und β für Bewußtsein stehen.

2. Die Zeichenfunktion als Vermittlung zwischen Welt und Bewußtsein ist im Grunde so einleuchtend, daß man nicht auf die Idee käme, an ihrer Gültigkeit zu zweifeln. Ferner impliziert sie einen, in der benseschen Semiotik leider nicht vollzogenen, Abschied von der 2-wertigen aristotelischen Logik, denn da die Welt die logische Objektposition und das Bewußtsein die logische Subjektposition einnimmt, ist das Zeichen ein Tertium datur sowohl relativ zum logischen Objekt als auch zum logischen Subjekt, und es bedarf also einer mindestens 3-wertigen, nicht-aristotelischen Logik, um die Qualität des Zeichens mit der logischen Dichotomie der Quantität zu vereinigen (vgl. dazu Kronthaler 1992). Zweifel an der Gültigkeit von $Z = f(\omega, \beta)$ scheinen allerdings Bense selbst gekommen zu sein, wenn er in seinem grundlegenden Aufsatz zu einer semiotischen Bewußtseinstheorie die Relation zwischen Ego, Bewußtsein und Nicht-Ego als triadisches Schema der Form

$$(\text{Ich} \leftarrow \text{Bewußtsein} \rightarrow \text{Welt})$$

bestimmte (Bense 1975b, S. 33). Setzen wir nämlich Z in dieses Schema ein, so erhalten wir

$$(\text{Ich} \leftarrow (Z = f(\omega, \beta))).$$

Das Problem besteht nun darin, ob die Vermittlung zwischen Ich und der Zeichenfunktion wirklich unvermittelt ist, wie dies durch Einsetzung aus dem letzten Schema folgt, oder ob es eine Vermittlung gibt.

Bei der Antwort auf diese Frage können wir uns, auf Toth (2015a) sowie Vorgängerarbeiten stützend, kurz fassen: Die Domänenelemente der von Bense definierten und von uns formal bestimmten Metaobjektivation

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

sind keine objektiven, sondern subjektive Objekte, denn wir können Objekte nur wahrnehmend erreichen und damit also nicht unter Ausschaltung unserer Sinne. Andererseits sind die Objekte der Wahrnehmung vorgegeben, d.h. sie werden nicht durch den Akt der Wahrnehmung erzeugt, d.h. es gibt zwar objektive Objekte, aber sie sind uns wissenschaftlich nicht zugänglich. Aus diesem Grunde ist auch die Kardinalität der Menge der Zeichen größer als diejenige der Menge der Objekte, da man durch Kombinationen von Merkmalen von Objekten neue, nicht-vorgegebene Objekte zu Zeichen erklären kann, wie etwa Drachen, Nixen oder Einhörner (vgl. Toth 2015b). Wahrnehmung eines Objektes ist also noch keine Zeichensetzung, denn die erstere ist unwillentlich, die zweite ist willentlich, nämlich eine thetische Setzung, wie sich Fichte ausgedrückt hatte. Daraus folgt, daß Objekte als subjektive Objekte (sO) den Zeichen im Sinne von "Metaobjekten" (Bense 1967, S. 9) als objektiven Subjekten (oS) gegenüber stehen, d.h. wir können die Metaobjektivation durch die Dualrelation

$$\mu: sO \times oS$$

darstellen. Zeichen sind allein deswegen objektive Subjekte, weil sich das triadische Zeichen in der Form der ebenfalls triadischen Interpretantenrelation, welche die semiotische Subjektposition determiniert, selbst enthält. Beim Übergang vom Ich zum Zeichen bzw. umgekehrt geht es somit um die Abbildung objektiver Subjekte auf subjektive Subjekte, d.h. um die beiden möglichen Fälle

$$v: oS \rightarrow sS$$

$$v^{-1}: sS \rightarrow oS,$$

und diese beiden Abbildungen sind die gesuchten Vermittlungen im Schema (Ich \leftarrow (Z = f(ω , β))).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Bewußtseinstheorie und semiotische Erkenntnistheorie. In: Klement, Hans-Werner, Bewußtsein. Baden-Baden 1975, S. 31-36

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Toth, Alfred, Die Logik des Jägers Gracchus. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Kardinalität der Menge von Zeichen und der Menge von Objekten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

Realer Schmutz und spirituelle Reinheit

1. Ich bin fest davon überzeugt, daß der folgende längere Passus aus Benses brilliantem Buch "Die Theorie Kafkas" (1952) zur Zeit, da er geschrieben wurde, von praktisch niemandem verstanden wurde und daß er rund zehn Jahre später, da in Stuttgart die Entwicklung der Semiotik aus dem Geiste der Kybernetik begann, sich niemand mehr an diesen Passus erinnerte. Diese Vermutung scheint mir Grund genug zu sein, den Passus ungekürzt an dieser Stelle wiederzugeben.

Der Geist gewinnt an zunehmender Stärke in dieser Welt, mehr und mehr füllt er sie an, durchtränkt das Fleisch, den Stoff, erhöht die Porosität der Dinge, und das alles wird heißen, daß es im Reiche des Seins menschlicher zugehen wird, weil die Dinge anfangen, sich menschlicher zu gebärden, wenn sie selbst erleuchtet, klar werden. Hegel, auf den muß ich jetzt kommen, hat auf eine ebenso großartige wie verwirrende Weise den theoretischen Charakter unseres Lebens und unserer Intelligenz sichtbar gemacht, und Balzac, das setze ich nun für Kenner hinzu, hat den Triumph der Theorie, man vergegenwärtige sich das Programm der Comédie Humaine, in einer Welt, deren Bestand an Bösem ebenso unerläßlich ist wie der Bestand an Gutem, im Rahmen der Literatur ermöglicht und auf diese Weise zugleich, und das ist es, worum es hier geht, den Primat der Explikation der Werte vor den Werten selbst herausgestellt. Seither zeichnet sich mit zunehmender Deutlichkeit eine frivole Differenz zwischen realer Konfusion und spiritueller Ordnung, zwischen realem Schmutz und spiritueller Reinheit ab. Der geistige Mensch wird definierbar als ein Wesen, das eher eine reale Konfusion und einen realen Schmutz als eine spirituelle Unordnung oder eine spirituelle Unsauberkeit erträgt. Er verteidigt beständig eine Welt, in der die geistigen Mißverhältnisse schwerer wiegen als die materiellen. (Bense 1952, S. 7 f.)

2. Im folgenden geht es um die Dichotomie von "realem Schmutz" und "spiritueller Reinheit". Es dürfte klar sein, daß Bense, was die spirituelle Reinheit betrifft, bereits in seinem frühen Buch die Semiotik im Sinne hat, denn man liest etwa den weitreichenden Satz: "Das Seiende tritt als Zeichen auf, und Zeichen überleben in der rein semiotischen Dimension ihrer Bedeutungen den Verlust der Realität" (Bense 1952, S. 80). Nur scheint Bense zu vergessen, daß nicht nur die Repräsentation von Zeichen, sondern auch die Präsentation von Objekten das Subjekt voraussetzen, d.h. die Welt wird nicht durch ihre Semiotisierung menschlicher, sondern sie ist es bereits, da die Begriffe Objekt und Subjekt selbst eine Dichotomie bilden und also ein subjektloser

Objektbegriff genauso ausgeschlossen ist wie ein objektloser Subjektbegriff. So definiert Bense fünfzehn Jahre nach der "Theorie Kafkas" in seinem ersten semiotischen Buch das Zeichen ausdrücklich als "Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9). Er setzt axiomatisch die Vorgegebenheit des Objektes voraus, auf welches ein Zeichen abgebildet wird. Daraus folgt nicht mehr und nicht weniger, als daß es in dieser Welt nicht nur Zeichen, sondern auch Objekte, d.h. nicht nur spirituelle Reinheit, sondern auch realen Schmutz gibt. Der reale Schmutz wird aber schnell beseitigt, denn sobald das Zeichen eingeführt ist, ist es transzendent von seinem Objekt geschieden, und dieses lebt nur noch in der Form von "Objektbezügen", d.h. Relationen und also nicht Gegenständen, fort. Die höchste Stufe einer solchen Semiotik wurde dann 1983 von Bense in dessen Buche "Das Universum der Zeichen" formuliert, eines Universums nämlich, das vermöge die drei modelltheoretischen Axiome der Extensivität, Monotonie und Abgeschlossenheit selbstkonsistent ist, also genauso wie die Logik, die Modelltheorie als ihre Semantik und die auf ihnen aufbauende Mathematik.

3. Leider ist diese Auffassung jedoch beweisbar falsch, denn die Vorstellung eines semiotischen Universums wird nicht nur bereits dadurch ausgeschlossen, daß ja gemäß Benses eigener Einführung des Zeichens ein Objekt der Zeichensetzung vorgegeben sein muß, sondern vor allem dadurch, daß die thetische Setzung von Zeichen ein willentlicher, intentionaler Akt ist. In Sonderheit wird also durch bloße Wahrnehmung ein Objekt noch nicht zum Zeichen, da die Wahrnehmung unwillentlich und nicht-intentional ist. Wie ich zuletzt in Toth (2016) gezeigt hatte, sitzt das Problem jedoch tiefer, genauer gesagt in der logischen Basis der Semiotik, die natürlich zweiwertig-aristotelisch ist und auf der Dichotomie $L = [0, 1]$ beruht, darin 0 das objektive Objekt und 1 das subjektive Subjekt bezeichnet, denn die beiden gemischten Kategorien des subjektiven Objektes und des objektiven Subjektes sind ja durch den Satz des Tertium non datur a priori ausgeschlossen. Tatsächlich ist aber das Domänenobjekt der Metaobjektivation immer ein wahrgenommenes Objekt, selbst dann, wenn es ein nur "vorgestelltes", d.h. kein "reales", sondern ein "ideales" Objekt ist, d.h. es ist ein subjektives Objekt. Und das Zeichen, insofern es Bezug nimmt auf dieses subjektive Objekt, ist als Codomänenelement der Metaobjektivation ein dazu duales objektives Subjekt. Wahrgenommene Objekte sind somit, um es noch deutlicher zuzusagen, subjektive Objekte, da es

Objekte sind, welche durch Subjekte wahrgenommen werden. Zeichen hingegen sind objektbestimmte Subjekte, d.h. objektive Subjekte, denn bei der Wahrnehmung ist unvermeidbar, daß das wahrgenommene Objekt Subjektanteile und das wahrnehmende Subjekt Objektanteile erhält. Damit wird natürlich auch die Dichotomie von realem Schmutz und spiritueller Reinheit, die ja der logischen Dichotomie L isomorph ist, zu Gunsten der neuen Dichotomie der Vermittlung $V = [\text{subjektives Objekt, objektives Subjekt}]$ relativiert. Jedes Objekt bekommt dadurch seinen Teil an spiritueller Reinheit, indem es von einem Subjekt wahrgenommen wird, und jedes Zeichen erhält seinen Teil an realem Schmutz, indem es ein Objekt bezeichnet.

Literatur

Bense, Max, Die Theorie Kafkas. Köln 1952

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Das Universum der Zeichen. Baden-Baden 1983

Toth, Alfred, Jenseits von Wahr und Falsch. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2016

Ein System von qualitativen Differenzen für kategoriale Nullheit

1. Dieser Beitrag nimmt auf eine der zahlreichen, von Bense sehr früh gesehene, später aber nicht mehr wieder aufgenommenen Probleme der Theoretischen Semiotik Bezug, dasjenige der kategorialen Nullheit bzw. den dieser Ebene zugehörigen präsemiotischen Raum der "disponiblen" bzw. "präthetischen" Vor-Zeichen (vgl. Bense 1975, S. 39 ff., 45 ff., 64 ff.).

2. Die Einführung der peircischen, als fundamental bezeichneten Kategorien erfolgt axiomatisch, niemand hat dies besser gezeigt als Bense selber (vgl. Bense 1981, 150 ff.), der zwischen Definitionen, Postulaten und Präaxiomen unterschieden, den Begriff der Axiomatik selbst aber aus logischen Gründen vermieden hat, da nur Quantitäten logisch axiomatisch sind, Zeichen als Qualitäten daher angeblich nicht axiomatisch einführbar sind. Dennoch lautet das Basisaxiom der Semiotik: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt. Die Differenz zwischen der Immanenz der Ontik (der Objekte) und der Transzendenz der Semiotik (der Zeichen) wird axiomatisch festgelegt, sie ist nicht das Ergebnis einer logischen oder semiotischen "Ableitung" und hat in der Semiotik den selben Stellenwert wie die drei Grundgesetze des Denkens in der Logik.

3. Die Einführung des Zeichens erfolgt historisch gesehen dadurch, daß die Kategorientafeln der Philosophie auf nur drei Kategorien: Möglichkeit oder Erstheit, Wirklichkeit oder Zweitheit und Notwendigkeit oder Drittheit reduziert werden. Bense hat diese drei Kategorien später (vgl. Bense 1981, S. 17 ff.) explizit als "Primzeichen" oder besser: als Zeichenzahlen eingeführt, d.h. als eine besondere Form der qualitativen Zahlen, um die sich weder in der Semiotik, noch in der polykontexturalen Logik, noch in der Mathematik später jemand gekümmert hat und unterschied zwischen kardinalen, ordinalen und relationalen Zeichenzahlen (1981, S. 26). Zu den bemerkenswertesten qualitativen Eigenschaften dieser qualitativen Zahlen gehört die Möglichkeit, daß sie nicht nur als Einzelzahlen, sondern auch als kartesische Produkte relativ genau determinierte Qualitäten bezeichnen und daß sie qualitativ nicht konvertierbar sind. So bezeichnet etwa das kartesische Produkt der ordinalen 2 und der

kardinalen 1, d.h. die Zahl (2.1), ein "Bild", während das konverse kartesische Produkt, d.h. die Zahl (1.2), eine "singuläre Qualität" bezeichnet.

4. Dennoch hängt die Einführung der simplizialen qualitativen Zahlen 1, 2 und 3 und der komplexen qualitativen Zahlen (1.1), (1.2), (1.3), (2.1), (2.2), (2.3), (3.1), (3.2) und (3.3) in der Luft, denn sie definieren ja paarweise gleichzeitig quantitative und qualitative Differenzen

1 : 1

1 : 2

1 : 3

(1.1) : (1.2)

(1.2) : (1.3), usw.,

und die Differenzen der Form

1 : (1.1)

2 : (2.2)

3 : (3.3)

nehmen dabei einen ganz besonderen Stellenwert ein. Wie wir seit Spencer-Brown's Untersuchungen zur Logik der Form (1969) wissen, muß ein Etwas gegeben sein, bevor es durch eine Differenz in Etwas anderes transformiert werden kann. Dabei kann es sich ontisch um eine Umgebung handeln, auf welche ein System gebaut wird, es kann sich semiotisch um ein Objekt handeln, auf welches durch ein Zeichen referiert wird, es kann sich aber auch mathematisch um eine Zahl handeln, die halbiert wird. In Sonderheit läßt die Differenz

_____ → ____|____

zwei völlig verschiedene Interpretationen zu:

1. Ein Ganzes durch in zwei Teile dieses Ganzen so geteilt, daß die beiden Teile zusammen das Ganze ergeben.

2. Ein Ganzes durch in zwei Teile dieses Ganzen so geteilt, daß die beiden Teile zusammen nicht das Ganze ergeben.

Im zweiten Falle ist aber nicht die Frage wichtig, ob die Teilung hyper- oder hypoadditiv ist, sondern ob die Teilung im Gegensatz zum ersten Falle qualitativ wirkt. Dieser Fall ist nun genau der, mittels dessen man die qualitativen Zeichenzahlen über der kategorialen Nullheit als Basis einführen kann. Dies kann, wie man leicht einsieht, nur mit Hilfe von Differenzoperatoren geschehen, da die kategoriale nullheitliche Basis des "präsemiotischen Raumes" (Bense) ja konstant bleibt. Wir definieren daher das folgende System von qualitativen Differenzoperatoren

$|_{id1}, |_{id2}, |_{id3}$

$|_{id1}(_) = (1.1)$

$|_{id2}(_) = (2.2)$

$|_{id3}(_) = (3.3).$

$|_{id1|2}, |_{id1|3}, |_{id2|1}, |_{id2|3}, |_{id3|1}, |_{id3|2}$

$|_{id1|2}(_) = (1.2)$

$|_{id1|3}(_) = (1.3)$

$|_{id2|1}(_) = (2.1).$

$|_{id2|3}(_) = (2.3)$

$|_{id3|1}(_) = (3.1)$

$|_{id3|2}(_) = (3.2).$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Spencer-Brown, George, Laws of Form. London 1969

Objekt, Perzept und Zeichen

1. Das Wenige, das im Zusammenhang mit unserem Thema fest steht, ist, daß durch die Wahrnehmung Objekte nicht erzeugt werden. Daraus folgt, daß sie der Wahrnehmung vorgegeben sein müssen. Obwohl man also die Existenz apriorischer Objekte nicht beweisen kann, folgt sie ex negativo aus obiger Tatsache (vgl. Toth 2015).

2. Es ist eine weitere Tatsache, daß die Wahrnehmung unwillkürlich abläuft. Daraus folgt, daß das Wahrgenommene, auch Abbild genannt, kein Zeichen sein kann, denn Zeichen sind per definitionem willkürlich, nämlich thetisch, eingeführt (vgl. Bense 1967, S. 9).

3. Sowohl das bezeichnete Objekt als auch das Zeichen sind Objekte. Weil das Zeichen dem Objekt in der thetischen Einführung zugeordnet wird, nennt es Bense (1967, S. 9) genauer Metaobjekt. Zum Zeichen können jedoch nur wahrgenommene Objekte erklärt werden, d.h. "Perzepte". Es ist unmöglich, ein zuvor nicht wahrgenommenes oder nicht wahrnehmbares Objekt zum Zeichen zu erklären. Dies gilt selbst für "Gedankenzeichen" und im Falle von mythologischen Objekten, denn diese sind stets aus realen Objekten zusammengesetzt (vgl. Toth 2008).

4. Demzufolge ist die Dichotomie von Objekt und Zeichen zugunsten der Trichotomie von Objekt, Perzept und Zeichen zu ersetzen. Würde man Abbilder, d.h. Perzepte, als Zeichen betrachten, müßten sie wegen der Wahrnehmung ebenfalls unwillkürlich sein, d.h. diese Zeichen bedürften keiner thetischen Einführung, und die Differenz zwischen Objekt und Zeichen würde damit genauso sinnlos wie die Begriffe Objekt und Zeichen. Da jedes Zeichen ein Perzept voraussetzt, aber natürlich nicht jedes Perzept zum Zeichen erklärt werden muß, vermitteln Perzepte zwischen Zeichen und Objekten

$P = V(O, Z)$.

5. Klarerweise sind auch die erkenntnistheoretischen Funktionen von Perzepten und Zeichen verschieden. Während das nur indirekt zugängliche absolute Objekt natürlich ein objektives Objekt darstellt, stellt das Perzept ein subjektives Objekt dar, da die Wahrnehmung ja per definitionem subjektge-

bunden ist, d.h. nicht ohne mindestens ein Subjekt ablaufen kann. Ein Zeichen hingegen ist ein objektives Subjekt, denn zwischen Zeichen und Objekt verläuft eine Kontexturgrenze (vgl. Kronthaler 1992), also ist das Zeichen primär Subjekt, aber es ist ja eines, das ein Objekt bezeichnet, d.h. auf es referiert, und somit ein objektives Subjekt. Damit stehen Perzept und Zeichen in der folgenden Dualrelation

$$\times P = Z$$

$$\times Z = P,$$

da ja gilt

$$\times(sO) = (oS)$$

$$\times(oS) = (sO).$$

6. Die beiden zusammengesetzten erkenntnistheoretischen Funktionen, die wir durch sO und oS abgekürzt haben, sind iterierbar. Durch fortgesetzte Anwendung eines Iterators I ergeben sich für beide positionsbedingte Hierarchien, vgl.

$I(sO), (sO)I$	\times	$(oS)I, I(oS)$
$o(sO)$	\times	$(oS)o$
$(sO)o$	\times	$o(oS)$
$s(sO)$	\times	$(oS)s$
$(sO)s$	\times	$s(oS),$

die natürlich erneut iterierbar sind, usw. Daraus ergeben sich Limesprozesse, bei denen einerseits S von oS aus und andererseits O von sO aus beliebig nahe approximiert werden, so daß sowohl O als auch S als Grenzwerte der zugehörigen komplexen erkenntnistheoretischen Funktion fungieren (vgl. Toth 2014).

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Kronthaler, Engelbert, Zeichen – Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

Toth, Alfred, Die präsemiotische Struktur "magischer" Handlungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Toth, Alfred, Das Zeichen als komplexe Funktion. In: Barandovská-Frank, Vera (Hrsg.), Littera scripta manet. Serta in honorem Helmar Frank. Paderborn 2014, S. 658-666

Toth, Alfred, Der Jäger Gracchus und die Vermittlung von Diesseits und Jenseits. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Die Nicht-Transzendenz der Objekt-Zeichen-Relation

1. Theoretisch kann man zwei beliebige Objekte A und B tauschen. Allerdings setzt der Tausch die Präsenz von mindestens zwei verschiedenen Subjekten X und Y voraus, d.h. es gilt

$$A = f(X) \text{ oder } A = f(Y)$$

$$B = f(Y) \text{ oder } B = f(X).$$

Sei T die Relation des Tausches, dann haben wir also

$$S(A) = A(Y) \text{ oder } S(A) = A(X)$$

$$S(B) = B(X) \text{ oder } S(B) = B(Y).$$

In diesen Fällen ändern sich somit nur die Abhängigkeiten der Objekte von den Subjekten. Der Tausch impliziert nicht, daß das Objekt A für das Objekt B oder umgekehrt steht.

2. Die Algebra $\underline{A} = (T, A, B, X, Y)$ ist „nicht-transzendent“, da keine Referenz zwischen je zwei Teilmengen von A besteht. Eine Referenz setzt indessen nicht notwendig mehr als zwei Subjekte X und Y voraus, aber eine Konvention zwischen X und Y darüber, daß entweder X für Y oder Y für X steht. Das bedeutet, daß die Objekte A und B nicht mehr voneinander unabhängig sind wie in der Tauschrelation, sondern daß eine der beiden folgenden Relationen gilt

$$A = f(B)$$

$$B = f(A),$$

d.h. es gibt vier mögliche Einbettungs-Ordnungs-Typen E zweier Objekte A und B

$$E = (A, (B))$$

$$E = ((A), B)$$

$$E = (B, (A))$$

$$E = ((B), A).$$

Bei sogenannten „transzendenten“ Relationen wie derjenigen von Objekt und Zeichen tritt somit zusätzlich zum Tausch eine Einbettung ein, und die Ordnung der Objekte ist relevant. Das ist aber auch schon alles, was die „transzendente“ Relation E von der „nicht-transzendenten“ Relation T unterscheidet. Man beachte jedoch, daß es jederzeit möglich ist, die Abbildung

f: $T \rightarrow E$

vorzunehmen – da vermöge Bense (1967, S. 9) jedes Objekt zum Zeichen eines (anderen) Objektes erklärt werden kann und da jedes Zeichen als „Metaobjekt“ definiert ist. Hingegen ist es prinzipiell nicht möglich, die zu f konverse Abbildung

g: $E \rightarrow T$

vorzunehmen, denn die thetische Setzung von Zeichen qua Metaobjektivation ist nicht-umkehrbar. Wir hatten dies früher durch den Slogan „Einmal Zeichen – immer Zeichen“ ausgedrückt. Der Grund liegt natürlich wiederum darin, daß E im Gegensatz zu T Konvention, d.h. Übereinkunft zwischen mindestens zwei Subjekten, voraussetzt, und zwar darüber, dass zwischen zwei Objekten A und B eine der vier oben genannten Einbettungs-Ordnungs-Relationen-Relationen E besteht. Diese ausgeschlossene Möglichkeit des „Zurückkommens“, d.h. der Rückverwandlung eines Zeichens in ein Objekt, erinnert allerdings an die Nicht-umkehrbarkeit des Sterbens, aufgefaßt als Übergang des Lebens zum Tode und damit verwandter, echt-transzendenter Relationen.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Vom Ort des Objektes und vom Ort des Zeichens

1. Ein Axiom der von mir eingeführten allgemeinen Objekttheorie oder Ontik (Toth 2012) besagt, daß ein Objekt immer einen Ort hat

$$\Omega = f(\omega).$$

2. Ein Axiom der von Max Bense inaugurierten allgemeinen Zeichentheorie oder Semiotik besagt, daß ein Zeichen thetisch eingeführt sein muß. Ein solches Zeichen heißt auch „Meta-Objekt“ (Bense 1967, 9)

$$Z = f(\Omega).$$

3. Aus 1. und 2. folgt nun aber

$$Z = f(f(\omega)).$$

Das bedeutet also, daß das Zeichen zwar selbst keine Ort haben, aber den Ort des von ihm bezeichneten Objektes „mitführt“. Das wurde in Benses Semiotik übersehen.

4. Generell besteht allerdings eine der zentralen Aufgaben des Zeichens darin, ein Objekt oder ein Subjekt orts- und zeit-unabhängig zu machen. Es ist einfacher, eine Photographie, d.h. ein Icon, der Zugspitze zu verschicken, als das Objekt der Zugspitze selbst. Und nur dank der Photographie, d.h. der Iconisierung bzw. der ihnen verwandten Vorläufer-Techniken einschließlich der Malerei, wissen wir, wie Personen führer Jahrhundert ausgesehen haben und können unsere Vestorbenen weiterhin "bei uns tragen".

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

Metaobjektivationstypen

1. Lakonisch vermerkt Bense in seinem ersten semiotischen Buch: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden" (1967, S. 9). Wie genau diese Metaobjektivation funktioniert, wurde jedoch weder von Bense noch seinen Mitarbeitern und Schülern je untersucht. Das hat seinen Grund: die Peircesche Semiotik ist pansemiotisch, d.h. wir können Objekte nur als Metaobjekte, d.h. als Zeichen wahrnehmen. Ausdrücklich sagt Bense: "Gegeben ist, was repräsentierbar ist" (1981, S. 11). Zugespitzt könnte man somit sagen: Objekte sind innerhalb der Peirce-Bense-Semiotik ein notwendiges Übel – denn sonst könnte man die Entstehung von Zeichen nicht erklären. Demzufolge kann es nach dieser Auffassung auch keine Objekttheorie geben, denn es braucht sie ja gar nicht, da man alles, was man zu Objekten sagen kann, nur in ihrer Vermitteltheit durch Zeichen erfahren kann. Die Zeichentheorie wird somit als selbst-konsistent aufgefaßt. – Daß diese Auffassung grundfalsch ist, muß bereits Bense selbst bewußt gewesen sein, denn sonst hätte er nicht schon 1975 eine Kategorie der "Nullheit" (Zeroneß) eingeführt und sie mit 0-relationalen "disponiblen Objekten" bevölkert (vgl. Bense 1975, S. 39 ff., 65 f.). Im folgenden versuche ich, die Haupttypen der Metaobjektivation zu geben. Einige Beispiele findet man in Toth (2012).

2. Unvermittelte Metaobjektivation

2.1. Bezeichnung eines Objektes

$$\exists (o \in [S_i])$$

2.2. Objektwechsel

$$\exists (o_i \in [S_i] \rightarrow o_j \in [S_j])$$

2.3. Bezeichnung eines Systems

$$\exists ([S_i])$$

2.4. Systemwechsel

$$\exists (x \in [S_i \rightarrow S_j])$$

2.5. Bezeichnung eines Objektes in einem System

$$\exists(x \in [S_i])$$

2.6. Bezeichnung eines Teilobjektes in einem System

$$\exists(x \in y \in [S_i])$$

2.7. Bezeichnung einer Menge von Objekten in einem System

$$\exists(\{x\} \in [S_i])$$

2.8. Bezeichnung eines Zwischenraumes

$$\exists(\alpha = [S_i \rightarrow S_j])$$

2.9. Bezeichnung eines Objektes in einem Zwischenraum

$$\exists(x \in (\alpha = [S_i \rightarrow S_j]))$$

2.10. Bezeichnung eines Teilobjektes in einem Zwischenraum

$$\exists(x \in y \in [S_i \rightarrow S_j])$$

2.11. Bezeichnung eines Teilsystems

$$\exists([S_i [S_j]])$$

2.12. Bezeichnung eines Objektes in einem Teilsystem

$$\exists(x \in [S_i [S_j]])$$

2.13. Bezeichnung einer Umgebung eines Systems

$$\exists(U[S_i])$$

2.14. Bezeichnung eines Adsystems

$$\exists(x \in ([S_i] \cap [S_j]))$$

2.15. Bezeichnung eines Objektes eines Adsystems

$$\exists(x \in ([U_i] \cap [U_j]))$$

3. Vermittelte Metaobjektivierung

3.1. Bezeichnung eines Zeichens für ein Objekt

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_i(\mathfrak{o}))$$

3.2. Bezeichnung eines Teilzeichens

$$\mathfrak{z}_i \in \mathfrak{z}_j(\mathfrak{o})$$

3.3. Bezeichnung eines Zeichens für ein Subjekt

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{s}))$$

3.4. Bezeichnung eines Teilzeichens für ein Subjekt

$$\mathfrak{z}_i \in \mathfrak{z}_j(\mathfrak{s})$$

3.5. Bezeichnung eines Metazeichens für ein Objekt

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{z}_k(\mathfrak{o})))$$

3.6. Bezeichnung eines Metazeichens mit Objektwechsel

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{z}_k(\mathfrak{o}_l \rightarrow \mathfrak{o}_m)))$$

3.7. Bezeichnung eines Metazeichens für ein Subjekt

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{z}_k(\mathfrak{s})))$$

3.8. Bezeichnung eines Metazeichens mit Subjekt-Objektwechsel

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{z}_k(\mathfrak{s}))) \rightarrow (\mathfrak{z}_l(\mathfrak{o}))$$

3.9. Bezeichnung eines Metazeichens mit Objekt-Subjektwechsel

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{z}_j(\mathfrak{z}_k(\mathfrak{o}))) \rightarrow (\mathfrak{z}_l(\mathfrak{s}))$$

3.10. Zeichenverkürzung (das Gegenstück zum Objektwechsel)

$$\mathfrak{z}_i(\mathfrak{o}) \in \mathfrak{z}_j(\mathfrak{o})$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Systemtheorie der Stadtzürcher Orts- und Flurnamen. In:
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012

Metaobjektive Abbildungen

Du bist zwar Erde,
doch mußt du sie graben.
*Gottfried Benn (Ges. Werke, ed. Wellershoff,
Bd. 3. Wiesbaden 1960, S. 235)*

1. Die in Toth (2012a) präsentierten Basistypen von Objekt-Subjektrelationen, welche bekanntlich alle elementaren Fälle der Interaktion eines gerichteten Objektes und eines gerichteten Subjektes und damit sämtliche möglichen Fälle wahrgenommener Objekte erfassen, ermöglichen es uns im folgenden, die Zeichengenesse oder Metaobjektivierung (vgl. Bense 1967, S. 9), genauer die Typen der Abbildungen von Objekten auf Zeichen, in systematischer formaler Weise darzustellen. Man beachte allerdings, daß die formal sehr leicht zu bewerkstelligen konversen Relationen, d.h. die Abbildungen von Zeichen auf Objekte, wohl von ausschließlich theoretischer Relevanz sind, da es, wie ich bereits früher formulierte, offenbar ein Axiom gibt, das da lautet: Einmal Zeichen, immer Zeichen. Etwas genauer gesagt, bedeutet das, daß bei der Abbildung eines Objektes auf ein Zeichen das Objekt zwar als solches, d.h. als Objekt, bestehen bleibt und quasi nur essentiell, aber nicht existentiell, durch das Zeichen für dieses Objekt verdoppelt wird, daß aber das Zeichen schon deshalb niemals zum Objekt werden kann, eben weil es dieses ja nur essentiell verdoppelt. Ferner ist das Subjekt, also z.B. dasjenige, welches das Zeichen für das Objekt thetisch setzt, in einer ganz anderen Weise in das Zeichen integriert (was bei Peirce durch den Interpretantenbezug definiert wird) als das Subjekt mit einem wahrgenommenen Objekt verbunden ist. Das bedeutet also, daß trotz der zuletzt in Toth (2012b) präzisierten Objekt-Zeichen-Isomorphie und trotz der ebenda aufgewiesenen Strukturdifferenzen zwischen Objekt- und Zeichenrelation auch eine ganz andere Art der Interaktion des Subjektes mit dem wahrgenommenen Objekt auf der einen und mit dem durch das Zeichen repräsentierten Objekt andererseits hinzukommt. (Wir wissen ja z.B. bereits aus der Peirceschen Semiotik, daß ein Interpretant kein Interpret ist.)

2. Im folgenden definieren wir sämtliche elementaren, d.h. auf *ein* Objekt und auf *ein* Subjekt beschränkten Metaobjektivierungstypen der Abbildung

f: $OR \rightarrow ZR = [[\Omega_i, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))).$

2.1. Abbildungen von Objekten ohne Subjekt-Objekt-Interaktion

$$f_{1a} = [[\Omega_i, \Omega_j], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{a1} = [[\Sigma_k, \Sigma_l], [\Omega_i, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{1b} = [[\Omega_i, \Omega_j], [\Sigma_l, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{b1} = [[\Sigma_l, \Sigma_k], [\Omega_i, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{1c} = [[\Omega_j, \Omega_i], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{c1} = [[\Sigma_k, \Sigma_l], [\Omega_j, \Omega_i]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{1d} = [[\Omega_j, \Omega_i], [\Sigma_l, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{d1} = [[\Sigma_l, \Sigma_k], [\Omega_j, \Omega_i]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))).$$

2.2. Abbildungen von Objekten mit Subjekt-Objekt-Interaktion

2.2.1. Konstante Einbettungen

$$f_{2a} = [[\Omega_i, \Sigma_k], [\Omega_j, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{a2} = [[\Omega_j, \Sigma_l], [\Omega_i, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{2b} = [[\Omega_i, \Sigma_k], [\Sigma_l, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{b2} = [[\Sigma_l, \Omega_j], [\Omega_i, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{2c} = [[\Omega_i, \Sigma_l], [\Omega_j, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{c2} = [[\Omega_j, \Sigma_k], [\Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{2d} = [[\Omega_i, \Sigma_l], [\Sigma_k, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$f_{d2} = [[\Sigma_k, \Omega_j], [\Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))).$$

2.2.2. Variable Einbettungen

$$O_{1a} = [[\Omega_i, \Omega_j, \Sigma_k], \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$O_{a1} = [\Sigma_k, [\Sigma_l, \Omega_i, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$O_{1a} = [[\Omega_i, \Omega_j], [\Sigma_k, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$O_{a1} = [[\Sigma_k, \Sigma_l], [\Omega_i, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))$$

$$\begin{aligned}
O_{a2} &= [[\Omega_j, \Sigma_l], [\Omega_i, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2a} &= [\Omega_i, \Sigma_k, \Omega_j, [\Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{a2} &= [[\Omega_j], \Sigma_l, \Omega_i, \Sigma_k] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2b} &= [[\Omega_i, \Sigma_k, \Sigma_l], \Omega_j] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{b2} &= [\Sigma_l, [\Omega_j, \Omega_i, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2b} &= [[\Omega_i, \Sigma_k], [\Sigma_l, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{b2} &= [[\Sigma_l, \Omega_j], [\Omega_i, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2b} &= [\Omega_i, \Sigma_k, \Sigma_l, [\Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{b2} &= [[\Sigma_l], \Omega_j, \Omega_i, \Sigma_k] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2c} &= [[\Omega_i, \Sigma_l, \Omega_j], \Sigma_k] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{c2} &= [\Omega_j, [\Sigma_k, \Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2c} &= [[\Omega_i, \Sigma_l], [\Omega_j, \Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{c2} &= [[\Omega_j, \Sigma_k], [\Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2c} &= [\Omega_i, \Sigma_l, \Omega_j, [\Sigma_k]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{c2} &= [[\Omega_j], \Sigma_k, \Omega_i, \Sigma_l] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2d} &= [[\Omega_i, \Sigma_l, \Sigma_k], \Omega_j] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{d2} &= [\Sigma_k, [\Omega_j, \Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2d} &= [[\Omega_i, \Sigma_l], [\Sigma_k, \Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{d2} &= [[\Sigma_k, \Omega_j], [\Omega_i, \Sigma_l]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{2d} &= [\Omega_i, \Sigma_l, \Sigma_k, [\Omega_j]] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I))) \\
O_{d2} &= [[\Sigma_k], \Omega_j, \Omega_i, \Sigma_l] \rightarrow (M \rightarrow ((M \rightarrow O) \rightarrow (M \rightarrow O \rightarrow I)))
\end{aligned}$$

Eine bedeutend größere Anzahl von Abbildungen ergibt sich dann, wenn man nicht nur Permutationen der Teilrelationen der Objektrelation, sondern auch derjenigen der Zeichenrelation zulässt.

Literatur

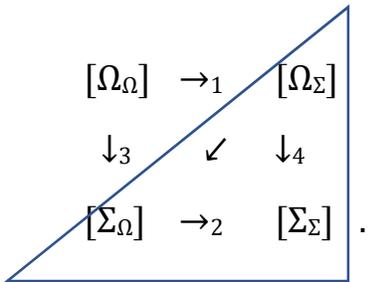
Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Gerichtete Objekt-Subjekt-Relationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012a

Toth, Alfred, Die Einheit von Zeichen und Objekt als System I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2012b

Zwei Formen von Metaobjektivation

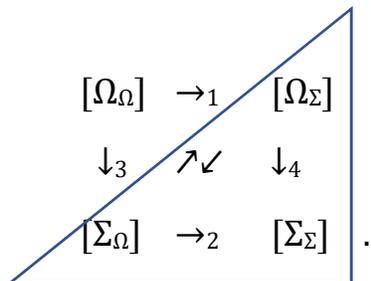
1. In dem nun bekannten, in Toth (2013a, b) eingeführten Modell der ontischen Vierfalt nimmt, wie ebenfalls bekannt ist, die reguläre Metaobjektivation, wie Bense (1967, S. 9) die thetische Einführung des Zeichens als den Abbildungsprozeß eines Objektes auf ein Zeichen nennt, die drei statischen und drei dynamischen Prozesse innerhalb des ins folgende Modell eingezeichneten Dreiecks ein



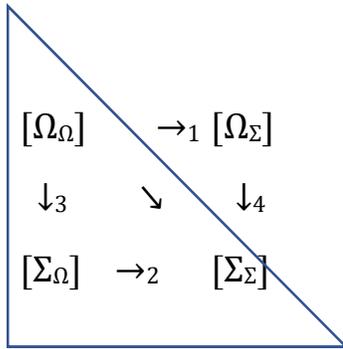
Wie in Toth (2013b) besprochen, können die zwei pathologischen Metaobjektivation ($Z \rightarrow O$, $Z \leftrightarrow O$) durch

$$[\Omega_\Sigma] = [\Sigma_\Omega]$$

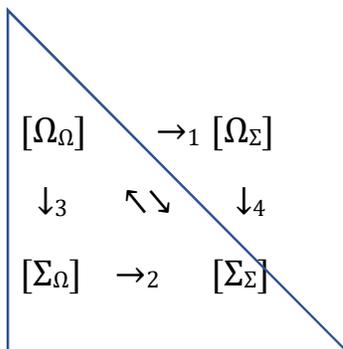
formalisiert werden und transformieren das obige Modell zu



2. In Toth (2013b) war ebenfalls erwähnt worden, daß das absolute, d.h. objektive Objekt $[\Omega_\Omega]$ natürlich nicht definiert ist, denn in Toth (2013c) war begründet worden, daß der Metaobjektivationsprozeß das subjektive Objekt $[\Omega_\Sigma]$ zum Ausgangspunkt hat. Nichtsdestotrotz ist es aber möglich, das obige Dreieck so zu spiegeln, daß man eine zweite Form von Metaobjektivation bekommt:



Bei dieser zweiten Form von Metaobjektivation wird also das objektive und nicht das subjektive Objekt abgebildet, und zwar ebenfalls, d.h. wie in der ersten Form von Metaobjektivation, auf das als semiotisches Mittel fungierende objektive Subjekt $[\Sigma_\Omega]$. Entsprechend der ersten Form, sieht die zweite Form der pathologischen Varianten wie folgt aus

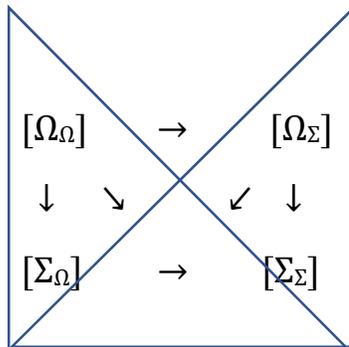


d.h. während sie in der ersten Form auf dem dualen Austausch $[\Omega_\Sigma] = [\Sigma_\Omega]$, d.h. von relativem Objekt und Subjekt beruht, beruht sie in der zweiten Form auf dem Austausch von absolutem Objekt und absolutem Subjekt, d.h. auf

$$[\Omega_\Omega] = [\Sigma_\Sigma].$$

Da wir keine absoluten Objekte wahrnehmen können, ist der praktische Nutzen dieser zweiten Form von Metaobjektivation natürlich hochgradig fragwürdig. Immerhin können wir aber, immer auf der Voraussetzung, daß die logisch-ontische Vierfalt, welche die in der klassischen Logik getroffene doppelte kontextuelle Unterscheidung zwischen Sein und Seiendem einerseits sowie Nichts und Nichtseiendem andererseits, formalisiert, gültig ist, ein Modell zweier komplementärer Metaobjektivationen aufstellen. Das bedeutet also, daß jedesmal dann, wenn ein Objekt zum Zeichen erklärt wird, quasi ein

Schattenzeichen einen gespiegelten (reflektorischen) Prozeß in dem zum subjektiven Teilraum der Ontik komplementären objektiven Teilraum vollzieht:



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Toth, Alfred, Die ontisch-logische Vierfalt und die Entstehung des Zeichens. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013a

Toth, Alfred, Metaobjektivation, oder die Abbildung von Objekten auf Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Toth, Alfred, Das Eine und das Andere. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2013b

Formales System der Metaobjektivation I

1. Wir gehen aus von den Definitionen von Zeichen (Z) und Objekten (O) (vgl. Toth 2014a-c)

$$Z = (1, 2, 3)$$

$$O = (A, B, \Gamma).$$

Wegen $(Z \cong O)$ gilt ferner vermöge Bense (1979, S. 53, 67)

$$(1, (2, (3))) \cong (A, (B, (\Gamma))),$$

und daraus folgt die Isomorphie der ontischen und der semiotischen Matrize

	.α	.β	.γ			.1	.2	.3
α.	α.α	α.β	α.γ		1.	1.1.	1.2	1.3
β.	β.α	β.β	β.γ	≅	2.	2.1	2.2	2.3
γ.	γ.α	γ.β	γ.γ.		3.	3.1	3.2	3.3.

Ferner können wir die semiotischen Operationen wie folgt redefinieren

$$[1.1] =: \equiv_1 \quad [2.1] =: \leftarrow_{12} \quad [3.1] =: \leftarrow_{13}$$

$$[1.2] =: \leftarrow_{21} \quad [2.2] =: \equiv_2 \quad [3.2] =: \leftarrow_{23}$$

$$[1.3] =: \leftarrow_{31} \quad [2.3] =: \leftarrow_{32} \quad [3.3] =: \equiv_3.$$

Im folgenden sei ein zweistufiges Reduktionssystem in Form von semiotisch-ontischen Transformationen präsentiert, das dazu dient, die erkenntnistheoretische Distanz von Zeichen und Objekten zu minimieren. Man wird eine gewisse Nähe zum Gedanken der algebraischen Kategorie bemerken.

2.1. Abbildungen von Zeichen auf Objekte

$$\mu_1: \quad [[3, 1], [2, 1], [1, 1]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \alpha], [\alpha, \alpha]]$$

$$\mu_2: \quad [[3, 1], [2, 1], [1, 2]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \alpha], [\alpha, \beta]]$$

$$\mu_3: \quad [[3, 1], [2, 1], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \alpha], [\alpha, \gamma]]$$

$$\mu_4: \quad [[3, 1], [2, 2], [1, 2]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \beta], [\alpha, \beta]]$$

- $\mu_5: \quad [[3, 1], [2, 2], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \beta], [\alpha, \gamma]]$
 $\mu_6: \quad [[3, 1], [2, 3], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \alpha], [\beta, \gamma], [\alpha, \gamma]]$
 $\mu_7: \quad [[3, 2], [2, 2], [1, 2]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \beta], [\beta, \beta], [\alpha, \beta]]$
 $\mu_8: \quad [[3, 2], [2, 2], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \beta], [\beta, \beta], [\alpha, \gamma]]$
 $\mu_9: \quad [[3, 2], [2, 3], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \beta], [\beta, \gamma], [\alpha, \gamma]]$
 $\mu_{10}: \quad [[3, 3], [2, 3], [1, 3]] \quad \rightarrow \quad [[\gamma, \gamma], [\beta, \gamma], [\alpha, \gamma]]$

2.2. Elimination der Differenz von Subzeichen und Subobjekten

- $\mu_1: \quad [1_3, 1_2, 1_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \alpha_\beta, \alpha_\alpha]$
 $\mu_2: \quad [1_3, 1_2, 2_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \alpha_\beta, \beta_\alpha]$
 $\mu_3: \quad [1_3, 1_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \alpha_\beta, \gamma_\alpha]$
 $\mu_4: \quad [1_3, 2_2, 2_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \beta_\beta, \beta_\alpha]$
 $\mu_5: \quad [1_3, 2_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \beta_\beta, \gamma_\alpha]$
 $\mu_6: \quad [1_3, 3_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\alpha_\gamma, \gamma_\beta, \gamma_\alpha]$
 $\mu_7: \quad [2_3, 2_2, 2_1] \quad \rightarrow \quad [\beta_\gamma, \beta_\beta, \beta_\alpha]$
 $\mu_8: \quad [2_3, 2_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\beta_\gamma, \beta_\beta, \gamma_\alpha]$
 $\mu_9: \quad [2_3, 3_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\beta_\gamma, \gamma_\beta, \gamma_\alpha]$
 $\mu_{10}: \quad [3_3, 3_2, 3_1] \quad \rightarrow \quad [\gamma_\gamma, \gamma_\beta, \gamma_\alpha]$

2.3. Reduktion auf ontisch-semiotische Operatoren

- $\mu_1: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$
 $\mu_2: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$
 $\mu_3: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$
 $\mu_4: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$
 $\mu_5: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$
 $\mu_6: \quad [\leftarrow, \leftarrow]$

μ_7 : [\leftarrow , \leftarrow]

μ_8 : [\leftarrow , \leftarrow]

μ_9 : [\leftarrow , \leftarrow]

μ_{10} : [\leftarrow , \leftarrow]

Literatur

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Toth, Alfred, Formale Objekttheorie I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Objekttransformationen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Ontisch-semiotische Abbildungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Formales System der Metaobjektivation II

1. Wir gehen aus von den in Toth (2014a) in die Objekttheorie eingeführten semiotisch-ontischen Operationen

- ≡ Identität
- > Selektion
- ↦ thetische Zuordnung
- ↗ analoge Zuordnung.

Nach Toth (2014b) gelten die folgenden differentiellen semiotischen und ontischen Dualsysteme

$$DS_{Zdiff} = [[[3.a], [b.c]], [[2.d], [e.f]], [[1.g], [h.i]]] \times$$

$$[[[i.h], [g.1]], [[f.e], [d.2]], [[c.b], [a.3]]]$$

$$DS_{Odiff} = (((\alpha.\delta) (\varepsilon.\zeta)), ((\beta.\eta)), (\theta.\iota)), ((\gamma.\kappa), (\lambda.\mu)))$$

$$(((\mu.\lambda), (\kappa.\gamma)), ((\iota.\theta), (\eta.\beta)), ((\zeta.\varepsilon), (\delta.\alpha))).$$

Dann lauten die strukturellen Bedingungen von Subzeichen bzw. Subobjekten ($S \in Z$ oder $S \in O$) für Operationen

$$S_1 \equiv S_2 \text{ gdw. } [[a.b], [c.d]] \text{ mit } a. = c. \text{ und } .b = .d$$

$$S_1 < S_2 \text{ gdw. } [[a.b], [c.d]] \text{ mit } .a = .c$$

$$S_1 \mapsto S_2 \text{ gdw. } [[a.b], [c.d]] \text{ mit } a. \neq c.$$

$$S_1 \rightsquigarrow S_2 \text{ gdw. } [[a.b], [c.d]] \text{ mit } b. = d.$$

2. Nachdem in Toth (2014c) zur Minimierung der erkenntnistheoretischen Distanz von Objekten und Zeichen erste formale Reduktionsverfahren vorgeschlagen worden waren, wollen wir dies nun für entsprechende Dualsysteme fortsetzen. Wir gehen aus von den acht möglichen Objekt-Zeichen-Abbildungen

$$O \rightarrow Z = \quad [[[\alpha.\delta] [\varepsilon.\zeta]], [[\beta.\eta]], [\theta.\iota]], [[\gamma.\kappa], [\lambda.\mu]]] \rightarrow$$

$$[[[3.a], [b.c]], [[2.d], [e.f]], [[1.g], [h.i]]]$$

$$(O \rightarrow Z)^{-1} = \quad [[[3.a], [b.c]], [[2.d], [e.f]], [[1.g], [h.i]]] \rightarrow$$

$$[[[\alpha.\delta] [\varepsilon.\zeta]], [[\beta.\eta]], [\theta.\iota]], [[\gamma.\kappa], [\lambda.\mu]]]$$

$$\times O \rightarrow Z = \quad [[[\mu.\lambda], [\kappa.\gamma]], [[\iota.\theta], [\eta.\beta]], [[\zeta.\varepsilon], [\delta.\alpha]]] \rightarrow \\ [[3.a], [b.c]], [[2.d], [e.f]], [[1.g], [h.i]]]$$

$$(\times O \rightarrow Z)^{-1} = \quad [[3.a], [b.c]], [[2.d], [e.f]], [[1.g], [h.i]] \rightarrow \\ [[[\mu.\lambda], [\kappa.\gamma]], [[\iota.\theta], [\eta.\beta]], [[\zeta.\varepsilon], [\delta.\alpha]]]$$

$$O \rightarrow \times Z = \quad [[[\alpha.\delta] [\varepsilon.\zeta]], [[\beta.\eta]], [\theta.\iota]], [[\gamma.\kappa], [\lambda.\mu]]] \rightarrow \\ [[i.h], [g.1]], [[f.e], [d.2]], [[c.b], [a.3]]]$$

$$(O \rightarrow \times Z)^{-1} = \quad [[i.h], [g.1]], [[f.e], [d.2]], [[c.b], [a.3]] \rightarrow \\ [[[\alpha.\delta] [\varepsilon.\zeta]], [[\beta.\eta]], [\theta.\iota]], [[\gamma.\kappa], [\lambda.\mu]]]$$

$$\times O \rightarrow \times Z = \quad [[[\mu.\lambda], [\kappa.\gamma]], [[\iota.\theta], [\eta.\beta]], [[\zeta.\varepsilon], [\delta.\alpha]]] \rightarrow \\ [[i.h], [g.1]], [[f.e], [d.2]], [[c.b], [a.3]]]$$

$$(\times O \rightarrow \times Z)^{-1} = \quad [[i.h], [g.1]], [[f.e], [d.2]], [[c.b], [a.3]] \rightarrow \\ [[[\mu.\lambda], [\kappa.\gamma]], [[\iota.\theta], [\eta.\beta]], [[\zeta.\varepsilon], [\delta.\alpha]]].$$

Auf der Basis der Reduktion auf semiotische Operatoren (Toth 2014c) kann man nun vier Typen von "Pfeilkategorien" ermitteln

$\mu_1:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$	}		
$\mu_2:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$			
$\mu_3:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$			
$\mu_4:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$		k	$[\leftarrow, \leftarrow]$
$\mu_5:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$		k	$[\leftarrow, \leftarrow]$
$\mu_6:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$		k	$[\leftarrow, \leftarrow]$
$\mu_7:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$		k	$[\leftarrow, \leftarrow]$
$\mu_8:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$			
$\mu_9:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$			
$\mu_{10}:$	$[\leftarrow, \leftarrow]$			

Mit Hilfe dieser Pfeilkategorien gelangt man dann zu den folgenden abstraktesten Basistypen der Abbildungen von Zeichen auf Objekte, Objekten auf Zeichen oder zwischen Zeichen bzw. Objekten

μ_{1*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{2*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{3*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{4*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{5*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{6*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{7*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{8*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{9*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

μ_{10*} : $[[\leftarrow, \leftarrow], [\leftarrow, \leftarrow]]$

Wir haben hier also natürliche Transformationen ontisch-semiotischer Pfeilkategorien vor uns.

Literatur

Toth, Alfred, Formale Objekttheorie I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Ontisch-semiotische Abbildungen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Formales System der Metaobjektivation (I). In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014c

Metaobjektivation und Metasubjektivation

1. Wird ein Objekt (Ω) zum Zeichen (Z) erklärt, so läßt sich Z nach Bense (1967, S. 9) als Metaobjekt auffassen. Entsprechend habe ich in früheren Publikationen (vgl. z.B. Toth 2014) den in der semiotischen Literatur üblicher Weise als "thetische Einführung" bzw. "(thetische) Setzung" bezeichneten Prozeß, d.h. die Abbildung

$$f: \Omega \leftarrow Z$$

als Metaobjektivation bezeichnet. Rein formal betrachtet, gibt es drei mögliche semiotische Erscheinungsformen von f

$$f_1: (\Omega \leftarrow Z) \rightarrow \{Z, \Omega\}$$

$$f_2: (\Omega \leftarrow Z) \rightarrow \{Z, \emptyset\}$$

$$f_3: (\Omega \leftarrow Z) \rightarrow \{\emptyset, \Omega\},$$

wobei der Fall f_1 als Koexistenz von Zeichen und Objekt und die Fälle f_2 und f_3 als Substitutionen von Zeichen oder Objekt zu verstehen sind. Da die substitutiven Fälle bereits früher von mir behandelt wurden, genügt es für die Zwecke des vorliegenden Beitrags, festzustellen, daß sowohl $Z = \emptyset$ als auch $\Omega = \emptyset$ sein kann.

2. Linguistisch, und d.h. nach Bense (1981, S. 91 ff.) metasemiotisch gesehen, werden die Wörter (Zeichen) von Sprachen in Appellative einerseits und in Namen andererseits unterteilt. Bei den letzteren ist zwischen Namen für belebte und für unbelebte Objekte zu unterscheiden. Da belebte Objekte üblicherweise als Subjekte bezeichnet werden, führe ich hier neben dem Begriff der Metaobjektivation denjenigen der Metasubjektivation ein. Damit ergibt sich das folgende formale System für beide Formen thetischer Introdution.

2.1. Appellative

$$f: \Omega \leftarrow Z$$

2.1.1. $\Omega \neq \emptyset$

Beispiele: Stuhl, Tisch, Bild.

2.1.2. $\Omega = \emptyset$

Beispiele: Drache, Nixe, Werwolf.

2.2. Namen

2.2.1. $f: \Omega \leftarrow Z$

2.2.1.1. $\Omega \neq \emptyset$

St. Gallen, Säntis, Bodensee.

2.2.1.1. $\Omega = \emptyset$

Schilda, Simeliberg, Silbersee (Karl May).

2.2.2. $g: \Sigma \leftarrow Z$

2.2.2.1. $\Sigma \neq \emptyset$

Max, Elisabeth, Charles.

2.2.2.2. $\Sigma = \emptyset$

Frau Holle, Peter Pan, Räuber Hotzenplotz.

3. Nun gibt es aber eine weitere Möglichkeit einer semiotischen Differenzierung dieses Systems von Metaobjektivation und Metasubjektivation, und zwar den Fall leerer Subjekte bei letzterer betreffend, d.h. für

$g: \Sigma \leftarrow Z$

mit $\Sigma = \emptyset$.

3.1. Wird ein (neugeborenes) Kind getauft, so wird ihm (Σ) sein Name (Z) zwar von seinen Eltern gegeben, d.h. es handelt sich um eine reguläre Meta-subjektivation, aber diese steht, da Z frei wählbar ist, notwendig in symbolischer Bezeichnungsfunktion zu Σ ,

$R(Z, \Sigma) = (2.3)$.

3.2. Gibt hingegen ein Autor dem Helden seines Romans einen Namen, dann stellt zwar auch diese Namengebung – wie diejenige bei der Taufe – primär eine arbiträre Entscheidung dar, aber da der Autor sich wohl in den meisten Fällen

erst nach der Charakterzeichnung seines fiktiven Subjektes zur Namengebung entscheidet (z.B. Buchhalter Nievergelt [Gottfried Keller], Metzger Beilfleiss [Kurt Früh]), bietet sich ihm – im Gegensatz zu den Eltern bei der Taufe des Kindes – die Möglichkeit, den Namen einer charakteristischen Eigenschaft des fiktiven Subjektes anzupassen, d.h. es ergibt sich hier die Möglichkeit einer iconischen Bezeichnungsfunktion

$$R(Z, \Sigma) = (2.1).$$

3.3. Da es neben der iconischen und der symbolischen Bezeichnungsfunktion, d.h. in saussurescher Terminologie zwischen motivierter und arbiträrer Relation zwischen Zeichen und Objekt bzw. Subjekt, in der Peirce-Bense-Semiotik noch die indexikalische Bezeichnungsfunktion

$$R(Z, \Sigma) = (2.2)$$

gibt, stellt sich die Frage, inwiefern diese in das in dieser Arbeit präsentierte System von Metaobjektivation und Metasubjektivation paßt. Beispiele für diese zwischen Icon und Symbol bzw. zwischen motivierten und unmotivierten Zeichen vermittelnde Bezeichnungsfunktion finden sich ausschließlich bei Namen für unbelebte Objekte, d.h. sie fallen in den Bereich der Funktion

$$f: \Omega \leftarrow Z,$$

feldbeschränkt auf die Metaobjektivation von Namen (d.h. nicht von Appellativen), wie z.B. bei Ortsnamen des Typs "Zürcherstraße", "Oberberg", "Unterswasser", denn beim Typus, zu dem das Beispiel "Zürcherstraße" gehört, verhält es sich so, daß solche Straßennamen als Zeichen niemals Teile des Universums sind, das neben den Zeichen auch die von ihnen bezeichneten Objekte enthält, d.h. es gibt weder eine Zürcherstraße in Zürich, noch eine St. Gallerstraße in St. Gallen, wohl aber gibt es solche Straßen in Umgebungen der Systeme, zu denen diese Objekte gehören, also z.B. im Falle der Zürcherstraße in Winterthur und im Falle der St. Gallerstraße in Gossau SG. Solche Straßennamen sind also indexikalisch, indem sie die Richtungen bezeichnen, in welche diese Straßen führen bzw. die Codomänen, nicht aber die Domänen der Abbildungen, als welche Straßen objekttheoretisch und raumsemiotisch aufzufassen sind, betreffen. Einfacher als indexikalisch sind Typen wie Oberberg, Mittenwald,

Unterwasser zu verstehen, denn sie bezeichnen ebenfalls Ortsangaben, aber im Gegensatz zum besprochenen Typus keine direktionalen, sondern lokale.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Formales System der Metaobjektivation I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

Zwei Sorten von Metaobjekten

1. Bereits in Benses erstem semiotischen Buch wird das Zeichen als Metaobjekt eingeführt: "Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (Bense 1967, S. 9). Eine Definition findet sich dann im "Wörterbuch der Semiotik": Ein Metaobjekt ist "ein Objekt, das sich, wie Metasprache auf Objektsprache, auf ein anderes bezieht und nur dadurch Realität und Sinn gewinnt. In diesem Sinne sind Zeichen stets nur Metaobjekte. Semiotik kann als Theorie der Metaobjekte aufgefaßt werden" (Bense/Walther 1973, S. 62).

2. Neben den Zeichen als Metaobjekten wurden von Bense, allerdings nur im entsprechenden Lemma des semiotischen Wörterbuches und anschließend nirgendwo mehr, auch die Zeichenträger als Metaobjekte oder auch als "Präobjekte" definiert: "Der Träger ist stets Präobjekt des Zeichens, so wie dieses selbst Metaobjekt seines Objektes ist. In dieser Rolle hat es doppelte Mitrealität: es ist mitreal relativ zu den Form- und Substanzkategorien seines realisierenden Mittels und mitreal relativ zu den Gegenstands- und Funktionskategorien seines präsentierenden Körpers" (Bense/Walther 1973, S. 137).

3. In Toth (2014a) wurde nun zwischen vier ontisch-semiotischen Objektbegriffen unterschieden

1. dem ontischen Objekt, das der Zeichensetzung vorgegeben sein muß und das als Referenzobjekt fungiert

2. dem ontischen Objekt des Zeichenträgers

3. dem Objektbezug innerhalb der triadischen Zeichenrelation, d.h. der Relation des bezeichnenden Zeichens zu seinem bezeichneten Objekt

4. der durch die Realitätsthematik präsentierten "strukturellen" oder "entitätlichen" Realität thematisierter oder thematisierender Objekte.

Allerdings gibt Benses Unterscheidung von zwei Sorten von Metaobjekten bzw. seine Differenzierung zwischen Metaobjekt und Präobjekt Anlaß, den 2. Objektbegriff, den des Zeichenträgers, einer Revision zu unterziehen, denn Bense führt weiter aus: "Man muß also zwischen dem primären Realisations-träger des Zeichens (den Substanz- und Formkategorien des Zeichens als

Mittel, z.B. seiner kontrasterzeugenden Figur) und dem sekundären Präsentationsträger des Zeichens (dem orts- und situationsgebundenen Funktionskörper, z.B. der Hauswand für das Plakat) unterscheiden" (Bense/Walther 1973, S. 137).

Diese Differenzierung des Zeichenträger in Realisationsträger einerseits und in Präsentationsträger andererseits entspricht nun genau derjenigen, die zuletzt in Toth (2014b) als Zeichenträger und als Objektträger im Zusammenhang mit semiotischen Objekten, d.h. Zeichenobjekte und Objektzeichen (vgl. Toth 2008) behandelt worden war.

4. Es sind somit zwei Fälle zu unterscheiden: Zeichen- und Objektträger bzw. Realisations- und Präsentationsträger fallen zusammen, oder sie fallen nicht zusammen.

4.1. Wie bereits in früheren Arbeiten von mir gezeigt worden war, ist der Nicht-Zusammenfall von Zeichen- und Objektträger typisch für Zeichenobjekte, d.h. von semiotischen Objekten, bei denen der Zeichenanteil den Objektanteil überwiegt. Als Beispiel stehe ein Wirtshausschild. Der Zeichenträger dieses semiotischen Objektes ist das Schild selbst, das somit als Realisationsträger fungiert. Hingegen fungiert die Hauswand, an der das Schild durch Streben befestigt ist, als Objektträger des semiotischen Objektes und fungiert somit als Präsentationsträger. Hier gilt also

Zeichenträger \neq Objektträger

bzw.

Realisationsträger \neq Präsentationsträger. Bei dem von Bense erwähnten Verhältnis von Plakat und Plakatwand liegt der gleiche Fall vor: Bei diesem Zeichenobjekt ist das Papier Zeichenträger bzw. Realisationsträger des Zeichenanteils, d.h. der Schrift, aber die Hauswand ist Objektträger bzw. Präsentationsträger des Plakates, d.h. des aus Zeichen- und Objektanteil bestehenden semiotischen Objektes.

4.2. Wie ebenfalls schon in früheren Publikationen gezeigt worden war, ist hingegen der Zusammenfall von Zeichen- und Objektträger typisch für Objektzeichen, d.h. semiotischer Objekte, bei denen der Objektanteil den Zei-

chenanteil überwiegt. Als Beispiel stehe die früher bekannte und vor vielen Restaurants stehende dreidimensionale Kochfigur, deren Finger auf das Tagesmenu zeigt. Bei diesem semiotischen Objekt lassen sich Zeichen- und Objektanteil nicht unterscheiden, denn die Geste des Kochs ist ebenfalls als Objekt realisiert. Als Realisationsträger fungiert der Präsentationsträger, denn das Objekt ist nicht wie das Wirtshauschild adessiv an einem anderen Objekt befestigt, sondern es steht inessiv mitten auf der Straße, ein semiotisches Objekt als "Störung im Raum", wie Max Bense in einer seiner Vorlesungen dieses Phänomen einmal nannte. Somit sind Zeichen- und Objektträger identisch. Am typischsten ist diese Koinzidenz für Prothesen, in deren weiteren ontischen Kontext auch die obige Kochfigur gehört. Die iconische Form, d.h. der Zeichenanteil, besitzt als Referenzobjekt einen realen Körperteil, ist also genau so wie die Geste des Kochs, dessen Referenzobjekt das hinter ihm befindliche Restaurant ist, als Objekt realisiert. In diesem Fall gilt also

Zeichenträger = Objektträger

bzw.

Realisationsträger = Präsentationsträger.

Literatur

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Zeichenobjekte und Objektzeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2008

Toth, Alfred, Zeichen als Entlastung von Objekten. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Ontische Grammatik I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Metaobjektivation und Kausalität

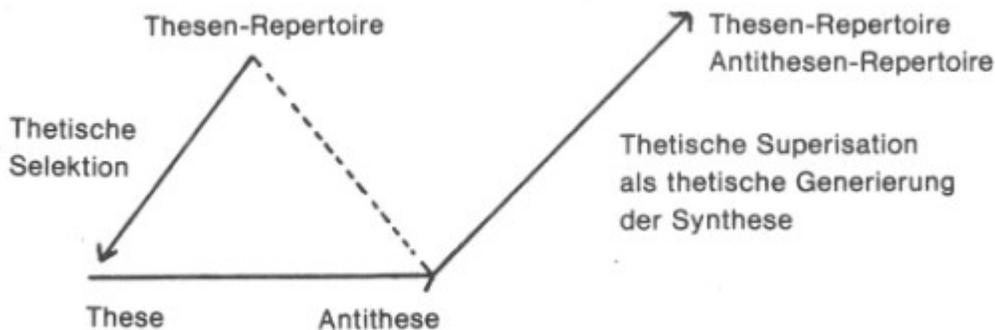
1. Eine sowohl für die Ontik als auch für die Semiotik (sowie die zwischen ihnen vermittelnde Präsemiotik) bedeutsame Unterscheidung findet sich in Gotthard Günthers leider erst posthum veröffentlichtem Buch "Die amerikanische Apokalypse", nämlich diejenige zwischen magischen und kausalen Serien, denn Günther stellt zu den ersteren fest: "Was hier geschieht, ist für den Logiker völlig einsichtig. Es werden eine Anzahl voneinander (kausal) unabhängiger Erfahrungsdaten gesammelt und unter einem übergeordneten Bestimmungs- resp. Bedeutungsgesichtspunkt zusammengefaßt" (2000, S. 122) und fährt fort: "Eine Serie ist nichts anderes als die allgemeine Form einer kognitiven Synthese von Erfahrungsdaten. Ihr logisches Schema hat die Form einer Gleichung

$$a^1, a^2, a^3, \dots, a^n = x,$$

in der eine beliebige Anzahl materieller Bewußtseinsdaten (a) einem Bedeutungsdatum (x) gleichgesetzt werden. Es ist bemerkenswert, daß von diesem rein formallogischen Gesichtspunkt her gesehen unsere Kausalitätskategorie ein extremer Spezialfall eines solchen abstrakten Serienschemas ist. (a) bedeutet dann Ursache und (x) meint Wirkung. Liest man die obige Formel interpretativ, so lautet sie: Die Summe aller Ursachen ist äquivalent der Wirkung" (a.a.O., S. 126 f.).

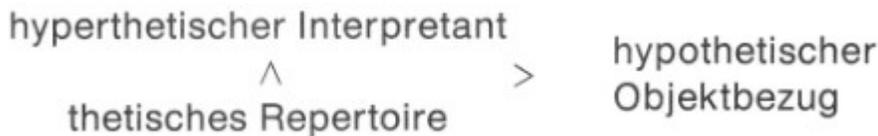
2. Diese Auffassung Günthers erinnert an Nietzsches bekannte Aussagen zur Kausalität, vgl. z.B. "Die *Berechenbarkeit eines Geschehens* liegt nicht darin, daß eine Regel befolgt wurde, oder einer Notwendigkeit gehorcht wurde, oder ein Gesetz von Kausalität von uns in jedes Geschehen projiziert wurde -: sie liegt in der *Wiederkehr 'identischer Fälle'*" (Nietzsche, ed. Schlechta, Bd. III, S. 768). Wenn Nietzsche ferner feststellt: "Es gibt gar keine andre Kausalität als die von Wille zu Wille" (Nietzsche, ed. Schlechta, Bd. III, S. 449), dann sind wir beim Zeichen angekommen, dessen thetische Setzung willenhaft geschehen muß, da Zeichen im Gegensatz zu Objekten nicht-vorgegeben sind (vgl. Toth 2014a, b). Es erstaunt daher nicht, daß man viele Jahrzehnte nach Nietzsche bei Bense liest: "Damit scheint auch festzustehen, daß überall dort, wo die semiotische Methode (...) einsetzbar ist, es sich stets auch darum handelt, kau-

sale Zusammenhänge, wie sie zwischen Ursachen und Wirkungen physikalischer Provenienz behauptet und beschrieben werden können, in repräsentierende Zusammenhänge, wie sie zwischen Repertoires und Repräsentanten semiotischer Provenienz bestehen, zu transformieren (1975, S. 124). Im Gegensatz zu Günther jedoch, der seiner Formel die 2-wertige aristotelische Logik zugrunde legt, geht Bense vom dialektischen Dreischritt aus, den er in der Form einer triadischen präsemiotischen Relation darstellt.



(Bense 1975, S. 28)

Noch deutlicher wird diese dialektische präsemiotische triadische Relation dann einige Jahre später in der Form eines peirceschen semiotischen Kreationsschemas dargestellt.



(Bense 1979, S. 89)

Der damit intendierte Übergang von dem zunächst rein ontischen 2-wertigen Schema im Sinne der Summation beobachteter bzw. erfahrener, d.h. aber auf jeden Fall vorthetischer und damit präsemiotischer Daten im Sinne der "Wiederkehr identischer Fälle"

$$a^1, a^2, a^3, \dots, a^n = x$$

zum nicht-klassischen 3-wertigen semiotischen Schema

$$(M > I) \gg O$$

entspricht also demjenigen zwischen Präsemiotik und Semiotik, d.h. also dem Übergang von disponibler Selektion zu Metaobjektivation. Die Repräsentation kausaler Serien von Ursache und Wirkung durch semiotische "Serien" von Repertoires und Repräsentamina setzt damit aber tatsächlich voraus, daß magische und kausale Serien sich weder logisch noch semiotisch unterscheiden, indem beide im 3-wertigen logischen Schema repräsentierbar sind. Anders ausgedrückt: Zwischen Anzeichen, natürlichen Zeichen oder Symptomen, kurz: Zeichen φύσει, einerseits und Wunderzeichen, Omina usw. andererseits besteht semiotisch überhaupt kein Unterschied, da sie beide keine thetisch eingeführten Zeichen sind.

Literatur

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Günther, Gotthard, Die amerikanische Apokalypse. München 2000

Nietzsche, Friedrich, Werke. Hrsg. von Karl Schlechta. Frankfurt am Main 1979

Toth, Alfred, Ontik, Präsemiotik und Semiotik. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Ein Objekt als Zeichen interpretieren. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Ontotopologie der Metaobjektivation

1. Unter Metaobjektivation verstehen wir bekanntlich diejenige Funktion, welche ein Zeichen (Z) auf ein Objekt (Ω) abbildet (vgl. zuletzt Toth 2014)

$$\mu: \Omega \rightarrow Z,$$

denn nach Bense gilt: "Jedes beliebige Etwas kann (im Prinzip) zum Zeichen erklärt werden. Was zum Zeichen erklärt wird, ist selbst kein Objekt mehr, sondern Zuordnung (zu etwas, was Objekt sein kann); gewissermaßen Metaobjekt" (1967, S. 9).

2. Allerdings folgt aus dem in Toth (2013) definierten Theorem der ontisch-semiotischen Isomorphie, daß die Abbildung μ voraussetzt, daß für die Merkmalsmengen von Objekt und Zeichen gilt

$$M(\Omega) \cap M(Z) \neq \emptyset,$$

und wie in Toth (2015) gezeigt wurde, stellt die Menge der sog. Zeichenzahlen genau die Menge der Relationen dar, welche diese Ungleichheitsrelation definieren

$$\langle 1.1 \rangle = \begin{array}{l} -\bar{z} \cup z \\ z \cup -\bar{z} \end{array}$$

$$\langle 1.2 \rangle = \bar{z}$$

$$\langle 1.3 \rangle = n = z \cup m$$

$$\langle 2.1 \rangle = -z$$

$$\langle 2.2 \rangle = n = m \supset (m \cap o)$$

$$\langle 2.3 \rangle = n = ((m \supset o) \cap o) \cup p$$

$$\langle 3.1 \rangle = n = (-\bar{z} \supset m)$$

$$\langle 3.2 \rangle = n = ((m \supset o) \cap o) \supset p$$

$$\langle 3.3 \rangle = n = (m \supset o) \cup p.$$

3. Diese 9 Zeichenzahlen, die den 9 Subzeichen der peirce-benseschen Zeichenrelation bijektiv abgebildet sind, besagen also, daß es nicht eine

uniforme Metaobjektivation μ , sondern eine Familie von Metaobjektivation μ_i gibt, und zwar abhängig von der Kategorialität der Codomänen der Abbildungen.

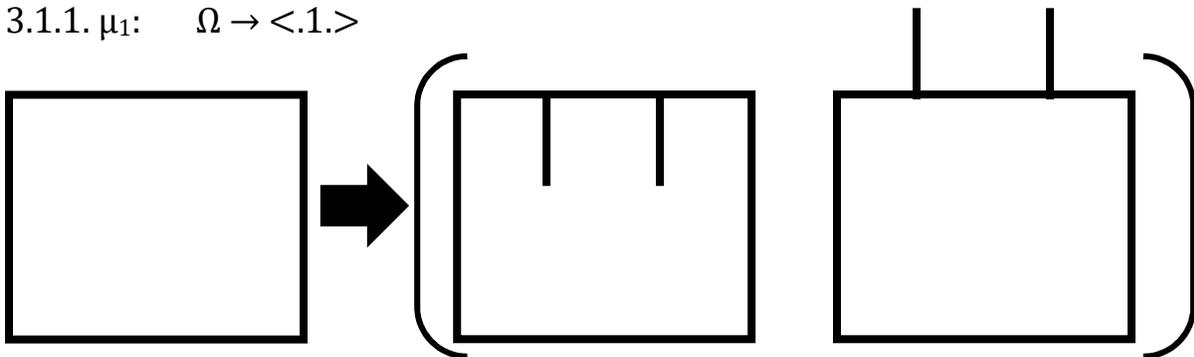
3.1. Fundamentalkategoriale Metaobjektivation

Bei der fundamentalkategorialen Metaobjektivation, bei der als Codomänen die drei peircischen Kategorien der Erstheit, Zweitheit und Drittheit fungieren, wird also ein subjektives, d.h. wahrgenommenes Objekt, oder, wie sich Bense (1975, S. 41 ff. u. S. 65 f.) ausdrückte, ein "disponibles" bzw. "vorthetisches" Objekt auf eine der drei semiotischen Kategorien abgebildet. Da die letzteren vermöge Toth (2015) komplex sind, kann das Domänen-Objekt reell definiert und durch

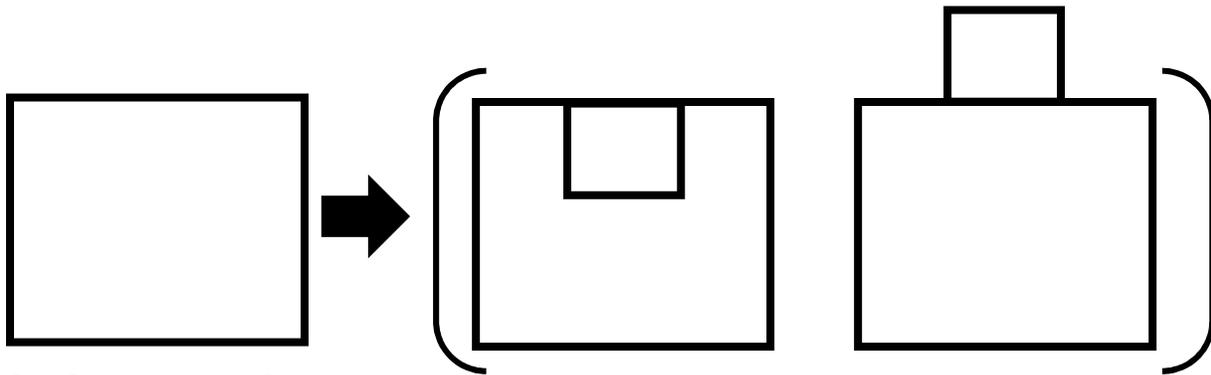


schematisch dargestellt werden. Man beachte, daß es bei den Metaobjektivationstypen der drei Fundamentalkategorien jeweils zwei Möglichkeiten gibt, d.h. es liegt ontisch-semiotische Ambiguität vor.

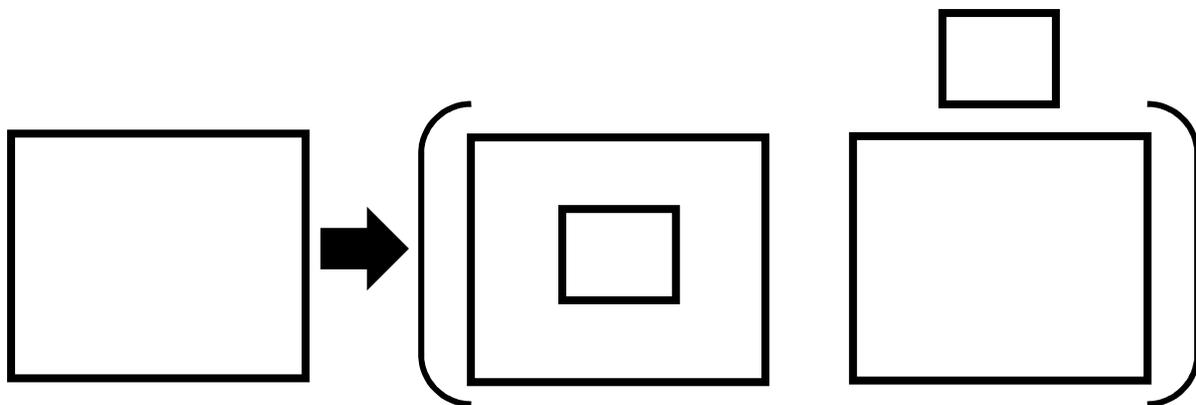
3.1.1. $\mu_1: \Omega \rightarrow \langle .1. \rangle$



3.1.2. $\mu_2: \Omega \rightarrow \langle .2. \rangle$

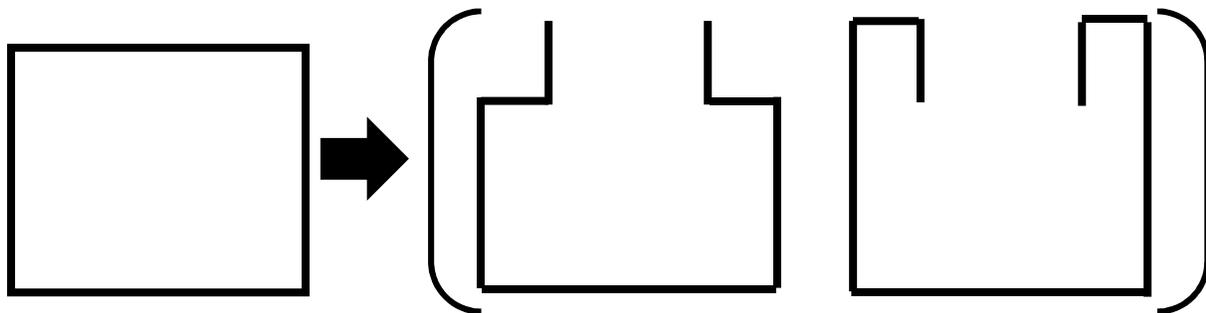


3.1.3. $\mu_3: \Omega \rightarrow \langle .3. \rangle$



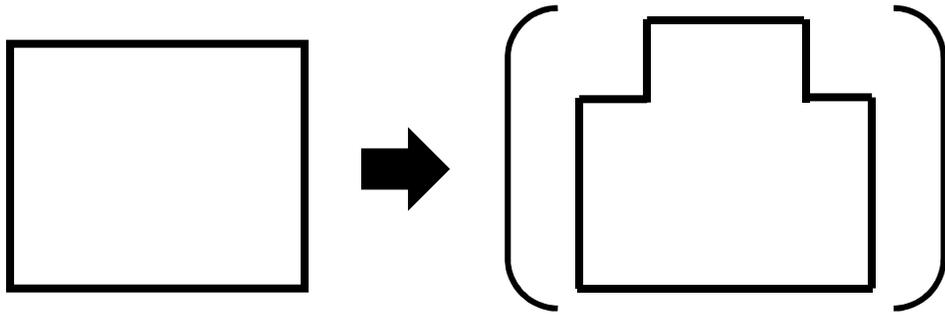
3.2. Subrelationale Metaobjektivation

3.2.1. $\mu_{11}: \Omega \rightarrow \langle 1.1 \rangle$

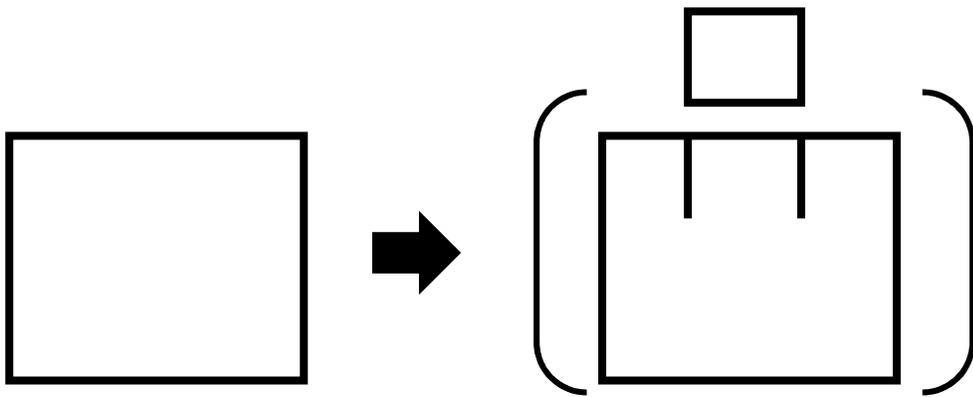


Dies ist unter den Subrelationen der einzige Fall ontisch-semiotischer Ambiguität.

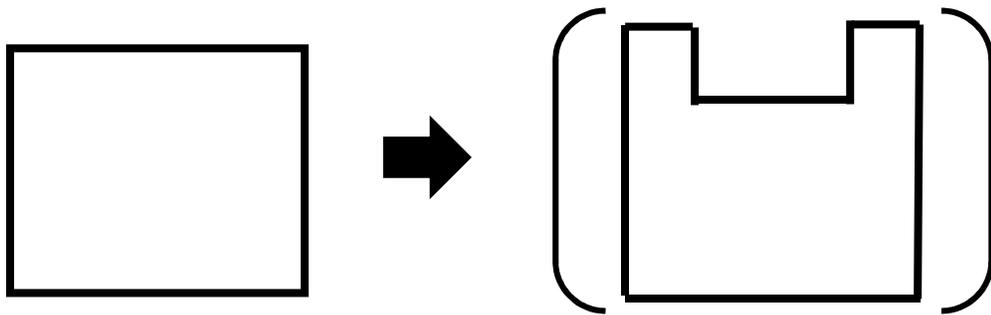
3.2.2. $\mu_{12}: \Omega \rightarrow \langle 1.2 \rangle$



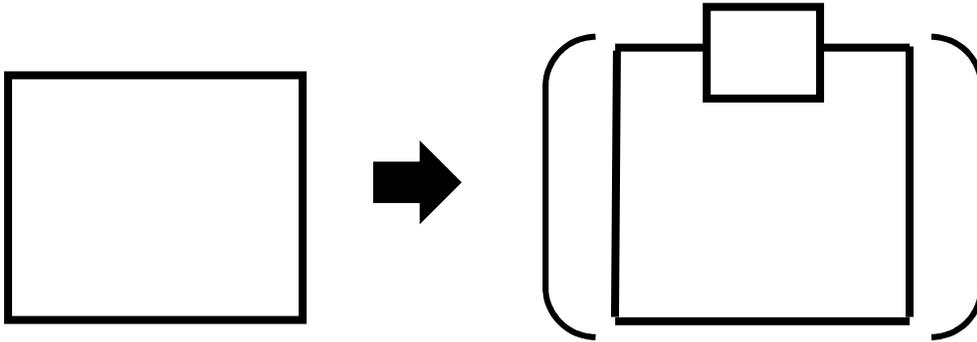
3.2.3. $\mu_{13}: \Omega \rightarrow \langle 1.3 \rangle$



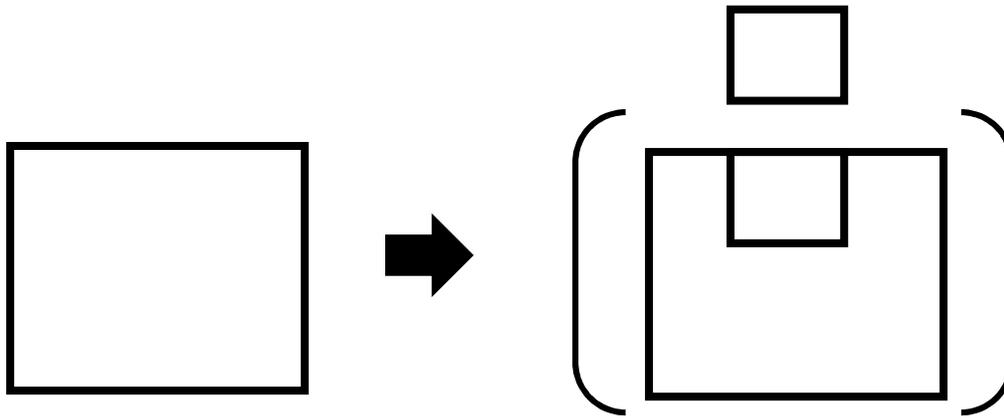
3.2.4. $\mu_{21}: \Omega \rightarrow \langle 2.1 \rangle$



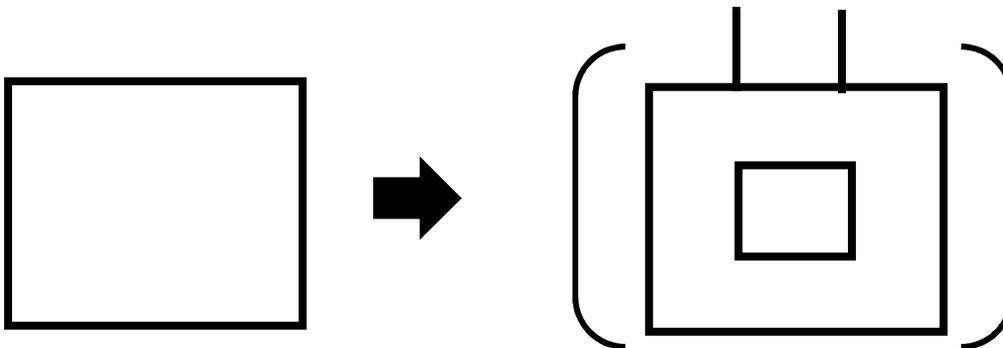
3.2.5. $\mu_{22}: \Omega \rightarrow \langle 2.2 \rangle$



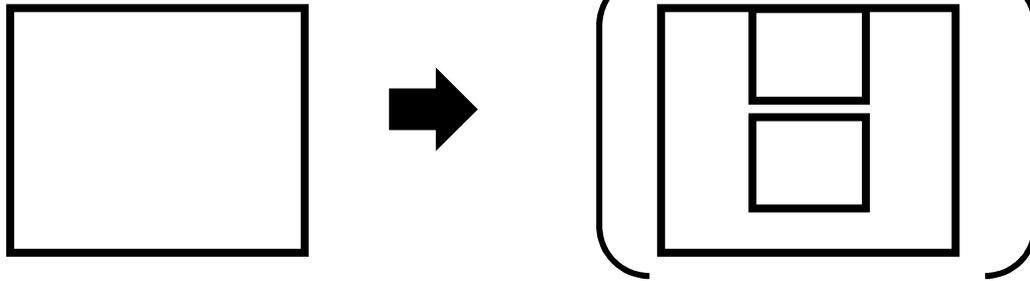
3.2.6. $\mu_{23}: \Omega \rightarrow \langle 2.3 \rangle$



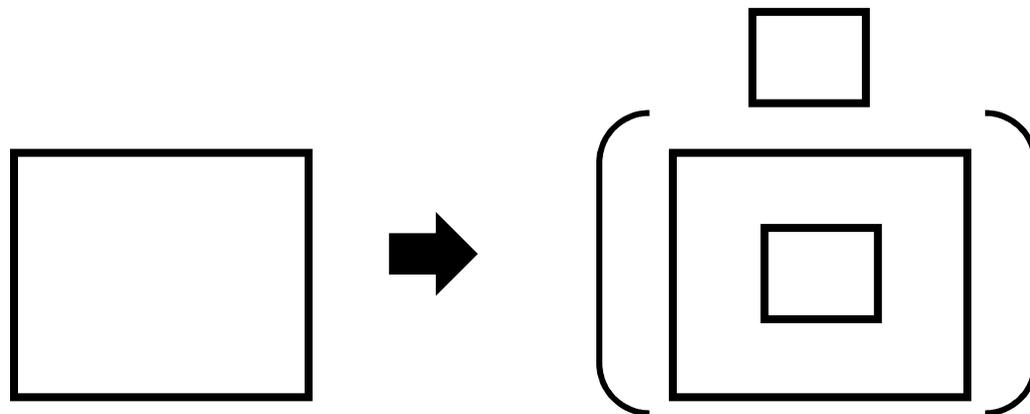
3.2.7. $\mu_{31}: \Omega \rightarrow \langle 3.1 \rangle$



3.2.8. $\mu_{32}: \Omega \rightarrow \langle 3.2 \rangle$



3.2.9. $\mu_{33}: \Omega \rightarrow \langle 3.3 \rangle$



Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Toth, Alfred, Formales System der Metaobjektivation I-III. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Toth, Alfred, Die Exessivität des Zeichens I-VI. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2013/2014

Toth, Alfred, Zur komplexen Arithmetik der Zeichenzahlen I-VI. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2014

Metaobjektivation als kontextuelle Transgression

1. Nach Bense/Walther (1973, S. 137) bedarf jedes Zeichen eines Zeichenträgers, dieser ist material und daher ontisch und gehört somit der Welt der Objekte und nicht der Welt des Bewußtseins an. Dagegen vermittelt gemäß Bense (1975, S. 16) das Zeichen zwischen den beiden Welten der Objekte und des Bewußtseins und damit zwischen Objekt und Subjekt. Wir müssen daher von einer 3-stelligen Relation

$$Z = [\Omega, Z, \Sigma]$$

ausgehen, die der aristotelischen 2-wertigen Logik widerspricht, da Z als Tertium datur relativ zu

$$Z^* = [Z, \Omega] \cong L = [P, N]$$

bzw.

$$\Omega^* = [\Omega, Z] \cong L = [P, N]$$

fungiert. Man kann somit das Zeichen als den Rand von Objekt und Subjekt in der Form

$$Z = R[\Omega, \Sigma]$$

bzw.

$$Z = R[\Sigma, \Omega]$$

definieren.

2. Wird ein Zeichen, aufgefaßt als Metaobjekt (vgl. Bense 1967, S. 9), auf ein Objekt abgebildet

$$\mu: \Omega \rightarrow Z,$$

so geschieht dieser willentliche Vorgang durch ein Subjekt, d.h. Ω ist ein subjektives Objekt, da es erstens durch ein Subjekt wahrgenommen und zweitens durch ein Subjekt selektiert ist, so daß wir also präziser

$$\mu: \Sigma\Omega \rightarrow Z$$

haben. Nun ist aber $\Sigma\Omega$, genauso wie seine duale Relation $\Omega\Sigma$, einer der beiden möglichen Ränder in der ebenfalls zu isomorphen Dichotomie

$$E = [\Omega, \Sigma],$$

d.h. es ist

$$R[\Omega, \Sigma] = \Omega\Sigma$$

$$R[\Sigma, \Omega] = \Sigma\Omega.$$

Gemäß Voraussetzung bekommen wir also das paradoxe Ergebnis

$$\Sigma = Z = R[\Omega, \Sigma]$$

$$\Sigma = Z = R[\Sigma, \Omega],$$

d.h. das Zeichen vertritt gleichzeitig in E die mit N in L isomorphe Position der negativen Subjektivität und bildet den Rand zwischen Objekt und Subjekt bzw. Subjekt und Objekt. Den Rand kann es allerdings nur dann bilden, wenn der Zeichenträger, die einzige ontische Entität des Zeichens, welche dieses sozusagen in der Welt der Objekte verankert, in die Zeichenrelation eingebettet wird (vgl. Toth 2015). Die reine Zeichenrelation $Z = [O, M, I]$ hingegen, in der O nicht nur das logische Objekt vertritt, sondern auch das ontische Objekt repräsentiert und in der I nicht nur das logische Subjekt vertritt, sondern auch das ontische Subjekt repräsentiert, ist frei von Materialität und ist damit durch eine kontextuelle Grenze nicht nur von seinem bezeichneten Objekt, sondern auch von seinem Zeichenträger getrennt.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Bense, Max/Walther, Elisabeth, Wörterbuch der Semiotik. Köln 1973

Toth, Alfred, Zur Kritik der Polykontextualitätstheorie. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015

Mittelbezug, Rand und Metaobjektivierung

1. Die in Toth (2015a) definierte allgemeine Systemrelation $S^* = [S, U, E]$ geht davon aus, daß $S^* \neq E$ ist, unterscheidet sich also von der in Bense (1979, S. 53 u. 67) definierten kategoriethoretischen Zeichenrelation $Z = [M, [[M, O], [M, O, I]]$ dadurch, daß $I = Z$ ist, denn der Interpretantenbezug ist als triadische Teilrelation mit dem Zeichen identisch, da er ja sowohl den Mittel- als auch den Objektbezug semiosisch involviert. Ontisch gerechtfertigt wird S^* dadurch, daß es Systeme gibt, die nicht nur offene, sondern auch abgeschlossene Umgebungen haben und daß nur im Falle, daß sowohl $U = \emptyset$ ist als auch $E = \emptyset$ ist $S^* = S$ gilt. In diesem Falle kann man also den Systemrand als "Eigenabschluß" definieren. Dem letzteren wird jedoch innerhalb von S^* kein eigener kategorialer Status zugesandt, denn für nicht-leere Systemränder gilt

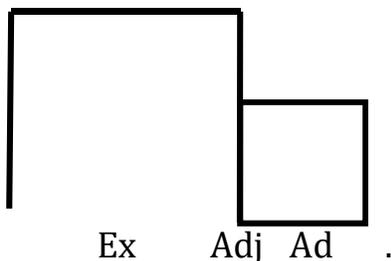
$$R[U, S] \neq R[S, U] \neq \emptyset,$$

obwohl systemische Ränder entitätisch und keine dedekindschen Schnitte sind, denn jedes Kind weiß, daß z.B. eine Hausmauer von Außen etwas anderes ist als eine Hausmauer von Innen und daß die Hausmauer selbst material ist, d.h. selbst eine ontische Struktur (z.B. gefüllt mit Isolationsmaterialien) besitzt.

2. Innerhalb der in Toth (2015b) definierten R^* -Relation

$$R^* = [\text{Adessivität}, \text{Adjazenz}, \text{Exessivität}] = [\text{Ad}, \text{Adj}, \text{Ex}]$$

korrespondiert jedoch der Systemrand R der Adjazenz. Dies wird ontisch dadurch gerechtfertigt, daß Systemränder selbst Objekte, wie etwa Fenster oder Türen, enthalten, die durch die reine ontische Lagetheorie, welche zwischen exessiven, adessiven und inessiven Lagerrelationen unterscheidet, nicht kategorisierbar sind. Das R^* zugehörige ontotopologische Modell sieht daher wie folgt aus (vgl. Toth 2015c)



Damit erhalten wir natürlich eine neue triadische Systemrelation der Form $S^{**} = [S, R, U]$.

Wegen der in Toth (2015d) aufgezeigten Isomorphien zwischen den Teilrelationen von R^* und der von Bense (1981, S. 17 ff.) eingeführten Primzeichen-Relation

R^*	Primzeichen
Ad	2
Adj	1
Ex	3

bekommen wir sofort

2	1	3
---	---	---

U R S

Ω	μ	Z
----------	-------	---

,

d.h. es wird eine weitere Isomorphie zwischen semiotischem Mittelbezug, Systemrand und der Metaobjektivationsabbildung, die ein Objekt auf ein Zeichen abbildet (vgl. Bense 1967, S. 9), sichtbar

$$1 \cong R \cong \mu.$$

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen. Baden-Baden 1979

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Zu einer triadischen System-Definition. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Adessivität, Adjazenz und Exessivität. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

Toth, Alfred, Definition der R^* -Zahlenrelation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015c

Toth, Alfred, Eine tetradische kategorial heterogene ontische Relation. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015d

Die Aufhebung der Differenz zwischen Elementen und Mengen von Elementen in der Metaobjektivierung

1. Innerhalb der Zeichensetzung, die eine thetische, d.h. willentliche Setzung eines Zeichens für ein Objekt ist, fungiert das Zeichen nach Bense (1967, S. 9) als "Metaobjekt". Wir hatten deshalb die Abbildung

$$\mu: \Omega \rightarrow Z$$

als Metaobjektivierung bezeichnet. Unter den zahlreichen, in früheren Arbeiten ausführlich behandelten Eigenschaften der Funktion μ ist die bedeutendste, daß sie nicht-umkehrbar ist. Was zum Zeichen erklärt wird, bleibt Zeichen, es sei denn, das bezeichnete Objekt verschwinde. Beispiele aus jüngster Zeit sind Schüttstein, Schreibmaschine oder Telefax.

2. Eine bislang nicht behandelte und besonders bemerkenswerte Eigenschaft der Funktion μ besteht darin, daß sie die Differenz zwischen Elementen (Objekten) und Mengen von Elementen (Mengen von Objekten) aufheben kann. Das folgende Schema aus Hjelmlev (1974, S. 57) wurde aus Klein (1983, S. 107) reproduziert, wo es aus dem Blickwinkel der dreifachen Begrifflichkeit Husserls diskutiert wird.

Französisch	Deutsch	Dänisch	Italienisch
arbre	Baum	trae	albero
bois	Holz	skov	legno
	Wald		bosco
forêt			foresta

Für alle vier Sprachen, die in dieser Tabelle als metasemiotische Systeme fungieren, gilt

$$\text{Baum} = \Omega$$

$$\text{Wald} = \{\Omega\},$$

d.h. der Wald wird als Abstraktionsklasse mehrerer Bäume aufgefaßt. Trotzdem stimmen von den vier Differenzen von Ω und $\{\Omega\}$ keine zwei metasemiotischen Systeme außer dem einen Fall franz. arbre = dt. Baum paarweise miteinander überein. Um zu verstehen, worum es hier geht, muß natürlich erwähnt werden, daß das hjelmslevsche Schema primär semantisch intendiert ist. So bezeichnet etwa franz. forêt einen Nadelwald, während franz. bois einen Laubwald bezeichnet. Allerdings bezeichnet franz. en bois ein Objekt, dessen Material Holz ist und durchkreuzt damit keine semantische Grenze, sondern diejenige zwischen Objekt und Abstraktionsklasse von Objekten.

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Hjelmslev, Louis, Prolegomena zu einer Sprachtheorie. München 1974

Klein, Josef, "Denken" und "Sprechen" nach Aspekten der Theoretischen Semiotik unter besonderer Berücksichtigung der Phänomenologie Edmund Husserls. Diss. Stuttgart 1983